Die
Geſchichte der Deutſchen

von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Dritter Band.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,
Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.
1844.

469. D.

4° Germ. g. 210 m/3.4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Geſchichte der Reformation in Deutſchland.

Von

Johann Georg Auguſt Wirth.

Emmishofen bei Konſtanz am Bodenſee,

Druck und Verlag des literariſchen Inſtituts.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die

Geſchichte der Reformation.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchen=Verbeſſerung.

(Vom Jahr 1493 bis 1648.)

Erſtes Hauptſtück.

Vorläufer. Geiſtiger Zuſtand Deutſchlands im Zeitraum von 1450 bis 1516.

Durch den Sieg der Päpſte über das Konzilium in Baſel wurde die Kirchen=Verbeſſerung, welche die öffentliche Meinung der Völker forderte, nicht verhindert, ſondern nur um ein Menſchenalter verzögert, dafür aber auch der Umſchwung tiefer und großartiger. Auf den Synoden des 15. Jahrhunderts wollten die höhern Stände, als geſetzliche Vertreter der Kirche, eine Wiedergeburt der Geiſtlichkeit ermitteln: die Bewegung ſollte alſo von oben ausgehen und geleitet werden, eine Reform auf geſetzlichem Wege ſein; da aber die Böswilligkeit der römiſchen Biſchöfe eine ſolche gemäßigte Kirchen=Verbeſſerung vereitelte, ſo wurde die Triebkraft des Jahrhunderts ſo eingepreßt, daß ſie einen gewaltſamen Ausbruch nehmen, daß die Reformation zur Revolution übergehen mußte. Alle Verhältniſſe des Lebens, alle äuſſern, wie innern Begebenheiten, ſelbſt die Handlungen der Päpſte wirkten von nun an dahin, die Kirchen=Verbeſſerung zu einem unabweislichen Bedürfniß zu erheben und unwiderſtehlich herbeizuführen. Wir zeigen dieß näher.

Das Verderbniß der Sitten hatte den Ruf nach Reform zunächſt eingegeben; als jedoch die Biſchöfe in Rom durch Verrath und Beſtechung die guten Abſichten der Verſammlung in Baſel vereitelt hatten, ſo wähnten ſie in ihrer Kurzſichtigkeit, in der alten Weiſe ohne Gefahr fort herrſchen zu können. Es blieb daher bei dem Verkauf der Ämter, der Gelderpreſſung, und der Üppigkeit der höhern Geiſtlichkeit. Von einer Verbeſſerung der Sitten war alſo keine Rede, ja es erfolgte ſogar noch eine Verſchlimmerung. Dadurch ſanken aber die Geiſtlichen in der öffentlichen Meinung ſo ſehr, daß ſie endlich geradezu verachtet wurden. Ja der Prior eines Kloſters in Mecheln erklärte die Mönche für den Ausbund des Laſters, indem er ausrief: „was ſich ein Mönch unterfängt, würde der Teufel ſelbſt nicht auszudenken

wagen" [1]). Nachdem das Übel ſo hoch geſtiegen war, ſo wurde in allen gutgeſinnten Geiſtlichen das ſittliche Gefühl empört, und dieſe forderten mit Nachdruck die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Zugleich äuſſerten die erhabenen Beiſpiele von Johannes Huß und ſeines Freundes Hieronymus ihre nothwendigen Wirkungen: denn die Edlen ſtarben für ihre Überzeugung, und ein ſolcher Tod iſt eine Hingebung für die Menſchheit, die niemals ohne Segen bleibt, iſt ein Keim der Sittlichkeit und Tugend für Jahrhunderte. Bei allen aufgeklärten Böhmen verwandelte ſich daher die Liebe zu den Märtyrern in Ehrfurcht, ja ſogar in Religion, wie bei den Schülern von Jeſus, und ſie bereisten deßhalb Deutſchland nach verſchiedenen Richtungen, um die Lehren von Johannes Huß zu verbreiten. In unſerm Volk lebte wegen ſeines tiefern Gefühles immer ein größerer Sinn für die höhern Wahrheiten der Religion, und die Grundſätze der böhmiſchen Reformatoren fanden daher an vielen Orten Deutſchlands Eingang. Am meiſten verbreiteten ſich dieſelben in Franken; denn während im Würzburgiſchen um das Jahr 1446 auf Befehl des Biſchofs 130 Perſonen als Anhänger von Huß eingezogen wurden, war die neue Lehre ſchon einige Jahre vorher in Bamberg ſo ſtark verbreitet, daß zur Zurückdrängung derſelben den Einwohnern fortan der förmliche Eid abgenommen wurde, der huſſitiſchen Neuerung nicht anzuhängen. Endlich entſtand durch Hans Böheim, oder den Pauker von Niklashauſen, eine große geiſtige Bewegung in Franken, die ſich auch über Schwaben und Baiern verbreitete. Böheim lehrte nämlich, nach vorgeblicher Eingebung der heiligen Jungfrau, ſchwärmeriſch im Sinne von Johann Huß, und zog dadurch das Volk aus weiter Entfernung an ſich. Vom Rheine her, ja ſelbſt von Schwaben und Baiern ſtrömten ſo viele Menſchen herbei, um den Pauker zu hören, daß ein Mal 40,000 verſammelt waren. Die Geſchichtsquellen bemerken aber ausdrücklich, daß Hans Böheim ſeine Lehre von den Jüngern Huſſens empfangen habe. Zu allem dem kam noch, daß man ſchon im 15. Jahrhundert mehrere deutſche Überſetzungen der Bibel hatte, daß alſo auch die Bürger unmittelbar mit dem Geiſt des Chriſtenthums ſich bekannt machen konnten. Da indeſſen der gebotene Kirchenglaube und insbeſondere der Lebenswandel der Geiſtlichen mit dem Weſen der Lehre Jeſu häufig im Widerſpruch ſtand, ſo vermehrten auch die Bibel-Überſetzungen die reformatoriſche Richtung in Deutſchland. Endlich erweckte das gleichzeitige Studium des tiefſinnigen Kirchenvaters Auguſtin in einigen Gelehrten eine Geſinnung, wodurch ſie unmittelbar die Vorboten des religiöſen Reformators wurden. Zuerſt beſchuldigte der Prediger Johann von Weſel in Worms die päpſtliche Lehre des Chriſtenthums geradezu des Irrthums, und wollte nichts als wahr anerkennen, was nicht durch die Bibel erwieſen werden könne. Denſelben Grundſatz hatte auch Johann Huß, und er machte überhaupt das charakteriſtiſche Merkmal aller religiöſen Reformatoren aus. Johann von Weſel wurde zwar verfolgt, und beſchloß nach abgedrungenem Widerruf 1482 ſein Leben im Gefängniß; allein gleichzeitig lehrten Johann von Goch [2]) und Johann Weſſel das Nämliche, ohne angefochten zu werden. Ganz entſchiedener Vorläufer der Kirchen-Verbeſſerung war endlich der Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg in Straßburg, welcher die Nothwendigkeit einer religiöſen Reform ſchon in ſeinen Vorträgen an das Volk nachwies. Geiler war ein ſehr beliebter Redner, und ſtand dem Volk näher, weil er im populären Tone predigte: ſeine nachdrückliche Forderung einer Kirchen-Verbeſſerung machte daher bedeutende Wirkung. Von großer Wichtigkeit

---

[1]) Quod Monachus audet praesumere, hoc Sathanas erubesceret excogitare.

[2]) Es iſt dieß derſelbe Prior des Kloſters in Mecheln, von welchem die Aeuſſerung in der vorigen Anmerkung herrührt.

war zugleich der Umſtand, daß Johann Geiler von der Unaufhaltſamkeit der Maaßregel innig überzeugt war. Als er einſtmals vor dem Kaiſer Maximilian I. predigte, ſo rief er mit tiefem Ernſt aus: „Wenn Kaiſer, Papſt und Biſchöfe nicht reformiren wollen, ſo wird Gott einen Reformator ſchicken. Es dauert nicht mehr lange. Ich bin dann ſchon todt, doch ihr werdet es noch erleben“ [3]). In gleicher Art traten die Weiſſagungen der bevorſtehenden Kirchen=Verbeſſerung an mehrerern andern Orten Deutſchlands hervor. Während in Thüringen Johannes Hilten den Anfang der Reformation mit auffallender Beſtimmtheit auf das Jahr 1516 vorausſagte[4]), beſchrieb Andreas Proles, Prior des Kloſters Himmelspforte bei Wernigerode, ſogar die Eigenſchaft des Reformators, welcher bald erſcheinen werde. „Gott,“ ſagte er, „wird einen Helden erwecken in der vollen Kraft des Lebens, ausgerüſtet mit Stärke, Geſundheit und Charakterfeſtigkeit, ausgezeichnet endlich durch Fleiß, Wiſſenſchaft, hohe Geiſtesgaben ſowie überſtrömende Beredſamkeit, und dieſer wird die Reformation beginnen“ [5]). Auch Sebaſtian Weinmann in Erfurt, Nikolaus Rus in Roſtock, Johann Syring in Magdeburg, Tielemann Spangenberg und Joſeph Grünbeck in Nürnberg ſagten die Reformation als nahe bevorſtehend voraus. So entſchieden hatte ſich alſo unter den Geiſtlichen ſelbſt die Richtung der Kirchen=Verbeſſerung ausgebildet. Zugleich entſtand in anderer Beziehung ein neues Geiſtes=Leben, welches den reformatoriſchen Ideen ebenfalls großen Vorſchub leiſtete.

In Italien war nämlich zum Zweck der Geſchmacksbildung das Studium der alten römiſchen Klaſſiker allgemein angeregt worden, ſowie durch die Überſiedelung mehrerer griechiſchen Gelehrten, welche durch den Fall von Konſtantinopel veranlaßt ward, auch das beſſere Verſtändniß der helleniſchen Literatur vorbereitet wurde. Da hochſtehende Männer, wie Cosmus und Lorenz von Medicis, ja ſelbſt die Päpſte dieſe neuere Richtung ſehr begünſtigten, ſo gewann ſie jenſeits der Alpen ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts entſchieden das Übergewicht. Von Italien ging das klaſſiſche Studium durch Felix Hemmerlin, Thomas von Kempen und Aeneas Sylvius auch auf Deutſchland über. Thomas gehörte zu den Brüdern des gemeinſamen Lebens, einem Mönchsorden, der eine beſſere Einrichtung hatte, als andere, und insbeſondre ſeinen Mitgliedern den freien Austritt verſtattete. Dieſe Geſellſchaft ſuchte die Religion durch gute Handlungen und Veredlung der Geſinnung lebendig zu machen, und widmete ſich dazu tiefern wiſſenſchaftlichen Forſchungen. Hierdurch wurde namentlich Thomas von Kempen auf das Studium der Alten geleitet, und da er hörte, daß dasſelbe in Italien ſo erfolgreich betrieben werde, ſo empfahl er ſeinen Schülern Rudolph Agricola, Moritz von Spiegelberg, Rudolph Lang, Ludwig Dringenberg und andern, in jenem Lande zu ſtudiren. Sehr viel trug hiernächſt Aeneas Sylvius zur Verbreitung des klaſſiſchen Studiums in Deutſchland bei, wie ſchon oben erwähnt wurde, da er nicht nur Gregor von Heimburg, ſondern auch viele andere Deutſche veranlaßte, ſich mit den Alten vertraut zu machen. So wurden Nürnberg, Köln, Salzburg und Wien die Sitze des klaſſiſchen Studiums, und von da breitete es ſich ſo raſch weiter aus, daß es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auch in Deutſchland das Übergewicht über die

---

[3]) Geiler von Kaiſersberg ſtarb im Jahr 1509, erlebte den Eintritt des kirchlichen Umſchwunges alſo wirklich nicht.

[4]) Sed alius, inquit (Johannes Hilten) veniet Anno Domini MDXVI, qui destruet vos, nec poteritis ei resistere. (Melanchthon in Apologia Confessionis Aug.)

[5]) Sed excitabit Dominus heroem aetate, viribus, industria, doctrina, ingenio et eloquentia praestantem, qui reformationem incipiet, erroribusque sese opponet. Ei Deus animum dabit, ut Magnatibus contradicere ausit.

bisherige Schulwiſſenſchaft oder die Scholaſtik erlangt hatte. Beſonderes Verdienſt um die Verbreitung der humaniſtiſchen Literatur erwarben ſich unter den Schülern des Thomas von Kempen vornehmlich Rudolph Agricola, Konrad Celtes und Johann Reuchlin. Erſterer wirkte ſeit 1482 als Profeſſor an der Univerſität in Heidelberg, und verſchaffte an jener wichtigen Hochſchule der neuen Richtung den Sieg. Celtes, gleich ſeinem Vorgänger Heimburg ein Franke, reiste dagegen in ganz Deutſchland umher, und verbreitete mit ungemeinem Eifer ſowohl in der Wiſſenſchaft, als in der Religion reformatoriſche Ideen. Eine dritte Wirkſamkeit desſelben werden wir weiter unten kennen lernen. Die tiefſte Begründung erhielt das klaſſiſche Studium jedoch durch Johann Reuchlin aus Pforzheim in Schwaben, welcher als ein ausgezeichneter Kenner des Hebräiſchen, Griechiſchen und Lateiniſchen ſich auswies, und durch ſeine ächt wiſſenſchaftliche Bildung das tiefere Eindringen in den Geiſt der Bibel eröffnete. Die neuen Anſichten, welche mit der Bürgſchaft der Gründlichkeit über das Chriſtenthum nun entſtanden, mußten nothwendig auf eine religiöſe Verbeſſerung leiten. Reuchlin war zwar zu ſanft, und zu ſchüchtern, um ein ſo ſchweres Werk ſelbſt zu unternehmen; allein er arbeitete durch ſeine Verdienſte um die Philologie dem künftigen Reformator weſentlich vor. Ein Gleiches geſchah von einem gelehrten Frieſen, Erasmus von Rotterdam, welcher am Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ſowohl das humaniſtiſche Studium beförderte, als auch unmittelbar neue Anſichten in der Religion verbreitete. Erasmus durchſchaute die Unhaltbarkeit des alten Kirchenſyſtems, und war zugleich über den Weg zur Reform ungemein klar. Da er noch überdieß gründliche philologiſche Kenntniſſe beſaß, und insbeſondere die lateiniſche Sprache mit hinreiſſender Anmuth ſchrieb, ſo wurde ſeine Wirkſamkeit außerordentlich mächtig. Erasmus lebte in Baſel (ſeit 1516), während Reuchlin in Schwaben lehrte (ſeit 1520 in Ingolſtadt), und Konrad Celtes bald in dieſem, bald in jenem Theile Deutſchlands im reformatoriſchen Sinn anregte. Das geiſtige Leben der Nation ward dadurch ſo ſehr geſteigert, daß auch Staatsmänner an den gelehrten Tendenzen Antheil nahmen. Beſonders ausgezeichnet in dieſer Beziehung war Wilibald Pirkheimer, aus einem vornehmen Patrizier-Geſchlecht in Nürnberg, kaiſerlicher Rath und Mitglied der Stadtverwaltung. Dieſer reichbegabte Mann betrieb auſſer ſeinen wichtigen Amtsgeſchäften ſehr eifrig das humaniſtiſche Studium, und wurde dadurch mit allen ausgezeichneten Gelehrten der neuern Richtung bekannt. Da er, wie ſie die Aufklärung beförderte, und durch ſeine ausgebreiteten Verbindungen der Geſchäftsführer oder politiſche Vertreter des Gelehrten-Vereines wurde, ſo ſchien Franken, wo ohnehin die größte geiſtige Regſamkeit herrſchte, in Beziehung auf die Wiſſenſchaft gleichſam der Mittelpunkt der reformatoriſchen Ideen zu ſein.

Wie ſchon angedeutet wurde, ſo waren der Gegenſatz der Humaniſten zunächſt die Anhänger der herrſchenden Schulgelehrſamkeit oder der Scholaſtik. Die letztere, aus den Klöſtern und den biſchöflichen Unterrichtsanſtalten hervorgegangen, war früher nicht ohne Verdienſt, ſondern hatte vielmehr wohlthätig gewirkt; allein ſie war, wie ihr Urſprung, die Kirche, im Laufe der Zeit ausgeartet. Natürlich hing ſie der orthodoxen Lehre eifrig an, und da das klaſſiſche Studium gerade von den Anhängern der Reform ſo eifrig betrieben wurde, auch ſeinem Geiſte nach der Scholaſtik entgegengeſetzt war, ſo mußte zwiſchen beiden ein heftiger Kampf entſtehen. Aber ſelbſt mit dem herrſchenden Kirchenglauben konnte die Verbreitung der Bildung der Alten in Widerſtreit gerathen; denn durch die Beförderung von Sprachkenntniſſen wurde der wahre Geiſt der Evangelien aufgeſchloſſen, der mit der orthodoxen Lehre im offnen Widerſpruch ſtand, und dann erweckten die Schriften der Alten auch freiſinnige Ideen, welche zuweilen über das Chriſtenthum ganz hinausgingen. Man wußte dieß ſchon im 15. Jahrhundert recht wohl, da Laurentius Valla in

Neapel auf die Gefahren aufmerkſam machte, die aus dem Studium der Alten für die Kirche erwachſen möchten. Allein die Humaniſten waren ſo klug, die Theologie immer ſorgfältig aus dem Spiel zu laſſen, ſo daß der Schein entſtand, als habe ihre Wiſſenſchaft gar keinen Einfluß auf kirchliche Meinungen. Die Päpſte legten deßhalb der humaniſtiſchen Richtung nicht allein kein Hinderniß in den Weg, ſondern beförderten dieſelbe ſogar, ja was beſonders zu verwundern iſt, ſie erlaubten auch offne Angriffe gegen die Scholaſtik. So beſtätigt ſich unſre Bemerkung, daß ſelbſt die Handlungen der Päpſte auf die Reformation hinwirkten.

Die Thatſache allein, daß die edelſten Geiſter unſres Volkes die Verbreitung der klaſſiſchen Studien betrieben, beweist ſchon die Nützlichkeit der humaniſtiſchen Literatur für Bildung und Aufklärung. Allein in nationaler Beziehung konnte gleichwohl ein Nachtheil daraus erwachſen, ſofern die Liebe zu den fremden Sprachen eine Verachtung und Vernachläſſigung der vaterländiſchen zur Folge haben würde; denn nun mußte die Entwicklung des Volksgeiſtes eine ſchiefe Richtung erhalten. Dieſe Gefahr entſtand auch wirklich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, indem die Gelehrten bei Briefwechſel, Redeübungen und wiſſenſchaftlichen Werken faſt durchgehends der lateiniſchen Sprache ſich bedienten und darin fertiger, als in der deutſchen ſich auszudrücken vermochten. Das war eine äuſſerſt bedenkliche Erſcheinung. Unſere Sprache ſteht an Tiefe, Kraft und Anmuth über den meiſten europäiſchen Idiomen, und dem helleniſchen wenigſtens zur Seite. Da ſie der unmittelbare Ausdruck des Nationalgeiſtes iſt, und ihren eben bemerkten Eigenſchaften auch gleiche Gedanken und Gefühle des Volkes entſprechen, ſo konnte ſich eine deutſche Literatur bilden, welche jene der neuern Völker und ſelbſt die klaſſiſche noch überragt. Schon das Epos des Mittelalters, das erſchütternde gewaltige Nibelungenlied, hatte dieß gezeigt, und noch größere Leiſtungen waren in der Folge möglich. Die Phantaſie der Deutſchen iſt ſo reich und eigenthümlich, daß ſie vorzugsweiſe den Beruf zur Dichtkunſt hatten; doch wie ſollte dieſer erfüllt, wie die Stamm-Natur überhaupt entwickelt werden, wenn Gedanken und Gefühle in fremder Zunge ausgeſprochen wurden? Je klarer es alſo iſt, daß Übertreibung des klaſſiſchen Studiums ſchädlich wirken konnte, deſto erfreulicher war es, daß im Volke ſelbſt ſogleich ein Gegengewicht ſich ausbildete. Es war in Deutſchland ſchon lange üblich, die Entartung der Sitten, die Laſter der höhern Stände und die Gebrechen der Zeit überhaupt durch das ſatyriſche Gedicht im populären Ton zu geißeln. Dieſe Richtung erwachte nun vollends mit Macht, als die geiſtige Bewegung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer weiter um ſich griff. Ihr vorzüglichſtes Organ wurde Sebaſtian Brandt, ein Schüler Reuchlins und Profeſſor an der Hochſchule zu Baſel. Obgleich Brandt auch klaſſiſche Bildung beſaß und die neue humaniſtiſche Richtung beförderte, ſo beſchloß er dennoch, ſeine reformatoriſche Wirkſamkeit vornehmlich durch die deutſche Satyre zu erreichen. Auſſer verſchiedenen witzigen Schriften in vaterländiſcher Sprache gab er eine größere unter dem Titel das Narrenſchiff heraus, worin die Gegner des Fortſchrittes und der Sittlichkeit, ſowie die Übelſtände eines veralteten Syſtems überhaupt mit beiſſendem Spott überhäuft wurden. Der Verfaſſer traf dabei ganz die Vorſtellungsart ſowie das eigenthümliche Gefühl des Volks, und brachte daher eine ungeheure Wirkung hervor. Geiler von Kaiſersberg unterſtützte dieſelbe bedeutend, da er in einem ähnlichen Tone predigte, und es bildete ſich nunmehr eine dritte reformatoriſche Richtung, die volksthümliche. Während nämlich die gelehrten Theologen des neuen Geiſtes bei dem Klerus auf die Kirchen-Verbeſſerung drangen, und die Humaniſten unter den höhern Ständen die reformatoriſchen Ideen verbreiteten, wirkte die volksthümliche

Richtung durch Satyre und Schriften im populären Ton unmittelbar auf die untern Stände oder die Maſſen der Nation. An das Narrenſchiff von Brandt ſchloß ſich eine niederdeutſche Satyre, Reineke Fuchs, welche 1493 in Lübeck erſchien und gegen die höhere Geiſtlichkeit, ſowie auch die üppigen Fürſtenhöfe gerichtet war. Schon vorher war durch Roſenplüt auch das deutſche Drama geſchaffen, und im volksmäßigen Sinn zur Beſſerung der öffentlichen Zuſtände benützt worden, und durch alle dieſe Anregungen wurden denn auch die untern Stände auf eine kirchliche, wie ſtaatsrechtliche Reformation vorbereitet.

Was jedoch der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine ganz beſondere Bedeutung verlieh, das war die Entſtehung einer entſchiedenen patriotiſchen Richtung der Deutſchen. Die Eigenthümlichkeit jener Zeit beſtand darin, daß durch die Niederlage der Städte das Reich im Sinken begriffen war, in Folge der Einwirkungen der aufſteigenden Periode aber immer noch äuſſere Fülle beſaß. Darum wurden die Patrioten auch von widerſprechenden Gefühlen ergriffen, indem ſie auf der einen Seite die Auszeichnung Deutſchlands vor andern Völkern, ſowie die behaglichen Zuſtände der Nation rühmten, auf der andern dagegen über den Verfall der kaiſerlichen Macht oder der Reichseinheit trauerten. Durch den Kampf gegen die verderbte Kirchengewalt war ohnehin ſchon eine große Lebendigkeit, ja eine gewiſſe Aufregung im Volke entſtanden, und durch die Einführung des klaſſiſchen Studiums ſtieg die Geiſtes-Thätigkeit noch höher. Die Beförderer des beſſern Geſchmacks traten nämlich in regelmäßigen Briefwechſel, verkehrten mit einander ſelbſt durch Reiſen, und bildeten ſo eine gegenſeitige innige Verbindung, in deren Folge namentlich auch die politiſchen Ideen ausgetauſcht wurden. An der Spitze der patriotiſchen Richtung ſtand Gregor von Heimburg, und welchen Feuergeiſt dieſer bedeutende Mann beſaß, wie klar er die Lage des Reichs durchſchaute, hat ſich oben aus ſeiner Rede vor dem Kaiſer ergeben. Als er ſich überzeugt hatte, daß Friedrich III. zur Kräftigung der Reichsgewalt ganz unfähig ſei, unterſtützte er ſelbſt den Plan, einen fähigern Kaiſer an das Staatsruder zu bringen. Die Veranlaſſung dazu gab der fortgeſetzte Kampf Heimburgs gegen den Papſt Pius II., den vormaligen Beförderer der freiſinnigen Richtung. Aeneas Sylvius oder Pius II. hatte nämlich im Jahr 1459 eine Verſammlung vieler Großen in Mantua veranſtaltet, um einen Feldzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Gregor widerſetzte ſich, weil er glaubte, daß es der Papſt dabei nur auf Gelderpreſſung abgeſehen habe. Schon hierüber wurde Sylvius unzufrieden; da aber Heimburg bald darauf in einem Streit des Herzogs Siegmund von Oeſtreich mit dem Papſt die Sache des erſtern vertheidigte, ja gegen die Ladung des heiligen Vaters eine Berufung an ein allgemeines Konzilium mit Entſchloſſenheit an die Thüren italieniſcher Kirchen heftete, ſo belegte ihn Aeneas Sylvius, ſein früherer Freund, als Pius II. mit dem Bann. Anſtatt eingeſchüchtert zu werden, erhob Gregor gerade jetzt erſt die kühnſte Oppoſition wider die römiſche Kurie, und verfaßte mehrere Schriften, die ſich durch wiſſenſchaftliche Gediegenheit, Freimuth und edle Sprache ungemein auszeichneten. Als in einem folgenden Streit zwiſchen dem Erzbiſchof Diether von Mainz und dem Papſt der charakterfeſte Heimburg abermals den erſtern, der ſchwache Kaiſer Friedrich III. hingegen den letztern unterſtützte, ſo ging Gregor nun auf den Plan ein, an die Stelle Friedrichs III. den König Georg von Böhmen zum Reichsoberhaupt zu erheben. Der Verſuch ſcheiterte jedoch, und Gregor von Heimburg mußte jetzt ſogar flüchten, weil ſeine Verbündeten Diether von Mainz und Sigmund von Öſtreich mit dem Papſt einſeitig ſich verglichen, und Nürnberg allein ihn nicht ſchützen wollte. Unſer edle Ahne begab ſich nach Böhmen und nach dem Tode des Königs Georg (1471) von da nach Sachſen. Hier erlangte er die Freiſprechung

vom Bann, ohne ſich gedemüthigt zu haben. Schon im Jahre 1474 verſchied er hierauf, und ſo hatte denn Gregor von Heimburg den Kampf für die religiöſe wie die ſtaatliche Reformation Deutſchlands bis an ſein Lebensende unwandelbar fortgeſetzt. Geſegnet bleibe ſein Andenken! Nächſt Heimburg wirkte Konrad Celtes, der klaſſiſch gebildete Gelehrte, deſſen ebenfalls ſchon Erwähnung geſchah, im nationalen und patriotiſchen Sinn [6]). Celtes faßte insbeſondre den Gedanken, auf dem Weg der Geſchichte auf ſein Volk einzuwirken, indem er die Leiſtungen der Deutſchen zu entwickeln ſuchte. Sein Vorſatz wurde zwar nicht ausgeführt; dagegen rühmte er in einigen Gedichten nicht nur die Blüte Deutſchlands in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ſondern auch die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Schon damals erkannte man die Wichtigkeit der letztern ſo ſehr, daß der patriotiſche Gelehrte ausrief, von jetzt an dürfen ſich Italiener und Griechen keines geiſtigen Übergewichts über die Deutſchen mehr rühmen.

An Konrad Celtes ſchloß ſich der wackere Patriot, Jakob Wimpheling an, welcher nicht nur den Plan zu einer Geſchichte der Deutſchen faßte, ſondern denſelben auch ausführte [7]). Beſonders merkwürdig iſt es, daß Wimpheling die Geſchichte als ein Mittel zur Veredlung des Volksgeiſts behandelte. Sorgfältig hob er darum alle Erfindungen der Deutſchen hervor, nicht minder alle Erfolge derſelben in Kunſt und Wiſſenſchaft. Sowohl hierdurch, als durch den Ruhm der Tapferkeit, der Treue und des edlen Sinnes ſeines Volkes ſuchte er auf innere Erhebung des letztern hinzuwirken. Gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſetzte Heinrich Bebel die Bemühungen von Heimburg, Celtes und Wimpheling mit dem größten Eifer fort [8]). Wie ſeine Vorgänger ermunterte er das Selbſtgefühl der Nation, und zwar wiederum auf geſchichtlichem Weg, indem er die Thaten der Deutſchen mit jenen anderer Völker verglicht. Bebel war ſehr gelehrt, ſchon kritiſch gebildet und mit den Quellen vertraut. Seine Abhandlungen enthielten daher kein bloßes Wortgepränge, ſondern gediegene wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, und da er auf ſolchem Wege die gerühmte Auszeichnung ſeines Volkes beſtätigt fand, ſo ſteigerte ſich mit ſeiner Vaterlandsliebe zugleich die Einwirkung auf den öffentlichen Geiſt. Heinrich Bebel trauerte wie alle ſeine Vorgänger über den Verfall der Reichseinheit, und er fand die Urſache des Übels nicht nur in der Selbſtſucht der Fürſten, ſondern auch in jener der Schweizer, welche ſich von dem Mutterland entfernten.

Die Wirkſamkeit der genannten Patrioten ward noch bedeutend erhöht, weil auch Geiler von Kaisersberg und Sebaſtian Brandt, die Vertreter der ſatyriſch-volksthümlichen und populären Richtung, die politiſchen Ideen mit Eifer erfaßt hatten. Brandt richtete in dem Narrenſchiff ſeine Angriffe nicht nur gegen den Adel, welcher wohl dem Namen, doch nicht der That nach edel ſei, ſondern auch gegen die Fürſten. In letzterer Beziehung erhob er ſich zur klaren Einſicht des Hauptübels der Zeit, der Zerrüttung der Reichseinheit durch die Landesherren. Unter Hinweiſung auf die Gefahr, welche durch die wachſende Macht der Türken für Deutſchland entſprang, forderte er die Fürſten mit Nachdruck auf, endlich einmal ihrer Selbſtſucht Schranken zu ſetzen, und an die Wohlfart des Reichs zu denken: er ermahnte ſie, ihrer Pflicht getreu, dem edlen Kaiſer Maximilian I. zu gehorchen, und durch aufrichtige Unterordnung unter das gemeinſame Reichsoberhaupt die Würde Deutſchlands gegen Auſſen wieder herzuſtellen. Ganz im

[6]) Er war geboren (in der Gegend von Schweinfurt) 1459, und ſeine Hauptwirkſamkeit fällt in den Ausgang des 15. Jahrhunderts. Im Jahr 1485 war er in Heidelberg, ſpäter in Sachſen, dann in Italien und nach einjährigem Verweilen daſelbſt wiederum in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands. In Nürnberg hielt er ſich mehrmals auf.

[7]) Wimpheling wirkte zu Ende des 15. und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

[8]) Die Thätigkeit Bebels geht von 1495 bis nahe an den Eintritt der Reformation.

gleichen Sinn erklärte ſich auch Johann Geiler, welcher Brandts Narrenſchiff ſogar zum Text ſeiner Predigten nahm. Bei der ungeheuern Verbreitung und Wirkung jener Satyre, dann bei der großen Popularität Brandts und Geilers mußten die politiſch-reformatoriſchen Ideen nothwendig auch die Maſſen ergreifen. So geſchah es denn wirklich, und zwar mit gewaltiger Macht.

Das erſte Zeichen, daß die allgemeine Bewegung der Zeit auch ins Politiſche hinüberſpielen werde, gab ſchon Hans Böheim, der Pauker von Niklashauſen[9]); denn derſelbe wandte die religiöſen Lehren, welche er von der heiligen Jungfrau erhalten zu haben glaubte, zu der Folgerung an, daß es fortan weder Kaiſer, noch Fürſten oder andere Obere mehr geben, ſondern alle Menſchen einander gleich ſein ſollen. Folgerichtig wollte er alſo auch alle Abgaben aufgehoben wiſſen. Grundſätze der Art waren es eigentlich, welche das niedere Volk in ſo großer Anzahl um Böheim verſammelten; allein das Ganze lief nunmehr auf Schwärmerei hinaus, und mußte natürlich elend ſcheitern. Hans Böheim hatte zwar die Abſicht, zur Durchführung ſeiner fanatiſchen Ideen einen Verſuch zu machen, und forderte in der gewöhnlichen Verſammlung ſeine Anhänger auf, am nächſten Sonntag bewaffnet zu erſcheinen; doch der Biſchof von Würzburg ließ den Pauker noch vor dem Tag der That verhaften, und obgleich zur beſtimmten Zeit gegen 34,000 Bauern in Niklashauſen erſchienen, auch davon 16,000 ihren Propheten zu befreien ſuchten, ſo wurden ſie dennoch auseinander getrieben. Nachdem hierauf Hans Böheim enthauptet worden war, verſchwand die Bewegung von ſelbſt.

Ihr folgten jedoch zu Ende des 15. Jahrhunderts revolutionäre Erſcheinungen im Elſaß, welche ungleich wichtiger waren. Seit dem Jahr 1493 traten dort die Bauern zu einem geheimen Bunde zuſammen, um nicht nur die drückendſten Laſten der untern Stände zu beſeitigen, ſondern überhaupt eine Reform in der Kirche, wie in dem Staat durchzuführen. Dieſe Bewegung war ſchon gemäßigter, da man dem Volk das Recht der Steuerbewilligung erringen, und zugleich die Reichseinheit durch Erhöhung der kaiſerlichen Gewalt wieder herſtellen wollte, ja der Bund ſcheint ſogar von beſonnenen Männern aus dem Gelehrtenſtande geleitet worden zu ſein. Als äuſſeres Zeichen deſſelben galt der gebundene Schuh, welchen die Bauern damals zu tragen pflegten. *Bundſchuh* hieß daher die Eidgenoſſenſchaft, die ſich bald ſehr anſehnlich ausbreitete.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zeigten ſich alſo vier eigenthümliche Richtungen in Deutſchland lebendig: die **religiöſe**, welche eine Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern wollte, die **humaniſtiſche**, auf Läuterung des Geſchmacks und des wiſſenſchaftlichen Geiſtes dringend, die **national-patriotiſche**, welche nach der Kräftigung der Reichsgewalt und der Wiederherſtellung der deutſchen Größe ſtrebte, und die **ſatyriſch-volksthümliche**, auf Förderung der religiöſen, ſittlichen und patriotiſchen Intereſſen Deutſchlands zugleich hinwirkend. Alle dieſe Richtungen waren reformatoriſch, und alle ſtanden zu einander in einem innern Zuſammenhang. Man erkennt dieß ſchon aus den Grundſätzen der vorzüglichſten Vorläufer der Kirchenverbeſſerung; denn Gregor von Heimburg, Konrad Celtes, Jakob Wimpheling und Heinrich Bebel gehörten der patriotiſch-, kirchlich- und wiſſenſchaftlich-reformatoriſchen Partei zugleich an. Zwiſchen der letztern und der nationalen Richtung konnte wohl eine feindliche Beziehung entſtehen, wie oben gezeigt wurde, doch nur auf dem Weg der Übertreibung des klaſſiſchen Studiums, und dieſe war keine Nothwendigkeit. Wenn ſich nun alle vier Richtungen zum Sturz der entge-

[9]) Er hieß darum ſo, weil er bei der Kirchenmuſik die Pauke ſchlug.

gengeſetzten Syſteme verbunden hätten, wenn alſo unſerm Volk ein Mann erſtanden wäre, der ſie ſämmtlich in ſich aufnehmend zum gemeinſchaftlichen Haupt derſelben ſich erhoben hätte, ſo mußte eine vollſtändige Wiedergeburt Deutſchlands durchgeführt werden. Anfangs ſchien die große Gährung allerdings dieſen Gang zu nehmen.

Während die Päpſte ihre Herrſchaft durch die Humaniſten unthätig untergraben ließen, ſuchten die Scholaſtiker die neue Richtung mit aller Kraft zurückzudrängen. Die Entartung der Wiſſenſchaft des Mittelalters hatte nämlich ſo ziemlich den gleichen Charakter, als jene der Kirche. Gleichwie die Mönche in bodenloſe Unwiſſenheit verfallen waren, und gedankenlos die Glaubensgebote ihrer Obern nachſprachen, ſo geſtaltete ſich die Gelehrſamkeit zu einem geiſtloſen Haufen von Schulſätzen, welche von den Meiſtern vorgeſagt, und von den Schülern ohne alles Urtheil nachgebetet wurden. Zugleich beſtanden zwiſchen den Theorien der Scholaſtiker und dem Leben nirgends natürliche Berührungspunkte, ſo daß denn das Wiſſen auf leeren Formelkram hinauslief, und als völlig unfruchtbar ſich darſtellte. Wie ich ſchon an einem andern Ort ausführte, hatte die Scholaſtik in ſolcher Art keinen erweckenden und belebenden Einfluß auf die Natonalkraft, keine Erquickung für das Herz, keine Macht zur Erzeugung von Tugenden und edlen Handlungen. Anſtatt das Volk zur Freiheit und Menſchenwürde zu erziehen, das Schild des Unterdrückten, und das Schwert gegen die Tyrannen zu ſein, ergab ſie ſich kriechend und ſchmeichelnd nur dem Dienſt der Mächtigen. Alle neuen großen Ideen zu fördern und zu pflegen, das anbrechende Licht zu verbreiten, war ihr ſchöner Beruf; allein ſie widerſetzte ſich gerade umgekehrt allen großen Gedanken, und bekämpfte die erwachte reformatoriſche Richtung aus allen Kräften. Die Scholaſtik verſchrie nämlich die Reformer als Ketzer, und bot überhaupt alles auf, um dieſelben bei dem Volk verdächtig zu machen. Von dieſer Seite mußte daher der Kampf um ſo mehr zuerſt ausbrechen, als die Schulgelehrten von dem überlegenen Geiſt ihrer Gegner mit großen Spöttereien überhäuft wurden. Bis ins 16. Jahrhundert hatte ſich der Friede äußerlich ſcheinbar erhalten; doch 1512 kam die Gährung durch einen beſondern Vorfall endlich zum Ausbruch. Ein Jude, Namens Pfefferkorn, hatte nämlich nach ſeinem Übertritt zum Chriſtenthum ſein eigenes Volk verfolgen wollen, und die Staatsgewalt zur Vertilgung aller jüdiſchen Bücher, mit Ausnahme der Bibel aufgefordert. Reuchlin, zur Erſtattung eines Gutachtens eingeladen, nahm die jüdiſche Literatur in Schutz, und gerieth dadurch in einen Streit mit Pfefferkorn. Letzterer war der Schützling der Dominikaner in Köln, und da er im geiſtigen Kampf unterlag, ſo wollten ihm ſeine Gönner zu Hülfe kommen. Der Prior der Kölner Dominikaner, Jakob von Hogſtraten, war zugleich Ketzermeiſter in den Kurfürſtenthümern Mainz, Köln und Trier, und lud in dieſer Eigenſchaft im Jahr 1513 Reuchlin nach Mainz vor, um ſich wegen Ketzereien zu verantworten. Der Angeklagte verwahrte ſich gegen das Verfahren, und legte dagegen die Berufung an den Papſt ein; allein die Dominikaner ſetzten gleichwohl die Unterſuchung fort. Jetzt trat jedoch der Erzbiſchof von Mainz dazwiſchen, indem er jedes weitere Verfahren unterſagte. In Auftrag des apoſtoliſchen Stuhles entſchied ſodann der Biſchof von Speier den Streit, indeſſen zu Gunſten Reuchlins, und nun legte Hogſtraten, welcher auch zur Bezahlung der Prozeßkoſten verurtheilt worden war, die Berufung an die römiſche Kurie ein. Der damalige Papſt, Leo X., kam in Verlegenheit, weil er die Dominikaner, als eine Hauptſtütze der Kurie, nicht beleidigen, und zugleich dem Humanismus, den er begünſtigte, nicht zu nahe treten wollte. Am Ende half er ſich damit, den Streit unentſchieden einſchlafen zu laſſen. Auf alle Freunde des klaſſiſchen Studiums hatte aber der Angriff gegen Reuchlin eine ſo tiefe aufregende Wirkung gemacht, daß ſie nunmehr den Kampf wider

die Scholaſtiker ganz entſchieden eröffneten. Zugleich trat auf Seite der reformatoriſchen Richtung eine neue Perſönlichkeit von Auszeichnung handelnd hervor, und die Zeit wurde allmälig wichtig.

Ulrich von Hutten, ein Franke aus einem angeſehenen Rittergeſchlecht (geboren 1486), hatte mit Eifer die ſchönen Wiſſenſchaften betrieben, und dadurch einen glühenden Haß gegen die Scholaſtik eingeſogen. Begabt mit einer feurigen Seele und einem heftigen Temperament, ſetzte er den Richtungen, welche er für gemeinſchädlich hielt, einen hartnäckigen, ja ſelbſt leidenſchaftlichen Widerſtand entgegen. Da es nun die Scholaſtiker gewagt hatten, ſeine Partei, die humaniſtiſche, unverholen anzugreifen, ſo beſchloß er, die Widerſacher durch einen entſcheidenden Schlag niederzuwerfen. Das Mittel, welches er wählte, Witz und Hohn, war unfehlbar, wenn der Spott wirklich auf Geiſt Anſpruch machen konnte, und ein ſolcher ſtand dem genialen Hutten in reichem Maaße zu Gebot. In Verbindung mit einigen gleich geſinnten Freunden gab er daher in den Jahren 1516 und 1517 eine Sammlung von Briefen heraus, welche ein vollendetes Kunſtwerk von Humor und Witz war, und zugleich durch ironiſche Myſtifikation eine unbeſchreibliche Wirkung hervorbrachte. Die Flugſchrift führte den Titel: »Epistolae obscurorum virorum.« (Briefe unberühmter Männer), und wurde in ganz Deutſchland verbreitet [10]. Hutten läßt darin Freunde der alten Schule an den Kölner Profeſſor Gratius ſchreiben, einen der Hauptgegner Reuchlins, und ironiſch das Verfahren der Scholaſtiker rühmen. Hiebei wird nun eine Unwiſſenheit zur Schau geſtellt, die durch ihre Naivetät unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Vollends humoriſtiſch wurde das Ganze aber durch die Schreibart, da Hutten einen Ausbund von ſchlechtem Latein, das ſogenannte Mönchs- oder Küchen-Latein zu Stande brachte. Zu den großen Gebrechen der Scholaſtiker gehörte nämlich auch noch eine wahre Barbarei des Ausdrucks, und dieſe ahmte denn der Satyriker vortrefflich nach. Da nun die angeblichen Scholaſtiker in den Briefen ihrer Auszeichnung und Überlegenheit über die Humaniſten ſich rühmen, ſo entſtand durch dieſe Ruhmredigkeit ein ſolcher Kontraſt mit der barbariſchen Sprache und den graſſen Verſtößen gegen den geſunden Menſchenverſtand, welche die Satyre den Verhöhnten in den Mund legt, daß die letztern der Gegenſtand eines allgemeinen Gelächters wurden. Hutten war ſich vollends auch der Kunſtregel bewußt, daß die Wirkung der Ironie alsdann am mächtigſten wird, wenn ein Theil der Leſer die Satyre für Ernſt hält. Um dieß zu erreichen, muß ſich der Scherz vor Übertreibung hüten. Da die Briefe der finſtern Männer ſolche Vorſchrift der Kunſt beobachteten, ſo glaubten wirklich manche Zeitgenoſſen, daß die Korreſpondenz ächt ſei, alſo von Scholaſtikern herrühre. Jetzt ward aber die Wirkung der Schrift elektriſch; denn die Myſtifikation erhöhte noch das allgemeine Gelächter, und die Scholaſtiker waren in den Augen der öffentlichen Meinung gänzlich zu Grunde gerichtet. Dieſes Ereigniß hatte einen mächtigen Einfluß auf die Reformation. Die entſchiedene Niederlage der finſtern Partei ermuthigte die ſtrebende Richtung der Zeit, alle denkenden Geiſter wurden lebhaft angeregt, die Maſſen ſelbſt durch die Vorträge der populären Prediger für die Aufnahme des Saamens der Aufklärung empfänglich gemacht: alles ſchien alſo für das Werk des Reformators vorbereitet zu ſein, und gerade jetzt erſchien er.

---

[10]) Man glaubte gewöhnlich, daß die Briefe der Finſter-Männer nicht einen, ſondern mehrere unbekannte Verfaſſer haben; richtig iſt es auch, daß mehrere Mitarbeiter vorhanden waren, z. B. Wilibald Pirkheimer, indeſſen Anfangs war Hutten wohl allein, ſowie von ihm auch die Grundidee, die Leitung des Ganzen und die witzigſten Sachen ausgingen. Deßhalb nennen wir ihn vorzugsweiſe den Verfaſſer der Satyre. Ein Theil derſelben erſchien 1516, und der andere 1517.

Wer nicht an eine planmäßige und eben darum auch nothwendige Entwicklung der Weltverhältniſſe glauben will, mag ſich aus der Geſchichte der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland eines andern belehren. Ein Einzelner, welcher eine Veränderung der religiöſen Lehren beſchloſſen und zur Durchführung derſelben einen durchdachten Plan entworfen hätte, konnte nicht anders verfahren, als es durch das Zuſammenwirken ſo verſchiedenartiger Kräfte und eigenthümlicher Erſcheinungen jener Zeit wirklich geſchah. Als Laſter und Ausſchweifungen das Menſchengeſchlecht zu verderben drohten, gaben zwei große Männer, Huß und Hieronymus, hochſinnig ihr Leben hin, um die Gefahr abzuwenden. Solche Aufopferung rührte das Gemüth der Böhmen wie der Deutſchen, und auch letztere fühlten, daß diejenigen Grundſätze nicht unwahr ſein können, wofür ſo erhabene Männer zu ſterben bereit waren. Die Lehren von Johann Huß verbreiteten ſich daher mächtig in Deutſchland, und die ſchnöde That des Konziliums in Konſtanz wider die beiden böhmiſchen Reformatoren hatte gerade den Gegenſatz der beabſichtigten Wirkung zur Folge........ Verbreitung, ſtatt Erſtickung der neuen Ideen. Damit dieſe aber noch mehr ſich ausdehnen, und insbeſondre tiefe Wurzeln faſſen möchten, waren zwei Vorbereitungen nothwendig: Anregung eines höhern wiſſenſchaftlichen Strebens unter den gebildeten, und Empfänglichkeit für neue geſunde Lehren unter den niedern Ständen. Und beiden Anforderungen geſchah ſofort Genüge: denn das Studium der Klaſſiker verbreitete ſich über ganz Deutſchland, erweckte ein reges Geiſtesleben, und erhob geläuterte Lehren der Religion zu einem allgemeinen Bedürfniß. Um dieſe aus der Bibel ſchöpfen, um folglich in den wahren Geiſt der Schrift eindringen zu können, waren vorzüglich tiefere Kenntniſſe der hebräiſchen und der griechiſchen Sprache nothwendig; denn das alte Teſtament iſt in jener, das neue in dieſer Sprache geſchrieben. Nun theilten ſich gerade die zwei vorzüglichſten Sprachgelehrten oder Philologen in die Bearbeitung beider Idiome, indem Reuchlin das Verſtändniß des Hebräiſchen, Erasmus hingegen beſſere Kenntniſſe in dem Griechiſchen verbreitete. Sollte man nicht glauben, daß dieß nach einem verabredeten Plane geſchehen ſei? Für die Zurückführung des Chriſtenthums auf die Bibel war nun geſorgt; allein man mußte auch ein Mittel haben, um nicht nur die Bibel-Überſetzungen, ſondern überhaupt die Schriften, welche im beſſern Sinn wirkten, in Aller Hände zu bringen. Und ſiehe die Buchdruckerkunſt war kurz vor dem Eintritt des Reformations-Zeitalters erfunden, bei dem Eintritt ſelbſt aber ſchon ſchwunghaft in Betrieb geſetzt worden. Jetzt waren ſowohl die Ausdehnung der klaſſiſchen Bildung, als entſchiedene Wirkung der volksmäßigen Satyre auf die Maſſen unvermeidlich, ſohin die beiden Vorbereitungen gegeben, die wir oben erheiſchten: Empfänglichkeit des Volkes für die neuen Ideen und geiſtige Regſamkeit in den gebildeten Ständen. Unter den letztern waren ſehr viele begabte Männer Anhänger der Reform; allein ſie waren ſich in den Fähigkeiten meiſtens ebenbürtig, und zur Leitung einer großen Umwälzung wird entweder an Geiſt oder an Charakter eine ungewöhnliche Kraft erfordert, welche über die geſammte ſtrebende Richtung ſich erhebt, und durch überwiegende Liebe ſowie Anhänglichkeit des Volkes als Mittelpunkt und oberſte Leitung der Bewegung ſich darſtellt. Und eine ſolche Kraft nahm den Kampf wider das Papſtthum gerade bei dem Siege der Humaniſten über die Scholaſtiker, ſohin gerade im entſcheidenden Augenblick auf. Wollet nicht an unabänderlichen Geſetzen der menſchlichen Entwicklung, nicht an der unwiderſtehlichen Macht einer einfachen Weltordnung zweifeln!

Zweites Hauptſtück.

Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther.

(Vom Jahr 1517 bis 1520.)

Während die Vorbereitungen zur Kirchen-Verbeſſerung im vollen Gang begriffen waren, bildete ſich im Stillen ein Mann aus, welcher durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Sinnesart und Willenskraft eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte werden ſollte. Martin Luther, der Sohn eines Bergmanns, wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren, und durch beſondere Schickung dem geiſtlichen Stande zugewendet. Nachdem er im Jahr 1505 in das Auguſtiner-Kloſter zu Erfurt getreten war, zeigte ſich an ihm eine tiefe, beſchauliche Richtung in religiöſer Beziehung. Sein weiches Gemüth, welches einen Anflug von Schüchternheit hatte und in der Wärme des Gefühls bis an die Grenzen des Schwärmeriſchen ſtreifte, flößte ihm eine geheimnißvolle Scheu vor dem Walten des oberſten Weſens oder den Urkräften der Schöpfung ein. Dieſelbe ging ſo weit, daß er an ſeiner einſtigen Seligkeit zweifelte, und darüber große Seelenangſt empfand. Solche Stimmung war freilich nur die Folge einer ſtark ausgeprägten Beſcheidenheit; allein ſie ergriff gleichwohl das ganze Weſen Luthers. Gefoltert von innerer Unruhe, ſuchte der junge Mönch ſowohl im Gebet, als in den Studien Troſt; doch vergeblich, bis er endlich auch einen alten Geiſtlichen ſeines Ordens über die Mittel zur Erwerbung der Seeligkeit um Rath fragte. „Es giebt kein anderes," erwiederte der Greis, „als der lebendige und aufrichtige Glaube an die Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Jeſum Chriſtum [1]). Der Menſch vermöge daher nicht durch eigene Verdienſte oder gute Werke, ſondern nur durch den Glauben an Chriſtus gerechtfertigt zu werden. Dieſe Überzeugung könne man ſich aber nicht ſelbſt geben, ſondern empfange ſie nur durch die Gnade Gottes: wer alſo in ſeinem Innern von dem Glauben an Jeſus ſich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährſchaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, ſohin der Seligkeit theilhaftig werde." Solchen Sinn hatte die Äuſſerung des alten Auguſtiners, und da ſie der Gemüthsart Luthers entſprach, letzterer auch ſeines aufrichtigen Glaubens an Chriſtus ſich bewußt war, ſo verſchwand auf einmal die frühere Gewiſſensunruhe, und es theilte ſich ihm eine hohe Freudigkeit mit. Als er durch eifriges Forſchen im Kirchenvater Auguſtin die erörterte Anſicht von der Rechtfertigung beſtätiget fand, ſo ſetzte ſie ſich im Innerſten ſeines Gemüthes feſt, und entſchied nunmehr über ſeine geſammte künftige Lebensrichtung.

Martin Luther wurde im Jahr 1508 in das Auguſtinerkloſter zu Wittenberg verſetzt, und da hier einige Jahre vorher (1502) eine Univerſität errichtet worden war, ſo trat er an derſelben als Lehrer auf, nämlich 1509 als Baccalaureus und 1512 als Doktor der Theologie. Bei dieſer Wirkſamkeit zog er durch ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer bald die Aufmerkſamkeit ſeiner Obern auf ſich, während er durch Beſcheidenheit und reinen Lebenswandel ſich Achtung erwarb. Ja er trug weſentlich dazu bei, daß die oben bemerkte Lehre von der Rechtfertigung, welche eigentlich von dem Kirchenvater Auguſtin herrührt, an der

[1]) Luther erzählt alles dieß in ſeinen Werken ſelbſt.

Univerſität Wittenberg, mittelſt Verdrängung der abweichenden Meinung der Scholaſtiker, das Übergewicht gewann. Nach ſolchen Vorbereitungen begab es ſich, daß der Papſt Leo X. in Deutſchland Ablaß predigen ließ, um für den unternommenen Bau der Peterskirche in Rom Geld zu erhalten. Man verſprach nämlich im Namen der Kurie Vergebung der Sünden, wenn man eine gewiſſe Summe bezahle. Es war dieß an ſich ſchon eine Unſittlichkeit, weil die Päpſte ſelbſt nicht an die Wirkſamkeit ihres Ablaſſes glaubten, ſondern denſelben nur als ein Mittel betrachteten, einfältigen Leuten Geld abzunehmen. Aber die Art und Weiſe, wie die Ausbeutung betrieben wurde, war vollends anſtößig. Am unverſchämteſten benahm ſich der Dominikanermönch Johann Tetzel, der den Ablaß in Auftrag des Erzbiſchofs von Mainz zum Verkauf ausbot. Er verſicherte, daß man für die größten Schandthaten durch Einlöſung des Ablaſſes Verzeihung erhalte, ja er ſtrengte ſeine Phantaſie bis zur Fieberhitze an, um durch Erſinnung von Roheiten zu beweiſen, wie weit die Wirkſamkeit der päpſtlichen Sünden-Vergebung ſich erſtrecke. Sprüchwörtlich wurde insbeſondere die Äuſſerung Tetzels: „ſobald der Pfenning im Kaſten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer ſpringt.“ In Sachſen ſelbſt ward jener Mönch zwar nicht zugelaſſen; allein da er nicht weit von Wittenberg an der Grenze predigte, nämlich in Jüterbock, ſo lief das einfältige Volk von erſterer Stadt ſchaarenweiſe dem Ablaß nach. Die Lehre Tetzels mußte vornämlich den ernſten Luther verletzen; denn ſoferne man auch bei vollem Unglauben durch bloßes Geld die Seligkeit erwerben könne, ſo war der ganze auguſtiniſche Lehrbegriff der Rechtfertigung zerſtört. Darum predigte der junge Doktor wider den Ablaß, um das Volk in Wittenberg von Tetzel abzuziehen; als er aber erfuhr, daß die Dreiſtigkeit des letztern immer höher ſteige, ſo ließ er am Aller Heiligen Abend (31. Oktober) 1517 an der Schloßkirchethür in Wittenberg 95 Sätze wider die Ablaß-Krämerei anſchlagen. Nach den Sitten jener Zeit pflegte man nämlich dunkle Stellen in wiſſenſchaftlichen Werken, oder ſonſt irgend eine Streitfrage oder eine Ungewißheit in gelehrten Sachen durch gegenſeitigen Schriftenwechſel oder Disputationen aufzuklären, und die Aufforderung dazu war die Verkündung von kurzen Sätzen (Theſes genannt), in welche der Einladende ſeine Meinung, jedoch nicht maaßgebend, zuſammenfaßte. Martin Luther wollte alſo die Frage über die Sünden-Vergebung durch ſeine 95 Sätze nicht entſcheiden, ſondern nur die wiſſenſchaftliche Unterſuchung über dieſen ihm dunkel ſcheinenden Gegenſtand veranlaſſen. Er fühlte wohl das Verwerfliche der Tetzelſchen Umtriebe, aber er war noch nicht klar, ob der Grund nur in der mißbräuchlichen Anwendung des Ablaſſes zu ſuchen, oder letzterer gänzlich zu verwerfen ſei. Darum geſtalteten ſich auch ſeine Theſes zum Theil ſehr ſchwankend [2]). Gleichwohl tritt uns ſchon aus ihnen die reinſte ſittliche Güte [3]) und zugleich eine beſondere Kraft des Willens und der Sprache entgegen [4]). Der redliche Mann ahndete damals noch nicht das tiefe Verderbniß der römiſchen Kurie, und zwar weder in Anſehung des Lehrbegriffs noch hinſichtlich der Moral und der Politik, ja er war im Gegentheil dem Papſtthum auf-

---

[2]) Im 27. Satz heißt es: „Die predigen Menſchen thand, die da fürgeben, das, ſobald der groſchen, in den kaſten geworfen, klinget, von ſtund an die Seele aus dem Fegefewer fare.

Dagegen wird in dem §. 38 geſagt: „Doch iſt des Bapſt vergebung und austheilung mit nichten zu verachten,“ und §. 49: „das des Bapſt Ablas gut ſei, ſofern man ſein vertrauen nicht darauf ſetzet.“

[3]) Satz 43: Man ſoll die Chriſten leren, Das der dem Armen gibt, oder leihet dem Dürfftigen beſſer thut, denn das er Ablas löſete.

[4]) Die werden ſampt iren Meiſtern zum Teufel faren, die vermeinen durch Ablasbrieve irer Seligkeit gewis zu ſein. (Theſ. 32.)

richtig zugethan [5]). Da er deßhalb glaubte, die Umtriebe Tetzels geſchehen wider Willen der Kirchenobern, ſo ſandte er ſeine 95 Sätze über den Ablaß an die nächſten Biſchöfe, und erſuchte dieſelben um Zurechtweiſung des Dominikanermönchs. Man lächelte jedoch über die Einfalt der Unſchuld, und ließ den Ablaßprediger gewähren. So hatte denn der Schritt Luthers zunächſt keine andere Folge, als die Erbitterung der Dominikaner zu erregen; doch hieraus entſprangen allmälig Ereigniſſe, welche abermals den Satz beſtätigten, daß die größten Weltveränderungen aus den geringfügigſten Veranlaſſungen hervorgehen.

Obgleich die 95 Theſes des jungen ſächſiſchen Gelehrten ſehr gemäßigt und zurückhaltend abgefaßt waren, ſo leuchtete anderer Seits doch auch Kühnheit und Freiſinnigkeit durch, und ſchon dieß machte bei den blinden Anhängern der Kurie Aufſehen. Es ſtellte daher nicht nur Johann Tetzel andere Sätze entgegen, ſondern es ſchrieb ſelbſt der Prokanzler der Univerſität Ingolſtadt, Dr. Eck, wider die Wittenberger Theſes [6]). Dagegen erhoben die Dominikaner amtliche Beſchwerde wider den Verfaſſer der letztern bei der Kurie ſelbſt. Der Papſt ſchritt auch ſogleich ein, indem er eine Unterſuchung gegen Dr. Martin Luther anordnete. Man zählte damals 1518, und es fand gerade ein Reichstag in Augsburg ſtatt, welchen auch der heilige Vater beſchickte. Auf die Verwendung des Kurfürſten Friedrichs des Weiſen von Sachſen, erließ daher Leo X. dem angeklagten Mönch die Reiſe nach Rom und beauftragte ſeinen Geſandten in Augsburg, den Kardinal Cajetan, den angeblichen Irrlehrer zurechtzuweiſen und zum Widerruf anzuhalten. Luther erſchien zur beſtimmten Zeit (Oktober 1518), jedoch mit Empfehlungsſchreiben ſeines Kurfürſten an einflußreiche Männer in Augsburg verſehen. Dieſe riethen dem Reformator, vor dem päpſtlichen Legaten nicht eher zu erſcheinen, bis er das freie Geleit des Kaiſers und der Reichsſtadt Augsburg erhalten habe. Geheime Anhänger der römiſchen Kurie bemühten ſich ſehr eifrig jene Vorſichts-Maaßregel zu hintertreiben; denn ſie ſpiegelten dem Angeklagten vor, der Legat Cajetan habe die günſtigſte Geſinnung für ihn, und durch das Einholen des freien Geleites würde er die Sache nur bedenklicher und übler machen; doch Luther antwortete ſehr beſonnen, daß er ſchon aus Achtung gegen ſeinen Churfürſten dem Rathe der Männer folgen müſſe, an die ihn jener empfohlen habe. So wurden alſo die geforderten Geleits-Briefe ausgefertigt und vielleicht hierdurch allein die Einleitungen zur Kirchen-Verbeſſerung gerettet [7]). Als Dr. Martin Luther vor dem Kardinal-Legaten perſönlich erſchien, wollte Cajetan die Lehre des Vorgeladenen über den Ablaß und den Glauben durch eine ſogenannte klementiniſche Extravagans widerlegen, indem er hoffte, daß Luther dieſe Stelle nicht kenne. Indeſſen der Reformator erwies ſeinem Gegner ſogleich, daß es nicht eine, ſondern zwei ſolche Stellen gebe, und während er den Kardinal durch gründliche Gelehrſamkeit in Verlegenheit ſetzte, widerlegte er zugleich alle Einreden desſelben ſo ſiegreich daß die Anweſenden von der Wahrheit der lutheriſchen Anſicht ſich überzeugt fühlten. Schon dieß brachte eine gute Wirkung hervor, da die bisherigen Anhänger der neuen Lehre in ihren Geſinnungen befeſtiget und zugleich die Einwohner Augsburg ihr günſtig geſtimmt wurden.

---

5) Luther erzählt dieß in der Vorrede zu ſeinen ſämmtlichen Werken wiederum ſelbſt, und zwar auf die gewöhnliche nachdrückliche Weiſe: „Das ich vor dieſer Zeit auch ein Münch, und der rechten raſenden unſinnigen Papiſten einer geweſen bin, ſogar erſoffen in des Bapſtes Lere, das ich bereit were geweſen, zu ermorden alle, ſo dem Papſt in der geringſten Syllaben nicht wollen gehorſam und unterworfen ſein."

6) Auch Sylveſter Prieras in Rom. (Sleidan L. I.)

7) Auffallend iſt es, daß auch der Kardinal Cajetan in einem Schreiben an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen über das Einholen des freien Geleits von Seite Luthers ſich beſchwerte.

Nach der erſten Beſprechung fand noch eine zweite zwiſchen dem Kardinal-Legaten und dem Reformator ſtatt, wobei heftig in den letztern gedrungen wurde, ſeine angeblichen Irrthümer zu widerrufen; allein weder gütliche Vorſtellungen noch Drohungen vermochten den Angeklagten zu erſchüttern. Unbeugſam beharrte vielmehr Dr. Martin Luther bei allem, was er geſchrieben und geſprochen. Cajetan ſuchte die Verhandlung in die Länge zu ziehen, auch durch Anbieten freien Geleites den Reformator zur Reiſe nach Rom zu bereden. Dagegen riethen die Freunde Luthern unverzügliche Abreiſe von Augsburg und Zurücklaſſung einer Berufung an den Papſt. Dieſer Rath wurde befolgt, indem der Angeklagte zu Pferde ſich nach Nürnberg begab, und von dort nach einigem Verweilen die Rückreiſe nach Wittenberg antrat. Als die merkwürdigſte Erſcheinung der Verhandlung in Augsburg ſtellt ſich übrigens die Thatſache dar, daß Luther den beſtimmten Vorſatz gefaßt hatte, *für die Menſchheit ſich zu opfern, für die Wahrheit zu ſterben*[8]). Fortan war ſein Beruf zum Reformator feſtgeſtellt. Auf die Bürger der wichtigen Reichsſtadt Augsburg machte das ſtandhafte Benehmen Luthers guten Eindruck[9]), und da letzterer bei der Rückreiſe auch mit den Humaniſten in Nürnberg verkehrt haben mochte, ſo leiſtete die Verhandlung in Augsburg der begonnenen Kirchenverbeſſerung bedeutenden Vorſchub. Die Berufung an den Papſt, welche Luther in jener Reichsſtadt zurückgelaſſen hatte, wurde zwei Tage nach ſeiner Abreiſe von einem Notar unter Zuziehung von Zeugen an die Domkirche angeſchlagen, natürlich ohne Erfolg. Leo X. ließ vielmehr die Ablaßlehre der römiſchen Kurie, welche angegriffen worden war, durch eine förmliche Bulle ihrem ganzen Umfang nach beſtätigen. Jetzt berief ſich (appellirte) Luther, und zwar am 28. November 1518 von dem Papſt an eine allgemeine Kirchenverſammlung.

Die ruhige Feſtigkeit des Auguſtiners, welcher der römiſchen Kurie ſich zu widerſetzen wagte, erregte nun in verſchiedenen Theilen Deutſchlands allmälig Aufſehen. Alle Gutgeſinnten verkündeten das Lob des entſchloſſenen Mannes, und die Humaniſten erblickten in ihm einen willkommenen Beiſtand wider die Barbarei der Scholaſtik; denn mit dieſer ward der Reformator ſchon zu Augsburg in Händel verwickelt. Leo X. wurde über eine ſolche Wendung der Dinge unruhig, und ſuchte den kühnen Auguſtinermönch in der Güte zu beſchwichtigen. Zu dem Ende ſandte er ſeinen vertrauten Kammerherrn, Karl von Miltiz, nach Sachſen, um den Kurfürſten durch Überreichung der geweihten goldnen Roſe, eines hochgeachteten Geſchenks des Papſtes, zu gewinnen, und zugleich mit Dr. Martin Frieden zu ſchließen. Miltiz benahm ſich mit großer Einſicht und Mäßigung, und brachte den Reformator durch gute Worte wirklich zu dem Verſprechen des Stillſchweigens in dem Streit, ſoferne auch ſeine Gegner ſchweigen würden. Obgleich dieſer Vergleich der herrſchenden Kirchenpartei ſehr günſtig war, ſo wollten ſich die verſtockteſten Anhänger der Kurie dennoch nicht damit begnügen, ſondern ſich öffentlich als Sieger über den Neuerer zeigen. Dr. Eck, der hartnäckigſte Widerſacher Luthers, hatte dieſen in Augsburg beſucht, und durch verſtellte Freundlichkeit ſich erboten, die Streitfrage in einer Disputation mit Andreas Bodenſtein aus Karlſtadt, Profeſſor in Wittenberg, zu erörtern. Luther nahm dieſen Vorſchlag bereitwillig an, und da auch Bodenſtein, nach

---

8) Im Jahr 1518 wurde Philipp Melanchthon, ein gelehrter Philologe und Theologe, als Profeſſor nach Wittenberg berufen, und bald der Vertraute des Reformators. An dieſen ſchrieb nun Luther aus Augsburg: „Beweiſe und erzeige dich als ein Manu, wie du on das thuſt, und lere die liebe Jugend, was recht und göttlich iſt. Ich gehe hin, mich für euch und die liebe Jugend zu opfern, So es dem Herrn gefellet. Ich will lieber ſterben, Und ob mirs wol ſeer ſchweer wird, eure Geſelſchaft emberen, denn das ich das, ſo durch mich recht geleret iſt, widerrufen ſollt.

9) Luther ſagt in demſelben Brief an Melanchthon: „das jedermann in der ganzen Stadt von Dr. Luther redet, und den neuen Heroſtratum zu ſehen begert, der ein ſolch gros Feuer angezündet hat."

ſeiner Vaterſtadt gewöhnlich Karlſtadt genannt, einwilligte, ſo wurde die Disputation am 27. Juni 1819 in Leipzig eröffnet. Zuerſt ſprach Karlſtadt, dann aber auch Luther, und bei dieſer Gelegenheit gab letzterer die wichtige Erklärung ab, daß verſchiedene Lehren von Huß der heiligen Schrift gemäß, alſo mit Unrecht verurtheilt worden ſeien. Hierin lag der erſte Schritt zum offnen Bruch mit dem Papſtthum, und von jetzt an ging das Reformationswerk mit raſchen Schritten ſeinem Ziele entgegen.

Bei Gelegenheit des Zwiegeſprächs in Leipzig ergab ſich Dr. Luther tiefen und umfaſſenden Forſchungen, um für ſeine aufgeſtellten Sätze Beweiſe in der Schrift zu ſammeln. Dadurch entdeckte er von Schritt zu Schritt neue Irrthümer in der Lehre der Kurie, und nun ging im Innern des Reformators allmälig eine große Veränderung vor. Bis jetzt hielt derſelbe das Papſtthum ſelbſt mit dem wahren Geiſt des Chriſtenthums keineswegs für unverträglich, ſondern er hing ihm dem Weſen nach aufrichtig an, und drang nur bei einzelnen Gegenſtänden auf andere Lehren. Nunmehr gelangte er aber nach und nach zu der Überzeugung, daß das Papſtthum ſchriftmäßig überhaupt unhaltbar ſei, und daß die wahre Religion keineswegs durch eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, vielmehr nur durch Entfernung des ſichtbaren Hauptes, ſohin Aufhebung des Papſtthums mit allen ihm angehörenden Lehren und Einrichtungen hergeſtellt werden könne. Dr. Martin Luther prüfte ſich lange, ehe er das entſcheidende Wort ausſprach; indeſſen ſeine Haltung ward von Tag zu Tag kühner. Endlich erſchien im Juni 1520 ein Aufruf des Reformators an den deutſchen Adel, welcher das Papſtthum in ſeinen weſentlichſten Stützpunkten angriff und zu einer ganz neuen Lehre den Grundſtein legen mußte. Luther ſtellte nämlich zunächſt den Satz auf: daß alle Chriſten durch die Taufe zu Prieſtern geweiht werden, und daß im Nothfall ein jeder Chriſt taufen und abſolviren könne. Daraus zog er folgerichtig die Schlüſſe: nicht dem Papſt allein, ſondern der ganzen chriſtlichen Gemeinde ſteht das Recht der Auslegung der Schrift zu, das Recht zu löſen und zu binden. Nachdem hierauf die weltliche Pracht der Päpſte gerügt wurde, ſo folgte die Aufforderung, daß man der römiſchen Kurie die Einziehung der Annaten von Seite der Reichsgewalt nicht mehr geſtatten möge. Hiernächſt erhob ſich der ſtarke Mann gegen die Beſchimpfung der Reichsgewalt durch den Papſt mit einer Kraft, welche gegen das Benehmen Friedrichs I. und Ludwigs des Baiern einen auffallenden Kontraſt bildete [10]). In der Entſchiedenheit der Geſinnung von Schritt zu Schritt zunehmend, erklärte ſich Dr. Martin Luther hiernächſt gegen die Wallfahrten, das Verbot der Prieſterehe, die Bettelklöſter, die Jahrtage, Begängniſſe und Seelenmeſſen, den Zwang zur Faſten und alle Brüderſchaften. Zugleich tadelte der gerechte Mann mit entſchiedenem Nachdruck das Verfahren der Kirchenverſammlung in Konſtanz wider Johannes Huß. „Von Buben,“ rief er aus, „ließ ſich Kaiſer Siegmund zur Brechung des freien Geleites verführen; denn auch dem Ketzer muß man Wort und Treue halten.“ Hiebei gab der Reformator auch die merkwürdige Erklärung ab: „daß man Ketzer bloß durch Gründe und nicht mit Feuer überwinden könne.“ So war denn der Grundſatz der freien Forſchung ausgeſprochen. Endlich nannte Luther den Papſt geradezu den Antichriſt und verlangte die Vertilgung des geſammten päpſtlichen Rechts.

Eine ſolche Kühnheit war bisher noch nicht erlebt worden, da ſelbſt Huß und Hieronymus ungleich zurückhaltender ſich ausſprachen, oder doch wenigſtens den Papſt nicht ſo ungeſtüm angriffen. Die Kurie

---

[10]) Die deßfallſige Erklärung Luthers lautet wörtlich alſo: „Das der Bapſt über den Keiſer kein Gewalt habe, und ja nicht der teufeliſche Hoffart hinfurt zugelaſſen werde, das der Keiſer des Bapſtes füſſe küſſe, oder zu ſeinen füſſen ſize, oder, wie man ſagt, im den Stegreiff halte, und den Zaum ſeines Maulpferds, wenn er aufffizt zu reiten. (Luthers Werke Jenenſer Ausgabe. Th. I, S. 300.)

wollte daher mit der Ausrottung des neuen Ketzers nicht mehr länger zögern, ſondern gab Befehl, die bereits am 15. Juni 1520 gegen Luther erlaſſene Verdammungsbulle in Deutſchland zur Vollziehung zu bringen. Um ſchnell zum Ziel zu gelangen, hatte man den Todfeind des Verurtheilten, Dr. Eck in Ingolſtadt, mit der Verbreitung der Bulle beauftragt; allein jetzt zeigten ſich die Einwirkungen der oben geſchilderten Vorläufer der Reformation; denn das deutſche Volk nahm die päpſtlichen Befehle an verſchiedenen Orten mit Unwillen auf. Ja Doktor Eck gerieth in Sachſen bei Verbreitung des Urtheils ſogar in Lebensgefahr, und mußte ſein Heil in eiliger Flucht ſuchen. Nunmehr bemühte ſich die Kurie, vornehmlich den Landesherrn Luthers, den Kurfürſten Friedrich den Weiſen in Sachſen, zur Einſchreitung wider den Verurtheilten zu bewegen. Schon nach der Verhandlung in Augsburg hatte der Kardinal-Legat an Friedrich geſchrieben, und ihn erſucht, den ketzeriſchen Mönch nach Rom zu ſchicken, oder wenigſtens aus dem Land zu jagen. Indeſſen der Kurfürſt war durch verſchiedene Gründe bewogen worden, dem Anſinnen nicht zu entſprechen. Die neue Univerſität Wittenberg machte ihrem Stifter, Friedrich dem Weiſen, große Freude, und dieſer hegte den ſehnlichen Wunſch, ſie gedeihen zu ſehen. Einer ihrer berühmteſten Lehrer war aber Dr. Martin Luther, und während der Verhandlung in Augsburg erklärte der Rektor der Univerſität, daß der Verluſt eines ſolchen Mannes der Anſtalt unerſetzlichen Schaden zufügen werde[11]). Auch bei den Vergleichs-Verſuchen Karls von Miltiz verwandte ſich die Univerſität ſehr warm für Luther, und am 22. November 1518 bat dieſelbe den Kurfürſten von Sachſen um Fürſprache bei dem Papſt, daß Dr. Martin ohne Widerlegung durch die Schrift nicht zum Widerruf ſeiner Lehren gezwungen werde. Friedrich der Weiſe war unter ſolchen Umſtänden freilich zur Beſchützung Luthers geneigt; allein eines-theils fürchtete er einen Bruch mit dem Papſt, und anderntheils hätte er auch um keinen Preis eine wirkliche Irrlehre begünſtigen wollen. Er zog daher den gelehrten Erasmus zu Rathe, auf deſſen Urtheil er ſehr viel hielt. Der Ausſpruch jenes gebildeten Theologen war günſtig für Luther[12]), und jetzt entſchied ſich der Kurfürſt Friedrich, keine Verfolgung des Reformators zu dulden. Er antwortete daher dem Kardinal Cajetan, daß er ſeinen Anträgen nicht entſprechen könne, bis man den Angeklagten der Ketzerei wirklich überwieſen habe. Am 8. Juli 1520 ſchrieb der Papſt Leo X. ſelbſt an den Kurfürſten, und erſuchte ihn, nach fruchtloſem Verlauf der 60 tägigen Friſt, die dem Reformator in der Verdammungsbulle zum Widerruf vorgeſteckt worden war, den Dr. Martin Luther als Ketzer gefänglich einzuziehen und bis auf weitere Verfügung der römiſchen Kurie zu verwahren. Friedrich der Weiſe, geſtützt auf ein zweites Gutachten von Erasmus, erklärte aber auch dem Papſt ſelbſt, daß er vor einer Überweiſung Luthers keine Verfolgung desſelben zugeben könne, ſohin auf eine gründliche und unbefangene Unterſuchung der ſtreitigen Lehren bringen müſſe. So entging der Reformator glücklich der erſten und größten Gefahr, und vor-

[11]) In einer Berichterſtattung über die Verhandlung zu Augsburg heißt es: „Der Rektor in Wittenberg bittet mich ſchriftlich mit allem vleiß, mich zu bemühen, damit wir ja Dr. Martinum nicht von Wittenberg verlieren. Denn ſo er wegkeme, ſo würde die Univerſität bey menſchlichem gedenken dieſen Schaden nicht überwinden, und überaus viel Studenten und guter Leut verlierén."

Dagegen wird in dem Schreiben der Univerſität an Karl von Miltiz von Luther geſagt: „Weil wir aber viel Jar her ſeine Geſchicklichkeit, vielfeltige Erkenntnis und hohen Verſtand in allerley Künſten mit unſtrefflichen ſitten, und chriſtlichem Wandel gezierd geſehen, und erfahren haben."

[12]) **Sleidani de statu religionis et reipublicae, Carolo quinto Caesare, Commentarii. Lib. II: Erasmus Roterdamus, quum aliis de rebus Friderico Saxoniae duci scriberet Antwerpia, *Lutheri* quoque meminit, ejusque libros magno cum applausu dicit a viris bonis atque doctis evolvi, sed et vitam illius a nemine reprehendi, quod absit ab omni suspitione tum avaritiae, tum ambitionis.**

züglich hierdurch wurde das wichtige Werk gerettet; denn ſoferne Luther den Schutz des Kurfürſten durch Verläumdung oder auf ſonſt eine Art verloren hätte und in die Hände ſeiner Feinde gefallen wäre, ſo würde er wie Huß ſogleich umgebracht worden ſein. Daß aber Männer wie Luther nur nach Jahrhunderten wiederkehren, wird der Verlauf der Geſchichte zeigen, und ſo lag denn alles daran, daß er nur Anfangs nicht ſogleich hingeopfert werde. Das verhinderte nun die Freiſinnigkeit von Erasmus, und dieſer gelehrte Mann wurde hierdurch ein vorzügliches Werkzeug, ja gewiſſermaßen der Retter der Reformation. Nach der Verwerfung der päpſtlichen Anträge in Sachſen bot die Kurie alles auf, der Verdammungsbulle in andern deutſchen Landſchaften Anerkennung zu verſchaffen; allein nun beſchloß auch Dr. Martin Luther zum Äußerſten zu ſchreiten. Er wiederholte nämlich nicht nur ſeine Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung, ſondern erklärte auch die Bulle der römiſchen Kurie vom 15. Juni 1520 für ein Werk des Antichriſts, und ſagte ſich vom Papſtthum förmlich los. Dieß geſchah durch eine feierliche Handlung, indem er, umgeben von den Studenten in Wittenberg, am 10. Dezember 1520 jene Bulle mit den päpſtlichen Geſetzbüchern öffentlich verbrannte.

Drittes Hauptſtück.

Aeußere Geſchichte bei Beginn der Kirchenverbeſſerung. Die Kaiſer Maximilian I. und Karl V.

(Vom Jahr 1493 bis 1520.)

Kaiſer Maximilian I. fand bei ſeinem Amtsantritt das Ausland, und insbeſondere Frankreich, im Aufſtreben, Deutſchland hingegen in den Machtverhältniſſen gegen Außen entſchieden im Sinken. Keine Thatſache zeigte dieß deutlicher, als die Stellung des Reichs zu Italien. Im Mittelalter nahmen die Kaiſer über jenes Land (freilich mit Unrecht) alle Hoheitsrechte in Anſpruch, und gefielen ſich dort in der Schauſtellung ihres Glanzes; allein im Jahr 1494 eroberte Karl VIII. von Frankreich das Königreich Neapel, und gewann nunmehr auf die italieniſchen Angelegenheiten überwiegenden Einfluß. Unter Karl von Anjou hatten die Franzoſen freilich auch in Apulien ſich feſtgeſetzt, doch das Unternehmen betraf nicht ſo unmittelbar Frankreich ſelbſt, und war auch nicht von ſo auffallenden Umſtänden begleitet, wie die Unternehmung Karls VIII. Dieſe glich nämlich einem wahren Triumphzug, der nicht bloß die Intereſſen der Dynaſtie beförderte, ſondern das Anſehen und die Macht Frankreichs ſelbſt erhöhte. Maximilian I. war ein ſcharfſinniger Staatsmann, und erkannte die Gefahren, mit denen Deutſchland vom Weſten aus bedroht wurde, ſogleich bei Beginn ſeiner öffentlichen Laufbahn. Die Unternehmung Karls VIII. in Italien erregte daher im hohen Grade ſeine Beſorgniſſe, und er mahnte die deutſchen Reichsſtände auf das dringendſte, gegen die Übergriffe Frankreichs mit Nachdruck einzuſchreiten. Mit großer Klarheit zeigte der Kaiſer im Jahr 1495 auf einem Reichstag in Worms, daß, bei fernerer Unthätigkeit Deutſchlands, Frankreich nothwendig das Übergewicht erlangen, den Germanen ihren europäiſchen Einfluß entziehen, und am Ende auch auf Koſten der Reichsſtände ſich vergrößern werde. Wie gewöhnlich wollten aber die

Fürſten von einer Vertheidigung der allgemeinen Nationalzwecke nichts wiſſen, ſondern behaupteten, man müſſe vorerſt den innern Rechtszuſtand befeſtigen. Letzteres war nun allerdings recht; indeſſen man hätte nebenbei gleichwohl die Würde des Reichs nach Außen bewahren können. Obgleich der Kaiſer mit Eifer in dieſem Sinn wirkte, ſo blieben die Stände deſſenungeachtet bei der Ablehnung von Schutzmaaßregeln gegen Frankreich, und forderten nur die Einſetzung eines Reichskammergerichts zur Aufrechterhaltung des Landfriedens. Da Maximilian I. der Beruhigung Deutſchlands im Innern nicht abgeneigt war, auch die Intereſſen der landesherrlichen Gewalt die endliche Aufhebung der Selbſthülfe erheiſchten, ſo ward die eigenthümlichſte Sitte des Mittelalters, das Fehderecht des Adels, wirklich durchgreifend abgeſchafft. Man errichtete nämlich den Landfrieden nicht mehr, wie früher, nur für eine beſtimmte Zeit, ſondern für immer, unter unbedingtem Verbot der Fehden oder der Selbſthülfe bei einer Strafe von 2000 Mark Goldes. Dem eingeſetzten Kammergericht wurde die Unterſuchung und Beſtrafung des Landfriedensbruches zugetheilt. Was die Verfaſſung jenes oberſten Reichsgerichts anbetrifft, ſo beſtand es aus einem Kammerrichter, als Vorſtand, und aus zwei Bänken von Beiſitzern, wovon die eine aus Doktoren des Rechts, und die andere aus Ritterbürtigen gebildet ward. Die Ernennung des Vorſtandes wie der Räthe kam dem Kaiſer zu unter Beirath und Zuſtimmung der Reichsſtände. Zur Beſoldung der Richter wurden die Sporteln oder Gerichtsgebühren und hülfsweiſe die Reichsſteuer, oder der gemeine Pfennig, beſtimmt. Nunmehr kam das Kammergericht allerdings zu Stande; da jedoch das römiſche Recht mit dem heimlichen Schriftverfahren beibehalten wurde, ſo mußte die Rechtspflege bald unter der Maſſe unnützer Geſchäfte ins Stocken gerathen. Dieß beſtätigte ſich nur zu bald.

Auf dem Reichstag in Worms hatte der Kaiſer die Stände zwar nicht zur Leiſtung der Heeresfolge gegen Frankreich, doch endlich zu einer ſpärlichen Geldhülfe bewogen. Maximilian brachte daher 3000 Söldner zuſammen, welche er ſogleich nach Italien abſendete. Da die Bundesgenoſſen des Kaiſers, der Herzog von Mailand, der Papſt und der König von Spanien, nachdrücklicher rüſteten, ſo verließ Karl VIII. Neapel, und die Truppen, welche er zur Behauptung ſeiner Herrſchaft zurückließ, wurden zerſtreut. Maximilian I. beſchloß nun ſelbſt nach Italien zu gehen, um das Anſehen Deutſchlands wieder herzuſtellen, und künftigen Angriffen Frankreichs gegen Italien vorzubeugen. Damit er endlich die Hülfe der Stände erhalte, bot er dieſelben auf einem Reichstag in Lindau (1496) zur Heeresfolge für den Römerzug, oder die Kaiſerkrönung auf; allein die mittelalterliche Reichsverfaſſung, welche die Fürſten allerdings zu jener Heeresfolge verpflichtete, war ſchon lange abgeſtorben, und man gab alſo dem Antrage des Kaiſers keine Folge. Maximilian I. zog nun mit der geringen Macht, welche er aus eigenen Mitteln aufſtellte, noch im nämlichen Jahr 1496 nach Italien, wurde jedoch ſelbſt von denen, welche ihn herbeigerufen hatten, verrathen, und mußte erfolglos nach Deutſchland zurückgehen.

Während ſeiner Abweſenheit hatte ſich der Reichstag in Lindau vorzüglich mit der Befeſtigung des Kammergerichts beſchäftiget. Schon im Jahre 1496 war nämlich das Anſchwellen von Geſchäften ſichtbar geworden, und zugleich der weitere Übelſtand eingetreten, daß die zur Beſoldung der Richter angewieſenen Einkünfte nicht flüſſig wurden. Man wußte in Lindau noch keinen Rath zu ſchaffen, und erſt im folgenden Jahr 1497 auf einer Reichsverſammlung in Worms brachte man ſo viel zuſammen, um das Kammergericht wieder in Gang zu bringen. Der Kaiſer leiſtete, trotz ſeiner Geldnoth, auch einen Beitrag; allein deſſen ungeachtet zeigten ſich die Stände zu einer Unterſtützung desſelben nach Auſſen nicht willfähriger. Auf einem dritten Reichstag zu Freiburg im Breisgau, welcher im Oktober 1497 eröffnet

wurde, bat Maximilian I. wiederholt um die Unterſtützung der Stände, weil ein neuer Krieg mit Frankreich zu beſorgen ſei; indeſſen er wirkte wiederum nichts anderes aus, als eine geringe Geldhülfe. Die Stellung des Kaiſers war deßhalb um ſo unbehaglicher, als er um dieſe Zeit auch mit den Schweizern in Krieg verwickelt wurde. Das Reichsoberhaupt hatte von dieſen nicht nur die Aufhebung ihres Bundes mit Frankreich, ſondern auch die Unterwerfung unter die Wormſer Beſchlüſſe von 1495 gefordert, nämlich die Anerkennung des Kammergerichts und die Entrichtung der Reichsſteuer oder des gemeinen Pfennigs. Da aber die oberalemanniſche Eidgenoſſenſchaft ſchon lange entſchloſſen war, vom deutſchen Mutterland ſich zu trennen, ſo ſuchte ſie jetzt eine Gelegenheit dazu, und verſagte den Befehlen des Kaiſers den Gehorſam. Gleichzeitig war zwiſchen Bündten, welches theils 1497, theils 1498 dem Schweizervereine beitrat, und Tyrol über das Kloſter Münſter im Münſterthale ein Streit entſtanden, und dieſer brachte die Gährung zum Ausbruch.

Die Graubündtner, auf die Hülfe ihrer Eidgenoſſen vertrauend, nahmen das Münſterthal im Jahr 1498 mit Gewalt in Beſitz; allein nun riefen die Tyroler die Hülfe des ſchwäbiſchen Bundes an. Dieſer ſetzte ſich auch wirklich in Bewegung, und die Feindſeligkeiten wurden zu Anfang 1499 eröffnet. Der Kaiſer war jedoch in den Niederlanden von Kriegshändeln in Anſpruch genommen, und dem ſchwäbiſchen Bund gebrach es am einheitlichen Handeln. Darum erlitt letzterer an mehrerern Orten, insbeſondere im Bruderholz bei Baſel und in der Nähe von Konſtanz empfindliche Niederlagen. Bei Ermatingen zogen zwar die Schweizer den Kürzern; allein die Bündtiſchen wußten den Sieg nicht zu behaupten, ſondern ließen ſich im Frühling 1499 bei Schwaderloch, unweit Konſtanz, und im Vinßgau ſchlagen. Im Sommer 1499 erſchien endlich der Kaiſer mit einem Heere von 20,000 Mann in der Gegend von Konſtanz, da er in den Niederlanden Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte. Sofort wurde zu Überlingen unter dem Vorſitz Maximilians I. der Kriegsrath verſammelt, und dieſer beſchloß einen allgemeinen Sturm gegen die Schweizer, welche ſich wiederum im Schwaderloch, unweit Konſtanz, aufgeſtellt hatten. Dort wurden ſie in der That von dem Reichsheer angegriffen; allein im entſcheidenden Augenblick verweigerten die Zuzüge der Fürſten die Theilnahme an dem Kampf auf eine verrätheriſche Weiſe, und dadurch wurde der Kaiſer zum Rückzug genöthiget. Während die Mannſchaft der Reichsſtände auseinanderging, begab ſich Maximilian I. mit ſeinem eigenen Heergefolge nach Lindau, immer noch zur Fortſetzung des Kriegs entſchloſſen. Da empfing er aber plötzlich die Botſchaft, daß der Graf von Fürſtenberg, auf deſſen Hülfe er vorzüglich zählte, bei Dorneck von dem Feind überraſcht und auf das Haupt geſchlagen worden war. Der Kaiſer ſuchte ſeinen Schmerz unter ſcheinbarer Heiterkeit zu verbergen; indeſſen er gab die Hoffnung auf die Bewältigung der Schweizer jetzt gänzlich auf. Da nun dieſe dem Frieden auch nicht abgeneigt waren, ſo kam derſelbe am 22. September 1499 wirklich zu Stande. Maximilian I. trat den Eidgenoſſen das Landgericht im Thurgau ab, und ſprach ſie von der Anerkennung des Kammergerichts ſowie der Bezahlung der Reichsſteuer frei; dagegen ſollte jeder Theil die gemachten Eroberungen zurückgeben und der Streit zwiſchen Tyrol und Graubündten durch den Biſchof Friedrich von Augsburg austräglich entſchieden werden. So war denn in der Abtrennung Oberalemanniens von Deutſchland ein bedeutender Schritt vorwärts geſchehen.

Während der Unterhandlungen mit den Schweizern hatte Ludwig XII. von Frankreich, Nachfolger Karls VIII., Entwürfe auf die Eroberung Mailands an den Tag gelegt, und dieſelben mit Hülfe des Papſtes und der Venetianer im Jahr 1500 auch durchgeführt. Da hierdurch das europäiſche Gleichge-

wicht bedroht wurde, ſo machte Maximilian I. die größten Anſtrengungen, um den Franzoſen den Beſitz Mailands wieder zu entreißen. Der Kaiſer berief ſofort (1500) einen Reichstag nach Augsburg, und drang dort in die Stände zur Zurückweiſung der franzöſiſchen Übergriffe; allein er erhielt die alte Antwort, daß man wegen der innern Zerrüttung Deutſchlands an keinen auswärtigen Krieg denken könne. In der That waren die innern Zuſtände durch das Hinſiechen der Reichseinheit ſo traurig, daß auch das Kammergericht aus Mangel an Unterhalt inzwiſchen wieder eingegangen war. Um dem Staatsverfall nur einigermaßen zu ſteuern, nahm die Reichsverſammlung in Augsburg (1500) einen ſchon früher gemachten Vorſchlag an, eine ſtändige Reichsregierung einzuſetzen. Da nämlich nach der Erfahrung die allgemeinen Verſammlungen der Stände wegen Zeit- und Koſtenaufwand nur ſchwer zuſammen zu bringen waren, und deßhalb auch Beſchlüſſe, die Eile hatten, hinausgeſchoben werden mußten, ſo ſollte unter Vorſitz des Kaiſers oder ſeines Statthalters ein Kollegium von 20 Abgeordneten der Reichsſtände die dringendſten Geſchäfte erledigen. Maximilian I. willigte ein, und das Reichsregiment wurde in Nürnberg wirklich eingeſetzt. Zu einem Krieg gegen Frankreich konnte der Kaiſer die Stände nicht bewegen, und ſo blieb ihm wegen der Schwäche ſeiner eigenen Macht nichts übrig, als mit Ludwig XII. ſich zu vertragen. Obgleich dieſer auch Neapel in Beſitz genommen, und mit dem Könige von Spanien getheilt hatte, ſchloß Maximilian 1501 dennoch Frieden mit Frankreich. Im folgenden Jahr 1502 ſuchte der Kaiſer die deutſchen Fürſten zu einem Feldzug gegen die Türken zu bewegen, doch abermals vergeblich. Inzwiſchen verfiel auch die neue Reichsregierung in Nürnberg wieder, eine Fehde zwiſchen mehrerern Linien des wittelsbachiſchen Hauſes, der pfalzbairiſche Erbfolgekrieg, verwirrte das Reich, und die Anzeichen des innerlichen Abſterbens vermehrten ſich demnach bedeutend. Maximilian I., der den Willen und die Fähigkeit hatte, für die allgemeinen Nationalangelegenheiten zu wirken, konnte bei dem ewigen Widerſtand und der zähen Theilnahmloſigkeit der Fürſten nichts ausrichten. Im Jahre 1507 wurde endlich die Stellung Ludwigs XII. in Italien gegen Deutſchland ſo drohend, daß endlich auch die Stände von der Nothwendigkeit ſprachen, die Übergriffe Frankreichs zurückzuweiſen. Man verſprach dem Kaiſer auf einem Reichstag zu Konſtanz (1507) einen Zuzug von 12,000 Mann, und nun beſchloß Maximilian ſogleich zu Anfang des folgenden Jahres 1508 in Italien einzurücken. Obgleich die Reichshülfe noch nicht vollſtändig eingetroffen war, erſchien er doch zur beſtimmten Zeit im Feld, und griff Venedig an. Nach verſchiedenen Wechſelfällen der Waffen, da er bald glücklich, bald unglücklich war, ſchloß er mit den Venetianern einen dreijährigen Waffenſtillſtand. Seltſamer Weiſe näherte ſich der Kaiſer jetzt wieder dem König von Frankreich, und da auch andere gekrönte Häupter die Siege der ſtolzen Republik Venedig mit mißgünſtigen Augen anſahen, ſo kam eine große Koalition des deutſchen Kaiſers, der Könige von Frankreich und Spanien und des Papſtes Julius II. wider jenen Freiſtaat zu Stande. Man nannte dieſe nach dem Orte des Abſchluſſes die Ligue von Cambray. Maximilian I. legte ſie den deutſchen Reichsſtänden zur Beiſtimmung vor; indeſſen dieſe lehnten Genehmigung wie Antheilnahme ab. Der Kaiſer eröffnete nun (1509) den Krieg gegen Venedig mit ſeiner Hausmacht, war aber ziemlich glücklich, indem er außer der Grafſchaft Görz auch Trieſt, Verona und Vicenza einnahm. Jetzt ſuchten die Venetianer um jeden Preis mit dem Kaiſer ſich zu verſöhnen; da aber alle ihre Anträge verworfen wurden, ſo wandten ſie ſich an Ludwig XII. von Frankreich, und ſchloſſen mit demſelben endlich wirklich einen Schutz- und Trutz-Vertrag. Maximilian I., hierüber ſehr entrüſtet, errichtete mit den Königen von Spanien und England ſowie dem Papſt durch ſeine Tochter Margaretha nunmehr eine Ligue gegen Frankreich.

Ludwig XII. ließ ſich dadurch von ſeinem Bündniß mit den Venetianern nicht abſchrecken, ſondern ſandte im Jahr 1513 ein Heer von 24,000 Mann nach Italien. In der That erwies ſich die Ligue des Kaiſers ſo ohnmächtig, daß jenes Heer die größten Fortſchritte machte; zum Glück gelang es jedoch dem Papſt, die Schweizer zu gewinnen, und dieſe vertrieben nun die Franzoſen aus Italien. Durch das Vertrauen auf die neuen Bundesgenoſſen ermuthiget (denn die Schweizer ſtellten ihm für Sold 16,000 Mann), machte Maximilian I. nun einen Verſuch, Burgund einzunehmen. Auch der König von England, Heinrich VIII., war mit einem Heere in Calais erſchienen, dem der Kaiſer eine Verſtärkung ſandte, und da auch der Angriff gegen Burgund von einem deutſchen Zuzug unter dem Herzog Ulrich von Würtemberg unterſtützt wurde, ſo gerieth Ludwig XII. in große Gefahr. Durch geſchickte Unterhandlungen wußte er ſich jedoch wieder zu helfen, indem er zuerſt die Schweizer in Burgund zu einem einſeitigen Frieden bewog, und im Jahr 1514 auch einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer vermittelte. Letzterer entſchädigte ſich für ſeine vereitelten Entwürfe auf Burgund durch eine Wechſelheirath eines Enkels und einer Enkelin mit einer Tochter ſowie einem Sohne des Königs Wladislaus von Ungarn, wodurch dem Haus Habsburg die Erbfolge in jenes Königreich eröffnet wurde. Nach dem Tode Ludwigs XII. (1515) ſetzte ſein Nachfolger Franz I. die Staatspläne Frankreichs in Italien mit Erfolg fort, und behauptete insbeſondre Mailand. Der Kaiſer ſchloß die Franzoſen in dieſer Stadt zwar mit einem Heere von 30,000 Mann ein; allein wegen Mangel an Sold ging dasſelbe vor erreichtem Zweck auseinander, und nun errichtete Maximilian einen bleibenden Frieden mit Frankreich. Nach der Vollziehung desſelben betrieb das Reichsoberhaupt von Neuem den Feldzug gegen die Türken, und ſchrieb zu dem Ende für das Jahr 1518 den ſchon erwähnten Reichstag nach Augsburg aus. Sowohl der Papſt, als auch die patriotiſche Richtung der Deutſchen unterſtützten den Plan, da nicht bloß der Kardinal-Legat Cajetan, ſondern auch der berühmte Ulrich von Hutten für den Krieg gegen die Türken ſprachen; an der trägen Ruhe der Reichsſtände ſcheiterte jedoch alle Beredſamkeit. Deutſchland war durch die Zerrüttung der Nationaleinheit abgelebt, und vermochte ſeine Würde gegen Außen nicht mehr geltend zu machen. Der Reichstag in Augsburg traf daher für den geforderten Türkenkrieg nur Schein-Maaßregeln, und verwies die entſcheidende Schlußfaſſung auf eine neue Verſammlung, welche im folgenden Jahr 1519 zu Worms abgehalten werden ſollte. Schon am 11. Januar 1519 verſchied aber Kaiſer Maximilian I., und die Erledigung der Krone brachte andere Staatsfragen in Anregung.

Maximilian I. war ein kühner, ritterlicher Geiſt, und ein Mann von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Durch ſeinen angebornen Muth wider die Gefahr an ſich ſchon gleichgültig, erhöhte er die Unerſchrockenheit noch durch die vielen Wagniſſe, welche er bei der Gemſenjagd von Jugend auf mit Erfolg beſtand. Dem Ritterthum des Mittelalters hing er faſt mit ſchwärmeriſcher Liebe an, und da er nicht nur perſönliche Schönheit, ſondern auch vortreffliche Waffenübung beſaß, ſo warf ſeine Erſcheinung den letzten Schimmer auf das ritterliche Zeitalter[1]). Maximilian war aber auch ein fähiger Staatsmann, und ſeine Entwürfe zeichneten ſich meiſtens durch eine gewiſſe Großartigkeit aus; Schade daher, daß die zerrüttete Lage des Reichs, und die Schwäche ſeiner Hausmacht die Durchführung derſelben nie erlaubte.

[1]) Er verſchmähte es ſogar als Kaiſer nicht, wie ein einfacher Ritter im Turnier zu kämpfen. Bei Gelegenheit einer Reichsverſammlung in Worms (1495) zeigte er ſeine Überlegenheit in den Waffen, da er den berühmten und gefürchteten Ritter Claudius von Batre, einen Franzoſen, im Turnier mit Glanz beſiegte.

In letzterer Beziehung trug der Kaiſer freilich ſelbſt einige Schuld, weil er durch ſeine Prachtliebe und oft unzeitige Freigebigkeit in beſtändigen Geldmangel ſich verſetzte; doch wenn dieß auch nicht geweſen wäre, das Sinken Deutſchlands hatte in Folge der Staatsfehler früherer Reichshäupter ſchon ſo ſehr zugenommen, daß auch Maximilian I. ſchwerlich Rettung ſchaffen konnte. Die Hülfe war nur durch Erhebung des Volkes möglich, und eine ſolche noch nicht hinreichend vorbereitet. Maximilian erwarb ſich übrigens das Verdienſt, daß er mit großem Eifer nach Verbeſſerung der Wehrverfaſſung der Deutſchen ſtrebte, und zu dem Ende eine feſtere Verbindung des Reichs einführen wollte. Blieb es immerhin nur bei dem Verſuch, ſo verdient doch ſchon der redliche Wille Anerkennung. Unter ſeine Regierung fällt ferner die Ausdehnung der 6 deutſchen Kreiſe, die zu Zeiten Albrechts II. errichtet wurden, auf die nachmaligen zehen. Auch hierdurch, namentlich die Organiſation der Kreiſe mit Oberſten und Räthen, ſollte der Reichsverband etwas befeſtiget werden. Leider ſchlug aber auch dieſer Plan fehl.

Während die Hinfälligkeit der Staatsmacht Deutſchlands bei dem Tode Maximilians I. ſo ſchmerzlich empfunden ward, offenbarten ſich zugleich die betrübten Anzeichen, daß auch die letzte ſtädtiſche Einigung, der hanſeatiſche Bund, ſeiner Auflöſung entgegengehe. Es war nicht der Geiſt der Freiheit, welcher die Verbindung belebte, ſondern jener der Herrſch= und Bereicherungsſucht. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts entſtand daher zwiſchen den Bundesgliedern Neid über Handelsvortheile, Reichthum und Anſehen einzelner, woraus alsbald Mißtrauen und Zwietracht entſprangen. Seit 1517 traten vornehmlich zwiſchen Bremen und Minden Streitigkeiten über die Beſchiffung der Weſer hervor, da Bremen nach der Behauptung Mindens die freie Schifffahrt auf jenem Strom verkümmere. Ebenſo geriethen Danzig und Lübeck gegenſeitig in Händel, ja im Jahre 1518 ergab ſich in der geſammten Hanſa eine ſtarke Spaltung, indem über 12 Städte entweder ausgeſchloſſen wurden, oder freiwillig zurücktraten. Zu ihnen gehörten Berlin, Frankfurt an der Oder, Kiel, Helmſtädt, Halle, Halberſtadt, Quedlinburg, Stendal, Salzwedel, Aſchersleben und andere. Die weniger mächtigen Städte klagten über Bedrückung der größern, und ein inneres Gift zehrte an dem Leben des vormals ſo ſtarken Bundes.

Unter ſolchen Umſtänden konnte eine Kaiſerwahl niemals wichtiger geweſen ſein, als jene, welche nach dem Tode Maximilians I. bevor ſtand; denn nicht genug, daß die alten Staatsverhältniſſe Deutſchlands nach allen Richtungen ſich auflöſten, ſo waren ſowohl durch die bereits begonnene Kirchenverbeſſerung, als die hervorgetretene patriotiſche Richtung alle Elemente zur Verjüngung des Volkslebens und zur Wiedergeburt der Nation in voller Wirkſamkeit. Der Ausgang der großen Gährung hing vorzugsweiſe davon ab, welche Richtung das neue Reichsoberhaupt ergreifen werde, nie barg alſo eine Kaiſerwahl größere Folgen ſich, als jene bei Beginn der Reformation. Maximilian I. hatte die Nachfolge im Reich noch bei Lebzeiten ſeinem Enkel, dem König Karl von Spanien, auszuwirken geſucht, und obgleich ſeine Bemühung keinen Erfolg hatte, ſo wurde nach ſeinem Tode Karl gleichwohl von einer Seite als Kaiſer vorgeſchlagen. Als Mitbewerber traten die Könige Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England auf, während ein Theil der Fürſten ſeine Augen auf den Kurfürſten von Sachſen, Friedrich den Weiſen, richtete. Vom patriotiſchen Standpunkt aus konnte man weder die Erhebung von Karl, noch jene von Franz oder Heinrich wünſchen, da ſie alle Könige fremder Länder waren. Karl gehörte der Abſtammung nach allerdings den Deutſchen an, da ſein Vater Philipp der Sohn Maximilians I., und nur ſeine Mutter eine Spanierin war. Allein er hatte eine ausländiſche Erziehung genoſſen, und blieb durch ſeine Stellung als König von Spanien dem Mutterlande fremd, ſowie ſelbſt ſeine Hausintereſſen

den vaterländiſchen widerſtreben mußten, ſo lange er die ſpaniſche Krone trug. An eine Niederlegung derſelben um den Preis der Kaiſerwürde konnte natürlich nicht gedacht werden, da die Reichsgewalt auf einen Namen ohne Macht ſich beſchränkte. Schon aus dieſen Gründen hätte man nothwendig einen deutſchen Fürſten wählen ſollen, und ſowohl in Beziehung auf Perſönlichkeit als auf Anſehen war Niemand würdiger, als der Kurfürſt Friedrich von Sachſen. Im Verhältniß zu Heinrich von England, Franz von Frankreich und Karl von Spanien war ſeine Hausmacht allerdings gering; doch in Deutſchland bereitete ſich durch die religiöſe und politiſch-reformatoriſche Richtung eine Macht vor, welche alle fürſtliche Gewalt weit überwog, und einem gemeinſinnigen Kaiſer den Sieg über die innern, wie alle äuſſern Feinde verſchaffen mußte[2]). Da Friedrich der Weiſe die Kirchenverbeſſerung mittelbar ſchon gefördert hatte, ſo vereinigte ſich alles, um die Erhebung desſelben als ein wahres Nationalbedürfniß darzuſtellen. Von Seite der Wahlfürſten ergab ſich in der That kein Hinderniß, ſondern dieſe boten dem Kurfürſten von Sachſen ihre Stimmen an; aber Friedrich war kein Mann der That in den Zeiten der Staatsſtürme, er erhob deßhalb große Bedenklichkeiten, und lehnte die Wahl ab. Ja was noch ſchlimmer war, er verwendete ſelbſt ſeinen Einfluß, um die Erhebung Karls von Spanien durchzuſetzen[3]). Zur Sicherſtellung der landesherrlichen Rechte rieth er nur, dem neuen Kaiſer beſtimmte Bedingungen der Wahl vorzuſchreiben, welche dieſer zu beſchwören habe. Karl, als Kaiſer der Fünfte dieſes Namens, ging auf alle Forderungen ein, und ſo hatte man zum Nachtheil der Reichsgewalt ein neues Staatsrecht gebildet, die ſogenannten Wahlkapitulationen, die von jetzt an jeder Kaiſer vor ſeiner Erhebung eingehen mußte[4]). Hatte ſchon die goldene Bulle die Grundlagen der Nationaleinheit ſelbſt angegriffen, ſo geſchah ſolches noch mehr durch die Neuerung bei der Wahl Karls V.; denn während früher die Verfaſſung die Rechte des Kaiſers vorſchrieb, ſo thaten es jetzt die Wahlkapitulationen, welche von den Kurfürſten entworfen wurden. Es ſtand alſo in der Willkür der letztern der Reichsgewalt ſo viel Macht einzuräumen, als ſie wollten, und es war nach der bisherigen Erfahrung leicht vorherzuſehen, daß jede folgende Wahlkapitulation dazu benützt werden würde, um die kaiſerliche Gewalt zu beſchränken, und die landesherrliche zu erhöhen. Das Schickſal

---

[2]) Daß dieß keine moderniſirende Anſicht nach dem heutigen Geſichtspunkt ſei, daß vielmehr ſchon damals die Überzeugung beſtand: ein Kaiſer aus einem deutſchen Fürſtenhaus ſei mit Hülfe der öffentlichen Meinung den mächtigen Königen von Frankreich, Spanien und England, ja dem geſammten Ausland überlegen, ergab ſich bei der Wahlverhandlung ſelbſt. Eine Meinung erklärte nämlich: **Nimirum fuit semper illustrae Germaniae principum nomen et fama celebris: ea nondum est extincta, sed viget incolumis, et sunt inter alias, Germaniae tres hodie praecipuae familiae, Bavarica, Saxonica, Brandeburgica: sunt in his etiam nonnulli praestantes viri.** ***Si quem igitur ex illis rerum summae praeficiemus, et nostris copiis adjuvavimus, ut certe debemus, non est quod exteros metuamus.*** **(Sleidan Lib. I.)**

[3]) Die Wahl Karls von Spanien als deutſcher Kaiſer erfolgte zu Frankfurt am 28. Juni 1520, und wurde ſogleich den ſpaniſchen Geſandten, welche ſich in Höchſt befanden, bekannt gemacht.

[4]) Karl V. übernahm durch dieſen Vertrag unter andern die Verbindlichkeiten: 1) die Stände bei ihren hergebrachten Freiheiten, d. i. Vorrechten zu ſchützen; 2) in Reichsangelegenheitrn ohne Zuſtimmung der Kurfürſten keine Bündniſſe einzugehen, und keinen Krieg zu erklären; 3) die Stände nicht mit Steuern zu beſchweren, und die von ihnen bewilligten nur mit Zuſtimmung von ſechs Kurfürſten einzuziehen; 4) eine ſtändige Reichsregierung gleich der frühern in Nürnberg einzuſetzen; 5) wider die Reichsgeſetze nichts anzuordnen, und Niemanden ohne rechtliches Gehör zu verurtheilen; 6) ungebürlich abgekommene Reichsſteuern zurückzubringen und das Staatsvermögen durch Zurückbehaltung heimfallender Lehen oder neue Erwerbungen zu vermehren, und 7) die Vereinigungen der Kurfürſten zu geſtatten, dagegen die Bündniſſe der Städte und des Adels zu verbieten.

Deutſchlands hing bei einer ſolchen Lage der Dinge nur von der Reformation ab, welche ſowohl im Staat, als in der Kirche von dem Volk ſelbſt angeſtrebt wurde.

Viertes Hauptſtück.

Der Reichstag in Worms.

(Das Jahr 1521.)

Als Karl V. durch beſondere Geſandtſchaften ſeine Erhebung zum deutſchen Kaiſer erfahren hatte, ließ er den Reichsſtänden melden, daß er die Wahl annehme, und ſchleunigſt nach Deutſchland abreiſen werde, um die Regierung anzutreten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen für die Staatsverwaltung Spaniens trat er die Reiſe auch ſogleich an, und erſchien am 1. Novbr. 1520 in Köln. Sofort ſandte er Briefe durch ganz Deutſchland, um alle Reichsſtände auf den 6. Januar 1521 zu einer feierlichen Verſammlung nach Worms einzuladen. Die erſten Geſchäfte dieſes Reichstages, welcher in der That ſehr zahlreich beſucht wurde, betrafen Staatsangelegenheiten. Karl V. ſtellte nämlich mit Zuſtimmung der Stände das Reichsregiment ungefähr in der Weiſe wieder her, wie es 1500 eingeführt worden war, brachte das Kammergericht von Neuem in Gang, und ſetzte den wichtigen Beſchluß durch, daß bei den Reichskriegen die Beihülfe der Stände beſtimmter vorgezeichnet werden ſoll. Es wurde nämlich eine neue Matrikel angefertiget, und hierin unter genauer Vertheilung unter die Stände das Reichsheer auf 4000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk feſtgeſetzt. Hiernächſt ernannte der Kaiſer ſeinen Bruder Ferdinand zu ſeinem Stellvertreter oder Reichsſtatthalter, und trat demſelben Öſterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ab. Am 30 Januar und 7. Hornung 1522 wurden in die Abtretung auch die übrigen deutſchen Beſitzungen des Hauſes Habsburg eingeſchloſſen. So beſtätigt ſich denn unſre obige Bemerkung, daß die Intereſſen Karls V. nicht innerhalb, ſondern auſſerhalb Deutſchland lagen, ſeine Erhebung zum Kaiſer den vaterländiſchen Zwecken ſohin geradezu widerſprach.

Auſſer den Staatsangelegenheiten beſchäftigte ſich die Reichsverſammlung in Worms vom Jahr 1521 auch mit kirchlichen Gegenſtänden, und in dieſer Beziehung erlangte ſie eine weltgeſchichtliche Bedeutung. Als nämlich die Friſt, welche dem Reformator Dr. Martin Luther in der Bulle Leo's X. vom 15. Juni 1520 zum Widerruf vorgeſteckt wurde, fruchtlos verſtrichen, und alle Verſuche zur Beſchwichtigung der neuen Lehre fehlgeſchlagen waren, ſo wurden in einer zweiten Bulle vom 3. Januar 1521 Dr. Martin Luther und deſſen Anhänger mit dem Bann belegt, und alle Strafen der Ketzerei wider ſie ausgeſprochen. Zugleich ſtellte der päpſtliche Legat Leander bei der Reichsverſammlung in Worms den Antrag zur Vollziehung des päpſtlichen Urtheils. Durch den Einfluß des Kurfürſten Friedrichs von Sachſen wurde jedoch der Kaiſer zu dem Ausſpruch bewogen, daß dem Angeklagten vor allem erſt das rechtliche Gehör verſtattet werden müſſe [1]), ja die Reichsverſammlung beſchloß ſogar, die Unterſuchung ſelbſt zu führen, und zu dem

[1]) Sleidan Liber III. Princeps Fridericus, interea dum Caesarem ad agendos Wormatiae conventus euntem, comitatur, effecerat, ut Caesar velle se Lutherum evocare diceret et coram audire,

Ende Luthern vor ihre Schranken zu fordern. Nachdem die Ladung ergangen war, erhielt, wie einſt Johannes Huß, ſo auch Dr. Martin Luther vom Kaiſer das freie Geleit in der Art, daß er unangetaſtet von Wittenberg nach Worms reiſen und nach Hauſe zurückkehren dürfe [2]). Auch die Fürſten verbürgten die perſönliche Sicherheit des Reformators, und ſo machte ſich dieſer getroſt auf den Weg. Dr. Martin Luther reiſte in Begleitung eines Ehrenholdes und einiger Reiſigen, welche ihm die Reichsverſammlung zu ſeinem Schutz geſendet hatte. Während der Reiſe zeigte ſich, wie ſehr ſchon der Ruf des kühnen Mannes verbreitet war; denn das Volk ſtrömte häufig herbei, um ihn zu ſehen. Trotz des freien Geleites ging Luther einen ſchweren Gang, da es bekannt war, wie oft die Hinterliſt der ſtarren Kirchenpartei die klarſten und beſtimmteſten Urkunden zum Verderben ihrer Gegner zu verdrehen wußte. Im gegebenen Fall lagen aber noch beſondere Verdachtsgründe in Mitte, indem vor der Ankunft Luthers in Worms ſeine Bücher durch öffentlichen Anſchlag verboten wurden. Seine Freunde in Oppenheim riethen ihm daher bei ſeiner Ankunft dortſelbſt, daß er ſich nicht nach Worms wagen möge; doch Luther war mit hohem Muth und wahrer innerer Freudigkeit erfüllt. Schon in mehrerern Briefen, die er unterwegs ſchrieb, hatte ſich der feſte Entſchluß ausgedrückt, auf jede Gefahr hin die Wahrheit ſeiner Lehre zu vertheidigen, und ſo gab er denn den warnenden Freunden in Oppenheim die mannhafte Antwort: **„Wolan! weil ich erfoddert und berufen bin, So hab ich bei mir gewis beſchloſſen, hinein zu ziehen, im Namen des Herrn Jeſu Chriſti, wenn ich gleich wüſſt, das ſo viel Teufel drinnen weren, als Ziegel auf allen Dechern ſind“** [3]). Die Perſönlichkeit des denkwürdigen Mannes tritt demnach allmälig deutlicher hervor: hoher, entſchloſſener Muth, Unbeugſamkeit des Willens, freudige Bereitwilligkeit zur Hingebung, felſenfeſtes Vertrauen für den Sieg der Wahrheit, und auſſer allen dieſen Eigenſchaften eine ſeltſame Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache! Am 16. April 1521 ritt der Reformator an der Seite von Kaspar Sturm, des Ehrenholdes, welcher ihn von Wittenberg bis Worms geleitet hatte, in letzterer Stadt ein. Er nahm ſeine Herberge im deutſchen Hof, und dieſer war nun bald von Gäſten überfüllt; denn es fanden ſich noch am nämlichen Tag bis tief in die Nacht viele Grafen, Ritter und Geiſtliche ein, um Dr. Martin Luther zu ſprechen. Am andern Morgen (17. April 1521) erſchien Ulrich von Pappenheim, des Reichs Erbmarſchall, im deutſchen Hof, und überbrachte dem Reformator die ſchriftliche Ladung, Nachmittags vier Uhr vor dem Kaiſer, den Kurfürſten und den übrigen Ständen des Reichs zu erſcheinen, und anzuhören, warum und wozu er berufen worden ſei. Dr. Martin Luther nahm den Befehl der Reichsverſammlung mit Ehrerbietung auf, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit, ihm Gehorſam zu leiſten. Zur beſtimmten Stunde wurde er daher von dem Erbmarſchall Ulrich von Pappenheim und dem Ehrenhold Kaspar Sturm in die Herberge des Pfalzgrafen bei Rhein, und von da in heimlichen Gängen auf das Rathhaus geleitet.

---

[2]) Die Urkunde, deren übrigens auch Sleidan im Allgemeinen erwähnt, war ſehr höflich verabfaßt, ſo daß dem Angeklagten unter andern das Prädikat „Ehrenwerth“ (Honorabilis) beigelegt wurde.

[3]) Wörtliche Äußerung Luthers nach dem Bericht in deſſen Werken über die Verhandlungen in Worms. Luther ſprach in ſeiner nächſten Umgebung ſehr oft von dem Verhör in Worms, und erzählte alle Einzelnheiten desſelben, ſowie auch der Hin- und Rückreiſe. Nach ſeinen eigenen Worten wurde jener Bericht verabfaßt, und er iſt daher die wichtigſte Quelle. Dieß gilt überhaupt von den Werken Luthers, wo alle bedeutenden Ereigniſſe von dem Reformator ſelbſt oder von Zeitgenoſſen geſchildert werden. Wir legen jene Quellen deßhalb vorzugsweiſe überall zu Grunde, bedienen uns dabei aber immer der deutſchen Jenenſer Ausgabe. Auch Sleidan ſtimmt ſo wörtlich mit den Erzählungen bei Luther überein, daß er dieſelben benützt haben muß.

Der Augenblick war inhaltſchwer; ſchon ſtieg das Volk in Worms auf die Dächer, um den Reformator zu ſehen. In feierlicher Stille empfing die Reichsverſammlung den vorgeladenen Mönch: Kaiſer Karl V. ſaß mit dem Scepter in der Hand auf dem Kaiſerthron, umgeben von ſeinen Räthen: die Kurfürſten zeigten ſich im Schmuck ihrer Würde, die Fürſten, Grafen, Freiherren und die Abgeordneten der Reichsſtädte dagegen in der prachtvollen Kleidung ihres Standes: über 200 Fürſten und Herren waren zugegen[4]): die Großartigkeit und der Glanz der Verſammlung ſchien darum den armen Angeklagten betäuben zu müſſen, und ihn nothwendig in Befangenheit zu verſetzen. Um den Eindruck der gewaltigen Scene noch zu erhöhen, bedeutete der Erbmarſchall von Pappenheim dem Angeklagten bei der Ankunft vor den Schranken, daß er nichts ſprechen dürfe, er würde denn gefragt. Einen Augenblick maß das Auge des Kaiſers, der Fürſten, Grafen und Herren in Todtesſtille den Mann, welcher als Angeklagter vor der Reichsverſammlung ſtand; dann nahm Dr. Johann Eck, kaiſerlicher Orator und Offizial des Kurfürſten von Trier[5]), das Wort, indem er erſt in lateiniſcher und dann in deutſcher Sprache dem Angeklagten die beiden Fragen vorlegte:

1) ob er die unter ſeinem Namen gedruckten Schriften (man zeigte eine Sammlung aller bis jetzt erſchienenen Bücher Luthers vor) als die ſeinigen anerkenne:

2) ob er den Inhalt derſelben widerrufen oder darauf beharren wolle?

In den Romanen ſtirbt ſich's leicht für die Wahrheit, ſchnellfertig traut ſich nach ihnen Jeder eine ſolche That zu; doch die ernſte Wirklichkeit haucht etwas andere Gefühle ein, und auch die gewaltigſte Kraft fühlt ihre Pulſe ſtärker und banger ſchlagen, wenn die Stunde der Prüfung erſcheint. Die größten Männer ſcheuen ſich in ſolchen Augenblicken nicht, die Bitterkeit des Todes, die Schmerzen der Hingebung zu geſtehen, auch Jeſus rief: „iſt's möglich, Vater, ſo laſſe den bittern Kelch an mir vorübergehen.“ Wir finden es nur menſchlich, nicht ſchwach, wenn ein Gleiches bei folgenden Märtyrern hervortrat, ja es erhöht durch die Offenbarung des Seelenkampfes, welcher der Aufopferung vorausging, noch die Größe der That. Schwerer noch, als der Tod ſelbſt, ſind aber die Vorbereitungen desſelben, die Verhöre in öffentlicher feierlicher Verſammlung, und die ſtärkſte Seele fühlt für Augenblicke einen überwältigenden Eindruck derſelben. Mochte nun Dr. Martin Luther von ſolchen Empfindungen durchdrungen ſein, als nach der Anrede Dr. Ecks die tiefe Stille der Reichsverſammlung zurückkehrte, oder mochte er noch eine letzte ernſte Prüfung ſeiner Überzeugung wünſchen: genug er bat in Beziehung auf die zweite Frage um Bedenkzeit, wogegen er die ihm vorgezeigten Schriften bereitwillig als die ſeinigen anerkannte. Man gewährte ihm einen Aufſchub von 24 Stunden, und am 18. April 1521 Abends 6 Uhr ſtand der Reformator abermals vor den Schranken der Reichsverſammlung. Nachdem ihn Dr. Eck aufgefordert hatte, ſeine Antwort auf die geſtern vorgelegten Fragen jetzt klar und beſtimmt abzugeben, hielt Dr. Martin Luther an die glänzende Verſammlung folgende Anrede:

„Gehorſam der Verfaſſung meines Vaterlandes erſcheine ich vor Kaiſer und Reich, um wegen einer Anklage mich zu verantworten. Ein Mann aus dem Volke, erzogen in klöſterlicher Einſamkeit, nicht gewöhnt an die Zierlichkeit der Höfe, die Feierlichkeit der Fürſtenverſammlungen, kenne ich die Gebräuche

---

4) Das Verzeichniß derſelben in Luthers Werken Th. I nimmt 5 1/2 Folio-Seiten ein. Von den Reichsſtädten hatten Köln, Worms, Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Oppenheim, Weiſſenburg, Lübeck, Goslar und Eßlingen Abgeordnete geſendet.

5) Nicht zu verwechſeln mit dem Prokanzler Dr. Eck in Ingolſtadt.

und feinere Sitte des höhern Anſtandes nicht: wo ich daher gegen ſie aus Einfalt verſtoße, möge man mir es zu Gnaden halten. In der Sache ſelbſt wiederhole ich zuvörderſt das Anerkenntniß der mir vorgelegten Schriften, ſoferne ſie nicht etwa von Mißgünſtigen argliſtig verfälſcht worden ſind. Was hingegen den geforderten Widerruf anbetrifft, ſo muß zwiſchen demjenigen Theil meiner Schriften unterſchieden werden, welcher die Sache, und demjenigen welcher bloße Perſönlichkeiten betrifft. Jene kann ich weder widerrufen, noch ermäßigen oder einſchränken: denn ſie enthalten nur Wahrheit, und Verläugnung der Wahrheit iſt ein Verbrechen am Menſchengeſchlecht. In den Streitſchriften gegen die Vertheidiger der römiſchen Tyrannei bin ich hingegen allerdings heftiger und ſchärfer geweſen, als es meinem Stande gebührt; doch ſo aufrichtig ich meinen Fehler bekenne, ſo vermag ich gleichwohl auch von den Streitſchriften nichts zu widerrufen, weil man dieß nur zur Erneuerung und Befeſtigung der Tyrannei benützen würde." — Beſonders rührend war die Erklärung des Reformators, daß er den Streit nicht aus perſönlichem Intereſſe, ſondern aus Gemeinſinn unternommen habe. „Um der deutſchen Nation, **meinem lieben Vaterland** meinen ſchuldigen Dienſt nicht zu entziehen," lautete die wörtliche Äuſſerung Luthers.

Mit feſter Stimme, mit Muth und Entſchloſſenheit gab der Reformator dieſe Erklärung ab, doch er vermied dabei alle Heftigkeit und ſprach ruhig und beſcheiden. Als er geendet hatte, ſo erklärte der Offizial, daß die Verhandlung keine Disputation oder Erörterung von Glaubensſätzen, ſondern einfach den Widerruf der Lutheriſchen Schriften zum Zweck habe, daß ſohin die Rede des Angeklagten an die Frage nicht ſtreng genug ſich halte. Darum möge er eine einfache und beſtimmte Antwort ertheilen. Nun regte ſich in dem Angeklagten aber doch die angeborne Kraft ſeiner Gemüthsart, die Energie ſeines Charakters, der heilige Zorn der Begeiſterung. Die Flammen der Feuerſeele ſprühten empor, mit erhabenem Stolz richtete ſich der Reformator auf, und mit funkelnden Augen und glühenden Wangen ſprach er:

„Weil denn Euer Kaiſerlichen Majeſtät, Kurfürſtlichen und fürſtlichen Gnaden eine ſchlechte, einfeltige, richtige Antwort begeren, So wil ich die geben, ſo *weder Hörner noch Zehne haben* ſol. Nemlich alſo, Es ſey denn, das ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, So kan und wil ich nichts widerruffen. **Hie ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir Amen!** [6])

Erſchütternd drang dieſe Ergießung eines begeiſterten Gemüths, die edle Sprache eines entſchloſſenen Vertheidigers der Wahrheit in die Herzen aller Anweſenden: mit dem Ausdruck der Verwunderung beugten die Großen des Reichs ſich vor, jede Sylbe erhaſchend, die den Lippen des ſtürmiſchen Redners entſtrömte. Selbſt einzelne Widerſacher zeigten ſich bewegt, und überwältigend erſchien überhaupt die Feierlichkeit des Augenblicks. Wer iſt der Mönch, der einſam und allein an den Stützpunkten tauſendjähriger Macht rüttelt, an der Gewalt über Leib und Gewiſſen? Wo ſind die Streitkräfte, mit denen er den Krieg gegen den ſtählernen, ſchweren Arm der ſtolzen Kirche beginnt, wo ſind ſeine Heere, ſeine feſten Schlöſſer, ſeine Schätze? Einſam ſteht er auf dem Kampfplatz, ſeine Streitkräfte ſind das Wort, ſeine Burgen die Gerechtigkeit und Heiligkeit ſeiner Sache, ſeine Schätze die überfließende Beredſamkeit, die unverſiegbare Weisheit, ſein Schild der tiefe Glaube, die innere Erleuchtung, das prophetiſche Vorgefühl des unaufhaltſamen Sieges ſeiner Unternehmung, das Bewußtſein endlich, daß dieſe nicht ſeine, ſondern Gottes Angelegenheit, die Angelegenheit der Weltordnung ſei! Doch welch' blendender Glanz war es, welche

---

[6]) Wörtlich nach der Berichterſtattung in den Werken Luthers.

einſchüchternde Schauſtellung der Herrſchergröße, als das Auge der Fürſten prüfend auf dem Antlitz des Reformators lag! Und erblindet er nicht durch den Glanz, wankt er nicht vor dem Gewicht der ungeheuern Macht, die er jetzt erſt von Angeſicht zu Angeſicht ſieht, vermag das Ungewohnte ſeiner Lage, die imponirende Würde einer Reichsverſammlung, die entſetzliche Ruhe und Stille des Augenblicks, nichts den einfachen, verlaſſenen, ſchüchternen Sohn des Volks zu erſchüttern? Ja der Glanz blendet ihn für einen Augenblick (Bitte um Bedenkzeit), doch nur für einen Augenblick; dann faßt er ſich und mit ruhiger, doch unbeugſamer Entſchloſſenheit ſteht der Held vor Kaiſer und Reich, wegweiſend jeden Widerruf, jede Verſöhnung, jede Vermittlung. Da ſteht der Heros, wie die Ahnung von Andreas Proles ihn nannte und zeichnete [7]), da iſt er, von Furcht eben ſo weit entfernt, als Übermuth, in ihm ſeht ihr nun den Fels, auf dem die Zukunft Deutſchlands ſich aufbauen ſollte, und er ſteht unbeugſam und unerſchütterlich für immer! Jetzt fällt das Licht der Erkenntniß in das Auge manches Mächtigen, nun weiß man, wer der Mann iſt, der das Unglaubliche unternommen, jetzt fühlt man allmälig die ganze ſchwere Bedeutung der Sache! [8])

Als Dr. Martin Luther nach dem Verhör vom 18. April 1521 in ſeine Wohnung zurückgeleitet worden war, wurde das Zuſtrömen von Fürſten, Grafen, Freiherren, Rittern und Edlen, welche ihn beſuchten, noch größer, und heftig drängte ſich auch das Volk herbei, um den Widerſacher des Papſtes zu ſehen. Am dritten Tag (19. April 1521) verſammelten ſich die Stände des Reichs, um über die Urtheilfällung zu berathen. In ihrer Mitte erſchien eine Botſchaft des Kaiſers Karl V., welche den ſchriftlichen Antrag überbrachte: „den römiſchen Stuhl in Schutz zu nehmen, daher die Lehre Luthers zu verdammen, und den Neuerer ſowie alle Anhänger desſelben mit der Reichsacht zu belegen, doch das gegebene freie Geleite nicht zu brechen, ſondern für die ſichere Rückkehr des Verurtheilten nach Wittenberg zu ſorgen.“ Die Stände beriethen über dieſen Antrag vom 19. bis 20. April, traten ihm aber alsdann bei. Nachdem hierauf der Erzbiſchof von Trier und einige andere Fürſten in Auftrag des Kaiſers noch mehrere Tage mit dem Reformator unterhandelt, und vergeblich die größten Anſtrengungen gemacht hatten, denſelben zum Widerruf zu bewegen, ſo wurde ihm endlich das Urtheil der Reichsverſammlung am 25. April mit dem Bedeuten eröffnet, daß ihm zur Rückreiſe unter ſicherm Geleit eine Friſt von 20 Tagen geſtattet ſei, daß er unterwegs aber weder durch Predigen, noch durch Schreiben das Volk aufregen dürfe. Am andern Tag, den 26. April 1521, verließ Dr. Martin Luther die Reichsſtadt Worms, um nach Wittenberg zurückzukehren [9]). Es begleitete ihn abermals der Ehrenhold Kaſpar Sturm, welcher nur einige Stunden ſpäter von Worms abgereist und ſchon in Oppenheim wieder bei dem Zug eingetroffen war; indeſſen der Kurfürſt Friedrich von Sachſen traute dem freien Geleite nicht, ſondern ließ den Reformator unter dem Schein eines bewaffneten Überfalls aufheben und nach der Feſte Wartburg in Sicher-

---

[7]) Man ſehe oben S. 7 im Text und die dazu gehörige Belegſtelle in der Anmerkung 5.

[8]) Derjenige Theil des gegenwärtigen Werks, welcher die Geſchichte der Reformation betrifft, war ſchon vor mehrerern Jahren vorbereitend bearbeitet, und es wurden einzelne Skizzen davon, wie es oft geſchieht, in Zeitſchriften mitgetheilt. Dieſe erſcheinen daher jetzt im Zuſammenhang mit dem Ganzen; es ſind jedoch nur einige wenige Stellen.

[9]) So heißt es in der Erzählung der Wormſer Verhandlungen bei Luther. Nach dem Edikt des Kaiſers mußte die Abreiſe dagegen am 24. April erfolgt ſein, weil dort das Ende des 20tägigen Geleites auf den 14. Mai geſetzt wird.

heit bringen. Luther war damit einverſtanden, wie ſich aus einem Brief desſelben an den berühmten Maler Meiſter Lukas Kranach in Wittenberg ergiebt [10]).

Fünftes Hauptſtück.

Ausbruch der politiſchen Bewegung.

(Das Jahr 1522.)

Dr. Martin Luther war verſchollen, nur Vertraute wußten um das Geheimniß ſeines Aufenthalts, und im Volke gingen über ſein Schickſal nach dem Reichstag vielfache widerſprechende Gerüchte um; doch ſeine Lehre lebte bereits in den Herzen vieler Deutſchen, und die Abneigung gegen Rom ergriff allmälig einen weiten Kreis. Karl V. dachte geringſchätzend von dem Reformator und hielt die religiöſe Bewegung in Deutſchland überhaupt nicht für ſo wichtig: wie die römiſche Kurie glaubte er vielmehr, daß es nur der Aechtung Luthers und deſſen Anhänger bedürfe, um den ganzen Streit niederzuſchlagen. Geſtützt auf die Zuſtimmung der Reichsverſammlung erließ er daher ſchon am 8. Mai 1521 in Worms eine Verordnung, wodurch 1) Dr. Martin Luther, als Ketzer und ausgeſtoßenes Glied der Kirche, mit der Reichsacht belegt, 2) bei Strafe der Acht die Aufnahme desſelben unterſagt, und dafür im Fall der Betretung die Verhaftung und Auslieferung an den Kaiſer geboten wurde, 3) bei derſelben Strafe die Verbreitung ſeiner Bücher verboten, und endlich 4) vorgeſchrieben wurde, daß von nun an weder ein Drucker noch ein Anderer Bücher theologiſchen Inhalts ohne Erlaubniß der Ordinarien des betreffenden Orts oder deren Stellvertreter drucken dürfe. So ſollte denn durch den päpſtlichen Einfluß Deutſchland der Geiſtesfreiheit beraubt, und der Schmach der Cenſur unterworfen werden! Bemerkenswerth iſt ferner, daß die Cenſur nicht bloß über Bücher, ſondern auch über Bilder angeordnet worden iſt. Dieß gewährt die tiefſten Blicke in die große geiſtige Bewegung jener Zeit, da die Ausdehnung der Cenſur über Gemälde ihre Veranlaſſung ohne allen Zweifel in Karrikaturen hatte, welche zur Verſpottung des alten Syſtems in Umlauf geſetzt wurden. Krampfhaft kämpfte ſohin die Gewalt für ihr Daſein. Dieß zeigt beſonders eine Maaßregel, welche Karl V. gegen die Anhänger des Reformators beobachtet wiſſen wollte: denn man ſollte ſie niederwerfen, ihrer Güter berauben und dieſe in eigenen Nutzen verwenden. Bei dem Geiſt der Zeit, welcher am Rauben ohnehin ſo großes Gefallen fand, konnte jene Aufforderung des Kaiſers zur Ausplünderung der Anhänger Luthers gefährliche Folgen nach ſich ziehen. Indeſſen die reformatoriſchen Ideen waren im Volke ſchon zu tief gewurzelt: die Verordnung des Reichsoberhaupts brachte daher gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor, d. h. ſie erregte das Volk wider das veraltete Syſtem. Zunächſt äuſſerten ſich jedoch die Folgen des Wormſer Edikts oder Ausſchreibens in politiſcher Beziehung. Die Reichs-

10) „Lieber Gefatter Lucas," ſchreibt der Reformator, „ich las mich einthun und verbergen, weis ſelb noch nicht wo, und wiewol ich lieber hette von den Tyrannen, ſonderlich von des wüthenden Herzogs Georg zu Sachſen henden, den Tod erlitten, Mus ich doch guter Leute Raht nicht verachten, bis zu ſeiner Zeit."

verſammlung wollte nach der Verurtheilung Luthers (20. April 1521) nicht weiter mit ihm unterhandeln, ſondern den Geächteten ſchon am 21. April entlaſſen; allein in Worms wurde plötzlich eine Schrift auf öffentlichem Markt angeſchlagen, daß 400 Ritter zum Schutze des Reformators und beziehungsweiſe zur Rache ſich verbunden hätten, wenn man ihm ein Leid zufügen ſollte. Dieſe Nachricht erſchreckte die Fürſten, obgleich ihr der Kaiſer keinen Glauben beizumeſſen ſchien, und man machte nun mit Zuſtimmung des letztern den oben bemerkten neuen Verſuch, eine Verſöhnung Luthers mit der Kirche zu Stande zu bringen. Es waren alſo Anzeichen gegeben, daß ein Stand, und noch dazu der ritterliche, in Folge der reformatoriſchen Ideen ſchwierig zu werden beginne. Was auch Karl V. dagegen ſagen mochte, jene Anzeichen trügten nicht, unter einem großen Theil der Ritterſchaft herrſchte allerdings eine bedeutende Gährung, und noch mehr war dieß bei dem unterſten Stand, dem Landvolk der Fall.

Wir haben oben erwähnt, daß der „Bundſchuh“ im Elſaß ſeit 1493 allmälig immer weiter unter den Bauern ſich verbreitete. Bald erlangte der Verein eine feſte Organiſation, indem die Zwecke desſelben in verſchiedenen Sätzen oder Artikeln ſchriftlich feſtgeſetzt wurden. Die Unternehmung ſtrebte ſchon ganz beſtimmt nach kirchlicher, wie politiſcher Reform, indem die Ohrenbeichte abgeſchafft, der Einfluß wie das Einkommen der Geiſtlichen ermäßiget, die landesherrliche Macht zu Gunſten der Reichsgewalt oder Nationaleinheit aufgehoben, und den Gemeinden das Recht zur eigenen Verwaltung in ihren Sonderangelegenheiten eingeräumt werden ſollte. Zugleich war der Bund auch zum Handeln entſchloſſen: er wollte alſo nicht bloß auf die öffentliche Meinung einwirken, oder das Verlangen der Reform anregen, ſondern dieſe mit gewaffneter Hand durchſetzen. Als die Eidgenoſſenſchaft im Stillen ſich anſehnlich vermehrt hatte, ſo entwarfen die Häupter einen Plan des Aufſtandes, und beſtimmten auch die Zeit desſelben. In der Woche vor Oſtern 1493 ſollte Schlettſtadt durch plötzlichen Überfall genommen, und durch dieſen feſten Platz der Revolution ein Stützpunkt verſchafft werden. Allein der Plan wurde verrathen, und der geſammte Bund durch ſtrenge Maaßregeln der Landesherren zerſtört. Indeſſen ſchon im Jahr 1505 trat eine neue Verbindung der Bauern im Bisthum Speier hervor, und 1513 eine dritte im Breisgau, ähnlich dem Bundſchuh im Elſaß. Wie dieſer ſtellte der Breisgauer Verein, der ſich ebenfalls „Bundſchuh“ nannte, gewiſſe Sätze oder Artikel als die Verfaſſung der Eidgenoſſenſchaft auf. Es waren deren 12, und der erſte beſagte, daß die Bauern in geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten kein anderes Oberhaupt anerkennen, als den Papſt und den „Kaiſer“. Da der Bund ſohin gegen die landesherrliche Gewalt gerichtet war, ſo ſieht man wie tief und mächtig die Idee der Einheit Deutſchlands im Volke lag. Nächſt der Einheit, die man in erſte Linie ſtellte, forderte man in zweiter auch Freiheit und Ermäßigung der Abgaben. Im achten Artikel verlangten die Bauern insbeſondre Aufhebung der drückenden Jagdgeſetze des Adels und Freigebung des Waidwerks, der Fiſcherei und der Waldungen. Auch der Breisgauer Bundſchuh beabſichtigte die Anwendung von Waffengewalt und zunächſt Einnahme einer Stadt; doch Verrätherei vereitelte auch dieſe Unternehmung. Von Freiburg aus gewarnt, ſchritt die badiſche Regierung raſch ein, und dämpfte im Verein mit jener Stadt den Aufruhr. Merkwürdig iſt es, daß der Breisgauer Bundſchuh den Kaiſer Maximilian I. auffordern wollte, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Ja nach der Entdeckung der Verſchwörung und der bereits erfolgten Einſchreitung Freiburgs und Badens ging das Gerücht um, daß der Kaiſer die Verfolgung der Bundſchuher verboten habe. Jetzt ward dieſer Behauptung freilich amtlich widerſprochen, auch die Beſtrafung aller Mitglieder des Bundſchuhs von Seite der Reichsgewalt befohlen; indeſſen richtig iſt es, daß die kaiſerlichen Behörden weder ſo ſchnell, noch ſo

nachdrücklich wider die Bauern einſchritten, als die landesherrlichen. Dabei wollen wir keineswegs die Möglichkeit läugnen, daß ſolche Erſcheinung nur Zufall war.

Schon ein Jahr nach der Verſchwörung im Breisgau erfolgte ein allgemeiner Aufſtand der Bauern in Schwaben, an welchem endlich auch die Städte theils gezwungen, theils freiwillig Antheil nahmen. Die Veranlaſſung gab eine Verbindung unter der dürftigſten Volksklaſſe, welche ſich den Namen „Armer Konrad“ beilegte. In Würtemberg war der Zuſtand der Bauern am unglücklichſten, weil der damalige Herzog Ulrich durch eine maaßloſe Verſchwendung verarmte und in der Bedrückung der Landleute die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Ausſchweifungen ſuchte. Am meiſten war das Volk über ein neues Gewicht aufgebracht, welches der Herzog einführen wollte. Als nun die Verbindung des armen Konrads beträchtlich zugenommen hatte, ſo wurde aus dem neuen Gewicht die Veranlaſſung zum Aufſtand genommen. Derſelbe brach im Marktflecken Beutelsbach hervor, indem ein Volkshaufe in das Schlachthaus zog, die Gewichtſteine ſich ausliefern ließ, und dieſelben mit den Worten in die Rems warf: „Schwimmen die Steine, ſo hat der Herzog, ſinken ſie, ſo haben die Bauern Recht.“ Solcher Hohn zeigte das Maaß des Ingrimms, welcher in Folge ihrer Leiden unter den Landleuten herrſchte; die That bewies aber bald, daß die Maſſen den Druck nicht länger ertragen wollten. Nach dem Verſenken der Steine zogen die Beutelsbacher, aus andern Ortſchaften verſtärkt, gegen Schorndorf, und nun kam ganz Würtemberg in Bewegung. Herzog Ulrich, welcher gerade auf einem Beſuch bei dem Landgrafen Philipp von Heſſen ſich befand, eilte auf die Nachricht der Vorfälle nach Stuttgart zurück, und begab ſich mit einem kleinen Gefolge ſogleich perſönlich ins Remsthal. Dort überzeugte er ſich jedoch von der Erbitterung des Volkes ſo ſehr, daß er ſeine Zuflucht zu guten Worten nahm, und Abſtellung der Beſchwerden verſprach. Da es ihm hiemit nicht Ernſt war, und er ſelbſt die Drohung fallen ließ, daß er die Empörer mit Hülfe fremder Truppen züchtigen wolle, ſo brach der Sturm bald von Neuem aus, und zwar heftiger, als vorher. Herzog Ulrich erſchrack nun ſo ſehr, daß er die Hülfe des Kaiſers anrief; denn er fürchtete, daß auch in andern Landſchaften die Bauern aufſtehen, mit dem armen Konrad ſich verbinden, und in ganz Deutſchland die Fürſten vertreiben würden. Vielfältige Urkunden aus jener Zeit beweiſen, wie tief und allgemein die Aufregung der untern Stände geweſen ſei. Es handelte ſich nicht um planloſe Aufſtände, welche nur einen beſondern, untergeordneten Zweck haben, nach deſſen Durchführung ſie ſich von ſelbſt auflöſen, ſondern die Gährung hatte geradezu den Charakter einer großen Staatsumwälzung. Nicht bloß Herzog Ulrich von Würtemberg ſagte dieß ausdrücklich in ſeinem Schreiben an den Kaiſer Maximilian I., ſondern verſchiedene Grafen und Herren äuſſerten dieſelbe Überzeugung. Man klagte von Seite der Bevorrechteten: daß das Volk keine fürſtliche Obrigkeit mehr dulden, den Adel niederdrücken und vernichten wolle.

In Würtemberg fand man jetzt doch für nöthig, durch Einberufung eines Landtags die Verſprechungen des Herzogs einigermaßen zu erfüllen. Nach der Verſammlung desſelben wurden in der That die nothwendigſten Reformen vorgenommen, drückende Laſten aufgehoben, ſchlechte Rathgeber des Herzogs entfernt, und namentlich den Doktoren des römiſchen Rechts, gegen welche das Volk ungemein aufgebracht war, in allen Prozeſſen der Unterthanen das Stimmrecht und der Beirath abgeſprochen. Die Landſtände hatten alle dieſe Zugeſtändniſſe gefordert, und der Herzog ſie ſämmtlich unter der Bedingung bewilliget, daß ſeine Schulden, im Betrag von 900,000 fl., vom Lande übernommen würden. Im Tübinger Vertrag gingen die Stände, welche nur aus Abgeordneten der Ritterſchaft, der Geiſtlichkeit und der Städte beſtanden, auch eine ſolche läſtige Bedingung ein, und nun ſchien die Gährung des Volkes beſchwichtigt

zu ſein. Allein ſolches war nur bei den Städten, keineswegs hingegen bei den Landleuten der Fall, und zwar aus zweifachen Gründen. Zuvörderſt hatte man bei den Verhandlungen des Landtags den Fehler begangen, keine Vertreter des Bauernſtandes zuzulaſſen. Es war dieß eine offenbare Ungerechtigkeit, und mit allem Grund bemerkten die Landleute, ſoferne man ihnen keinen Antheil an dem Landtag einräume, ſo ſei zu befürchten, daß derſelbe nur mit den Intereſſen der Geiſtlichkeit, des Adels und der Städte ſich beſchäftigen werde. Durch die Klugheit der Bürger wurde nun freilich auch vielen Beſchwerden der Bauern abgeholfen; indeſſen die letztern waren einmal über die Zurückſetzung aufgebracht, und überdieß auch mit den Reformen, welche der Landtag erreichte, nicht zufrieden. Darum blieben ſie unter den Waffen, und zwangen jetzt ſogar einige Städte, ſich dem Aufſtand anzuſchließen. Andere vertheidigten dagegen den Tübinger Vertrag, und vornehmlich hierdurch gelang es dem Herzog, die Staatsumwälzung zu verhindern. Nachdem er nämlich die Ritterſchaft in Franken zu Hülfe gerufen hatte, vereinigte er ſich mit der Mannſchaft der Städte, welche er durch den Landtag gewann, und nun wurden die Bauern wirklich überwältigt. Mehrere wurden hingerichtet, viele in die Gefängniſſe geworfen, andere in die Flucht getrieben, die Gährung überhaupt mit Waffengewalt gedämpft. Indeſſen ſo vollſtändig die Niederlage der untern Stände auch zu ſein ſchien, ſo war ſie gleichwohl nur vorübergehend, und der allgemeine Geiſt des Zeitalters, Neigung zur eigentlichen Staatsumwälzung im Großen, erhielt ſich fortwährend und bereitete auch bald noch ungleich wichtigere Ereigniſſe vor. Wir zeigen dieß näher.

Ulrich von Hutten, der geniale Sieger über die Scholaſtiker, gehörte nicht bloß der humaniſtiſchen Richtung an, ſondern verlangte auch ſehnſüchtig nach einer kirchlichen und politiſchen Reform ſeines Vaterlandes. Als er ſeine öffentliche Laufbahn betrat, hatten Konrad Celtes, Jakob Wipheling, Sebaſtian Brandt, Heinrich Bebel und andere ſchon im patriotiſchen Sinn gewirkt, und eine Stimmung des Volkes hervorgerufen, welche ihre Einwirkung auf Hutten nicht verfehlen konnte. In ſeinem Feuergeiſte drückten ſich die Ideen der Zeit mit der größten Stärke aus, und, in allem ganz, war es natürlich, daß er auch die patriotiſche Richtung ergreifen werde. Bis ins Jahr 1512 ſchlummerten die Gefühle der Vaterlandsliebe zum Theil noch unbewußt in ihm; damals erwachten ſie aber mit Macht bei Gelegenheit ſeines Aufenthalts in Italien. Die politiſche Richtung wird am edelſten, wenn ſie das nationale Prinzip, die Liebe zum Vaterland zur Grundlage hat, weil ſie als ausſchließender Freiheitstrieb ohne Rückſicht auf die Nationalität oder gar auf Koſten derſelben zum unreinen Eigennutz, ja ſogar zur Gemeinheit führen kann. Nach den Erfahrungen unſrer Geſchichte waren deßhalb die edelſten Patrioten immer diejenigen, welche von der Liebe zu ihrer Nation ausgingen. Auch Ulrich von Hutten nahm dieſen Weg, indem er, angeregt vom Aufenthalt im Ausland, die Leiſtungen und Eigenſchaften fremder Völker mit denen der Deutſchen verglich, und durch die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchung mit eben ſo viel Freude, als Stolz für ſeine deutſche Abſtammung erfüllt wurde. Nunmehr verkündete er in verſchiedenen Schriften den Ruhm ſeiner Nation, doch ſtets nur zu dem Zweck, um auf das Selbſtgefühl des Volkes einzuwirken, und das Streben desſelben nach edlern Nationalzuſtänden anzuregen. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien war Deutſchland geiſtig ungemein bewegt, und laut forderte man in allen Ständen Freiheit in der Kirche, im Staat und in der Wiſſenſchaft. Ulrich von Hutten ſtürzte ſich mit Begeiſterung in die Bewegung, wie Luther entſchloſſen, im Nothfall ſeinen Ideen ſich zum Opfer zu bringen. Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen und klarem Verſtand, ſtudirte er die Zuſtände und Bedürfniſſe Deutſchlands nach allen Richtungen, und hierdurch gewann er bald eine deutliche Vorſtellung, welche politiſche Reformen zum Heile ſeines Vaterlandes

nothwendig ſeien. Wie Gregor von Heimburg, wie Wimpheling und Bebel, wie jeder wahre Deutſche in allen Zeiten fand Ulrich von Hutten das größte Unglück der Nation in ihrer Zerſplitterung, den einzigen Weg zur Rettung in der Wiederherſtellung der Einheit durch Kräftigung der Reichsgewalt. Er wohnte dem Reichstag in Augsburg vom Jahr 1518 bei, wo wegen eines Türkenkrieges verhandelt wurde, und bei dieſer Gelegenheit hielt er eine Rede an die Fürſten, welche ſeine Grundſätze umfaſſend darſtellt. Mit großer Wahrheit bemerkte Hutten, daß die Deutſchen unter den neuern europäiſchen Völkern ihren Stamm am reinſten erhalten, am wenigſten ſich vermiſcht hätten, und ſchon deßhalb einiger ſein ſollten, als andere, daß jedoch gerade ſie innerlich zerriſſen ſeien. Die Schuld gab er mit Recht der Herrſchſucht der Fürſten, welche keine zügelnde Gewalt über ſich anerkennen, ſondern Souvraine ſpielen wollen. Treffend führte der Redner aus, daß die Landesherren bei einem kräftigen Einſchreiten des Reichsoberhaupts ſogleich über Verletzung der deutſchen Freiheit klagen, dieſe aber nichts anderes ſei, als fürſtliche Ungebundenheit und Selbſtſucht, wodurch die allgemeinen Intereſſen der Nation einigen Familien geopfert würden.

Je mehr Hutten über die Lage Deutſchlands nachdachte, deſto nothwendiger ſchien es ihm, daß von dem Volke ſelbſt eine große Bewegung zur Verbeſſerung aller ſeiner Zuſtände ausgehe. Gegen Auſſen fand er die Nation ohnmächtig durch ihre Zerſplitterung, im Innern hinſiechend durch die Nachahmung des Fremden, und insbeſondre durch die ſchädlichen Wirkungen des römiſchen Rechts. Er täuſchte ſich in dieſer Beziehung nicht; denn es iſt unglaublich, welche verkehrte Richtung dadurch der nationalen Entwicklung aufgedrungen wurde, und welche Bedrückung damit für die untern Stände verbunden war. Dieß zeigte ſich ſchon bei dem Aufſtand der Bauern in Schwaben; denn eine Hauptbeſchwerde derſelben beſtand darin, daß man ſeit der Anſtellung der Rechts-Doktoren die Sporteln nicht mehr erſchwingen könne. Deßhalb griff auch der patriotiſche Hutten das fremde Recht mit Nachdruck an, und drang auf die Rückkehr zu dem vaterländiſchen Brauch. Da er überhaupt mit Liebe an der frühern Einfachheit und Biederkeit ſeines Volkes hing, ſo tadelte er zugleich die Prachtliebe und Verſchwendung der Städter. Dieſer Richtung miſchte ſich auch der angeborne Standesgeiſt bei, welchen ſelbſt Hutten nicht ganz verläugnen konnte, es offenbarte ſich alſo eine ſtarke Abweichung gegen das Bürgerthum, und hierdurch hätte der aufrichtige Patriot auf Abwege geleitet werden können. Indeſſen das Bedürfniß des Fortſchrittes war bei ihm ſo ſtark ausgeprägt, daß er von den Umſtänden ſelbſt zum Kampf gegen die Haupthinderniſſe der Reform, die Fürſten, ſohin zur Verſöhnung mit dem Bürgerthum geleitet werden mußte.

Ulrich von Hutten verſuchte wie Luther, wie jeder aufrichtige Beförderer der Wahrheit, zuvörderſt den Weg der Güte, um die Fürſten durch Bitten zum Gehorſam gegen den Kaiſer, ſowie überhaupt zu einem gemeinſinnigern Verfahren zu bewegen; allein alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Nun geſchah, was bei dem charakterfeſten Mann immer geſchehen muß, die Unzufriedenheit mit den Gegnern des öffentlichen Wohles nimmt allmälig Bitterkeit an und erzeugt den Entſchluß, die nothwendigen Reformen, welche auf dem Weg der Güte nicht auszuwirken ſind, mit Gewalt durchzuſetzen. Den erſten Gedanken dazu gab dem fränkiſchen Ritter das Verfahren der römiſchen Kurie gegen den kirchlichen Reformator Dr. Martin Luther. Als dieſer den Kampf wider das Papſtthum anhob, begrüßte ihn Hutten mit Jubel; denn nun war die reformatoriſche Richtung des Jahrhunderts vollſtändig, und jetzt nicht mehr von bloßen Wünſchen oder Hoffnungen die Rede, ſondern die Ausführung, die entſchloſſene That im Werk. Die Feſtigkeit und die Kraft Luthers fand Wiederhall in der ähnlichen Sinnesart Ulrichs, und erhöhte dadurch das Vertrauen wie die Kampfesluſt deſſelben. Auch der kirchliche Reformator trat wider

die Tyrannei auf, auch er ſchien von dem Streben nach Freiheit durchdrungen zu ſein, und ſofort beſchloß denn Hutten, die Unternehmung Luthers zum Mittelpunkt ſeiner Beſtrebungen für Deutſchland zu machen. „Es lebe die Freiheit!“ ſchrieb er ſchon in ſeinem erſten Brief an Luther: „laſſet uns die öffentliche Freiheit erringen,“ heißt es in einem andern, „wollen wir unſer unterdrücktes Vaterland befreien,“ in einem dritten. Je größer aber die Hoffnungen waren, welche der patriotiſche fränkiſche Ritter auf den kirchlichen Reformator ſetzte, deſto größer wurde ſein Unwille über die Kurie, welche auch das erſchienene neue Licht wieder zu erſticken ſuchte. Entſchloſſen, mit Luther zu ſtehen oder zu fallen, bot Ulrich von Hutten nun alle ſeine Geiſteskraft und alle ſeine Verbindungen auf, um dem kirchlichen Reformator Anhänger zu verſchaffen, und durch ſeinen großen Einfluß bei der humaniſtiſchen Richtung wurde dieſe entſchieden zum Kampf gegen das Papſtthum angetrieben. Zugleich bearbeitete er den Adel, ſuchte den Kaiſer, ja ſelbſt die Fürſten zur Beſchützung Luthers wider den Papſt zu vereinigen. Bei der Ritterſchaft waren ſeine Bemühungen nicht ganz fruchtlos, er gewann vielmehr einen bedeutenden Theil derſelben für die Reformation, und darunter vornehmlich ſeinen Freund Franz von Sickingen, einen ſehr ausgezeichneten Mann. Seit dem Feldzug in Würtemberg, an welchem beide Antheil genommen, ſtanden ſie in lebhaftem Verkehr, indem Hutten namentlich öfters bei Sickingen Beſuche abſtattete. Franz war nicht ſo gebildet, wie der Freund, doch klaren Geiſtes und unbefangenen Sinnes. Da er zugleich ein ſehr tiefes Nationalgefühl beſaß, und mit Innigkeit an den alten deutſchen Sitten hing, ſo mußten die Ideen Huttens leicht bei ihm Eingang finden. Im belehrenden Zwiegeſpräch nahm daher Franz von Sickingen in der That die reformatoriſche Richtung ſeines Freundes in ſich auf, und von jetzt an unterſtützte er den letztern bei allen ſeinen mannigfachen Kämpfen, es mochten dieſe das Papſtthum oder die Widerſacher der deutſchen Einheit, die Fürſten, betreffen. Schon bei dem Streit der Kölner Dominikaner gegen Reuchlin hatte Sickingen die freiſinnige Partei unterſtützt, und insbeſondre den Ketzermeiſter Hogſtraten zur Bezahlung der Prozeßkoſten genöthiget, zu der dieſer verurtheilt worden war. Im Jahre 1520 bot er dagegen dem kirchlichen Reformator, Dr. Martin Luther, ſeinen Schutz an [1]). Das Gleiche geſchah auch von andern Rittern, und aus vielfältigen Thatſachen ging überhaupt hervor, daß ein bedeutender Theil des Adels der reformatoriſchen Richtung gewonnen war [2]). Franz von Sickingen und Ulrich v. Hutten faßten nun allmälig den beſtimmten und klar durchdachten Plan einer durchgreifenden Staats- und Kirchenveränderung in Deutſchland. Derſelbe ging dahin: 1) das Papſtthum abzuſchaffen und auf den Grundlagen der Lehren Luthers eine allgemeine, deutſche Nationalkirche zu gründen; 2) die landesherrliche Macht einzuſchränken und durch Erhöhung der kaiſerlichen Gewalt die Reichseinheit wieder herzuſtellen; 3) das römiſche Recht zu entfernen, und überhaupt die alten einfachen Sitten der Deutſchen zurückzuführen.

Die Idee, daß der Kaiſer an die Spitze der ſtaatlichen und der kirchlichen Reform ſich ſtellen ſoll, lag mit großer Macht in dem Geiſt jener Zeit; nicht bloß die ſchwäbiſchen Bauern wollten unter Leitung des Reichsoberhaupts die Staatsveränderung ausführen, ſondern auch Ulrich von Hutten und Franz von

[1]) Das erſte Anerbieten erfolgte in einem Brief Huttens an Melanchthon vom 20. Jänner 1520: **At nunc scribere Luthero ipse heros jubet, si quid in causa sua patiatur adversi, nec melius aliunde remedium sit, ad se ut veniat, effecturum pro eo quod possit.** Am 3. November 1520 ſchrieb aber Sickingen ſelbſt an Luther und bot ihm auf ſeinen Schlöſſern eine Zufluchtsſtätte und überhaupt Beiſtand an.

[2]) Man ſehe in der Ausgabe der Werke Luthers von Walch (Band XV) ein Schreiben des fränkiſchen Ritters von Schaumburg, worin dieſer dem Reformator Schutz verſpricht. Schaumburg getraut ſich 100 Ritter aufzubringen, welche redlich zu Luther halten würden.

Sickingen ſuchten den Kaiſer für ihre umfaſſenden Pläne zu gewinnen. Franz ſtand zu Karl V. bereits in näherer Beziehung, da er die Wahl deſſelben bedeutend gefördert und dadurch ſich Anſprüche auf Wohlwollen erworben hatte. Das Reichsoberhaupt ſchien auch in der That den Ideen der kühnen Männer nicht ganz abgeneigt zu ſein; denn er verſprach den Schutz Huttens gegen die Römlinge. Ulrich übernahm es daher, ſogleich bei der Ankunft des Kaiſers in Deutſchland Unterhandlungen mit ihm einzuleiten. Ein ſchicklicher Vorwand dazu ergab ſich bei der Krönungsfeierlichkeit, und Hutten verfügte ſich deßhalb bei dieſer Gelegenheit perſönlich an das kaiſerliche Hoflager. Indeſſen die Freunde hatten ſich getäuſcht, das Reichsoberhaupt wollte nichts von einer Unterſtützung der kirchlichen Reformation wiſſen. Karl V. hatte einen ſtark ausgeprägten Geiſt des Ariſtokratismus, und war insbeſondre auf ſeine Abſtammung von zwei mächtigen Fürſtenhäuſern ſtolz. In dieſer Eigenſchaft ſchien es ihm ſeiner Würde zu widerſtreben, die Sache eines geringen Mönchs zu der ſeinigen zu machen. Dann konnte er ſich auch gar nicht vorſtellen, wie ein ſolcher unbedeutender Mann eine Weltveränderung hervorbringen ſoll. Sogar von Seite der Spanier erkannten Einzelne zwar bald die ungeheure Bedeutung der Sache[3]); allein die meiſten Großen jener Zeit und unter ihnen auch der Kaiſer hielten das Ganze kaum der Beachtung werth. Am Hofe Karls V. betrachtete man zugleich die Schirmherrlichkeit des Reichsoberhaupts über die Kirche als eine Auszeichnung, der Kaiſer ſelbſt theilte dieſe Stimmung, und es fehlte darum wenig, daß er den Antrag zur Förderung der Reformation nicht lächerlich gefunden habe. Zum Mindeſten überzeugte ſich Hutten bald, daß am ſpaniſchen Hofe kein Heil für ſeine Pläne zu ſuchen ſei. Er machte nun einen Verſuch, den Bruder des Kaiſers, den Erzherzog Ferdinand von Öſtreich, zum Haupt der freiſinnigen Richtung zu erheben, und als derſelbe vergeblich war, ſo gab er ſich in halber Verzweiflung noch ein Mal die eitle Mühe, die Sinnesart der deutſchen Fürſten umzuwandeln. In einem Brief an den Kurfürſten von Sachſen (geſchrieben im Herbſt 1520), entwickelte er nämlich ſeine ganze Beredſamkeit, um die Landesherren wider den Papſt aufzuregen; doch bald kehrte die gewohnte Klarheit zurück, und Hutten überzeugte ſich, daß gütliche Vorſtellungen bei den Fürſten vergeblich ſeien. Jetzt trat denn der Gedanke einer gewaltſamen Revolution hervor, welchen er ſchon im November 1520 in einem Brief an Erasmus beſtimmt ausſprach. Während er über die Mittel zur Ausführung nachdachte, wurde der Reichstag in Worms eröffnet, und was dort vorging, war ganz geeignet, die innerliche Gährung des fränkiſchen Ritters vollends zur hellen Flamme anzufachen. Ulrich befand ſich noch überdieß gerade bei ſeinem Freunde Sickingen auf der Ebersburg in der Nähe von Worms, und wurde alſo von allen Vorfällen ſchnell in Kenntniß geſetzt. Brennend von Eifer, dem kirchlichen Reformator bei der Reichsverſammlung den Sieg zu verſchaffen, ſuchte Hutten ſowohl auf die Stände, als auf die öffentliche Meinung einzuwirken, indem er beredte Flugſchriften zu Gunſten Luthers verbreitete. Als aber aller Anſtrengungen ungeachtet das Verdammungs-Urtheil wider den Reformator ausgeſprochen wurde, ſo fühlte ſich Ulrich tief erſchüttert, und unwandelbar ſtand fortan ſein Vorſatz, die Waffen zu ergreifen. In Folge dieſes Entſchluſſes, welchen Franz von Sickingen theilte, mußte jedoch in dem Plane beider Männer eine bedeutende Veränderung eintreten. Wie wir geſehen haben, regte ſich der angeborne Standesgeiſt, die Abneigung des Ritters

3) Alphons Valdes, ein Spanier, ſchrieb nach dem Reichstag in Worms an Peter von Angleria: **Habes hujus Traegoediae, ut quidem volunt, finem et, ut egomet mihi persuadeo,** ***non finem, sed initium.*** **Nam video Germanorum animos graviter in sedem Romanam concitatos.**

gegen die Bürger, auch in Ulrich von Hutten, und verleitete ihn zu Ausfällen gegen die Städter. Soferne der Kaiſer an die Spitze der reformatoriſchen Richtung ſich geſtellt hätte, ſo konnte man hoffen, dieſelbe ohne beſondere Betheiligung der Städte durchzuführen. Die Bewegung war dann nur gegen den Papſt und die Landesherren gerichtet, ſie betraf in letzterer Beziehung mehr die Nationaleinheit ſowie eine beſſere Stellung der Ritterſchaft, als die bürgerliche Freiheit, und war alſo im ariſtokratiſchen Sinne möglich. Bei der Verbindung des Kaiſers mit Papſt und Fürſten blieb dagegen nichts anderes übrig, als auf die Maſſen ſich zu ſtützen, ſohin eine Revolution im demokratiſchen Sinn einzuleiten. Hutten und Sickingen ſahen dieß gar wohl ein, und änderten daher ſogleich ihr Verfahren, als durch das Wormſer Edikt vom 8. Mai 1521 die Verbindung des Kaiſers mit Papſt und Fürſten außer Zweifel geſetzt worden war.

Ulrich von Hutten unternahm es nun, vor allem die Städte mit der Ritterſchaft zu verſöhnen, und zum gemeinſamen Handeln zu verbinden. Anſtatt wie früher Eiferſucht oder Unzufriedenheit gegen die bürgerlichen Gemeinweſen zu zeigen, kam Ulrich ihnen jetzt mit Vertrauen und Aufmunterung entgegen, indem er in einer beſondern an ſie gerichteten Schrift die Städte zum Bündniß mit dem Adel aufforderte. Mit vieler Wahrheit ſchilderte er darin, daß die Auflehnung der Fürſten wider die Reichsgewalt zum Verderben des Bürgerthums wie der Ritterſchaft gereiche, und daß darum die Intereſſen beider den Kampf wider die Landesherren zur Wiederherſtellung einer wirklichen kaiſerlichen Macht dringend erheiſchen. Hutten hatte dabei nicht die Abſicht, die landesherrliche Gewalt ganz aufzuheben, ſondern nur in gebührende Schranken einzuſchließen, das freie Wechſelſpiel einer ſtarken Reichs- oder Central-Regierung mit verhältnißmäßiger Selbſtſtändigkeit der Landſchaften, Städte, oder Ritterbezirke in ihren Sonderangelegenheiten wieder herzuſtellen. Darum erklärte er in dem Aufruf an die Städte ausdrücklich, daß nicht die guten Fürſten, ſondern nur die böſen angegriffen werden ſollen. Im Übrigen gab er ſich die größte Mühe, das Mißtrauen der Bürger gegen den Adel zu überwinden, und dieſelben zum gemeinſamen Aufſtand gegen die Landesherren zu bewegen. Um die Revolution jedoch allgemein zu machen, ſuchte Ulrich von Hutten auch die Landleute zu erregen, indem er ſie ebenfalls in einer beſondern Schrift zum Anſchluß an die Sache der Freiheit aufforderte. Franz von Sickingen unterſtützte ſeinen feurigen Freund auf das thätigſte. Um die Städte zu gewinnen begab er ſich ſelbſt nach Speier, und bot dort ſein ganzes Anſehen zur Erreichung des wichtigen Zweckes auf. Dann verſammelte er einen großen Theil der rheiniſchen Ritterſchaft in Landau, um zur Förderung eines allgemeinen Aufſtandes auch eine feſte Einigung des Adels herzuſtellen. Franz genoß aber nicht bloß bei ſeinen Standesgenoſſen bedeutendes Anſehen, ſondern er war auch kaiſerlicher Feldhauptmann, und als Heerführer überhaupt berühmt. Noch im 16. Jahrhundert nahm man nun die Mannſchaft zu den Kriegen hauptſächlich aus geworbenen Lanzenknechten, und dieſe liefen gerne den Männern zu, welche im Ruf eines begabten Feldherrn ſtanden. Da bei Franz von Sickingen dieß im hohen Grade der Fall war, ſo bedurfte er nur Geld, um eine beliebig große Armee aufzuſtellen. Geld hatten aber die Städte: man ſieht alſo, wie wichtig die Zeit werden konnte, wenn Hutten und Sickingen die Städte wirklich zum aufrichtigen und eifrigen Anſchließen an die beabſichtigte Staatsumwälzung gebracht hätten. Indeſſen ſo große Hoffnungen ſich jene beiden Ritter auch gemacht hatten, ſo war nach den bisherigen Erfahrungen der Beitritt der Bürger dennoch mehr als zweifelhaft: ja es ſchien bei den damaligen Verhältniſſen der freien Gemeinden, und der allgemeinen Lage des Reichs

eine Betheiligung der Städte bei einer Staatsumwälzung wider die Fürſten durchaus undenkbar zu ſein. —

Deutſchland befand ſich in jener Zeit immer noch im überwiegenden Beſitz des Welthandels, an welchem auch die rheiniſchen Städte, gerade diejenigen alſo, deren Beiſtandes Sickingen zuerſt bedurft hätte, lebhaft Antheil nahmen. Der Gewinn desſelben war um ſo unermeßlicher, als zugleich die Blüte des deutſchen Bergbau's mit ihm zuſammentraf. In den Städten, namentlich aber bei jenen am Rhein, die noch überdieß von der Üppigkeit einer vortrefflichen Landeskultur gehoben wurden, fand ſich daher ein bedeutender Reichthum, und dieſen beſaßen keineswegs die Patrizier oder Geſchlechter, ſondern auch Bürger, welche in Folge der Umwälzungen des 14. Jahrhunderts ſich emporgeſchwungen hatten. Die Bewegungen der Bauern im Reformationszeitalter litten nun alle an dem Fehler, daß ſie von der Schwärmerei der Gütergemeinſchaft angeſteckt, oder wenigſtens mehr oder weniger gegen das Eigenthum gerichtet waren. Schon der beabſichtigte Aufſtand des Paukers von Niklashauſen hatte beſtimmt die Einführung der Gütergemeinſchaft zum Zweck, und der Bundſchuh im Elſaß verſprach ſeinen Mitgliedern die Tilgung aller Schulden durch Ausplünderung der Juden. Bei der Verbindung des armen Konrad in Schwaben entſtand abermals die Beſorgniß, daß ſie das Eigenthum nicht achten werde, und dieß war eine der vorzüglichſten Urſachen, warum die Städte wider die Bewegung ſich ſetzten. Mag die Furcht nun gegründet geweſen ſein oder nicht, ſie war wenigſtens ſo ſehr verbreitet, daß am Ende ſogar der größere Theil der Bauern von dem Aufſtand ſich losſagte, um nicht das Beſitzthum zu verlieren. So oft in der Folge eine Empörung der Landleute eintrat, wiederholte ſich jederzeit die Angſt vor Plünderung, und mit einem auſſerordentlichen Nachdruck lag alſo dieſe Richtung in dem Geiſt der Zeit. Als daher Hutten zur Durchführung der beſchloſſenen Staatsumwälzung auf die untern Stände zu wirken, und insbeſondere die Bauern zu erregen begann, ſo glaubten die wohlhabenden Bürger in den Städten, daß die Bewegung mit einem Angriff gegen das Eigenthum endigen werde. Ein Ulrich von Hutten, ein Franz von Sickingen gaben freilich Bürgſchaft genug, daß die von ihnen geleitete Staatsumwälzung keine Plünderung zum Zwecke haben könne; allein die reichen Städter zweifelten, ob die Führer das niedere Volk in den Schranken der Mäßigung zu halten vermöchten, ſobald es einmal entfeſſelt ſei. Darum wollten ſie von einer Bewegung, welche nicht auf den Beiſtand des Kaiſers, ſondern der niedern Stände geſtützt ſei, durchaus nichts wiſſen. Auf die Sympathie der ärmern Bürger in den Städten konnten Sickingen und ſein Freund wohl zählen; aber ohne Mitwirkung der mittlern Stände iſt nach den Lehren der Geſchichte eine Staatsumwälzung niemals durchzuſetzen. Was die Bauern betraf, ſo konnte auch von dieſen eine Unterſtützung der Pläne Sickingens nicht erwartet werden; denn die fränkiſche Ritterſchaft hatte ſich ja früher ihrem Aufſtand widerſetzt, gerade ſie, auch Hutten nicht ausgenommen, dem Herzog Ulrich von Würtemberg Beiſtand geleiſtet. Unter ſolchen Umſtänden erſchien es als eine große Inkonſequenz, jetzt die Bauern zu dem Aufſtande aufzufordern, wider welchen man früher ſo ſehr geeifert hatte. Ulrich von Hutten fühlte die ſchiefe Stellung, in welche der Adel durch die Bundesgenoſſenſchaft mit dem Herzog von Würtemberg gerathen war, ſelbſt, da er in dem Aufruf an die untern Stände deßhalb ſich zu rechtfertigen ſuchte. Der Widerſpruch des frühern und des gegenwärtigen Verfahrens war jedoch zu groß: Hutten mühte ſich daher vergebens ab, das dadurch entſtandene Mißtrauen zu beſchwichtigen.

Allein mit dem Auftreten Luthers veränderte ſich die Stimmung in den mittlern und untern Ständen auf ein Mal weſentlich. Seit dem Reichstag in Worms griff die Lehre des Reformators mit unglaub-

licher Macht ſowohl in den freien Städten, als unter den Landleuten um ſich, und erregte eine unbeſchreibliche geiſtige Gährung. Dieß benützten nicht nur die oben genannten Häupter der politiſch-reformatoriſchen Richtung vom Ritterſtande, welche gerade jetzt zu handeln beſchloſſen, ſondern eine Maſſe denkender Männer, welche ſich in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands als Führer an die Spitze des Volkes ſtellten, und dasſelbe für die Kirchenverbeſſerung ſtimmten. Wenn ſich aber die Religion zu den Handlungen des Menſchen wie die Urſache zur Wirkung verhält, ſoferne ſie durch Veredlung der Geſinnung tugendhaftes Leben erzeugen ſoll, ſo konnte von einer Verbeſſerung der Kirche auch die Herſtellung edlerer Zuſtände des Volkes gefordert werden. Darum erwarteten nicht bloß Sickingen und Hutten, ſondern alle denkenden Anhänger der Reformation von ihr eine tiefe und vollſtändige Umänderung der Staatsverhältniſſe. In den untern Ständen entſtand dieſelbe Richtung inſtinktmäßig, und wenn ſie hier mehr eine Folge des Gefühls, als des Nachdenkens war, ſo erlangte ſie nur eine um ſo größere Wichtigkeit. In den Städten fürchtete man zwar fortwährend alle Bewegungen der untern Stände, als eine Gefahr für das Eigenthum; allein ſeitdem die Religion ins Spiel kam und das Seelenheil mit eingemiſcht wurde, traten jene Beſorgniſſe vorübergehend in den Hintergrund. Zudem war auch das Anſehen Luthers ſo überwiegend, daß man ihm genügende Bürgſchaft wider die Anarchie zutraute. In der That Deutſchland ſchien gänzlich umgewandelt zu ſein, und die kirchliche Reform plötzlich in eine politiſche überzugehen. An allen Enden des Reichs wirkten die zahlreichen Führer des Volkes bereits in dieſem Sinn, die Buchdruckerpreſſen arbeiteten Tag und Nacht, um die neuen Ideen zu verbreiten, und die Leiter der Bewegung ſtanden noch überdieß theils durch Reiſen, theils durch lebhaften Briefwechſel in der genaueſten Verbindung. Bis in die innerſten Grundlagen der Geſellſchaft war Deutſchland daher nach dem Reichstag in Worms aufgeregt, und eine Staatsumwälzung ſchien ganz unvermeidlich zu ſein. Viele Fürſten fürchteten dieß ausdrücklich, ja einzelne hielten ſogar jeden Widerſtand der Gewalt für vergeblich, indem z. B. der Kurfürſt Friedrich von Sachſen erklärte: „ſo Gott will, daß der gemeine Mann regiere, wird es auch geſchehen.“ Der Verlauf der folgenden Geſchichte wird durch eine Maſſe anderer Thatſachen nachweiſen, wie allgemein die politiſch-reformatoriſche Richtung verbreitet und wie gewaltig der Geiſt des Volkes erregt war. Welchen Gang mußte unter ſolchen Umſtänden die Gährung nehmen, wenn Dr. Martin Luther mit Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten ſich verbunden, ſoferne er den dunkeln Gefühlen, welche in den Volksmaſſen lagen, durch ſeine überwältigende Beredſamkeit Worte gegeben, wenn er die politiſche Bewegung mit der Klarheit ſeines Geiſtes geleitet hätte? Gewiß der Augenblick ſchloß nicht zu berechnende Folgen in ſich, und die Reformation näherte ſich offenbar ihrer wichtigſten Entwicklungsſtufe; denn es mußte ſich nun ankündigen, ob ſie gelingen oder fehlſchlagen, und welchen Charakter ſie im erſtern Fall annehmen, in welcher Weiſe ſie auf den innern Volksgeiſt einwirken werde. Doch jetzt erklärte ſich gerade der kirchliche Reformator gegen jede gewaltſame Staatsveränderung, nun verſtand gerade er ſeine Lehren anders, als alle ſeine Anhänger ſie ausgelegt hatten: das heißt er wollte nur die Kirche und keineswegs den Staat reformiren. Ja er erklärte die wahre Religion und edle Nationalzuſtände geradezu für unvereinbarliche Gegenſätze.

Wir haben Dr. Martin Luther bisher nur nach den Grundſätzen der Aufklärung und der Freiſinnigkeit handeln ſehen, wir erblickten ihn hervorragend vor ſeinen Zeitgenoſſen; allein jetzt erſcheint er plötzlich in einer Weiſe, welche ihn mit dem Prinzipe der Freiheit in Widerſpruch, und nicht über, ſondern faſt unter die allgemeine Bildung ſeiner Zeit ſtellt. Die nähere Schilderung dieſer Richtung des Reformators

führt freilich auf theologiſche Sätze, und dieſe ſcheinen nicht in das Gebiet der allgemeinen Geſchichte Deutſchlands zu gehören; allein wir halten die kurze Darſtellung derſelben gleichwohl hier für unerläßlich, und zwar aus mehreren ſehr wichtigen Gründen. Zuvörderſt erlangt man nur dadurch das vollſtändige Bild von dem Charakter Luthers, und dann erſchließt ſich durch ſeine auffallenden Anſichten über den Staat erſt die wahre Bedeutung des Reformationszeitalters, und hierin liegt nicht bloß ein wiſſenſchaftliches, ſondern ein unmittelbares, praktiſches Intereſſe. Eine reifere Zeit wird ſich überzeugen, daß die Entwicklung der Völker von einfachen Geſetzen geleitet wird, welche in Übereinſtimmung mit der Theorie auch in allen Begebenheiten der Geſchichte ſich abſpiegeln. Nirgends ſind dieſe Regeln beſtimmter ausgeprägt, als in großen Staatsumwälzungen, und wenn die Völker jemals dazu gelangen, der geſchichtlichen Erfahrung Einfluß auf ihre Handlungen einzuräumen, ſo gibt es für ſie nichts Wichtigeres, als die leitenden Geſetze der Staatsumwälzungen. Durch ſeine Grundſätze über Religion und Politik wurde nun Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug, die ungeheure Gährung ſeiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgeſetze zu leiten, und es iſt darum unerläßlich, jene Grundſätze ausführlicher darzuſtellen.

Als die chriſtliche Religion auftrat, verhielt ſie ſich zu den damaligen geiſtigen und ſittlichen Zuſtänden des Menſchengeſchlechts, wie die Reformation zu dem ausgearteten Ultramontanismus: d. h. ſie wollte durch Beſſerung des innern Menſchen dem Staats- und Sittenverfall ſteuern. Nach ihrem tiefſten Weſen gehörte ſie dem Fortſchritt, dem wahren Humanismus an, und in dieſer Eigenſchaft konnte ſie unmöglich der Quelle aller Laſter, der Knechtſchaft, das Wort reden. In der That widerſprechen dem alle Lehren und alle Handlungen Jeſu; allein es liegt ein Grundſatz in der chriſtlichen Religion, welcher zwar wahr und ſchön, ja der größte Vorzug derſelben iſt, doch bei unrichtiger Auffaſſung auf Irrwege leiten kann. Derſelbe beſteht darin, daß der Geiſt über die Materie erhaben ſei, daß alle geiſtigen Intereſſen vor den materiellen den Vorzug behaupten. Je edler ein Volk iſt, deſto mehr fühlt es ſich von der Vorliebe für das Geiſtige im Gegenſatz des Materialismus durchdrungen, und in dem Grade die Entwicklung oder die Zeit eines Volkes beſſer oder ſchlechter wird, in demſelben Maaße behauptet die geiſtige Richtung oder der Materialismus die Oberhand. In den kindlichern Zuſtänden der Nationen nimmt nun das Gefühl des Gegenſatzes vom Geiſtigen und Materiellen eine beſondere Färbung an, indem man unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter dieſem das Daſein auf der Erde verſteht. In der Religion Jeſu, als der edelſten, iſt natürlich auch die geiſtige Richtung vorherrſchend, und der erhabene Lehrer der Völker ſuchte mit Recht auf ſie am meiſten hinzuwirken. „Mein Reich iſt mehr geiſtig, als materiell“, war ſein ſchöner Wahlſpruch; indeſſen demſelben ward ſpäter die Auslegung gegeben, daß alle Hoffnung der Chriſten auf das Leben nach dem Tode verwieſen werde. Zugleich wurde einigen Bibelſprüchen, worin Beſcheidenheit und Friedensliebe unter einem Gleichniß empfohlen wird, die Bedeutung gegeben, daß der Chriſt in Betracht der ihn erwartenden ewigen Seligkeit alle Mißhandlungen und Beſchimpfungen geduldig ertragen ſoll. Der Charakter und das Verfahren von Jeſus beweiſen abermals, daß ſeine Lehren nicht einen ſolchen Sinn haben konnten, und zwar um ſo weniger, als ſie dann geradezu auf Unſittlichkeit führen mußten. Indeſſen ſie wurden in Deutſchland hin und wieder allerdings von dieſer Seite aufgefaßt, und von keinem Religionslehrer entſchiedener, als von Dr. Martin Luther.

Der Reformator faßte nämlich den Unterſchied von Geiſt und Materialismus ſtrenge ſo auf, daß er unter jenem das Leben nach dem Tode, und unter dieſem das irdiſche Daſein verſtand. Er unterſchied

nämlich zwiſchen dem himmliſchen und dem weltlichen Reich, und lehrte, daß erſteres in der ewigen Seligkeit, letzteres hingegen in den Freuden ſinnlicher Genüſſe oder den Gütern der Erde beſtehe. Durch einen ganz eigenthümlichen Schluß behauptete er aber, daß himmliſches und weltliches Reich einander ausſchließen, daß alſo Niemand beide erlangen, ſondern auf das eine oder das andere verzichten müſſe. Man könnte allerdings nachweiſen, daß in gewiſſer Beziehung einiger Sinn dieſer Meinung denkbar ſei; aber Luther bildete ſie ſo ſchroff aus, daß er bei ſeiner gewohnten Folgerichtigkeit nothwendig am Ende auf widerſinnige Sätze gerathen mußte. Die größte Eigenthümlichkeit des Reformators beſtand darin, daß er niemals vor einer Folgerung erſchrack, die mit logiſcher Nothwendigkeit aus einem Vorderſatz hervorging, von deſſen Wahrheit er überzeugt war. So brachte er denn aus dem ſchroffen Unterſchied des himmliſchen und weltlichen Reichs Schlüſſe hervor, welche dem gebildeten Gefühl peinlich ſind [4]). Am beſtimmteſten

---

[4]) Der Chriſt muß ſich, ohne den geringſten Widerſtand zu verſuchen, geduldig ſchinden und drücken laſſen: weltliche Dinge gehen ihn nicht an, er läßt vielmehr rauben, nemen, drücken, ſchinden, ſchaben, freſſen und toben, wer da will, **denn er iſt ein Marterer auf Erden.** [Luthers Werke. Deutſche Jenenſer Ausgabe. Th. III. S. 121 in tergo. So oft wir von jetzt an Luthers Werke anführen, bezieht ſich das Citat immer auf die deutſche Jenenſer Ausgabe und zwar die dritte Auflage.]

Es iſt auch darumb geſagt, das niemand wehnen oder warten ſolle auf Weltliche oder zeitliche Freude im Reich Chriſti. Es muß eine Freude in Gott unter dem Kreutze ſein. Wie Chriſtus ſpricht: „In der Welt werdet ihr Gedrenge haben, aber bei mir Freude.“ Das Herz iſt immer fröhlich bei den Chriſten, **obwohl ſie an Leib, gut und ehre euſſerlich leiden müſſen, um Chriſtus willen.** [Th. III. S. 175. in tergo.]

Alſo ſiehſt du, Wie viel groſſe, mechtige, zornige, ſchedliche und greuliche Feinde wider dieſes Chriſti Reich ſich ſezen. Nu ſcheinet dagegen auf dieſer Seite gar keine Gewalt, Kraft noch Macht, ſondern eitel Schwachheit, das ſeine Chriſten dem Teufel und der Welt müſſen fürgeworfen werden, welche doch ſind arme, ſchwache, elende Leute wider ſo viel und ſo große Feinde und ihre Macht und Gewalt. Sie haben keinen Harniſch und wehre, ſondern müſſen den Feinden herhalten, ſich plagen und martern, dazu tödten und würgen laſſen. [Th. VII. S. 315.]

Nu ſoll doch nicht alſo zugehen, das Chriſtus oder ſein Volk mit der Fauſt und gewappneter Hand ſich wider die Feinde ſetze: **denn ſein Reich, wie jetzt geſagt iſt, mus alhie auf erden in Schwachheit und im Leiden gehen und bleiben.** [Th. VII. S. 316.]

Nu ſtehet Chriſtus Reich alſo, das es ein Reich des Lebens, ein geiſtlich Reich iſt. Darumb, wenn man die Chriſten anſiehet als die heiligen Martyrer, ſiehet man nichts, denn eitel Tod, wie der Pſalm ſagt, „wir werden umb deinetwillen teglich erwürget und ſind geacht wie die Schlachtſchaf.“ **Wo die Chriſtenheit iſt, da muß es Blut koſten oder ſind nicht rechte Chriſten. Es ſind nicht Weideſchaf, Sondern Schlachtſchaf, immer eines nach dem andern hin. So iſt das Anſehen des chriſtlichen Lebens nichts denn Schwachheit, Tod und Sünde.** [Th. IV. S. 147 in tergo.]

Das aber wird uns dazu geſagt, das wir gerüſtet ſeien zu leiden, denn Chriſtus iſt nicht der Meinung, das wir uns ſollten leiblich wider unſere Feinde ſetzen, wie die Wiedertäufer und andre Aufrührer fürhaben. Denn Chriſtus hat mit ſolcher weltlicher Gewalt und Regiment in ſeinem Reich nichts zu thun. Und wir Chriſten können den Teufel und die Welt mit leiblicher Gewalt oder Waffen nicht ſchlahen noch unter uns bringen, ſondern ſie ſind uns hiemit weit überlegen, haben und halten uns mit Leib und Gut in ihrer Gewalt, und wir dürfen nicht hoffen, das ſie uns in ihrem Reich werden wol halten und viel Freundſchaft erzeigen, ſondern ſollen allerlei Marter und Tod, Schwert und Feuer von ihnen erwarten. [Th. VII. S. 325 in tergo.]

Darumb ſoll Niemand gedenken noch hoffen, das wir, ſo Chriſten ſind, wollten auf Erden Friede haben oder der Feinde los werden, ſondern ſollen uns des fröhlich erwegen und verſehen, das die Chriſtenheit allzeit muß von Feinden angefochten und verfolgt werden, und immer einen um den andern haben bis an den jüngſten Tag. [Th. VII. S. 318.]

Das Evangelium nimpt ſich weltlicher Sachen gar nichts an, und ſetzt das euſſerlich Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und verachtung zeitlicher Güter und Lebens. [Th. III. S. 120.]

Die Chriſten müſſen veracht, gedruckt, im Kot und Unflat gehen, Geſchendet, geleſtert, verdampt, ja aus der Welt gejagt werden. [Th. VII. S. 75 in tergo.]

Denn es muß doch der Chriſtenheit auf erden alſo gehen, wie es dem Herrn ſelbs ergangen iſt, das ſie muß dem Teufel und der Welt herhalten, das ſie mit Füſſen über ſie laufen und treten, das ſie es fület und jämmerlich klaget,

und klarſten entwickelt aber Luther die bemerkte Lehre des Chriſtenthums in ſeiner Auslegung des 101. Pſalmen. Er unterſcheidet dort, wie gewöhnlich, zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Reich und wiederholt den Ausſpruch, daß Gott den Chriſten das geiſtliche und den Heiden das weltliche Reich beſchieden habe. Letzteres wird nun aber näher beſtimmt. Dasſelbe ſoll ein Fürbild der rechten Seligkeit und des Himmelreichs ſein; es werden daher nicht bloß die äußeren Güter des Reichthums und der Macht, ſondern ſogar die innern Vorzüge des Verſtandes und der wiſſenſchaftlichen Geiſtesbildung dazu gezählt, wie bereits oben bemerkt wurde. Der Reformator ſagt mit dürren Worten, daß es in den Staatseinrichtungen, der Geſetzgebung und der Ordnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe überhaupt, nur die Heiden zur Vernunft und Weisheit bringen könnten, die Chriſten aber alberne, gute, einfältige Schöpſe und Schafe ſeien[5]). Daraus zieht er insbeſondere den Schluß, daß die Chriſten niemals im Stande ſein würden, ein eigenes Rechtsſyſtem auszubilden, ſondern daß das römiſche Recht bis an den jüngſten Tag bleiben werde, weil die Leute, welche mit ſo hoher Vernunft und Verſtand begabt geweſen wären, ſo viele Menſchenkenntniß beſeſſen und ſolche Weisheit in Staatsſachen gezeigt hätten, niemals mehr leben würden. Er ſagt ferner ausdrücklich, daß die **politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands wohl auch eines Luthers bedürften**, daß hierin aber Keiner erſtehen werde, weil Gott die Staatsſachen nicht ſo hoch achte, als die religiöſen Angelegenheiten: es werde daher die Staatseinrichtung der Deutſchen immer bloßes Flickwerk bleiben. Auch dieſe Stelle iſt ſo merkwürdig, daß wir ſie hier ebenfalls einrücken müſſen[6]). Aus ſolchen Grundſätzen

---

wie Eſai Kap. 54 und 62 ſie malet und ſpricht: „„Du elende und troſtloſe armes Widfräulein, Ueber die alle Wetter gehen und jedermann dir auf den Kopf tritt und über dich herläuft."" [Th. VII. S. 318 in tergo.]

Nu ſind die Chriſten allein ſolche Leute, Die allein Fahr und Unglück in der Welt müſſen haben, Und doch nichts auf Erden müſſen haben, das ſie ſollt dazu bewegen. Denn ſie haben ja weder Gelt, noch Gut, weder Ehre noch Gunſt davon, Sondern nur das widerſpiel, Armuth, Elend, verachtung, feindſchaft; werden dazu verdampt, verflucht, verjagt und ermordet. Weil wir denn hie nichts anders zu erwarten haben, Sondern uns des Lebens und alles, was drin iſt, williglich erwegen müſſen, das unſer Leben und Weſen für der Welt eigentlich heiſſet **Frustra nili**, vergeblich nach (mit) unglück ringen, Und umbſonſt uns wider alle Welt legen."" [Th. VI. S. 247.]

[5]) Und die Wahrheit zu ſagen, ſind ſie (die Heiden) in ſolchen Sachen (Staatsangelegenheiten) weit über die Chriſten geſchickt, wie auch Chriſtus ſelbſt ſagt, daß die Kinder dieſer Welt klüger ſind, wie die Kinder des Lichts, und S. Paulus ſpricht, 1. Kor. 1, daß nicht viel weiſe, Edle, ſtarke berufen ſind, Sondern was nerricht, ſchwach, verachtet iſt, hat Gott erwehlt. Wie wir auch noch täglich erfahren, wie goſchwind, liſtig, klug, behend die Weltkinder ſind gegen uns fromme, alberne, gute, einfältige Schepſſe und Schafe, Daß, wo Gott nicht bei uns ſtünde und ihre hohe Weisheit zur Narrheit machte, Hetten ſie es lengeſt gar viel auf eine andere weiſe bracht, ehe wirs weren gewahr worden. Denn Gott iſt ein milder, reicher Herr, Der wirft gros Gold, Silber, Reichthum, Herrſchaften, Königreiche unter die Gottloſen, Als were es Spreu und Sand, Alſo wirft er auch unter ſie hohe Vernunft, Weisheit, Sprachen, Redekunſt, das ſeine lieben Chriſten lauter Kinder, Narren und Bettler gegen ſie anzuſehen ſind. [Th. VI. S. 155.]

Und was darfs viel Wort, das Kaiſerliche Recht, Nach welchem das Römiſch Reich noch heutiges Tag geregirt und bis an den jüngſten Tag bleiben wird, iſt ja nichts anderes, denn heidniſche Weisheit, welches die Römer, ehe denn Roma von Chriſten oder Gott ſelber nichts gehört hat, geſetzt und geordnet haben. Und ich acht wohl, wenn jetzt alle Juriſten in einen Kuchen gebacken und alle Weiſen in einen Trank gebrauet würden, Sie ſollten nicht allein die Sachen und Hendel ungefaſſet laſſen, ſondern auch nicht ſo wohl davon reden, noch denken können. Denn ſolche Leute haben ſich in groſſen Hendeln müſſen üben, Und gar mancherlei Menſchen Sinn lernen kennen, Sind dazu mit hoher Vernunft und Verſtand begabt geweßt. Summa, Sie haben gelebt und werden nicht mehr leben, die ſolche Weisheit im weltlichen Regiment gehabt haben. [Th. VI. S. 156.]

[6]) Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luthers dürfften; Aber ich beſorge, ſie möchten einen Müntzer kriegen. Denn Gott achtet nicht ſo gros das weltlich Regiment, als ſein eigen ewiges, der Kirchen Regiment. Darumb ich nicht hoffen kann, noch will, daß ſie einen Luther kriegen werden. Weil nun

mußte nun natürlicherweiſe auch die Lehre fließen, daß der Chriſt blindlings der Obrigkeit unterworfen ſei, und ſich auch den widerrechtlichen Handlungen derſelben niemals widerſetzen dürfe. Luther lehrt dieß an vielen Stellen beſtimmt und deutlich, ja er ſagt ausdrücklich, daß gerade hierdurch die Chriſten ſich von den Heiden unterſcheiden [7]). Noch ſchärfer beſtimmt Luther in einer andern Stelle den Unterſchied zwiſchen Heiden und Chriſten, und beweist, daß das Weſen und der eigentlichſte Charakter der chriſtlichen Lehre darin beſtehe, zu leiden und zu dulden, und ohne den geringſten Widerſtand ſich mißhandeln zu laſſen [8]).

Solche Anſichten waren nicht bloß düſter, ſondern ſie verletzten auch die Würde des Menſchen und mußten die Völker bei ſtrenger Durchführung elend machen. Was aber die Anſchauungs- und Handlungsweiſe Luthers von dieſer Seite in einem noch ungünſtigern Licht darſtellt, das iſt die auffallende Thatſache, daß ſeine hier erörterten Lehren auch nicht durch den damaligen Bildungsgrad entſchuldigt werden können; denn ſeine unanſtändigen Grundſätze über geduldige Ertragung von Mißhandlungen lagen keineswegs in der Zeit, ſie ſtanden vielmehr mit dem Geiſt derſelben in geradem Widerſpruch. Nach einigen geſchichtlichen Anzeigen ſcheint es, daß die Lehre von der Demuth (dienender Muth [Sinn), ſchon bei der Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland von manchen Prieſtern nach der Weiſe Luthers

---

kein ander Regiment im römiſchen Reich zu hoffen iſt, ſo iſt nicht zu rathen, daß mans endere, Sondern flicke und pletze daran, wer da kann, weil wir leben. [Th. VI. S. 163 in tergo.]

7) Die Heiden haben hie friſch drein gegriffen und nicht allein billig, Sondern auch löblich gehalten, unnütze böſe Obrigkeit abſetzen, würgen und verjagen. Daher die Griechen auch Kleinod und Geſchenke durch öffentliche Geſetze zuſprachen den tyrannicidis, das iſt denen, welche einen Tyrannen erſtächen oder umbrächten. Dem haben die Römer in ihrem Keiſerthum mechtiglich gefolget und ſchier das mehrer Teil ihrer Keiſer ſelbſt ermordet. Aber uns iſt nicht genug an ſolchen Exemplen, denn wir fragen nicht darnach, was die Heiden oder Jüden gethan haben, Sondern was Recht und billig iſt zu thun, Nicht allein für Gott im Geiſt, ſondern auch in Göttlicher euſſerlicher Ordnung des weltlichen Regiments. Denn wenn gleich noch heute oder morgen ein Volk ſich aufmachet und ſetzet ſeinen Herrn ab, oder erwürget ihn; Wolan das were geſchehen, die Herren müſſens gewarten, bis Gott ſo verhinge; Aber daraus folgt noch nicht, daß darumb recht und billig gethan ſei. Mir iſt noch kein ſolcher Fall vorkommen, daß es billig were: Kann auch jetzt dießmal keinen erdenken. Die Bauern in dem Aufruhr gaben für, die Herren wollten das Evangelium nicht laſſen predigen, und ſchünden die armen Leute. Darumb müßte man ſie ſtürzen. Aber ich hab ſolches verantwort, daß, obgleich die Herren Unrecht daran theten, were darumb nicht billig, noch recht, auch Unrecht zu thun, das iſt, ungehorſam zu ſein und zu zerſtören Gottes Ordnung, die nicht unſer iſt, **Sondern man ſolle das Unrecht leiden.** [Th. III. S. 319.]

Daß die Obrigkeit böſe und unrecht iſt, entſchuldigt kein Rotterei noch Aufruhr. [Th. III. S. 116 in tergo.]

8) Weiter, heißt es dort [Th. III. 117 in tergo], wollen wir nu auch dem chriſtlichen und evangeliſchen recht ſagen, denn ſo ihr euch rühmet und gerne höret, daß man euch Chriſten nenne, Und dafür wollet gehalten ſein, So werdet ihr ja auch leiden, daß man euch euer Recht fürhalte. Höret nun zu, liebe Chriſten, euer chriſtlich Recht. So ſpricht euer oberſter Herr Chriſtus, des Namen ihr füret, Matth. 5. **„Ihr ſollt dem Übel nicht widerſtehen, Sondern wer dich zwinget eine Meile wegs, mit dem gehe zwo Meilen. Und wer dir den Mantel nimpt, dem laß auch den Rock. Und wer dich auf den einen Backen ſchlägt, dem halt den andern auch dar.“** Alſo ſpricht auch S. Paulus Röm. 12. „Rächet euch ſelbs nicht, meine liebſten, ſondern gebt raum dem Zorn Gottes.“ Item ſo lobet er auch die Korinther, daß ſie gerne leiden, So jemand ſie ſchlägt oder raubt. Item 1. Kor. 6. ſtraffet er ſie, daß ſie ums Gut rechteten und nicht das Unrecht litten. Nu ſehet ihr, wie weit euch die falſchen Propheten davon geführt haben, Und heiſſet euch noch dazu Chriſten, So ſie euch erger, denn die Heiden gemacht haben. Denn an dieſen Sprüchen greift ein Kind wol, das chriſtlich Recht ſei, nicht ſich ſtreuben wider unrecht, nicht zum Schwert greiffen, nicht ſich wehren, nicht ſich rächen, Sondern dahin geben Leib und Gut, daß es raube, wer da raubet. **Leiden, leiden, Kreutz, Kreutz, iſt der Chriſten Recht und kein anders.**

verkündet worden ſei. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß eine ſolche Lehre nun auch ſogleich in das Leben übergegangen wäre und in den Sitten und Handlungen des Volkes ſich gezeigt hätte. Der auf Naturanlagen beruhende Nationalcharakter konnte durch bloße Lehrformen nicht ſo ſchnell verändert werden, man bekannte ſich alſo zwar äußerlich zu der neuen Religion, aber von einer Uebung der Demuth, wie ſie hin und wieder ein Miſſionär verlangen mochte, konnte keine Rede ſein. Dazu kam noch, daß das Chriſtenthum auch bald in bloße äußere Feierlichkeiten und Kirchengebräuche überging. Das Weſen desſelben trat in den Hintergrund, die Prieſter begnügten ſich, wenn die Edlen die kirchlichen Gebräuche beobachteten, und wenn das Volk den Zehnten richtig abtrug; auf wirkliche Übung der Demuth wurde nicht gedrungen. Der deutſche Adel blieb daher kriegeriſch, wie zuvor, rächte jede Beleidigung mit dem Schwerte und blieb in der Behauptung dieſer Sitte ſo mächtig, daß das Recht, ſich ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen, ſogar von den Reichsgeſetzen anerkannt, und von dieſen nur verlangt wurde, daß derjenige, welcher einen Andern angreifen wolle, ſolches ſeinem Gegner drei Tage vorher anzeigen müſſe. (Abſage=, Fehdebriefe.) Doch nicht bloß dem ritterlichen Adel wohnte ſolche ſelbſtſtändige Sinnesart bei, ſondern auch den Bürgern. Die Städte beſaßen das Fehderecht wie die Ritter gegen Fürſten, Grafen und Herren, und übten dasſelbe häufig aus, wie insbeſondre die großen Bündniſſe der Reichsgemeinden im 13. und 14. Jahrhundert gezeigt haben. Gewiß ein großes Maaß von Freiheit, wo ſolche Geſetze von der Reichsgewalt erlaſſen werden! Das war freilich durchaus nicht demüthig, aber was noch mehr beweiſt, daß die feige Lehre der Unterwürfigkeit nur bei dem Worte geblieben und nie zur That gekommen, ſondern bald gänzlich in Vergeſſenheit gerathen ſei, iſt der Umſtand, daß auch die Aufhebung des Fauſtrechts, welches aus dem Mißbrauche der oben erwähnten großen Freiheit entſtehen mußte, nicht den Einflüſſen des Chriſtenthums, ſondern vielmehr dem auflebenden Handel und den dadurch erhöhten Bedürfniſſen der öffentlichen Sicherheit, ſowie endlich den Wünſchen des gelehrten Adels zur Einführung des römiſchen Rechts zuzuſchreiben iſt. Die zweite Hauptlehre des Chriſtenthums, nämlich das Gebot, der Obrigkeit unbedingt gehorſam zu ſein und ſich derſelben auch dann nicht zu widerſetzen, wenn ſie widerrechtlich handelt, kam eben ſo wenig zur wirklichen Übung im Leben. Aus dem angebornen Unabhängigkeits= und Freiheitsſinne der Deutſchen bildete ſich vielmehr die Nationalſitte, das Recht auch gegen den Landesherrn, wenn es von ihm verletzt würde, mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Und dieſe Nationalſitte wurde in mehrerern einzelnen Ländern Deutſchlands durch Verträge ausdrücklich zum Landesgeſetz erhoben: Die Städte werden darin ausdrücklich der Ritterſchaft gleichgeſtellt, und unter dem Kaiſer Wenzel wurde das Widerſtandsrecht (jus resistendi) mehrern von ihnen ſogar wider die Reichsgewalt eingeräumt. In jeder Beziehung waren alſo die Bürger an unabhängiger Geſinnung und Stellung ſeit dem 14. Jahrhundert dem Adel ebenbürtig. Solches ergab ſich ſchon in den Kämpfen der Zünfte wider die Patrizier oder Geſchlechter. Am beſten beurkunden den ſelbſtſtändigen Sinn der deutſchen Bürger aber einzelne geſchichtliche Züge. Als z. B. Heinrich der Ältere von Meklenburg in der Stadt Wismar ſich eine Wohnung zu bauen wünſchte, mußte er bei der Gemeinde=Verwaltung beſcheiden um die Erlaubniß dazu bitten, und Bürgermeiſter und Rath ertheilten ſolche ausdrücklich nur aus beſondern Rückſichten (ob reverentiam specialem). Andere Fürſten durften nicht mit mehr Leuten in die Städte kommen, als von den Bürgern verſtattet wurde, und wenn die letztern gegen ihren Landesherrn Argwohn hegten, ſo blieben ſie, ſo lange er in ihren Mauern verweilte, ſtets unter den Waffen. Daß endlich auch die Bauern die Mißhandlungen nicht immer geduldig hinnahmen, ſondern das Recht in Anſpruch nahmen, wider den Druck ſich zu verbinden

und zu wehren, erwieſen ſchon die bemerkten Bewegungen derſelben vom Jahr 1493 bis 1514, und wird ſich ſpäter noch beſtimmter ergeben. Selbſtſtändiger Sinn, Thatkraft, männlicher Stolz, und nicht kriechende Unterwürfigkeit lag alſo vor der Reformation im Charakter der Deutſchen aller Stände.

Da unter dieſen Umſtänden die Lehren Luthers über die Pflicht der Demuth mit dem Bildungsgrade der Zeit nicht entſchuldigt werden können, ſo wird die Denk- und Handlungsweiſe des Reformators ſcheinbar immer räthſelhafter; denn man würde ſehr irren, wenn man den Widerſtand desſelben gegen die politiſche Umgeſtaltung Deutſchlands aus ariſtokratiſchen Geſinnungen, Härte des Gemüths oder gar Schmeichelei gegen die Fürſten herleiten wollte. Luther haßte im Gegentheil jede Unterdrückung und war von Seite des Herzens mild und gütig, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloſer Wahrheitsliebe. Gegen die Verbeſſerungen der bürgerlichen Zuſtände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und mußte dieß auch ſein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Chriſten die irdiſche Wohlfart keinen Werth habe. Indeſſen als gerechter und billiger Mann, der er immer war, fand er ſich durch Bedrückungen des Volkes von Seite der Fürſten immer verletzt, und tadelte die letztern mehr als einmal auf das heftigſte. Im Weſen ſelbſt war er auch der Verbeſſerung der bürgerlichen Verhältniſſe keineswegs entgegen, er hoffte zwar nicht viel davon, doch verlangte er auch in politiſcher Beziehung Gerechtigkeit. Seine Feinde haben ihm ſo oft vorgeworfen, daß ſein Benehmen hinſichtlich der politiſchen Richtung heuchelnde Schmeichelei gegen die Fürſten geweſen ſei, und auch in neuerer Zeit wird jenes Benehmen, wenn auch aus etwas andern Gründen, bitter getadelt. Um daher ein unparteiiſches und tiefer begründetes Urtheil faſſen zu können, muß man auch die Verfahrungsweiſe Luthers gegen die Fürſten genauer kennen lernen. Wir werden den Widerſtand des Reformators gegen die Verſuche der politiſchen Reformatoren bald in der ganzen Härte darlegen müſſen, die Luther damals wirklich gezeigt hat, aber auch zeigen mußte; ja in unſerer Zeit wird dieſe Härte noch größer erſcheinen, manches Gemüth erſchrecken und das Urtheil über den großen Mann wankend machen. Es wäre daher offenbare Ungerechtigkeit, wenn man nicht auch das Benehmen Luthers gegen die Fürſten in ſein volles ungetrübtes Licht ſetzen würde. Denn wer nicht aus den eigenen Worten des Reformators ſieht, wie wenig er ſich vor den Fürſten fürchtete und wie ſehr er zugleich jede Bedrückung des Volkes verabſcheute, den könnte ſeine Handlungsweiſe gegen die politiſch-reformatoriſche Richtung leicht irre machen und zu einem unrichtigen Urtheile verleiten. Hören wir daher Luther bei ſeiner Sprache gegen die Fürſten in ſeinen eigenen Worten. In einer großen Abhandlung, welche er im Jahre 1523 über die weltliche Macht und wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſei, ſchrieb, behandelte er die Lehre, daß man auch widerrechtlichen Handlungen der Obrigkeit keinen gewaltſamen Widerſtand leiſten dürfe, mit beſonderer Gründlichkeit, aber eben deßhalb benutzte er auch dieſe Gelegenheit, um ſich über die Fürſten ganz offen und unumwunden auszuſprechen [9]). Er ſchildert die Herrſchſucht, den Eigennutz und die

[9]) Ich hab vorhin ein Büchlein an den deudſchen Adel geſchrieben, Und angezeigt, was ſein chriſtlich Ampt und Werk ſei, Aber wie ſie hienach gethan haben, iſt genugſam für Augen. Darumb muß ich mein vleis wenden und nu ſchreiben, Was ſie auch laſſen und nicht thun ſollen. Und hoffe, ſie werden ſich eben darnach richten, wie ſie ſich nach jenem gericht haben, Das ſie ja Fürſten bleiben und nimmer Chriſten werden. Denn Gott der Allmechtige unſere Fürſten toll gemacht hat, das ſie nicht anders meinen, ſie mügen thun und gebieten ihren Unterthanen, was ſie nur wollen. Und die Unterthanen auch irren und glauben, ſie ſeien ſchuldig, dem allen zu folgen. Sogar und ganz, daß ſie nu angefangen haben, den Leuten zu gebieten, Bücher von ſich zu thun, Glauben und halten, was ſie fürgeben. Da-

Tyrannei derſelben mit äußerſtem Freimuth, und bemerkte ſogar, daß die Fürſten von jeher meiſtens nur Einfaltspinſel (Narren) oder Böſewichter (Buben) geweſen ſeien. Noch härter verfährt Luther mit den Fürſten in ſeiner Auslegung des 82ten Pſalmen. Er wirft ihnen dort drei Untugenden vor, und kündigt ihnen geradezu ihren einſtigen Untergang an [10]).

---

mit ſie ſich vermeſſen, auch in Gottes Stuhl zu ſitzen, und die Gewiſſen und Glauben zu meiſtern, und nach ihrem tollen Gehirn den heiligen Geiſt zur Schulen füren. Geben dennoch für, man dürfe es ihnen nicht ſagen, und ſoll ſie noch Gnadjunker heißen. Sie ſchreiben und laſſen Zeddel ausgehen, der Keiſer habs geboten, Und wollen chriſtliche gehorſame Fürſten ſein. Gerad, als were es ihr ernſt, und man den Schalk hinter ihren Ohren nicht merke. Denn wir ſollten wol ſehen, wenn ihnen der Keiſer ein Schloß oder Stadt nehme, oder ſonſt etwas unrechts geböte, wie fein ſie finden ſollten, daß ſie dem Keiſer widerſtünden und nicht gehorſam ſein müſten. Nu es aber gilt, den armen Mann ſchinden und ihren mutwillen an Gottes wort büſſen, muß es Keiſerlichen Gebots Gehorſam heißen. Solche Leut hieß man vor Zeiten Buben, jetzt muß man ſie chriſtliche, gehorſame Fürſten heißen. Wollen dennoch niemand laſſen zu verhör oder verantwortung kommen, wie hoch man ſich auch erbeut, welches ihnen doch gar ein unerträglich Ding were, wo der Keiſer oder jemand anders mit ihnen alſo führe. Das ſind jetzt die Fürſten, die das Keiſerthum in Deudſchen Landen regieren, Darumb muß auch ſo fein zugehen, in allen Landen wie wir denn ſehen. [Th. II. S. 190.]

Und ſollt wiſſen, das von anbeginn der Welt gar ein ſeltſam Vogel iſt umb einen klugen Fürſten, noch viel ſeltſamer umb einen frommen Fürſten. Sie ſind gemeiniglich die größten Narren und die ergeſten Buben auf Erden. Darumb man ſich allzeit bei ihnen des ergeſten verſehen, und wenig gutes von ihnen gewarten mus, Sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. Denn es ſind Gottes Stockmeiſter und Henker, und ſein göttlicher Zorn gebraucht ihrer, zu ſtrafen die Böſen, und euſſerlichen Frieden zu halten. Es iſt ein großer Herr, unſer Gott, Darumb muß er auch ſolch edle, hochgeborne, reiche Henker und Bütel haben, Und wil, daß ſie Reichthum, ehre und furcht die Menge haben. [Th. II. S. 200.]

Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich raten, daß ſie ſich fürſehen für einem klein, kleinem Sprüchlein, der im 107. Pſalm ſtehet. **Effundit contemptum super principes.** Ich ſchwere euch bei Gott, Werdet ihrs verſehen, daß dieß klein Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, ſo ſeid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher ſo mechtig als der Türk were. Und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es iſt ſchon ein gros Theil angangen. Denn gar wenig Fürſten ſind, die man nicht für Narren und Buben hält; Das macht, ſie beweiſen ſich auch als ſolche. Und der gemeine Mann wird verſtendig, und der Fürſten Plage, die Gott contemptum heißt, gewaltiglich daher gehet unter dem Pöfel und gemeinem Mann. Und ſorge, ihm werde nicht zu wehren ſein, die Fürſten ſtellen ſich denn fürſtlich und fahen wieder an mit Vernunft und ſeuberlich zu regieren. **Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht euer Tyrannei und mutwillen die lenge leiden, liebe Fürſten und Herrn. Da wißt euch nach zu richten, Gott wils nicht lenger haben. Es iſt jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und triebet. Darumb laſſet euer Frevel und Gewalt und denkt, daß ihr mit Recht handelt.** [Th. II. S. 101.]

[10]) Die erſte Untugent iſt, daß ſie ſich Gottes wort zu fördern nichts annehmen. Wenn ſie nur hetten, was ſie wollen, wo Gott und ſein Wort bleibe, da fragen ſie nicht ſo viel nach. Die ander Untugent, daß ſie auch das weltlich Regiment nicht achten, die armen und elenden mit Recht und Schutz zu verſehen. Und nicht allein ſind ſie hierin unachtſam und verſeumlich, Sondern plagen wohl auch ſelbſt ihre Unterthanen mit Gewalt und Unrecht, oder ſehen durch die Finger, daß durch andere geſchicht. Und ſoll und mus doch niemand ſagen, daß unrecht iſt, damit ſie ja bald reif werden zur Strafe und ihre Bosheit vollenden und das Regiſter beſchließen. Die dritte Untugent, daß ſie im finſtern wandeln, und leben in ſolchem göttlichen Stand und Ambt allein für ſich ſelbs, gerade, als hetten ſie die Oberkeit dazu bekommen, daß ſie ihren Nutz und ehre, ihre Luſt und mutwillen, ihren Stolz und Pracht ſollten ſuchen und treiben, und niemand nicht ſchuldig, damit zu dienen oder zu helfen. Das iſt denn ein lauter Weltlich, finſter Leben, da ſie nicht wiſſen, was ſie thun oder nicht thun ſollen, ſondern gehen daher wie die Blinden, ſehen auch nicht, was ihr Ampt fodbert. Darumb müſſen ſie fallen und untergehen, wie ſie verdienen. Und ſollt doch ja ein menſchlich Herz gar höchlich erſchrecken, wenn es höret, was für ein urteil und rede im Himmel über ſolche Tyrannen ginge. Denn dieſer Vers (Es werden alle Grundfeſten des Landes umbfallen) zeigt deutlich genug an, daß ſie für Gott und allen Engeln die Ehre haben, daß man ſie hält für Verechter und Verfolger Gottes Worts, für frevele und untüchtige Oberherren, Dazu die blind ſind und in Finſterniß gehen, und in Kurzem ſollen geſtürzt werden. Solcher Rede iſt der ganze Himmel voll, und wird derſelben auch die Erde voll durch dieſen Vers. Aber dagegen haben ſie ſich gerüſtet mit einem ſtarken dicken

Wir könnten dergleichen Stellen noch eine Menge anführen, doch es mögen die angezogenen genügen. Man überzeugt ſich ſchon aus ihnen, daß der dem Reformator gemachte Vorwurf eines Fürſtenſchmeichlers handgreifliche Verläumdung iſt. Es erhellt ferner aus den angeführten Stellen, daß Luther auch kein Vertheidiger der Tyrannei war, ſondern die bürgerliche Unterdrückung ebenfalls verabſcheute, und auch in politiſcher Beziehung das Gute redlich wollte. Aber durch ſeine tiefe Überzeugung, daß das Weſen des Chriſten im Leiden beſtehe, und daß namentlich Widerſetzung gegen die Obrigkeit von Gott *unbedingt* verboten worden ſei, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel in einen engen, nicht zu überſchreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach ihr keine andere politiſche Reform zugeben, als eine ſolche, welche von den Fürſten ſelbſt ausgehe. Darum wandte er ſich, in Beziehung auf bürgerliche Verbeſſerungen, niemals an das Volk, ſondern immer an die Fürſten, und ſuchte dieſe bald bittend, bald drohend zur freiwilligen Gewährung deſſen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wenn aber die Fürſten nicht wollten, ſo würden ſie zwar ihre Strafe erhalten, und er drohte ihnen ſogar, wie wir geſehen haben, mit ihrem gänzlichen Sturze und Untergang; indeſſen Gott ſelbſt ſollte ſie ſtürzen, das Volk dagegen dürfe nie in deſſen Strafamt eingreifen, alſo niemals ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nie Gewalt brauchen. Die Männer, welche nach der politiſchen Reform Deutſchlands ſtrebten, befolgten Anfangs einen ähnlichen Gang. Sie wollten die Reform urſprünglich ebenfalls auf gütlichem Wege erwirken, und boten daher alle ihre Beredſamkeit auf, die Fürſten zur freiwilligen Gewährung derſelben zu bewegen. Allein ſie wurden bald belehrt, daß alle ihre Bemühungen vergeblich ſeien. Luther hatte wohl im Grunde dieſelbe Meinung; aber er zog daraus nur den Schluß, daß man im Chriſtenthum Troſt ſuchen und alles Gott anheim ſtellen müſſe, der zu ſeiner Zeit die Fürſten hart genug ſtrafen würde. Einen weſentlich andern Schluß zogen dagegen diejenigen, welche neben der religiöſen, auch noch nach der politiſchen Reform ſtrebten. Wenn Vernunft und Güte, ſagten dieſe, bei den Fürſten nichts gilt, ſo muß man zu wirkſamern Mitteln ſchreiten ..... man muß Gewalt brauchen. Dieſen Schluß konnte jedoch Luther nie zugeben, ohne alles zu widerrufen, was er nach dem Evangelium bisher ſo eifrig gelehrt hatte. Nach dieſem beſtehe ja das Weſen des Chriſten im Leiden, in dem geduldigen Ertragen des Unrechts. Die weltliche Wohlfart gebühre ja nur den Heiden, nicht den Chriſten. Diejenigen alſo, welche die bürgerlichen Verbeſſerungen mit Gewalt durchſetzen wollten, zeigten eben dadurch, daß ſie nicht leiden, nicht dulden, mithin nicht Chriſten ſein möchten: ſie müßten aber vollends deßhalb verdammt werden, weil ſie ein zweites ausdrückliches Gebot Gottes verletzten, nämlich jenes des unbedingten Gehorſams gegen die Obrigkeit. Der Reformator hatte noch überdieß die feſte Überzeugung, daß das rechte Verſtändniß der chriſtlichen Lehre in der Chriſtenheit nicht bleiben könne, wenn nicht ſorgfältig zwiſchen Chriſtus Reich und der Welt Reich unterſchieden würde. Er befürchtete daher von dem gewaltſamen Durchführen der politiſchen Reform, wodurch jener Unterſchied verwiſcht werden müßte, auch eine Gefahr für das Beſtehen der neuen Religionslehre, und mußte dadurch zu noch ſtärkerem Widerſtand getrieben werden. An dieſem Punkte gingen denn die Wege des religiöſen und des politiſchen Strebens auseinander, und es ſtellten ſich zwei ſelbſtſtändige weſentlich verſchiedene Richtungen heraus. Die politiſche Richtung wollte zwar auch die kirchliche Reform, aber zugleich mit einer ſtaatsrechtlichen Umgeſtaltung Deutſchlands, welche wegen des

Unglauben, der ſchaffet ihnen ein ſteinern Herz und einen eiſern Kopf, daß ſie ſolcher Rede nicht achten, und mit Trotz und Stolz ihres Urtheils gewarten. Wolan ſo laſſe man ſie auch fahren immer zum Teufel zu, weil ſie es ja nicht anders wollen. [Th. V. S. 158 in tergo und S. 159.]

Widerſtandes der Fürſten gewaltſam erzwungen werden müſſe: die religiöſe Tendenz hatte dagegen das Heil der Seele zum Gegenſtande, und weil dieſes mit dem Streben nach weltlicher Wohlfart nichts zu thun habe, mit einer gewaltſamen Widerſetzung gegen die Obrigkeit aber vollends unvereinbarlich ſei; ſo müſſe die Verbeſſerung der Staatsverhältniſſe, wo ſolche von den Fürſten verweigert würde, unbedingt dem Seelenheil aufgeopfert werden. Sobald Luther von dem Daſein der politiſchen Richtung Spuren ſah, wirkte ihr ſogleich entgegen. Schon an Hutten hatte er geſchrieben (1521), daß, nach ſeinem Willen, für das Evangelium nicht gewaltſam gekämpft werden ſollte. Als aber die Abſichten Sickingens auf eine Staatsumwälzung ruchbar wurden, ſo gerieth der Reformator in tiefen Unmuth, weil er nun die Kirchenverbeſſerung in dringende Gefahr geſetzt zu ſein glaubte. Mit äußerſtem Nachdruck erklärte er ſich deßhalb wider die Entwürfe der kühnen Ritter. Das war eine üble Durchkreuzung der Pläne Huttens und Sickingens. Seit dem Auftreten Luthers war eine politiſche Reform Deutſchlands nicht bloß der Wunſch der öffentlichen Meinung, ſondern auch entſchiedener Plan der würdigſten Männer unſres Volkes.

Reine Vaterlandsliebe war die Triebfeder dieſes Strebens. Man wollte Deutſchland durch Entfernung alles Fremden und Ausländiſchen, namentlich des römiſchen Rechts, ſeine eigenthümliche Nationalität und durch Mäßigkeit und Einfachheit, ſeine alte Einfalt und Sittenreinheit wiedergeben: der Ruhm und die Größe des Vaterlandes gegen Außen ſollte durch die Befeſtigung der Reichseinheit, alſo durch Wiederherſtellung einer wirkſamern und mächtigern kaiſerlichen Gewalt geſichert werden: endlich ſollte auch das Loos der untern Volksklaſſen verbeſſert werden, indem man denſelben nicht nur Antheil an der Ernennung der Richter einräume, ſondern auch durch Verminderung der Pracht und des Aufwandes der Fürſten Erleichterung in den Abgaben erwirke. Einem ſolchen Streben mußte natürlich das Auftreten Luthers höchſt willkommen ſein. Letzterer ging ja auch von Grundſätzen der Freiheit aus, er verlangte die Abſchüttelung des päpſtlichen Joches, er lehnte ſich ja ebenfalls wider eingeriſſene Mißbräuche auf. Nichts konnte auch in der That dem Plane einer politiſchen Reform Deutſchlands förderlicher ſein, als die gleichzeitige Abſtellung der päpſtlichen Macht, die ſo drückend auf Deutſchland lag. Mit ungemeiner Freude kamen daher Hutten und Sickingen dem religiöſen Reformator entgegen. Sie mochten wohl glauben, in ihm eine Stütze, einen Beförderer ihrer politiſchen Beſtrebungen zu finden, und Hand in Hand mit ihm das erſehnte Werk der völligen Reform Deutſchlands, alſo der politiſchen ſowohl als der kirchlichen durchzuführen. Allein ſie irrten ſich ſehr. Wo ſie einen Freund zu finden hofften, fanden ſie einen Feind, und zwar keinen heimlichen, hinterliſtigen, ſondern einen offnen, redlichen, graden Feind: wo ſie einen mächtigen Bundesgenoſſen zu gewinnen wähnten, erſtand ihnen der entſchiedenſte, gefährlichſte Gegner, und noch dazu ein überlegener Gegner.

Die beiden patriotiſchen Ritter wurden über dieſes Benehmen Luthers betroffen; indeſſen ſie glaubten doch nicht, daß dadurch alle Hoffnung auf Durchführung ihrer Entwürfe vernichtet ſei. Sie rechneten vielmehr immer noch auf den Beiſtand der Städte: ſelbſt die Genehmigung des Kaiſers und deſſen mächtigen Schutz hofften ſie der Staatsumwälzung noch zu erwerben, wenn nur die erſten Verſuche dazu gelungen wären; ſie beſchloſſen darum ihr Unternehmen auch wider den Willen Luthers auszuführen. Franz von Sickingen benützte ſeine Eigenſchaft als kaiſerlicher Feldhauptmann, um durch Werbung ein zahlreiches Heer aufzuſtellen. Dieß gelang ihm ſo gut, daß im Sommer 1522 ſchon 2000 Reiter und 10,000 Fußgänger um ihn verſammelt waren. Zugleich wurde die Beſtimmung des geworbenen Heeres Anfangs

geſchickt verſchleiert, indem man vorgab, dasſelbe im Kriege gegen Frankreich für den Kaiſer zu verwenden; alle Umſtände ſchienen daher dem wichtigen Unternehmen günſtig zu ſein.

Die Macht der Fürſten ſollte beſchränkt, und zu dem Ende einer um den andern angegriffen werden. Gegenüber dem Churfürſten Richard von Trier hatte Sickingen einen ſchicklichen Vorwand zur Fehde, weil Richard dem Ritter die Rechtshülfe gegen zwei ſeiner Unterthanen verweigerte. Im September 1522 rückte Franz im Gebiete von Trier ein, eroberte außer St. Wendel noch mehrere Burgen und erſchien endlich ſiegreich vor Trier ſelbſt. Schon während ſeines Vordringens hatte er Aufrufe an die Bevölkerung des Churfürſtenthums erlaſſen, worin er ſie aufforderte, zur Erringung der kirchlichen Freiheit mit ihm ſich zu verbinden; vor Trier ſuchte er dagegen unmittelbare Verbindungen mit den Bürgern herzuſtellen. Zugleich wurde die Belagerung der Stadt mit dem größten Nachdruck betrieben. Allein obſchon Trier plötzlich überfallen worden war, und mit Ungeſtüm berannt wurde, ſo vermochte Sickingen die Stadt dennoch nicht zu nehmen. Die Belagerung zog ſich wegen des tapfern Widerſtandes des Churfürſten vielmehr in die Länge, und jetzt wurde das Unternehmen der Patrioten bald hoffnungslos. Da die Städte keine Geldbeiträge leiſteten, ſo reichten die Mittel Sickingens nicht aus, um ſein geworbenes Heer lange im Feld zu unterhalten. Die raſche Einnahme von Trier war daher für ihn nothwendig, und doch vermochte keine Anſtrengung ihn zum Ziele zu führen. Nun blieben vollends die erwarteten Zuzüge von Freunden aus, ſowie noch überdieß die nächſten Fürſten zur Entſetzung von Trier heranzogen. So ſorgfältig nämlich Sickingen den eigentlichen Zweck ſeiner Unternehmung zu verſchleiern geſucht hatte, ſo blieb dieſer den Landesherren doch nicht verborgen. Es kamen vielmehr Gerüchte in Umlauf, daß es auf große Staatsveränderungen abgeſehen ſei, und als die Söldner Sickingens ſelbſt Äuſſerungen der Art fallen ließen, ſo eilten zunächſt der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein und der Landgraf Philipp von Heſſen dem Churfürſten von Trier zu Hülfe. Als ſie zum Entſatz von Trier heranzogen, überzeugte ſich Franz von Sickingen, daß ſein Verſuch geſcheitert ſei. Zu ſchwach, um der vereinigten Macht dreier Fürſten zu widerſtehen, hob er die Belagerung von Trier am ſiebenten Tag der Berennung auf, und nahm noch vor dem Eintreffen des heranziehenden Entſetzungsheeres den Abzug. Der Churfürſt von Trier war alſo gerettet; deſſen ungeachtet wollten ſeine beiden Verbündeten die Waffen nicht niederlegen, denn es galt ja der völligen Erdrückung aller revolutionären Zwecke. Darum ergriffen die drei verbündeten Landesherren nun ihrerſeits die Offenſive, verfolgten den weichenden Sickingen, und belagerten denſelben in ſeiner feſten Burg Landſtuhl, ohnweit Kaiſerslautern.

So endete die wichtige Unternehmung Sickingens und Huttens vom Jahre 1522, ein Verſuch, welcher zu den großartigſten Ereigniſſen hätte führen können, durch den Widerſtand Dr. Martin Luthers aber nothwendig ſcheitern mußte. Warum dieſe Nothwendigkeit gegeben war, läßt ſich erſt aus dem weitern Gang der Kirchen-Verbeſſerung nachweiſen. Wir wenden unſre Blicke daher wieder dem Reformator zu, der unterdeſſen auf der Wartburg verborgen blieb, und die ſtille Einſamkeit benützt hatte, ſein großes Werk durch einen entſcheidenden Schritt der Vollendung näher zu führen.

Sechstes Hauptſtück.

Innere Begründung der Reformation. Äußere Ausdehnung derſelben.

(Vom Jahr 1521 bis 1521.)

So lange mit dem chriſtlichen Prieſterthum Gefahr und Entbehrung verbunden war, zählte es begeiſterte Menſchenfreunde in ſeiner Mitte, welche die Lehre des Meiſters ernſtlich zur Veredlung der Völker anzuwenden ſtrebten. Man drang daher in den Geiſt der Religion der Liebe ein, und ſuchte denſelben lebendig unter den Völkern zu verbreiten. Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland offenbarte alles dieß häufig ſehr klar, und die erſte Wirkung der neuen Lehre erwies ſich eben darum in unſerm Vaterlande entſchieden als wohlthätig. Als aber die Kirche zu einer äußern Staatsmacht überging, als die Prieſter reich und üppig wurden, ſo gerieth der Geiſt der Lehre Jeſu allmälig in Vergeſſenheit, und der fruchtbare Kern ſchrumpfte ſichtbar zur leeren Hülſe ein.

Je weiter die Zeit nun forrückte, und je mehr ſie ſich dem 16. Jahrhunderte näherte, deſto mehr ging das Chriſtenthum in bloße Formen und äußere Gebräuche über. Das Bewußtſein und die Kenntniß des Inhalts verlor ſich immer entſchiedener, und unmittelbar vor der Reformation war dieß ſo weit gekommen, daß das eigentliche Weſen der Lehre gänzlich vergeſſen war und daß ſogar die große Mehrheit der Prieſter (die vielen Mönche mit eingerechnet) von dem wirklichen Inhalte und den unterſcheidenden Merkmalen derſelben kein Wort wußte. Alles dieß änderte ſich aber durch das Auftreten Luthers auf einmal gewaltig. Der Reformator zog das Evangelium, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, wieder unter der Bank hervor, das heißt, er ging von den Formen und äuſſern Gebräuchen der Kirche wieder auf den Inhalt der Lehre Chriſti zurück, ſchöpfte dieſen unmittelbar aus den Quellen ſelbſt und lehrte ihn mit ungemeiner Klarheit, Vollſtändigkeit und Richtigkeit. Luther fühlte und erkannte höchſt deutlich, daß der Inhalt des Chriſtenthums untergegangen ſei: dieſe lebhafte Überzeugung war die ſtärkſte Triebfeder ſeiner Thätigkeit: daraus ging der Entſchluß hervor, alle ſeine Kräfte daran zu ſetzen, um den Inhalt der chriſtlichen Lehre unter dem Volke zum Bewußtſein zu bringen. Der ſeltene Mann unterzog ſich auch dieſem Geſchäfte mit einer Liebe, Ausdauer und einem Aufwande von Kraft, der uns wahrlich mit Bewunderung erfüllen muß. Sein ſcharfer Blick zeigte ihm bald, daß das Gelingen ſeiner Unternehmung hauptſächlich davon abhänge, die Lehren des Chriſtenthums in der Sprache des Volkes vorzutragen, alſo deutſch zu ſchreiben, was bis dorthin ganz ungewöhnlich war. Er that es und zeigte ſich dabei als ein ſolcher tiefer Kenner und Beherrſcher unſerer Sprache, daß er zur gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Ausbildung derſelben den Grund legte. Deutſchland beſaß damals noch keine Schriftſprache, weil die Gelehrten nur lateiniſch ſchrieben und ſich dem Deutſchen entfremdeten. Dieß war ſo ſehr der Fall, daß populäre Schriften, wie Brandts Narrenſchiff, überſetzt ins Lateiniſche werden mußten, um ſie für die Gelehrten genießbar zu machen. Jedes einzelne Land hatte ferner ſeinen eigenen Dialekt: aus dieſen hätten ſich ſo gut beſondere ſelbſtſtändige Idiome bilden können, wie z. B. das Holländiſche, und dann war Deutſchland auch innerlich und geiſtig

auf immer zerriſſen. Allein Luther entfernte dieſe Gefahr, indem er durch die Anmuth, die Fülle und die Gewandtheit ſeines Ausdruckes alles hinriß, und dadurch die Sprache ſeines Landes zur allgemeinen Nationalſprache erhob. Auf ſolche Weiſe wurde er der Retter der organiſchen Einheit Deutſchlands und der Schöpfer des Herrlichſten, was wir beſitzen, unſerer ſchönen Sprache. Unermüdet thätig für ſeinen religiöſen Zweck, entwickelte er nun die Lehren des Chriſtenthums deutſch, und zog dadurch ſchnell die Aufmerkſamkeit und die Theilnahme des Volkes an ſich. Bald fand er aber, daß auch damit noch nicht ganz gedient ſei, ſondern daß er noch eine größere Aufgabe zu löſen habe, um ſeine Abſichten vollkommen zu erreichen. Es handelte ſich nämlich darum, das Volk ſelbſt den Quellen der chriſtlichen Lehre näher zu führen, und demſelben folglich die Bekanntſchaft mit der Bibel durch eigenes Leſen möglich zu machen. Doch welche Unternehmung war eine Bibel-Überſetzung für die Bildungsſtufe und die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel jener Zeit? In der That ſchienen die Hinderniſſe und Schwierigkeiten faſt unüberwindlich. Doch der Reformator unternahm mit einer Kühnheit, die nur Ihm eigen war, gleichwohl das Werk. Die Einſamkeit der Wartburg war es, die ihm den Gedanken und die Muße zur Überſetzung der Bibel gab: dort löste er im Jahr 1521 die Aufgabe in einer Weiſe, daß ſeine Arbeit für alle Zeiten unerreicht da ſtehen wird. Man hat dieſe Meinung für übertrieben und ſelbſt für lächerlich erklären wollen, allein ſie iſt es nicht, ſondern vielmehr völlig wahr, wenn man ſich nur über ihren eigentlichen Sinn verſtändiget. Die Behauptung wäre freilich lächerlich, daß der weit vorgerückte Stand unſerer Bildungsſtufe nicht zu einer eben ſo guten Verſtändniß der Bibel fähig ſei, wie im Reformationszeitalter: im Gegentheil ſteht unſere Wiſſenſchaft in dieſer Beziehung hoch über Luther. Allein der Vorzug der lutheriſchen Überſetzung, welchen keine Zeit mehr erreichen kann, liegt nicht in dieſem Umſtande, ſondern in dem einfachen, jedoch tiefen Naturgeſetze, daß das Reformationszeitalter in den Stufenaltern der organiſchen Entwickelung noch an die Kindheit grenzte und dadurch der Zeit, wo die Bibelſtücke geſchrieben wurden, näher ſtand. Nur dadurch wurde es möglich, den Inhalt der letztern mit jener kindlichen Gemüthlichkeit und Einfalt, die der Bibel eigen iſt, auch in unſerer Sprache wieder zu geben. Jetzt, wo wir in der organiſchen Entwickelung den männlichen Zuſtänden uns nähern, und unſere Art, zu denken und zu fühlen, wovon der Ausdruck der Sprache abhängt, ernſter und männlicher wird, iſt es ohne Affektation niemals mehr möglich, einer Bibelüberſetzung jene kindliche Einfalt einzuhauchen, die offenbar Charakter der Bibel iſt; und darin, darin allein liegt der Grund, daß die Überſetzung Luthers in allen Zeiten unerreicht bleiben wird.

Man möchte vielleicht die Erörterung dieſes Punktes für eine unnütze Abſchweifung von unſerm eigentlichen Gegenſtande halten. Indeſſen mit Unrecht, die vorſtehenden Bemerkungen waren für unſern Zweck unerläßlich, weil wir hierdurch in den Stand geſetzt werden, die ungeheure Einwirkung Luthers auf ſeine Zeit zu begreifen. Der Hauptvorzug des Reformators war nämlich, wie geſagt, ſeine ausserordentliche Macht über die Sprache. Noch nie hat ſich die Wahrheit, daß die letztere der Abdruck des innern Menſchen ſei, glänzender gezeigt, als bei Luther. Wie er von allen Zeitgenoſſen ſo ſehr verſchieden und ausgezeichnet war; ſo iſt es auch ſeine Schreibart: er malt ſich beſtändig darin ab, bald in dem heftigen Gähren ſeiner Gefühle und dem furchtbaren Toben ſeiner Leidenſchaft, bald in der Ruhe und Klarheit der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit und kindlichſten Einfalt. Alle Sätze, die der denkwürdige Mann ſchrieb, haben eine ungeſuchte, natürliche Eigenthümlichkeit, an der man auf den erſten Blick ihren Verfaſſer erkennt. Luther hatte ein ungemein reiches und tiefes Gemüth, eine unverderbte, ſittlichreine Natur und eine

ungeheuchelte, völlig unbewußte kindliche Einfalt. Alle dieſe Schätze aber ergoß er bei ſeiner entſchiedenen Beherrſchung der Sprache über ſeine Bibelüberſetzung, und ertheilte dadurch der letztern in ſeinem Zeitalter einen Zauber, der die Herzen unwiderſtehlich anzog. In dieſer Sprache erkannte man erſt die Sanftmuth Chriſti und die rührenden Ergießungen ſeiner Menſchenliebe, in ihr erſt die tiefe, heilige Glut der orientaliſchen Poeſie, wie ſie aus vielen Stellen des alten Teſtaments, insbeſondre einiger Propheten, zu uns ſpricht. Luther war ſelbſt Dichter, und in der Sprache der Dichtkunſt wiedergegeben, erweckte die überſetzte Bibel eine poetiſche Begeiſterung des geſammten Zeitalters, und jetzt erſt wurden die Gemüther von dem Inhalte der chriſtlichen Lehre lebendig ergriffen und zwar ſchwärmeriſch ergriffen. Der Haupthebel der Reformation war daher die Bibelüberſetzung, ihr iſt vorzugsweiſe das Gelingen der großen Unternehmung zu danken. Der Erwecker der chriſtlichen Lehre begnügte ſich indeſſen nicht damit, auch den Ungelehrten die Bekanntſchaft mit der Bibel durch eigenes Leſen möglich zu machen, ſondern er half auch fortwährend durch Auslegungen nach. Er erklärte bald dieſen, bald jenen Abſchnitt der Bibel, ſchrieb bald über dieſe, bald über jene einzelne Lehre des Chriſtenthums eine ausführliche Abhandlung und brachte dadurch allmählich alle weſentlichen Sätze desſelben zur öffentlichen Erörterung. Dieſe Erörterungen gingen durch den Widerſpruch der Gegner meiſtens in Streit und Kampf über, und regten dadurch die Geiſter nur noch mehr auf. Da der Kampf von Seite Luthers größtentheils in deutſcher Sprache geführt wurde, und da die Bibelüberſetzung die Gebildeten des Volkes in den Stand geſetzt hatte, die Streitpunkte ſelbſt wenigſtens im Allgemeinen zu verſtehen; ſo nahm ein zahlreicher Theil des Volkes an den Streitigkeiten ſehr lebhaften Antheil, und wurde dadurch mit dem Inhalte des Chriſtenthums und deſſen unterſcheidenden, charakteriſtiſchen Merkmalen immer genauer bekannt. Dazu kam noch, daß in den Kirchen deutſche Lieder eingeführt wurden und die poetiſche Stimmung, welche durch die Bibelüberſetzung hervorgerufen worden war, eine neue Nahrung bekam. Die Gemüther wurden daher immer mehr gehoben und begeiſtert, und ſo geſchah denn das, was ſeit der Einführung des Chriſtenthums nie geſchehen war, es wurde der Inhalt der chriſtlichen Lehre ſelbſt zur Kenntniß und zum Bewußtſein des Volkes gebracht. In dieſer Thatſache liegt der eigentliche Charakter der Reformation. Letztere hat alſo nicht Glaubensſätze, welche das Volk wußte und kannte, geändert, ſondern ſie hat vielmehr die ganze chriſtliche Religion, welche vorher für das Volk dem Inhalte nach niemals vorhanden war, lebendig gemacht, und das Chriſtenthum alſo eigentlich erſt eingeführt. Wie wahr dieß ſei, zeigt ſich in den Wirkungen, welche die neue Lehre auf die Gemüther und die Denkungsart des Volkes und die ganze Richtung der Zeit mit unwiderſtehlicher Macht ausübte. Wir haben geſehen, daß vor der Reformation die beiden Hauptlehren des Chriſtenthums, alle Mißhandlungen ruhig zu ertragen und der Obrigkeit auch bei widerrechtlichen Handlungen gehorſam zu ſein, niemals zur wirklichen Übung gebracht werden konnten [1]. Jetzt aber, wo der Inhalt der chriſtlichen Religion zum Bewußtſein des Volkes gekommen war, geſchah dieß. Jene Lehren waren durch Luther lebendig geworden, das Volk erkannte dieſelben als ausdrückliche und unmittelbare Gebote Gottes an, glaubte tief und innig, ohne deren Befolgung kein Chriſt zu ſein, alſo der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig zu werden, und gerieth daher ſchon bei dem Gedanken deren Übertretung in Furcht und Schrecken.

[1] Das Chriſtenthum wird hier in dem Sinn genommen, wie bei der erſten Einführung einige Miſſionäre ihn aufgefaßt haben mochten, und er ſpäter von Luther ſo eifrig gelehrt wurde. Dieſe Bemerkung gilt auch von dem Vortrag auf Seite 48, und wir wollen alſo keineswegs geſagt haben, daß die fragliche anſtößige Lehre dem Religionsſtifter ſelbſt zuzuſchreiben ſei.

Nachdem eine ſolche Richtung mit Tiefe und Kraft einmal angeregt war, wirkte ſie auch im gleichen Sinne fort, und erwachtes Bewußtſein des Inhalts der chriſtlichen Lehre blieb überall der vorzüglichſte Charakterzug der Reformation.

Gleichzeitig nahm auch die äußere Ausbreitung der neuen Lehre ungemein ſchnell zu. Die Schriften Luthers machten durch ihre unverkennbare innere Wahrheit, nicht minder durch ihre Kraft und Wärme einen unwiderſtehlichen Eindruck, und wurden eben darum von den Freunden desſelben auf das eifrigſte verbreitet. Dazu waren aber die damaligen Verhältniſſe des Buchhandels beſonders günſtig. In Folge der Ausdehnung der Buchdrucker-Geſchäfte bewarben ſich die Beſitzer derſelben ſehr eifrig um Handſchriften, damit ihre Werkſtätten Beſchäftigung erhielten. Da nun die Reformatoren für ihre Arbeiten niemals einen Lohn verlangten, ſondern ſchon zufrieden waren, wenn nur ihre Ideen unter das Volk gebracht wurden, ſo war den Buchdruckern der Verlag bedeutend erleichtert. Sie vervielfältigten daher die Handſchriften, und ſandten alsdann Leute aus, welche die Bücher auf öffentlichem Markt oder in den Häuſern zum Verkauf anboten. So verbreiteten ſich die Schriften Luthers bald über den größten Theil Deutſchlands, und im Jahr 1519 ergriffen die reformatoriſchen Ideen ſchon Oſtfriesland. Bald nachher zeigten ſie ſich auch in Oberalemannien, da auch dorthin die Schriften Luthers gedrungen waren. In Baſel befanden ſich bei Beginn der Reformation nicht nur mehrere berühmte Männer von der freiſinnigen Richtung, ſondern es wurde auch das Buchdrucker-Gewerbe und der Bücherverkehr beſonders ſchwunghaft betrieben[2]). Von Baſel aus gingen nun die verſchiedenen Schriften Dr. Martins auf die übrige Schweiz über.

Die Zahl der Kantone, welche thatſächlich aus dem Reichsverband getreten waren, hatte ſich inzwiſchen auf 13 erhöht, und dieſe bildeten nun einen beſondern Staatenbund, deſſen obere Leitung die Tagſatzung übernahm[3]). Aus der Freiheit hervorgegangen, hätte dieſer auch der kirchlich-reformatoriſchen Richtung befreundet ſein ſollen; indeſſen die ſtaatliche Macht befand ſich meiſtens ſchon im Beſitz vornehmer oder reicher Geſchlechter, und letztere befürchteten, wie im übrigen Deutſchland die Fürſten, von der Neuerung Beeinträchtigung ihrer Vorrechte. Von Oben herab war man daher Anfangs der Reformation in der Schweiz weniger geneigt, wie ſich namentlich in Bern erwies: gleichwohl war der Fortſchritt in ſittlicher Beziehung auch in Oberalemannien ein ſo dringendes Bedürfniß, daß freiſinnige Männer wenigſtens theilweiſe durchzudringen vermochten. Zu denſelben gehörten unter andern der gelehrte Joachim Vadian in St. Gallen, welcher ſelbſt als Laie eifrig für die Reformation wirkte, und Ulrich oder Huldreich Zwingli aus Wildhaus, am Fuße des Säntis. Zwingli, ein Theologe, hatte außer Wien auch die hohe Schule in Baſel beſucht, und namentlich an letzterem Ort neben der gründlichen wiſſenſchaftlichen

[2]) Man hat noch jetzt eine ganze Maſſe von deutſchen Geſchichtsquellen und umfaſſenden juriſtiſchen Werken, z. B. von Alciatus, welche im 16. Jahrhundert zu Baſel gedruckt wurden. So auch die Ausgabe der alten Rechtsbücher von Herold u. ſ. w. Dieß ſchon beweist mit Rückſicht auf die damaligen Hülfsmittel der Buchdruckerkunſt die außerordentliche Ausdehnung derſelben zu Baſel im bemerkten Zeitraum.

[3]) Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Baſel, Solothurn, Freiburg, Schaffhauſen und Appenzell. In dieſer Reihenfolge zählt ſchon Sleidan die eidgenöſſiſchen Kantone des 16. Jahrhunderts auf Lib. III: Porro, tredecim hodie continentur pagis, uti vocant, Helvetii. Hi sunt Tigurini, Bernates, Lucernates, Vrani, Suitenses, Vnterualdii, Tugiani, Glareani, Basilienses, Solodurii, Friburgii, Schafusiani, Apecellenses. Hi sunt arctissimo fœdere coniuncti, per iusiurandum, & æquali vtuntur iure, ac veluti communem rempublicam administrant.

Bildung eine freiſinnige Anregung erhalten. Da dieſelbe durch Erasmus (ſeit 1516 in Baſel) auch nach den Univerſitätsſtudien bedeutend genährt wurde, ſo hegte Zwingli mit ſeinen nähern Freunden ſchon vor dem Auftreten Luthers ähnliche Gedanken, als letzterer[4]). Solches war bereits im Jahr 1516 der Fall[5]), wo der ſchweizeriſche Reformator im Kloſter Einſiedeln lebte, und auf die Beförderung des Bibelleſens, ſowie die Entfernung anſtößiger Kirchenformen hinwirkte. Bei der Durchſicht der erſten Schriften Luthers fand Huldreich dem Weſen nach nur ſeine eignen Ueberzeugungen; auf die Ausbildung der letztern hatte alſo der kühne Sachſe keinen Einfluß geäußert, deſto größern hingegen auf die äußere Geltendmachung derſelben.

In der öffentlichen Wirkſamkeit Luthers machten vornehmlich zwei Umſtände auf alle edlere Menſchen einen beſondern Eindruck: die auffallende Uebereinſtimmung ſeiner Lehren mit dem wahren Geiſt der Evangelien und der unerſchrockene Muth bei ihrer Vertheidigung. Auch Zwingli ward von beiden Thatſachen überraſcht, und äußerte ſich ſehr nachdrücklich in ſolchem Sinne, indem er zugleich mit rühmlicher Beſcheidenheit die große Ueberlegenheit Dr. Martins anerkannte[6]). Sonſt ging er freilich nur ſeinen eigenen Weg, und hielt es nicht einmal für nothwendig oder ſelbſt gerathen, mit den Schriften des ſächſiſchen Reformators gründlicher ſich bekannt zu machen; deſſenungeachtet ward letzterer auch in der Schweiz die Veranlaſſung zur Kirchenverbeſſerung. Sein Ruf verbreitete ſich unaufhaltſam in den verſchiedenen Kantonen, und ſeine Schriften folgten demſelben auf dem Fuße. Ja man hielt ihn ſo ſehr für den Urheber der neuen Ideen, daß man Ulrich Zwingli den Lutheraner nannte, als dieſer bei ſeiner Anſtellung in Zürich (1519) der Durchführung ſeiner reformatoriſchen Grundſätze näher ging. Die Gährung, welche aus dem Auftreten Luthers weit und breit in den Gemüthern entſtand, regte auch in Zürich vielfältige Fragen an, wodurch Zwingli zur Offenbarung ſeiner Anſichten gedrängt wurde. Gleich Luther eröffnete er den Kampf gegen die römiſche Kurie mit dem Widerſtand gegen den Ablaß, welcher in Zürich von einem Franziskaner-Mönch, Namens Samſon aus Mailand, gepredigt wurde[7]). Später folgte ein heftiger Angriff auf die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, und hiebei zeigte ſich der Reformator ſchon ſo entſchieden, daß er das Cölibat für eine Erfindung des Satans erklärte[8]). Die Grundſätze Zwingli's fanden ſo großen Beifall, daß ſich die Bevölkerung von Zürich täglich mehr der Kirchenverbeſſerung zu-

---

[4]) Er erklärte unter anderm, daß er die Betrügerei des Ablaſſes nicht aus den Schriften Luthers, ſondern ſchon vorher aus einer Disputation ſeines Lehrers Wytembach von Biel kennen gelernt habe. (Schlußreden bei d. XVIII. Art.)

[5]) Zwingli gibt ſelbſt das Jahr 1516 als den Anfang ſeiner reformatoriſchen Wirkſamkeit an. „Ich hab vor und ehe dhein Menſch in unſerer Gegne üts von des Luters Namen gwüßt hat, angehebt das Evangelion Chriſti zu predgen im Jahr 1516." (Schlußreden am angeführten Ort.)

[6]) „Luter iſt, als mich bedunkt, ſo ein treffenlicher Stryter Gottes, der da mit ſo großem Ernſt die Gſchrift durchfündelet, als dheiner in tuſend Jahren uf Erden je gſyn iſt, und mit dem mannlichen unbewegten Gmüt, damit er den Papſt von Rom angegriffen hat, iſt ihm dheiner nie glych worden, als lang das Papſtthum gewähret hat. Was ich in ſiner Gſchrift geleſen hab, das iſt gemeinlich ſo wol beſehen und gegründt im Wort Gottes, daß nit müglich iſt, daß 's ghein Creatur umkehr." Zwingli a. a. O.

[7]) Sleidan Lib. I. in fine: Docebat hoc tempore Tiguri, in Heluetiis Vlricus Zuinglius, qui sub initium huius anni venerat eo, vocatus, quum antea Glaronæ & in eremo, quem vocant, Diuæ virginis docuisset. Non multo post venit illuc, missu Pontificis, indulgentiarum, vt aiunt, præco, Samson Mediolanensis, Franciscanus, vt pecuniam emungeret. Ei sese fortiter opponit Zuinglius, ac impostorem esse docet.

[8]) Sleidan Lib. III: In eandem quoque sententiam scribit Zuinglius ad omnes Heluetios. Monet, ne veræ doctrinæ cursum impediant, neque sacerdotibus maritis vllam faciant molestiam: cœlibatus enim præceptum authorem habere Satanam.

neigte, bis endlich (1522) ſelbſt der Rath dem Beiſpiele zu folgen begann. Zu Anfang des folgenden Jahres (1523) hielt Zwingli zur Erörterung der ſchwebenden Streitfragen eine berühmte Disputation in Zürich, welcher von Seite der Kurie der Generalvikar Faber von Konſtanz beiwohnte. Die reformatoriſchen Ideen wurden hier ſo ſiegreich vertheidiget, daß der Rath der Stadt durch ſein ganzes Gebiet öffentliche Ausſchreiben mit dem Gebote ergehen ließ, das Evangelium fortan rein von Menſchenſatzungen zu verkündigen [9]). Wohl machten die Regierungen anderer Kantone, nicht minder die Tagſatzung Gegenvorſtellungen; allein vergeblich, Zürich ſchritt unter Leitung Zwingli's beſonnen, doch ſtandhaft auf dem Wege der Kirchen-Reform vorwärts. Verſchiedene Nonnen traten ungehindert aus dem Kloſter, und mehrere Geiſtliche in den Stand der Ehe: man bediente ſich der deutſchen Sprache im Gottesdienſt, ſchaffte verſchiedene andere Mißbräuche desſelben ab, und verfuhr nicht ohne Ungeſtüm wider den Gebrauch der Bilder in den Kirchen.

Noch weniger gegen Außen durchdringend, doch entſchieden im Geiſte der Bevölkerung wurzelten gleichzeitig die reformatoriſchen Ideen in St. Gallen, Schaffhauſen, Baſel, einigen Gemeinden Appenzells und theilweiſe ſelbſt in Bern. Dagegen wandte ſich im Elſaß Mühlhauſen durch Ulrich von Hutten der neuen Richtung zu, welcher auf ſeiner Reiſe in die Schweiz jene Stadt im Jahre 1522 beſucht hatte. Da die geiſtige Bewegung fortwährend zunahm, obgleich die Kurie in Verbindung mit der Staatsgewalt alle Kräfte aufbot, derſelben ſich zu widerſetzen, ſo zeigte ſich auch in Oberdeutſchland, daß der Zeitpunkt der Kirchen-Verbeſſerung unaufhaltſam eingetreten ſei.

Siebentes Hauptſtück.

Erſte Einführung der Reformation in Sachſen.

(Das Jahr 1522.)

Während Dr. Martin Luther in der Einſamkeit der Wartburg tiefen Studien nachhing, und über ſeinen Beruf bald zur völligen Klarheit gelangen ſollte, äußerten ſich an der hohen Schule zu Wittenberg allmälig die Wirkungen des Reichstags von Worms. Gegen ihren großen Freund oder Lehrer ohnehin ſchon mit der größten Verehrung erfüllt, geriethen die Profeſſoren, Studenten und ſelbſt die Bürger Wittenbergs vollends in ſtürmiſche Begeiſterung, als das heldenmüthige Benehmen des Reformators vor Kaiſer und Reich von Augenzeugen in den Einzelnheiten berichtet wurde. Die geiſtige Bewegung nahm jetzt einen ſolchen Aufſchwung, daß man es nicht mehr bei der offenen Bekenntniß zu den Grundſätzen Luthers bewenden laſſen, ſondern dieſe ſelbſt im Leben zur Ausführung bringen wollte. Unter ſolchen

---

9) Idem Lib. III in fine: Vrgente autem Zuinglio & postulante si quid habeat, vt ne dissimulet, ille scripto se refutaturum ipsius dogmata profitetur. Post multa vtrinque commutata verba, cum ex omnibus nemo prodiret amplius in aciem, dimisso conuentu, senatus per suos fines edicit, vt traditionibus hominum omissis, Evangelium purè doceatur è veteris & noui Testamenti libris.

Umſtänden gedachte man die alten Kirchen=Gebräuche bei dem Meſſeleſen, insbeſondere die Bilder in den Kirchen nicht ferner zu dulden, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zu reichen, wie zu nehmen. Bei der großen Glut der Begeiſterung entſtanden jedoch allmälig ſtürmiſche Auftritte, indem namentlich Heiligenbilder zerſchlagen und in Brand geſteckt wurden. Und was die Vorfälle beſonders bedenklich machte, war die Einmiſchung einer ſchwärmeriſchen Sekte, welche an mehrerern Orten in Sachſen, namentlich in Wittenberg und Zwickau, Fuß gefaßt hatte.

Dieſelbe träumte von einer allgemeinen Brüder=Geſellſchaft und Glückſeligkeit durch Errichtung eines neuen Reiches, worin nur die Frommen und Tugendhaften der Leitung aller öffentlichen Verhältniſſe vorſtehen [1]). Wie ſpäter einzelne Verſuche der Ausführung beweiſen, ſo beruhte das Ganze auf dem Gedanken der Gütergemeinſchaft. Man nannte die Sektirer auch Wiedertäufer, ſo insbeſondere Sleidan, weil ſie der Taufe der Kinder ſich widerſetzten. Ihre Schwärmerei war überaus heftig: denn ſie behaupteten, Zweigeſpräche mit Gott zu unterhalten, und von ihm ſelbſt Auftrag zur Bekehrung der Menſchen zu dem Ende aber die Gabe der Weiſſagung empfangen zu haben. An der Spitze der Fanatiker in Zwickau ſtanden zwei Gelehrte, Stübner und Cellarius, und zwei Tuchmacher, Storch und Thomä. Ein Prediger in Zwickau, Thomas Münzer, von der ſchwärmeriſchen Gemüthsrichtung ebenfalls glühend ergriffen, unterſtützte ferner die Fanatiker bald mittelbar, bald ganz offen und entſchieden. Nunmehr näherte ſich die Reformation ihrer wichtigſten Entwicklungsſtufe: denn es trat das mächtige Naturgeſetz in Wirkſamkeit, welches die Staatsumwälzungen leitet, und Sieg oder Sturz der großen Unternehmung hing ausſchließend davon ab, daß ihr Urheber und Leiter jene unwandelbare Regel der Weltordnung klar zu erfaſſen vermöge. Um alles dieß ganz deutlich zu machen, müſſen wir etwas weiter ausholen.

Bei allen entſcheidenden Umwälzungen treten nämlich zwei Kräfte im Kampfe auf: 1) ein altes, abgelebtes Prinzip, das im Laufe der Jahre von der Natur ſelbſt zerſtört worder iſt und durch eine jugendliche Kraft erſetzt werden muß, 2) neue, reformatoriſche Grundſätze. Urſprünglich ſchwebt nun der Kampf bloß zwiſchen dieſen beiden Kräften, aber ſobald die reformatoriſchen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte eigenthümliche Richtung hervor. Dieſelbe beſteht darin, daß man die Veränderungen, welche die zuerſt aufgetretenen Reformatoren verlangen, nicht groß und durchgreifend genug findet, daher weſentlich andere Verbeſſerungen fordert, die zwar allerdings viel tiefer gehen würden, zugleich aber auch unmöglich ſind. Sämmtliche Anhänger der letztern Meinung ſind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker. So zerfallen denn die Beförderer der Reformation ſelbſt wieder in zwei Richtungen: 1) in die beſonnene und 2) in die ausſchweifende und fanatiſche Partei. Dadurch entſteht nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erſtlich iſt zu beſorgen, daß die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips über die reformatoriſche Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dieß kann theils dadurch geſchehen, daß die Bekenner der neuen Grundſätze durch ihren ihren innern Zwieſpalt ſich ſchwächen und aufreiben, theils dadurch, daß durch die übertriebenen Forderungen der fanatiſchen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände geſpielt werden. Die

---

[1]) Sleidan Lib. III: Gliscebat ad hoc tempus occultè secta quorundam, qui cum Deo sibi colloquium esse, & mandatum habere se dicebant, ut impiis omnibus interfectis, novum constituerent mundum, in quo pii solùm & innocentes viverent ac rerum potirentur. Hi suas opiniones clanculum disseminebant, in illa potissimum Saxoniae parte quae est ad Salam flumen, eorúmque sententiam laudabat etiam Carolostadius, ut quidem Lutherus refert.

Vertheidigung der letztern beſteht nämlich immer in der Behauptung, daß die reformatoriſche Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung auflöſe, das Eigenthum gefährde und den mittlern Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieſer Vorwand empfängt jedoch außerordentliche Nahrung und Unterſtützung, wenn von Seite der verbeſſernden Partei eine Richtung ſich ausſcheidet, welche fanatiſche und mit den Geſetzen der Natur in Widerſpruch ſtehende Forderungen erhebt. Hierdurch werden die Aengſtlicheren auf Seite des neuen Prinzips unruhig und werfen ſich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme, als daß ſie ſich der Möglichkeit ausſetzen wollen, unter die Herrſchaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indeſſen auch dieſer Wechſelfall nicht eintritt, ſondern vielmehr die reformatoriſche Richtung ſiegreich wird, ſo droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, welche eben ſo dringend iſt und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zuſtand der Dinge. Dieſe Gefahr erhebt ſich dann, wenn nach dem Sturz des abgelebten alten Prinzips in der verbeſſernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Beſonnenen erhalten. In ſolchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Übermaaß ihrer Forderungen und Beſtrebungen unrettbar zu Grunde, reibt ſich ſelbſt auf und führt dadurch alles auf den früheren Zuſtand zurück. Die Durchführung und Rettung der Reformation iſt daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt, daß zwar die Bekenner der neuen Grundſätze, aber unter ihnen der beſonnene Theil oder die Partei des Maaßes die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Prinzips ſiegreich ſich behauptet, ſondern zu gleicher Zeit auch die fanatiſchen Reformer überwindet und in dauernder Weiſe zur Ruhe bringt. Jenes beſonnene Maaß bleibt ſich jedoch in Beziehung auf den Umfang nicht zu allen Zeiten gleich, ſondern geht mit der Zeit weiter. Was alſo z. B. in dem einen Jahrhundert das rechte Maaß war, kann in einem folgenden nur eine verwerfliche, halbe Maaßregel ſein. Der Kampf der Prinzipien, wie wir ihn eben darſtellten, zeigte ſich nun in der Geſchichte der neuern Völker vorzüglich bei drei großen Begebenheiten: 1) in der Reformation Luthers, 2) in der engliſchen, und 3) in der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Bei allen traten die drei Richtungen heraus, welche wir oben ſchilderten. In Frankreich waren dieſe drei Richtungen: 1) die Royaliſten oder Vertheidiger des monarchiſchen Syſtems, ſei dieſes nun abſolutiſtiſch oder konſtitutionell, 2) die beſonnenern oder gemäßigten Republikaner (Gironde), und 3) die fanatiſchen Republikaner, oder die Bergpartei. Bei der engliſchen Staatsumwälzung waren die drei Parteien: 1) die Kavaliere oder die Vertheidiger der Vorrechte der Krone, 2) die gemäßigte reformatoriſche Partei, und 3) die fanatiſchen Reformer oder Indepedenten. Die Rettung der engliſchen Umwälzung hing daher davon ab, daß die gemäßigtere Parlamentspartei ſiegreich wurde, und die Rettung der franzöſiſchen davon, daß die Girondiſten die Oberhand behielten und mithin gleichmäßig die Vertheidiger des alten Prinzips wie die fanatiſche Bergpartei überwanden. Allein ſowohl in England als in Frankreich ſiegte die fanatiſche, reformatoriſche Richtung und brachte ſowohl dort, wie hier alles auf den frühern Zuſtand zurück: denn die Herrſchaft der Indepedenten in England führte die Reſtauration Karls II., alſo die völlig ungeänderte und unbedingte Wiederherſtellung des Alten, die Herrſchaft der Bergpartei dagegen die Reſtauration Ludwigs XVIII. herbei, welche zwar eine Konſtitution gab, jedoch mit weit geringerer Freiheit, als die alten Konſtitutionellen, ſogleich bei dem Anfange der Umwälzung, nämlich im Jahre 1791 durchgeſetzt hatten. Bei der Reformation Luthers waren die bemerkten drei Richtungen ebenfalls hervorgetreten, und zwar 1) die Anhänger des angegriffenen alten Prinzips oder die Papiſten, wie man ſie damals hieß, 2) die An=

hänger Luthers und der gemäßigten reformatoriſchen Partei überhaupt, 3) die ſchwärmeriſchen Religionslehrer oder Rottengeiſter, wie ſie Luther nannte.

Dahin gehörte namentlich die erwähnte Sekte in Zwickau; denn die Beſtrebungen derſelben betrafen die verrückte Idee des tauſendjährigen Reiches ſowie einer vollkommnen Gleichheit aller Menſchen, und beruhten demnach auf wirklicher Geiſtesverirrung. In den Zeiten der Staatsumwälzungen und Reformationen iſt übrigens der Fanatiker nicht gar zu leicht von dem beſonnenen Reformer zu unterſcheiden, da die Gährung auch bei den klarſten Männern aufgeregte Begeiſterung hervorzurufen pflegt. Zudem entwickeln öfters die Schwärmer neben ſittlicher Reinheit auch Herzensgüte und Uneigennützigkeit: ſie ſtreben dann wirklich aufrichtig nach der Beförderung des öffentlichen Wohles, und ſind für ſolchen Zweck der größten Aufopferung fähig. Sowie dieß ſchon zu blenden vermag, ſo beſticht zuweilen auch die Gluth ihrer Gefühle und die ſcheinbare Tiefe ihrer Überzeugungen: — nicht Jedermann vermag daher ihre eigentliche Bedeutung von dem rechten Geſichtspunkt aufzufaſſen.

Je größer das Anſehen der Männer iſt, welche ihr Urtheil über die Schwärmerei trüben laſſen, deſto gefährlicher wird die letztere, und ſolche Gefahr zeigte ſich niemals größer, als bei dem erſten Hervortreten der ſächſiſchen, fanatiſchen Reformer. Nicht nur der berühmte Profeſſor Karlſtadt neigte ſich dem Sektengeiſt zu, ſondern ſogar ein Mann von noch größerer Bedeutung, Philipp Schwarzerde, ſchien wanken zu wollen. Melanchthon, wie er ſeinen Geſchlechts-Namen überſetzte, war von dem Kurfürſten Friedrich in Sachſen, als Profeſſor der alten Sprachen, an die Hochſchule in Wittenberg berufen worden, und wurde hier der wichtigſte Mitarbeiter des kirchlichen Reformators. In Abweſenheit des letztern war es ſogar gewöhnlich, das Urtheil Melanchthons über dringende Fragen einzuholen, und denſelben überhaupt als den natürlichen Stellvertreter Luthers zu betrachten. Es wollte unter den ſpätern Gelehrten faſt zur Sitte werden, den erſten Gehülfen über den Meiſter zu erheben; doch wehe der Reformation, wenn Philipp Schwarzerde die oberſte Leitung derſelben hätte führen müſſen. Abgeſehen von einer Unſelbſtſtändigkeit, welche in wichtigen Augenblicken der Leitung durchaus nicht entbehren konnte, vermochte er auch nicht gleichmäßig oder ſicher die Klarheit und den Scharfſinn des Urtheils zu bewahren. Als daher Abgeſandte der Zwickauer Fanatiker, Storch und Thomä, in Wittenberg erſchienen, ließ er ſich von der ſcheinbar tiefen Ueberzeugung und der vermeintlichen Weiſſagungsausgabe derſelben ſo entſchieden blenden, daß er mit ſich nicht ins Reine kommen konnte, ob die beiden Tuchmacher Fanatiker oder wirklich inſpirirte Propheten ſeien. In einem Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen geſtand er vielmehr den großen Eindruck, welchen die Sehergaben der Wollenweber auf ihn hervorbrachten, die Betheurung beifügend, daß die Propheten offenbar von gewiſſen Geiſtern erfüllt ſeien. Ob dieſe gute oder böſe Geiſter wären, getraue er ſich nicht zu entſcheiden: da hiezu nur Ein Mann befähiget ſei ..... Dr. Martinus [2]). So war alſo die entſcheidende Frage beſtimmt geſtellt: denn ſoferne Luther über den Charakter und die Bedeutung der

---

[2]) Von dem merkwürdigen Brief Melanchthons theilen wir folgende Stelle mit: „Non ignorat Celsitudo Vestra, quam periculosae dissensiones in urbe Zwiccavia excitatae sint. Ex horum motuum auctoribus huc advolarunt tres viri, duo *lanifices*, literarum rudes, literatus tertius est. Audivi eos. Mira sunt, quae de sese praedicant: missos se clara voce Dei ad docendum, esse sibi cum Deo familiaria colloquia, videre futura etc. *Quibus ego quomodo commovear, non facile dixerim. Magnis rationibus adducor certe, ut contemni eos nolim. Nam esse in eis spiritus quosdam multis argumentis adparet, sed de quibus judicare praeter Martinum nemo facile possit.*

ſchwärmeriſchen Richtung nicht ſogleich völlig klar geſehen hätte, ſo war das Werk der Reformation unrettbar verloren.

Die Pflichten, welche in dieſer Beziehung die Häupter von Staatsumwälzungen zu erfüllen haben, ſind an ſich ſchon äuſſerſt ſchwer, weil Eigenſchaften von ſcheinbar widerſprechender Art bei ihnen zur vermittelten Einheit gelangt ſein müſſen. Mit kalten Verſtandesgründen bringt man kein Volk dahin, wider Einrichtungen oder Gewohnheiten langer Jahrhunderte ſich zu erheben, und den ſchweren Kampf gegen tief gewurzelte Vorurtheile zu beginnen. Dazu gehört die erſchütternde Macht der Beredſamkeit, und dieſe entquillt nur der Gluth des Herzens. Je höher indeſſen die Flammen des Gemüthes emporſchlagen müſſen, deſto größer wird die Gefahr der Gefühls=Ueberſpannung, und dieß iſt ſo wahr, daß auch der kälteſte Reformator einen leichten Anflug ſchwärmeriſcher Begeiſterung offenbaren muß. Aber während die Bruſt, wie ein Feuermeer ſprüht, ſoll der Kopf eiskalt bleiben, und dadurch die Klarheit des Urtheils bewahren.

Für Dr. Martin Luther war die Erfüllung ſolcher Aufgabe um ſchwieriger, als er im entſcheidenden Augenblick gerade den gefährlichſten Durchgangspunkt ſeiner innern Entwicklung erreicht hatte. Bei jedem Manne ſeiner Art, welcher unabſichtlich auf eine Veränderung der Weltverhältniſſe hinarbeitet, und nur von Schritt zu Schritt über ſeine Unternehmung immer klarer wird, tritt ein Moment ein, wo die Seele, wie durch Blitze plötzlich erleuchtet, auf ein Mal mit hellem Bewußtſein und tiefer Ueberzeugung des reformatoriſchen Berufes ſich erfüllt ſieht. Solche Momente gehen zunächſt aus ungewöhnlicher Steigerung des Gefühls=Vermögens hervor, und ſind am meiſten von dem bemerkten ſchwärmeriſchen Anflug begleitet, welcher im Leben eines jeden Reformators ſich äußert. Luther erfuhr dieſe Umwandlung während ſeines Aufenthaltes auf der Wartburg, und in der raſch vorübereilenden Erleuchtung ſeines innerſten Geiſtes erkannte er ſich zum erſten Mal als das Werkzeug der Weltordnung, als den lange erwarteten Reformator ſeines Volkes [3]). Gerade in dieſen gefährlichen Zeitpunkt, wo die geſteigerte Gemüthsrichtung ſo ſehr der Verſuchung zum Uebermaaß unterliegt, fiel nun das Auftreten der ſchwärmeriſchen Reformer in Sachſen.

Durch die Abweſenheit Luthers des Führers beraubt, und irregeleitet noch überdieß durch den Eifer Karlſtadts und das ſchwankende Benehmen Melanchthons, ließen viele Bürger und Studenten Wittenbergs zu einer unklaren Aufregung, ſowie zu tumultuariſchen Schritten ſich fortreißen, und es entſtanden

---

[3]) Die dießfallſige Erklärung, natürlich im Geiſte der Zeit verabfaßt, befindet ſich in einem Schreiben Luthers an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen (Jenenſer Ausgabe Th. II, S. 79), wo es heißt: „Von meiner Sach aber, gnedigſter Herr, antwort ich alſo. E. K. F. G. weis, oder weis ſie es nicht, So laß ſie es jr hiemit kund ſein, Das ich das Euangelium, nicht von Menſchen, Sondern allein vom Himel, durch vnſern HErrn Jheſum Chriſtum habe, Das ich mich wol hette mügen (Wie ich denn hinfort thun wil) einen Knecht vnd Euangeliſten rhümen vnd ſchreiben. Das ich mich aber zur Verhöre vnd Gericht erboten hab, Iſt geſchehen, Nicht das ich dran zweiuelt, Sondern aus vberiger Demut, die andern zu locken.

NB ich aber ſehe, Das meine zu viel Demut gelangen wil, zur nidrigung des Euangelij, Vnd der Teufel den Platz gantz einnemen wil, Wo ich jm nur ein Handbreit reume, Mus ich, aus not meines Gewiſſen anders dazu thun.

DAs weis ich je von mir wol, Wenn dieſe Sach zu Leipzig alſo ſtünde, wie zu Wittemberg, So wolte ich doch hinein reiten, Wens gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein nerriſch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, Vnd ein jglicher were neunfach wütender, denn dieſer iſt.

SOlchs ſey E. K. F. G. geſchrieben, der meinung, Das E. K. F. G. wiſſe, Ich kome gen Wittemberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Churfürſten, Ich habs auch nicht im ſinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja ich halt, Ich wolle E. K. F. G. mehr ſchützen, denn ſie mich ſchützen könde.

die Auftritte in Wittenberg, deren oben erwähnt wurde. Wie leicht hätte nun Luther in der gereizten Gemüthsſtimmung, welche gerade bei ihm eingetreten war, zur ſchwärmeriſchen Ueberſpannung mit fortgeſchleudert werden können. Doch der Kopf des Reformators blieb ſo kalt wie Eis, und er durchſchaute auf den erſten Blick den Charakter und die Bedeutung der hervorgetretenen fanatiſchen Richtung. Von der klarſten Ueberzeugung durchdrungen, daß von dieſer Seite der Reformation eine größere Gefahr drohe, als von jener der Papiſten, erhob er ſogleich den Kampf wider die Schwärmer.

Zunächſt erſchien ſeine Schrift wider die Neuerung zu Wittenberg, worin die geſchehenen Vorfälle entſchieden getadelt werden: — dann aber verließ Luther, ſelbſt wider Willen ſeines Kurfürſten, ſofort die Wartburg, um durch ſein perſönliches Anſehen alle Mißgriffe in Wittenberg zu beſeitigen. Am 7. März erſchien er dort, und bald war durch ſeine öffentlichen Vorträge aller Unfug geſtillt. Auch die Fanatiker von Zwickau erſchienen nun vor dem Reformator, um ihre Sehergaben zu offenbaren; doch der klare Luther wies ſie mit Nachdruck zurecht [4]). Von jetzt an beobachtete derſelbe die Schwärmer genau, um ihnen bei jedem Verſuch zur Ausführung ihrer Tollheiten ſogleich überwältigend entgegen zu treten.

Während Luther ſo die überſpannte, reformatoriſche Richtung darnieder hielt, ſetzte er gleichzeitig ſeinen Kampf wider das Papſtthum mit Nachdruck fort. Heinrich VIII., König von England, wollte ſich zum Ritter der römiſchen Kurie aufwerfen, und den deutſchen Reformator mit dem Wort überwinden. Zu dem Ende ließ er wider denſelben eine Streitſchrift unter ſeinem Namen verbreiten. Vielleicht meinte Heinrich, ſeine königliche Würde mache auf Luther einen ſolchen Eindruck, daß dieſer ſofort demüthig vor ihm ſich beugen werde: — aber was galt dem unabhängigen Mann ein Diadem? Mit ſeinem gewöhnlichen Freimuth antwortete er dem königlichen Schriftſteller noch im Jahre 1522, und ſpielte ihm arg mit [5]). Heinz, wie Luther ihn nannte, fühlte ſich ſehr betroffen, daß ein deutſcher Bürger ſo gegen ihn zu ſchreiben wage: er ſuchte daher um die Einſchreitung der Fürſten von Sachſen nach; allein bei den damaligen Zeitumſtänden konnte ihm dieß wenig helfen, und er mußte alſo die ſcharfe Zurechtweiſung geduldig hinnehmen. Die Sprache des Reformators war allerdings mehr als derb, und man kann ſie kaum mit der Zeit allein erklären, da eigene Anhänger Dr. Martins dadurch ſich verletzt fühlten. Indeſſen dieſer war der Meinung, daß man Revolutionen mit Roſenwaſſer und Zuckerbrod nicht durchſetzen könne. Wenn ſich daher ſeine Freunde über ſeine heftige Sprache beſchwerten, antwortete er immer: „ſo lange er mit Bitten

---

[4]) Man erzählt hierüber verſchiedene Anekdoten, unter andern, daß Marcus Stübner die Gedanken des Reformators errathen habe, und zwar deſſen innere Hinneigung zu den Schwärmern, oder wenigſtens die Verſuchung, deren Lehre für wahr zu halten. Ut scias, inquit Marcus, Luthere, me spiritu Dei praeditum esse, ego, quid in animo tuo conceperis, sum indicaturus, idque est: *te incipere inclinari ad haec, ut meam doctrinam veram esse credas.*

Cum Lutherus, ut ipse postea dixit, istam dedita opera sententiam cogitando esset complexus: *increpet te Deus, Satana.*

Was hievon auch zu halten ſein mag; jedenfalls mußte Luther nicht allzuſanft mit den Schwärmern verfahren ſein: denn es wird nach dem obigen Bericht ſogleich bemerkt:

Eo die oppido illi excesserunt, et Chembergo *literas plenas maledictis et execrationibus ad Lutherum miserunt.*

[5]) In der Jenenſer Ausgabe ſteht die Antwort Luthers im II. Theil S. 145 u. flgd. Stellen wie jene S. 149: „Was iſts, das ein Eſel wil den Pſalter leſen, Der nur zu Sacktragen gemacht iſt?“ ſind noch die gelindern. Dagegen kommen Wendungen vor, welche unſre höhere Bildung nicht mehr wieder zu geben erlaubt.

und gütlichen Vorſtellungen zu Werke gegangen, hätten ſich ſeine Feinde nur über ihn luſtig gemacht, darum wolle er es jetzt mit einem andern Ton verſuchen.“

Sowie der Reformator über ſeine heftige Schrift gegen den König von England gegen ſeine Freunde ſich verantworten mußte, ſo war er von dieſen ſchon vorher zur Rede geſtellt worden, warum er die hohen kirchlichen Würdeträger ſo herabſetze [6]).

Bei unſrer Bildungsſtufe müſſen ſolche Ausdrücke allerdings befremden; indeſſen ſie wurden von der Leidenſchaft abgepreßt, und Leidenſchaften ſind dem Reformator nothwendig, wenn ſchon mit Recht zu wünſchen iſt, daß ſie die Geſetze des Anſtandes nicht verletzen mögen.

Unter den heftigen Ausfällen gegen ſeine Widerſacher von zwei entgegengeſetzten Seiten vergaß Dr. Martin Luther niemals, aufbauend an ſeinem großen Werke fortzuarbeiten. Bald erließ er Belehrungen über die weſentlichen Grundſätze der neuen Religion, bald Ermahnungen zur Ablegung papiſtiſcher Gebräuche, bald Anleitungen zur zweckmäßigen Organiſation der reformirten Kirchen-Geſellſchaft. In letzterer Beziehung entwickelte er auch wirkliche ſtaatswiſſenſchaftliche Kenntniſſe, wie ſich insbeſondre aus ſeinen Rathſchlägen zur Behandlung der geiſtlichen Güter ergiebt. Da nämlich viele Mönche und Nonnen, ja ſelbſt höhere Geiſtliche mit anſehnlichen Pfründen die Lehre Luthers mit Begeiſterung annahmen, und ihr Amt niederlegten, ſo wurden allmälig die Einkünfte von Stiften oder geiſtlichen Gütern für andere Zwecke verfügbar. Dr. Martin gab daher in einer beſondern Druckſchrift ſeinen Rath, wie man jene Einkünfte behandeln ſolle. Derſelbe geht auf eine äuſſerſt verſtändige Weiſe dahin: von den Renten einer geiſtlichen Stiftung jährlich zuerſt die Ausgaben für eine Pfarrſtelle, die Küſterei und die nothwendigen Schulen zu beſtreiten, den Überfluß hingegen für Gebrechliche und alte arme Menſchen, Unterhaltung der Waiſen und armen Kinder, Unterſtützung der Hausarmen, Verpflegung dürftiger Reiſender, Unterhaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude und auf Einrichtung von Getraide-Magazinen für Nothfälle zu verwenden [7]).

---

[6]) Jenenſer Ausgabe Th. II, fol. 141 in tergo. Die Sprache war wirklich naiv: „Verantwortung Dr. Martin Lutheri, Warumb er die großen Prelaten, Papſt, Kardinäle, Biſchöfe, ſo hart antaſte und ſchelte, in ſeinen Schriften und Büchern, Narren und Eſelsköpffe heiße. Dem Ehrſamen und weiſen Claus Storm, Burgermeiſter zu Magdeburg, meinem beſondern günſtigen Herrn und Freund.“

[7]) Die geſammte Abhandlung ſteht im II. Theil der Werke Luthers, Jenenſer Ausgabe, S. 259—267. Welche klare, einſichtsvolle und freiſinnige Ideen Luther in Beziehung auf die Verwaltung des Stiftungsvermögens hegte, ergiebt ſich aus folgenden Sätzen:

Verweſunge des gemeinen Kaſtens zu beſtellen.

Die verweſunge des gemeinen Kaſten, ſol alſo beſtellet vnd gethan werden, Nemlich, Das alle Jar jerlich, auff den Sontag nach dem achten der heiligen drey Könige tage, vngefehrlich, vmb eilff hor, eine gemeine eingepfarrte Verſammlunge, auffm Rathauſe allhie, erſcheinen wollen, und ſollen, Alda ſelbs durch die Gnade Gottes, in warem, Chriſtlichen Glauben eintrechtiglich zehen Vormunden oder vorſteher, zu dem gemeinen Kaſten, auffm gantzen hauffen, one vnterſchied, die tüglichſten erwelen, Als nemlich, zween erbare Menner, zween des regierenden Raths, drey aus den gemeinen Bürgern in der Stad, vnd drey aus den Bawern auffm Lande, Welche zehen alſo erwelten, die Bürde dieſer Verweſung, vnd Vormundſchafft, als bald, vmb Gottes vnd gemeines nutz willen, gutwillig auff ſich nemen vnd laden ſollen, bey guten Chriſtlichen Gewiſſen, Vnangeſehen, Gunſt, neid, nutz, furcht, oder einigerley vnzimliche vrſache, nach jrem beſten vermögen, Inhalts dieſer gegenwertigen vnſer vereinigunge, die Verweſunge, Einname, vnd ausgabe, trewlich vnd vngefehrlich zu handeln, pflichthafftig, vnd verbunden ſein.

Seine Rathſchläge ſind aber vornehmlich in Anſehung der Verwaltung des Stiftungs-Vermögens ſo gediegen, daß ſie jetzt noch für manche Regierung zur Belehrung dienen könnten, und da die Geſchichtſchreiber dieſen trocknen, doch wichtigen Gegenſtand mit Stillſchweigen übergehen, ſo ſahen wir uns gedrungen, einige der ſchönſten Vorſchläge Luthers in der Anmerkung 7 mitzutheilen. Wie heilſam würde es jetzt noch ſein, Grundſätze der Art bei andern Verwaltungszweigen im Größern anzuwenden, ja es giebt vielleicht heute noch einzelne Stiftungen, denen durch die Ausführung der Vorſchläge des Reformators geholfen wäre.

Beſchlieſſunge des Kaſtens mit vier beſondern Schlöſſern.

Dieſer gemeiner Kaſten vnd beheltnus, ſol in vnſerm Gotteshauſe, an dem orte, Da es am ſicherſten, verwaret ſein, Vnd mit vier vnterſchiedlichen, beſondern Schlöſſern, vnd ſchlüſſeln verſchloſſen werden, Alſo, das die Erbar manne einen, der Rath einen, die Gemeine in der Stad einen, und die Bawrſchafft auffm Lande einen ſonderlichen Schlüſſel haben.

Die Vorſteher ſollen alle Sontage beiſamen ſein.

Alle Sontage im jar, von eilff hora bis vmb zwey zur veſper zeit, ſollen die zehen Vorſteher, in vnſerm gemeinen Pfarrhofe, oder im Rathauſe, beiſamen ſein, Vnd alda jre Vormundſchafft vleiſſig pflegen, vnd gegenwertig ſein, alle ſemptlich ratſchlahen, vnd handeln, Damit die ehre Gottes, Vnd die liebe des eben Chriſten Menſchen, in ganghafftiger vbung erhalten, vnd zu beſſerunge angeſchickt werden möge, Vnd ſollen ſolche jre Ratſchlege, in auffrichtiger, trewer, Geheime gehalten, Vnd vnordentlicher weiſe nicht geoffenbaret werden, Ob etliche aus jnen, nicht allzeit entgegen, durch redliche vrſachen verhindert weren, Sol gleichwol der mehrer teil zu handeln, vnd verfaren macht haben.

Drey Bücher, darinne alle Güter gerechtigkeit vnd verweſunge angezeichent.

Drey Bücher oder Regiſter, ſollen die zehen Vorſteher auff die zeit aller Sontage, für handen haben, Nemlich.

Das Heubtbuch, Darinnen ſollen beſchrieben ſein, vnd furthin werden dieſe vnſere brüderliche Vereinigung, Wie dieſelbige beſigelt im Kaſten ligt, alle brieueliche Vrkunde, Stifftungs brieue, Verzeichnis, vnd Erbregiſter, vber alle Güter, vnd gerechtigkeiten, So allenthalben in gemeinen Kaſten, wie oben, gewand, vnd eingebracht, vnd künfftiger zeit darein gebracht vnd komen werden.

Das Handelbuch, darein ſollen alle Handlunge, Rathſchlege, Abſchiede, Erkundunge, Nachforſſchung vnd beſchlüs, So allenthalben bey vnd vber der verweſung, Einname, vnd ausgabe des gemeinen Kaſtens, beſchehen, geübt, vnd volzogen, eigentlichen eingeſchrieben, vnd verzeichent werden, Daraus man ſich allzeit, notdürfftigs Beſchieds, zu erholen haben möge.

Das Jarrechen Regiſter, Darein ſollen beſchrieben werden anfenglich, ein volſtendig Verzeichnis vnd Jnuentarium aller Stück des Vorrats, Farender habe, Kleinot, ſilberwerck, vnd barſchafft am gelde, ein jglichs mit rechter Vnterſchied des gewichts, zal, vnd mas, den vorgemelten zehen Vorſtehern, Als ein Einname, in jrem ankomen eines jglichen Jars, ſtückweiſe vberantwort, vnd wiederumb berechent werden ſollen.

Achtes Hauptſtück.

Reichstäge in Nürnberg. Fortgeſetzte Ausbreitung der Lehre Luthers.

(Vom Jahr 1522 bis 1525.)

Durch die geiſtige Aufregung in Deutſchland in religiöſer Beziehung wurden auch in Anſehung der Staats-Angelegenheiten die vielfältigſten Fragen angeregt, und von der einen Seite Furcht, von der andern dagegen Hoffnungen daran geknüpft. Der Kaiſer ſelbſt war um dieſe Zeit in weitausſehende Kriege mit dem König Franz I. von Frankreich verwickelt, und konnte bei ſeiner Abweſenheit von Deutſchland den Staatsgeſchäften wenig obliegen. Inzwiſchen war jedoch das lange beabſichtigte Reichsregiment zu Stande gekommen und in Nürnberg eingeſetzt worden. Um zunächſt die Sicherheit der Nation gegen Auſſen zu wahren, ſchrieb daſſelbe noch im Jahre 1522 einen Reichstag nach Nürnberg aus. Man ſchilderte dort die Gefahren, womit Ungarn von den Türken bedroht werde; aber wie gewöhnlich waren die Anträge zu einem Reichskrieg erfolglos.

Auf einer zweiten Verſammlung der Stände zu Nürnberg, welche im Jahre 1523 ſtatt fand, kam derſelbe Gegenſtand von Neuem zur Berathung; doch jetzt wollte man Deutſchland in einem ſolchen Zuſtand der Entkräftung finden, daß nicht einmal zur Aufrechterhaltung des innern Friedens, geſchweige zu einem Türkenkrieg Geldmittel vorhanden ſeien. Man ließ deßhalb die Sache auf ſich beruhen und beſchäftigte ſich mit der wichtigſten Frage der Gegenwart, der religiöſen Aufregung. Der Papſt Leo X. war am 1. Dezember 1521 verſtorben, und Hadrian VI., ein Deutſcher, ihm zum Nachfolger gegeben worden. Letzterer wünſchte ſo ſehr, wie ſein Vorgänger, die Neuerungen Luthers zu unterdrücken; allein er wollte hiezu einen weſentlich andern Weg einſchlagen. Von dem Bewußtſein durchdrungen, daß die Kirche einer Verbeſſerung bedürfe, und daß nur durch die hartnäckige Verweigerung derſelben die Spaltung entſtanden ſei, beſchloß er ſolche von oben herab einzuleiten.

Hadrian VI. ſandte einen beſondern Bevollmächtigten, Franz Chiregati, auf den Reichstag in Nürnberg (1523), um die Fürſten zu ernſtlicher Unterdrückung der Lutheriſchen Neuerung zu bewegen, und bei dieſer Gelegenheit wurde das merkwürdige Geſtändniß abgelegt, daß alles Übel vom Sitze der oberſten Kirchengewalt in Rom ausgegangen ſei [1]). Damit war denn auch das beſtimmte Verſprechen der Abhülfe

[1]) Sleidan Lib. IV: Nam certe plurimis nunc annis graviter multisque modis peccatum esse Romae, et inde a pontificio culmine malum hoc atque luem ad inferiores omnes ecclesiarum praefectos defluxisse. Neminem enim esse, qui suum faciat munus, aberrasse omneis, et ne unum quidem ex omni numero vacare culpa: proinde soli Deo tribuendam esse omnem gloriam, et suppliciter ab eo petendam veniam. Quod cum ita sit, daturum se operam, ut respublica Romana, quae tantis forsan malis occasionem dedit, omnium prima severe corrigatur, ut quae causam damni dedit, medicinae praebeat et salutis initium. Quod quidem eo magis faciundnm sibi videat, quo vehementius id a plerisque desideretur. Quod autem errores atque vitia, de quibus compertum habeat, non statim emendet, hanc esse causam, quod morbus iste, quem sanare cogitet, admodum sit inveteratus et multiplex etiam. Itaque pedetentim sibi agendum esse, ne repentino quodam studio medendi, graviorem excitet motum.

verbunden. Indeſſen die gute Abſicht des heiligen Vaters kam zu ſpät: ſeine zugeſagten Reformen genügten nicht mehr, und fanden auch kein hinreichendes Vertrauen; Luther ſelbſt begleitete vielmehr die Erklärungen mit der beiſſenden Anmerkung, daß man wahrſcheinlich alle Jahrhunderte nur einen kleinen Schritt vorwärts machen wolle [2]).

Die Reichsſtände ſelbſt hielten ſich übrigens bei den Beſchwerden der Kurie an deren eigenes Geſtändniß, daß das Übel der Kirche von Oben gekommen ſei, und forderten darum vor allem die Abſtellung der Mißbräuche. Zu ſolchem Behuf verlangte man die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung nach Köln, Mainz, Metz, Straßburg oder einer andern deutſchen Stadt. Endlich ſtellte man die Beſchwerden wider die römiſche Kurie in 77 Sätzen zuſammen, und ließ dieſe dem päpſtlichen Geſandſandten zur Abhülfe zuſenden [3]). Zugleich wurden verſchiedene Beſchlüſſe gefaßt, wie es in der Zwiſchenzeit bis zur Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung mit der neuen Lehre gehalten werden ſolle [4]). Dieſe Anordnungen waren der Reformation ſo günſtig, daß ſelbſt Luther ſeine Zufriedenheit da-

---

[2]) Idem. Hoc scriptum Lutherus postea sermone populari convertit, et additis in marginem annotat junculis, illud, quod Pontifex ait pedetentim oportere procedi, sic accipiendum esse dicit, ut singuli pedes atque passus intervallum habeant aliquot seculorum.

[3]) Die betreffende Urkunde findet ſich bei Goldaſt Reichsſatzungen, und lautet im Weſentlichen: Quod sedis Apostolicae sententia in Lutherum lata, simulque Sacrae Caesareae Majestatis edictum non sit debitae executioni demandatum, non sine maximis, urgentissimisque rationibus, utputa ne pejora inde causarentur.

Majori namque populi parti jam pridem persuasum est, et modo Lutheranis libris ac dogmatibus populorum opinio sic informata, ut jam pro comperto habeant, Nationi Germanicae a Curia Romana per certos abusus multa et magna gravamina et incommoda illata esse: ob id, si pro executione Apostolicae sedis sententiae, vel Imperatoriae Majestatis edicti quidpiam acerbius attentatum esset, mox popularis multitudo sibi hanc suspicionem animo concepisset, ac si talia fiebant pro evertenda evangelica veritate, et sustinendis manutenendisque malis abusibus impietatibusque. Unde indubie nihil aliud quam gravissimi tumultus populares, intestinaque bella speranda essent, quemadmodum ex multis ac variis rerum argumentis Principes aliique Ordines jam plane didicere et cognovere. Oportunioribus itaque remediis his malis, in hac potissimum temporum difficultate, succurrendum esse existimant.

Nam nisi istiusmodi abusus et gravamina, simulque *certi Articuli, quos saeculares Principes juxta haec specialiter designatos scriptis exhibebunt*, fideliter reformentur, vera pax et concordia inter ecclesiasticos saecularesque Ordines, hujusque tumultus et errorum extirpatio per Germaniam minime speranda est.

Principes Germaniae in solutionem Annatarum ad aliquot annos sedi Apostolicae solvendarum ea lege ac conditione consensisse, ut illa in oppugnationem perfidissimi Turcae, et defensionem fidei Catholicae converterentur.

Quod Beatitudo Pontificis, accedente ad haec Sacrae Caesareae Majestatis consensu, liberum Christianum Concilium ad locum convenientem in Natione Germanica, quanto ocius et celerius quoad fieri possit, videlicet vel in Argentoratum, vel Moguntiam, Coloniam Agrippinam, vel ad civitatem Metensem, vel alium convenientem locum in Germania indiceret: nec ultra unius anni spatium (si possibite forel) haec Concilii convocatio et designatio differretur, et quod in tali Concilio eis qui interesse deberent Ecclesiastici vel laicalis ordinis, non obstantibus quibuscunque juramentis et obligaiionibus, libere liceret loqui et consulere pro gloria summi Dei, et salute animarum, proque republica christiana, absque aliquo impedimento; quinimo quilibet ad haec debeat esse obnoxius.

[4]) Luther theilt die Dekrete des Reichstags in vier Sätzen mit, die er einzeln kommentirt. Ihr Inhalt iſt folgender:

Artikel I. Man ſolle das Evangelium predigen nach auslegung der Lerer, von der Chriſtlichen Kirchen angenomen vnd approbirt.

mit zu erkennen gab, ja was den Päpſtlichen noch befremdender vorkam, ſo war die evangeliſche Lehre ſelbſt in Nürnberg unter den Augen des Reichsregiments ohne Hinderniß öffentlich verkündigt worden. Unter ſolchen Umſtänden breitete ſich die Lehre Luthers ſo ſchnell und unaufhaltſam aus, daß ſie in den Jahren 1523 und 1524 nicht nur in mehrerern bedeutenden Städten Deutſchlands (Nürnberg, Straßburg, Ulm, Schwäbiſch-Hall, Magdeburg, Bremen und Frankfurt am Main), ſondern auch in einem großen Theil von Schleſien, Meklenburg und Preußen angenommen wurde.

Hadrian VI. ſtarb ſchon am 14. September 1523, und ſein Nachfolger Klemens VII. nahm in Beziehung auf die Kirchen-Reformation ſogleich wieder die entgegengeſetzte Politik an. Weit entfernt, irgend eine Entartung der römiſchen Kurie zuzugeſtehen, oder eine Verbeſſerung von Oben zu verſprechen, forderte er nur entſchieden die Unterdrückung der Ketzerei. Es war abermals ein Reichstag nach Nürnberg ausgeſchrieben worden, und dorthin ſandte Klemens VII. in feierlicher Weiſe einen Bevollmächtigten, den Kardinal Laurentius Campegi. Aber ſo ſehr hatte die Lehre Luthers im Volke ſchon Wurzel gefaßt, daß man dem Legaten von Seiten der Fürſten rieth, ſeinen Einzug in Nürnberg nicht in der Pracht ſeiner Würde zu halten. Campegi bat in einer Rede die deutſchen Reichsſtände auf das dringendſte um die Vertilgung der Lutheriſchen Lehre; doch man nahm die Anträge ziemlich lau auf, und verlangte erſt Antwort über die Beſchwerden gegen den römiſchen Stuhl. Es wurden daher im Weſen nur die frühern Beſchlüſſe wiederholt, und neuerdings die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung verlangt. So konnte denn die Reformation im Stillen ſich befeſtigen.

Auf dem neuen Reichstag in Nürnberg zeigte ſich auch, wie ſehr man in politiſcher Beziehung von der allgemeinen Aufregung Gefahren befürchte: denn es wurde von einigen Fürſten dem Reichsregiment der Vorwurf gemacht, daß es die Unternehmungen Sickingens heimlich begünſtiget habe. Es war dieß ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, da ſich ergab, daß man bei einer politiſchen Reform Deutſchlands die Intereſſen der mittlern Stände und jene des Kaiſers oder der Reichsgewalt für identiſch hielt.

Im Laufe des Jahres 1524 wirkte Luther durch Rede und Schrift ununterbrochen für die Befeſtigung ſeiner Lehre, und während er hierdurch ſeine alten Anhänger beſtärkte, und immer neue gewann, trat im Jahr 1525 ein Ereigniß ein, wodurch die Reformation auf ein Mal auch einen äuſſern Stützpunkt erhielt. Friedrich der Weiſe, Kurfürſt zu Sachſen, hatte die Kirchen-Verbeſſerung bisher bloß geduldet, ihr vielleicht nur im Stillen Vorſchub geleiſtet; allein am 5. Mai 1525 verſchied er, und ſein Bruder und Nachfolger, *Johann der Beſtändige*, trat ſogleich entſchieden zur Lehre Luthers über.

Artikel II. Das Ertzbiſchoue vnd Biſchoue gelerte Leute, der heiligen Schrifft verſtendig, verordenen ſollen, Die auff ſolch Predigt mercken, Vnd die jenigen, ſo hierin jrren, gütlich vnd beſcheidenlich dauon weiſen, Welche aber ſich nicht wollen weiſen laſſen, mit gebürlicher Straf ſtraffen, Damit man nicht ſpüre, Als wolt man die Euangeliſche warheit verhindern oder vnterdrücken.

Artikel III. Das man mitler zeit des Concilii, nichts newes drücken noch feil haben laſſe, Es ſey denn durch verſtendige Leute bey jeder Oberkeit beſichtiget.

Artikel IV. Das geiſtliche Perſon, So Weiber nemen, vnd aus den Orden tretten, Sollen nach dem geiſtlichen Recht geſtrafft werden, Nemlich, jr Freiheit, Priuilegien vnd Pfründen verwirckt haben, Vnd weltliche Oberkeit ſol ſolche Straff nicht hindern.

Zu letzterm bemerkt Dr. Martin: Dieſer Artikel ſcheinet wol zu hart, Aber wenn die andern gehalten würden, Müßte ſich der auch leiden.

Kurz vor ſeinem Ende hatte Friedrich der Weiſe drei Briefe an ſeinen Bruder Johann geſchrieben, welche ihm ein merkwürdiges Denkmal geſetzt haben. Es war dortmals gerade der Bauern=Aufſtand ausgebrochen, von welchem wir jetzt Bericht erſtatten müſſen, und bei dieſer Gelegenheit rieth der milde Fürſt zur Mäßigung und zu ſchonenden Staats=Maaßregeln. Ja er legte hiebei ſogar ein Geſtändniß ab, welches wohl ſelten aus dem Munde der Fürſten kommt, das Geſtändniß nämlich:

„daß man den Aufruhr von oben herab vielleicht veranlaßt habe: denn die Armen würden von der Kirchen= und Staatsgewalt vielfältig bedrückt“ [5]).

Der Tod des weiſen Kurfürſten erregte in Sachſen allgemeine Trauer, und Luther hielt über der Leiche Friedrichs zwei Reden [6]). Durch den Regierungswechſel wurde aber die neue Lehre zu dem Glauben des kurfürſtlichen Hauſes in Sachſen erhoben, und dieſe bedeutende Begebenheit verbeſſerte in politiſcher Beziehung die Stellung der Reformation Luthers weſentlich.

Neuntes Hauptſtück.

Neue politiſche Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges.

(Vom Jahr 1524 bis 1525.)

Leben iſt Entwicklung: wie alſo die rechte reformatoriſche Richtung erſtarkte, mußte auch ihr nothwendiger Begleiter, die fanatiſche Verirrung, bis zum entſcheidenden Zuſammenſtoß im Wachsthum begriffen ſein: üppig wucherte daher auch dieſe unheilvolle Saat. Zu Zwickau, wo der vorzüglichſte Sitz der Schwärmerei war, ſchritt endlich die Behörde ein, und entſetzte den Pfarrer Thomas Müntzer, das Haupt der Ultra=Reformer, ſeines Amtes. Thomas hielt ſich natürlich nur für einen Märtyrer und verfügte ſich nach Alſtett in Thüringen, um dort ſein Weſen ärger zu treiben, wie zuvor. Derſelbe begnügte ſich nämlich nicht bloß mit dem Empfehlen des tauſendjährigen Reiches, ſondern ging auch zur Herſtellung desſelben über, indem er die ihm ſo angenehme Gütergemeinſchaft einführte.

Thomas Müntzer hat wie jeder Mann der Geſchichte ein Recht auf gerechte Beurtheilung; er war ſehr unglücklich und dieſer Umſtand vermehrt für den Geſchichtſchreiber noch die Pflichten der Unparteilichkeit; indeſſen dieſe verbieten zugleich die Ueberſchätzung eben ſo gut, als die Herabwürdigung, denn die Geſchichte darf kein Roman ſein. Das Haupt der Zwickauer und Altſtetter Fanatiker hatte manche gute Eigenſchaft, wie dieß bei Leuten ſeiner Art gewöhnlich iſt. Wir haben bereits zugeſtanden, daß die Schwär=

---

[5]) Friedrich ſchrieb: Ewer Liebden wolt ich von hertzen gern mein Bedencken anzeigen, was den Fürſten zu Antwort ſolt gegeben werden, Aber E. L. wiſſen meine Schwachheit, So iſt das ein groſſer Handel, das man mit gewalt handeln ſol, vieleicht hat man, den armen Leuten, zu ſolcher auffrhut, vrſach geben, vnd ſonderlich mit verbietung des worts Gottes, ſo werden die Armen in viel wege, von vns Geiſtlichen vnd weltlichen Oberkeiten beſchwert.

[Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe, Th. II, S. 515.]

[6]) Sie ſtehen in der Jenenſer Ausgabe von Luthers Werken Th. II, S. 518 u. flgd.

mer öfters redlich nach dem Guten ſtreben, und es iſt kein Grund vorhanden, das Gleiche bei Münzer nicht anzuerkennen; in der That würde die Beſchuldigung bloßer Ehrſucht und Eigennützigkeit bei ihm nicht zu begründen ſein. Doch Thomas hatte eben das Unglück, ein ſehr feuriges Gemüth ohne hinreichende Verſtandeskräfte zu beſitzen, und ſo führte das Uebermaaß der Gefühlsrichtung zur Beherrſchung des ſchwachen Kopfes, hierdurch aber zu eben ſo unſinnigen Meinungen, als Entwürfen.

Es war nicht zu tadeln, daß ſich Münzer manchen Lehren Luthers mit Ernſt widerſetzte: gegen jene der Macht des bloßen Glaubens war der rechte Widerſpruch vielmehr verdienſtlich: auch die Ueberzeugung Münzers, daß der wahre heilige Geiſt nur des Menſchen Vernunft ſei, verdient alles Lob [1]); allein dieſe Ausſprüche waren bei ihm leider nicht Erzeugniſſe klarer Denkkraft, ſondern Spiele einer krankhaften Phantaſie, welche nach einer andern Richtung wieder alles verdarben. Thomas glaubte nämlich an unmittelbare myſtiſche Eingebungen, und er ſtellte deßhalb an die Spitze ſeines Glaubens-Bekenntniſſes den abentheuerlichen Satz: daß das wahre Wort Gottes unmittelbar „*von und aus deſſen Munde gehe*“. Nun eiferte er freilich gegen die Schrift, allein aus dem noch myſtiſchern Grunde, weil Gott nicht unmittelbar geſprochen habe. Eine ſolche unmittelbare Offenbarung ſei der Traum; und Thomas glaubte daher ſehr ernſthaft an Träume. War nun ſchon im wachenden Zuſtand ſein Gehirn etwas verdreht, welche verzerrte Phantaſien mochten ihm vollends im Schlafe kommen, und was mußte entſtehen, wenn er dieſe fieberhaften Gebilde als Befehle des Herrn ernſtlich im Leben ausführen wollte?

So beſtrebte er ſich denn, das Reich Gottes zu gründen: das heißt mit der Gleichheit aller Menſchen auch die Gemeinſchaft der Güter herzuſtellen. Allſtett war der glückliche Ort, wo der Verſuch wirklich gemacht wurde. Mit Hülfe einer geheimen Geſellſchaft ſchritt Münzer dort zur Vollziehung ſeiner Pläne und es entſtand ein verworrenes Treiben, das großes Ärgerniß erregte [2]). Da Thomas die Gütergemein-

---

[1]) Luther zählt die Hauptlehren Münzers auf, ohne jedoch dieſen zu nennen, und zwar in dem Schreiben an die Chriſten zu Antorff, Sich für irrigen Geiſtern zu hüten. (Jenenſer Ausgabe Th. III, fol. 99 in tergo u. flgd.) Es heißt dort:

„Alſo lieben Freunde, iſt auch vnter euch komen ein leibhafftiger Rumpelgeiſt, Welcher euch wil jrre machen, vnd vom rechten verſtand füren auff ſeine dunckel. Da ſehet euch für, vnd ſeid gewarnet. Auff das aber jr deſte bas ſeine Tücke meidet, Wil ich hie derſelben etliche erzelen.

Der erſte Artikel iſt, das er helt, Ein jglich Menſch hat den heiligen Geiſt.

Der ander, der heilige Geiſt iſt nichts anders, denn vnſer Vernunfft vnd verſtand.

Der dritte, Ein jglich Menſch gleubt.

Der vierde, Es iſt keine Helle oder verdamnis, Sondern allein das Fleiſch wird verdampt.

Der fünfft, Ein jgliche Seele wird das ewige Leben haben.

Der ſechſte, Die natur leret, das ich meinem neheſten thun ſolle, was ich mir wil gethan haben, Solchs wollen iſt der Glaube.

Der ſiebend, das Geſetz wird nicht verbrochen mit böſer Luſt, So lange ich nicht bewillige der Luſt.

Der achte, Wer den heiligen Geiſt nicht hat, Der hat auch keine Sünde, denn er hat keine vernunfft.“

Das waren die Grundſätze Münzers, den auch Luther meint. Dieß zeigen unter andern folgende Stellen:

„Zwar ewer rumpelgeiſt, da er bey mir war, leugnet er dieſe Artikel alle, wiewol er von den andern vberzeuget war, Vnd auch in der Rede ſelbs ſich verſchnappet, vnd etliche bekand.

Mir iſt auch nicht zweiuel, Er wird mich bey euch dargeben, als habe ich geſagt, Gott wolle die Sünde haben.“

[2]) Dr- Zimmermann bemüht ſich, Thomas Münzer in der Geſchichte höher zu ſtellen, als bisher, und ſpricht „von kleinen Seelen, die auch in der getrübten Flamme das ächte, reine Feuer zu erkennen entweder nicht den Willen, oder nicht die Fähigkeit haben.“ —

ſchaft über die ganze Chriſtenheit ausdehnen wollte, ſo beſchränkte er ſeine fanatiſche Wirkſamkeit leider nicht auf Thüringen, ſondern ſuchte zunächſt ganz Deutſchland mit ſeiner Geiſtes-Verirrung anzuſtecken. Bis zum Jahre 1524 behauptete ſich der Unfug in Alſtett; dann wurde jedoch der Urheber auch von dieſer Stadt vertrieben. Nun begab ſich Thomas in das ſüdliche Deutſchland, um in Waldshut, an der Schweizer-Grenze, ſich anzuſiedeln. Unterwegs hatte er in Nürnberg eine Schrift wider Luther drucken laſſen, weil derſelbe ſeinem Treiben überall ſo nachdrücklich entgegentrat. Während früher der Reformator wegen ſeiner Heftigkeit und des gänzlichen Bruchs mit dem Papſte ſo ſehr getadelt worden war, erhielt er jetzt von Münzer wegen Halbheit und unterwürfigen Geſinnungen ſcharfe Verweiſe. Thomas nannte ihn nur das „ſanftlebende Fleiſch“ [3]) und in einer ſpätern Schrift: den „ſanftbelebenden Bruder und Leiſetreter“ [4]). Unglücklicherweiſe befand ſich in Waldshut ſchon vor der Ankunft Münzers eine Richtung, welche ſich zur Wiedertäuferei hinneigte. Dieſe fing nun durch die Lehren des neuen Propheten Feuer, und es bildeten ſich ähnliche Beſtrebungen, wie in Alſtett aus. Leider verbreiteten ſich die Grundſätze von Thomas Münzer ſowohl in der Schweiz, als in Högau und in einem Theil von Schwaben, und da ſie natürlich die unterſten Volksklaſſen am meiſten aufregen mußten, ſo ergriffen ſie allmälig bei den Bauern in einem gewiſſen Kreiſe um ſich. Thomas ſetzte dieſen unter andern über die Regierungs-Grundſätze und die rechte Art der Staatsverwaltung einige Artikel auf, welche hierauf umgearbeitet ſowie erweitert wurden, und unter den Bauern böſes Blut erzeugten.

Indeſſen wir können bei dem beſten Willen in jener Fürſprache für Münzer leider nur keine Thatſachen finden, die das geſchichtliche Urtheil ändern könnten. Nicht eine iſt angeführt! Dann dünkt uns eine Maſſe von Widerſprüchen vorzuliegen.

Dr. Zimmermann nennt Münzer zu wiederholten Malen einen Fanatiker, und gleichwohl heißt er ihn den „nüchternen Denker.“ „Nüchterner Denker“ und „Fanatiker“ ſind jedoch zwei Dinge, welche geradezu einander aufheben, vereint gar nicht gedacht werden können. Dann bemerkt Zimmermunn, daß Thomas trotz ſeiner hellen Gedanken im Ausdruck dunkel war. Allein wer klar denkt, äußert ſich auch klar, und das Verhältniß von Urſache und Wirkung iſt zwiſchen „Gedanken“ und „Ausdruck“ ſo nothwendig, ſo gewiß, daß Verworrenheit oder Dunkelheit des „Ausdrucks“ in allen und jeden Fällen unfehlbar Unklarheit des „Gedankens“ erweiſt.

Wer wie Münzer Gütergemeinſchaft ernſtlich einzuführen trachtet, iſt geiſtig ſo ſchwach und krank, daß keine Art von Ueberredungsgabe, und wäre ſie auch bedeutender, als jene Zimmermanns, aus ihm einen begeiſterten Seher, Menſchenfreund oder Heros der Geſchichte zu machen vermag. Bedauern und Mitleiden mit dem unglücklichen Kranken und Geiſtesarmen zu empfehlen, iſt alles, was der Geſchichtſchreiber für Männer, wie Münzer, thun kann, mag er auch gerade ſo ſtrenge „im Dienſte der hiſtoriſchen Wahrheit ſchreiben, eben ſo kritiſch ſichten und nicht minder Gerechtigkeit üben“, als Dr. Zimmermann.

[3]) Die Schrift führte den Titel:
„Schutzrede und Antwort wider das geiſtloſe, ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg.“

[4]) Brief Thomas Münzers an Chriſtoph N., Bürger zu Eisleben. (Luthers Werke, Jenenſer Ausg. Th. III, S. 110.) Dort heißt es unter andern:

Ir ſeid vorhin vnterricht durch ermanung Gottes, Wie Doctor Jodocus Jonas von Wittemberg, gantz vber die maſſe köſtlich wider mich den Plan behalten hette, Iſt nicht anders, denn das ſchreiben Luther durch jn verurſacht, Iſt mir auch nicht faſt wunder, Das ich ſo ſeer für der Welt ſtüncke, zum ſchmack der Gottfürchtigen, vnd zum widerruffſlichen jamer vnd ſchmach der ſanfftlebenden Brüder vnd Leiſetrettern. Ich weis das im Schoſſe mein Name ſchmeckt, ehe er Ehren gewinnet. Es ſind aber Gerſtenſtachel dran, das gerſtenbrot mus gebrochen werden, Das geſetze wird die Gottloſen vmbſtürtzen, Es hilfft ſie jr geſchrey gar nichts, Hab ich vor einmal geſcholten mit Büchſen, Wil ich nu mit Gott vber ſie donnern im Himel, ſie haben jr Büberei lang gnug getrieben, Gott weiſet klerlich, das ſie ſich nicht werden entſchültigen.

Und ſolches geſchah wenig über ein Jahr nach dem Ausgang der Unternehmung Sickingens! Der tapfere Ritter hatte ſich vor der Übermacht ſeiner Verfolger in die feſte Burg Landſtuhl eingeſchloſſen, und vertheidigte ſich hier mit großem Nachdruck. Da jedoch das Schießpulver bei den Belagerungen ſchon mit Erfolg angewendet wurde, ſo vermochten die Wälle von Landſtuhl für die Dauer nicht zu widerſtehen. Endlich wurde Sickingen gefährlich verwundet, und wegen der Unmöglichkeit eines weitern Widerſtandes entſchloß er ſich, zur Rettung ſeiner Krieger die Feſte im Wege der Unterhandlungen zu übergeben. Kurz nachher verſchied der Ritter, und der Kampf wider die Fürſten hatte von dieſer Seite ein Ende. Ulrich von Hutten erhielt die Nachricht von dem Schickſal ſeines Freundes in der Schweiz, und zwar zu einer Zeit, wo ihn große Leiden beugten. Mit Erasmus von Rotterdam, dem frühern Beförderer der Reformation, war er in Baſel zerfallen, wie ſpäter näher berichtet werden wird, und verfolgt von ihm auf die Inſel Ufnau, ohnweit Rappersweil im Zürcher See, geflüchtet. Dort traf ihn die unglückliche Botſchaft, und da er bereits ſiechte, ſo brach ihm die Trauerkunde vollends das Herz.

Ulrich von Hutten, der deutſche Patriot mit hohen Geiſtesgaben und feurigem Gemüth, ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens (noch nicht 38 Jahre alt) zu Ufnau im Auguſt 1523, mit dem erdrückenden Bewußtſein der Scheiterung aller ſeiner hochſinnigen Pläne. —

Doch wenn auch die Unternehmung Sickingens erfolglos endete, eine Nachwirkung blieb gleichwohl zurück, und die Wünſche politiſcher Reformen tauchten von Zeit zu Zeit in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wieder auf. Die Grundſätze Luthers hatten nämlich ſeit 1522 in Franken, in Schwaben, und namentlich im Schwarzwald ſowie im Hegau bedeutenden Anklang gefunden. In den letztern Gegenden wurde die neue Lehre von vielen jüngern Geiſtlichen mit ſo großer Wärme verkündiget, daß ſich eine weit verbreitete geiſtige Aufregung ergab, und dieſe blieb keineswegs bei dem religiöſen Geſichtspunkt ſtehen, ſondern ſpielte entſchieden in die Politik hinüber.

Es iſt zur Sitte geworden, die Urſachen des Bauernkrieges in dem gedrückten Zuſtand der Landleute zu ſuchen, und es iſt manches romantiſche Gemälde hierüber aufgeſtellt worden. Indeſſen die Pflicht geſchichtlicher Nüchternheit und Treue empfiehlt eine ſchärfere Beobachtung, und nach ihrer Anſtellung Vorſicht im Urtheil. Schon die allgemeine Lage Deutſchlands zu Ausgang des 15. Jahrhunderts leitet auf Geſichtspunkte, welche gegen eine ungewöhnliche Noth des Bauernſtandes Zweifel erregen müſſen. Der Handel war damals noch ſehr lebhaft und vorzugsweiſe in den Händen der Deutſchen: auf dem Meer ſegelten unſre Handelsflotten, und belebten rückwirkend die Schifffahrt auf dem Rhein, der Donau, der Elbe und der Oder. Schwunghafter Handel muß jedoch unfehlbar auf die Landwirthſchaft günſtigen Einfluß äußern, und dieß beſtätigte ſich auch: denn die Früchte des Landes waren geſucht, und ſtanden im lohnenden Preiſe. Dadurch ſteigt aber von ſelbſt der Werth des Grundeigenthums, und ſohin der Wohlſtand der Bauern. Hiezu kommt noch eine weitere Thatſache, welche mit beſonderer Aufmerkſamkeit gewürdiget werden muß.

Die Abgaben auf den Bauerngütern waren nämlich dinglicher Art, und rührten aus ſehr alter Zeit her. Dortmals hatte das Grundeigenthum einen geringern Werth, und nach Verhältniß desſelben wurde in der Regel das Maaß der Abgaben feſtgeſetzt. Mit Ausnahme der Zehnden und gewiſſer Gattungen des Handlohns oder der Laudemien, blieben nun die Zinſe im Laufe der Zeit unverändert, während der Werth der Grundeigenthums bedeutend ſich erhöhte. Unter ſolchen Umſtänden mußten mit zunehmendem

Nationalwohlſtand auch die Bauern reicher werden, und zu Ausgang des 15. Jahrhunderts war dieß ganz entſchieden der Fall.

Wahre Treue in der Auffaſſung der Geſchichte iſt ſchwieriger, als man glaubt, und insbeſondre ſchwer nach der bisherigen Behandlung der deutſchen Geſchichte. Von dem bedeutenden Irrthum der alten Freiheit in der Urzeit ausgehend, beginnt die Darſtellung gemeiniglich mit einer mährchenhaften Idyllenwelt, welche auf einem Mal mit Jammer und Elend endet. Anſtatt alſo zu zeigen, wie ſich die Barbarei der Urzeit zwar langſam und kümmerlich, allein gleichwohl allmälig milderte, anſtatt nachzuweiſen, wie die innern Volkszuſtände im Stillen fortſchritten, werden wir von glänzender Freiheit rückwärts zu Schmach und Noth geführt. Auch ein beliebter Geſchichtſchreiber der neuern Zeit, Zimmermann über den Bauernkrieg, führt uns jenen Weg, und ſchildert ſodann die Lage des deutſchen Volkes an der Neige des 15. Jahrhunderts in folgender Weiſe:

„Keiner der Stürme, welche von unten nach oben ſich erhoben, brachte die, welche davon bedroht geweſen, zur Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Auf der Partei der Herren waren ſelbſt die von beſſern Gefühlen, wie Froiſſart, der Geſchichtſchreiber des Adels ſeiner Zeit, ſo verſtockt, daß ſie die nächſte Urſache des Aufſtandes der Bauern in dem zu großen Wohlſtand und Wohlbehagen des Volkes fanden, welche dasſelbe zur Unverſchämtheit und zum Muthwillen verleitet haben. Darum war es bei ihnen, als wäre nichts vorgefallen; unbekümmert, wie um einen Windſtoß, wenn er vorübergegangen und verhallt iſt, verweigerten ſie nicht nur hartnäckig jede Erleichterung, ſo gerecht, ſo leicht erfüllbar auch deren Forderung war; ſondern ſie erſchwerten gefliſſentlich überall das Joch: keuchend unter ihrer Geißel ſollte dem armen Volke der Muthwille vergehen. Gefühllos wurde der Landmann auf die Mutter Erde niedergetreten. Damit ſich wenige Individuen wohl ſein laſſen konnten, befand ſich der größte und wackerſte Theil der Nation auf das übelſte, in unausſprechlichem Elend. Die Früchte des ſauern ländlichen Schweißes floßen alle auf die Schlöſſer und in die Klöſter, und nicht einmal am Sabbattage, an welchem doch jeder in eine menſchliche Exiſtenz eintreten ſollte, durfte der Pflüger oder der Weingärtner von einer der beſſern Früchte des Bodens genießen, den er mit heißer Arbeit bebaute. Denn ſo viel er auch in die immer offenen Hände der Edelleute und der Prieſter lieferte, es genügte ihrer Habſucht oder ihrem maaßloſen Bedürfniſſe nicht, und er, der Arme, blieb ausgeſchloſſen von dem allgemeinen Rechte, welches die Mutter Natur jedem auf die Welt mitgiebt, an ihren Freuden und Genüſſen ſeinen beſcheidenen Theil hinzunehmen.“

Solches Gemälde gefällt ohne Zweifel in den Reihen der Oppoſition; aber es iſt nur Schade, daß es nicht wahr iſt, daß die einfache Geſchichte das gerade Gegentheil nachweist. Es kann nicht ſchwer fallen, unzweideutige Belege beizubringen. Hören wir Augenzeugen.

Zu Ausgang des 15. Jahrhunderts, ſohin zur Zeit, welche in dem oben eingerückten Gemälde geſchildert wird, wirkte in Deutſchland mit Liebe und Eifer ein Mann, um die Zuſtände ſeines Volkes von Innen heraus zu verbeſſern. Derſelbe liebte ſein Vaterland: er gehörte der freiſinnigen Richtung an und beförderte mit Macht die Aufklärung. Dem eigentlichen Volk näher ſtehend, machte er ſich mit deſſen Verhältniſſen genau bekannt, und ſuchte alsdann auf dem Grund der Sachkenntniß dem Volk weiter zu helfen. Dieſer verdiente Mann war Sebaſtian Brandt, der Verfaſſer des berühmten Narrenſchiffes. Wie beſchreibt nun Er, der Zeitgenoſſe, Augenzeuge und eingeweihte Kenner, die Zuſtände der deutſchen Bauern an der Neige des 15. Jahrhunderts? In nachſtehender Weiſe:

„Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in ſtrohenen Hütten. Nun aber ſind ſie aufs Weintrinken gefallen, ſie ſtecken ſich in Schulden ſo theuer ihr Korn iſt, ſie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, ſondern in koſtbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung ſchaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß ſein, der Edelmann frei, der Graf gefürſtet, der Fürſt gekrönt. Der Bauer trägt ſeidene Kleider und goldene Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelſtab, oder er wirft ſich auf Betrug und Judenwerk, oder er ſpitzt ſich auf eine reiche Erbſchaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit ſeinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menſchen durch See und Unwetter, der Neid kocht ſeine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit ſind verlaſſen.“

Hüte man ſich darum, mit vorgefaßten Meinungen an die Geſchichtſchreibung zu gehen; trage man Scheu, aus der Geſchichte einen Roman zu machen! Nicht Armuth des Bürger- und Bauernſtandes, ſondern übertriebener Aufwand und unmäßige Prachtliebe desſelben waren zu Ausgang des 15. Jahrhunderts das Gebrechen der Zeit. Dieß iſt ſo gewiß, daß die Geſetzgebung alles aufbot, um den Luxus in Kleidern, Gaſtmälern und Luſtbarkeiten zu ermäßigen; allein alles war vergebens! [5]).

Es iſt richtig, daß der Adel die Bürger, wie die Bauern verachtete, und daß im Einzelnen häufig große Ungerechtigkeiten der Vornehmen gegen die Geringern verübt wurden. Auch die Grundſätze über ausſchließendes Jagd- und Fiſchrecht des Adels wurden zuweilen mit Unmenſchlichkeit geltend gemacht, vorübergehend ſtiegen zugleich hin und wieder die Steuern, und manchmal hatten ſelbſt ganze Gegenden oder Stände ein Recht zur Beſchwerde über den Druck von Oben. Indeſſen hierin lagen die Urſachen des Bauern-Aufſtandes keineswegs. Im Ganzen befanden ſich die häbigen Landleute vielmehr im Zuſtande eines gewiſſen Wohllebens, und es entſtand in den ganz untern Ständen ein Drang, ſich ebenfalls zu beſſern Vermögens-Verhältniſſen emporzuſchwingen. Schon bei der Empörung des Paukers von Niklashauſen beſtanden die Haufen ſeiner Anhänger großentheils aus Knechten und Mägden, welche ihren Bauer verließen, um ſchnell reich zu werden, und ähnliche Erſcheinungen zeigten ſich auch ſpäter. Dann brachte das Übermaaß des Luxus viele wohlhabende Bauern herab, und erzeugte in ihnen das Verlangen, durch ungewöhnliche Mittel wieder zu Vermögen zu gelangen. Sebaſtian Brandt war ein ſcharfer Beobachter; er deutet an, wie mancher Bauer durch die Prunkſucht verderbe, und durch unlautere Mittel wieder zu ſteigen ſuche. Darum befanden ſich auch unter den Anführern der Bauern bei Empörungen öfters Männer, die in ihren Vermögens-Umſtänden herabgekommen waren.

---

[5]) Als einen beſondern Grund der Bedrückung des Landvolkes führt Oechsle in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte des Bauernkrieges“ die Aufhebung des Pfahlbürgerrechts an. Er bemerkt: „das Pfahlbürgerrecht ſei darin beſtanden, daß die Städte eigene Leute von Fürſten oder Herren zu Bürgern annahmen, welche, wenn ſie innerhalb Jahr und Tag von ihren Herren nicht zurückgefordert wurden, frei blieben.“ Es iſt eigen, wie ſehr der Geiſt der ältern Einrichtungen trotz der klarſten Urkunden verkannt wird. Wie oben (Siebentes Buch, zweites Hauptſtück, S. 337 u. 338) nach den Urkunden entwickelt wurde, waren die Pfahlbürger reiche Ritter oder Herren, welche auf dem Lande bedeutende Güter und in den Städten Häuſer beſaßen. Sie erwarben das Bürgerrecht nur, um ſich der Vaſallen-Dienſte gegen Fürſten oder Adalinge zu entziehen, und den Stadtſchutz wider dieſelben zu genießen. Deßhalb waren die Dynaſten gegen die Pfahlbürger aufgebracht, und um die Sache zu erſchweren, ſollte einem ſolchen adeligen Herrn der Aufenthalt auf den Gütern verkümmert werden. Die Darſtellung oben B. VII, H. 2, S. 337 u. 338 iſt ſtreng urkundlich, und erläutert die Sache vollſtändig.

Nicht eigentliche Noth, ſo bereitwillig wir auch Ungerechtigkeiten und Bedrückungen im Einzelnen zugeſtehen, ſondern die Nachwehen des Luxus, in Verbindung mit einem unklaren Drang, die Staatszuſtände zu ändern, und die geringern Stände zu heben, erzeugten die Neigung zu dem großen Bauern-Aufſtand. Die Lehren Luthers hatten däs Volk gewaltig aufgeregt, und die Sehnſucht nach Neuerungen erweckt. Dieſe Neigung wurden von den ſchwärmeriſchen Reformern eifrig benützt, um die Unzufriedenheit zu ſteigern, und die Lage des Volkes düſterer zu ſchildern, als ſie wirklich beſchaffen war. Luther eiferte freilich nur gegen die Unterdrückung des Evangeliums, bloß gegen die geiſtige Tyrannei; allein ſeine Beſtrebungen galten immer der Abſtellung von Mißbräuchen und Bedrückungen. Unter ſolchen Umſtänden konnte die neue Lehre den Bauern recht wohl unter dem Geſichtspunkte der Freiheit erſcheinen; aber dann war es auch natürlich, daß ſie ſich von ihr nicht bloß die Beförderung des Seelenheiles, ſondern auch eine Erleichterung ihres Schickſales, eine Verbeſſerung ihrer Lage verſprachen. Mochte dieſe immer weniger ungünſtig ſein, als man gewöhnlich glaubt: — die Unzufriedenheit war durch viele Volksmänner einmal angeregt, und meiſtens ſehnt ſich der Menſch nach beſſern Zuſtänden. Wenn der religiöſe Reformator ſo eifrig gegen die Tyrannen ſprach, wenn er ſo warm ſchilderte, daß alle Menſchen Brüder ſeien, alle vor Gott gleich wären; ſo konnte in den Bauern wohl der Gedanke entſtehen, daß ſie gegen ihre reichen und mächtigen Brüder zu ſehr zurückgeſetzt ſeien und von ihnen allzu viel leiden müßten, ſie konnten leicht die Meinung faſſen, die Billigkeit und die ſo häufig gepredigte Menſchenliebe müſſe eine Verbeſſerung ihrer Umſtände gebieten. Und ſo war es auch. Alle Schritte des kühnen Mannes hatten in den untern Volksklaſſen entſchiedene Wünſche nach ihrer Verbeſſeruug hervorgerufen. Schwärmeriſche Religionslehrer, denen ſelbſt jener große Charakter, jene ungeheure Kraft zu gemäßigt war, benützten dieſe Stimmung, um das Volk für durchgreifendere Reformen zu gewinnen, als jener wollte, und namentlich zu gewaltthätiger Änderung der politiſchen Verhältniſſe zu vermögen. Es verbreiteten ſich die Ideen eines gewiſſen Eldorado, kurz die Lehren allgemeiner Brüderſchaft, Gütergemeinheit und Gleichheit der Menſchen. Luther wurde nun in verſchiedenen, öffentlichen Schriften heftig getadelt, der Halbheit, des Juſte-Milieu, oder Leiſetreterei, wie man es damals nannte, der Inkonſequenz, der Herrſchſucht und ſogar der Heuchelei und Schmeichelei gegen die Fürſten beſchuldiget. Der Vorſatz einer Umwälzung der Staatsverhältniſſe trat immer deutlicher hervor, doch die Art und Weiſe, wie ſchon einer der erſten Verſuche auftrat, bewies, daß die Triebfedern nicht allzu rein ſein konnten.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, der hartherzige Despot, welcher einen Vetter Ulrichs von Hutten, den Ritter Hans von Hutten, auf eine meuchleriſche Weiſe ermordet hatte, Er, der Peiniger ſeines Volkes, wider den ſchon der arme Konrad aufgeſtanden war, wurde endlich von dem Herzoge in Baiern, ſowie der Ritterſchaft in Franken und Schwaben mit Krieg überzogen, und in Folge ſeiner Tyrannei mit Hülfe des ſchwäbiſchen Bundes im Jahr 1519 aus ſeinem Lande gejagt. Es iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, daß vertriebene Tyrannen auf einmal die Larve der Freiſinnigkeit vornehmen, und um den Beiſtand der volksthümlichen Richtung ſich bewerben. Höchſt unſittlich muß es jedoch ſein, wenn irgend ein Mann oder eine Partei der Oppoſition einen ſolchen unnatürlichen Bund annimmt. Viele ſchwäbiſche Bauern, namentlich auch Mitglieder der frühern Verbindung des armen Konrads, thaten es aber, und Ulrich gewann Stuttgart wieder. Der ſchwäbiſche Bund vertrieb den harten Herzog von Neuem, und dieſer wiederholte das alte Spiel, mit Hülfe aufgewiegelter Bauern ſeine Herrſchaft wieder zu erringen.

Alle dieſe Vorfälle, und die Neigung der ſchwäbiſchen Bauern zu einem Aufſtand im Größern waren

allerdings ſchon vor der Ankunft Thomas Münzers in Waldshut aufgetreten; allein Thomas war ganz der Mann, die Aufregung noch höher zu ſteigern. Durch ſeine Thätigkeit erlangte die Gährung größere Intenſivität, und es wurden ihr allmälig eigentliche Pläne im Großen untergelegt. So traten denn wichtige Ereigniſſe in Ausſicht.

Zehntes Hauptſtück.

Das Manifeſt, der Bauern.

(Das Jahr 1525.)

Eine zuſammenhängende Reihe wirkender Urſachen ſollte in den Landleuten den feſten Entſchluß erzeugen, nicht bloß ihre beſondern Standes-Verhältniſſe, ſondern die politiſchen Zuſtände des deutſchen Reichs überhaupt vom Grunde aus zu verbeſſern. In den Bauern ſelbſt entſtand ein ſolcher kühner und umfaſſender Gedanke keineswegs von ſelbſt: ſie wurden vielmehr durch Bearbeitung von vielen Seiten allmälig dazu gebracht. Nachdem die Lehren Luthers die geiſtige Aufregung weit verbreitet, und den Drang nach Reformation allgemein erweckt hatten, unternahm es zuerſt Ulrich von Hutten, die Landleute für die politiſche Reformation Deutſchlands zu gewinnen. Vor Eröffnung des unglücklichen Feldzuges ſeines Freundes Franz von Sickingen hatte er ſowohl die Städte, als die Bauern für den bemerkten Zweck zur Vereinigung mit der Ritterſchaft zu überreden geſucht. In Anſehung des Landvolkes geſchah dieß durch ein Zwiegeſpräch, „Neukarſthans“ betitelt, zwiſchen Sickingen und einem Bauern, worin die Gründe zur Änderung der ausgearteten Kirchen- und Staatszuſtände entwickelt wurden. Es wird darin ausdrücklich die Anwendung von Waffengewalt verſprochen. Die tief aufregende Schrift Huttens der „Neukarſthans“ fand ihren Weg auch in den Schwarzwald, nach Schwaben und in einen großen Theil von Oberdeutſchland. Während hierdurch ſchon der Geiſt der Bauern entflammt wurde, gab Thomas Münzer dieſer Stimmung von Waldshut aus neue Nahrung, und durch die Ermunterungen noch anderer Volksführer, wie Balthaſar Hubmaier, Pfarrer Schappeler, Franz Rebmann, Jörg Metzler von Ballenberg, Wendel Hipler, Keller Weigandt u. ſ. w., ward im Frühjahr 1525 von den Bauern die Durchführung der politiſchen, wie kirchlichen Reformation wirklich beſchloſſen.

Bei politiſchen Gährungen in den Maſſen des Volkes iſt es ſehr ſchwierig, die Anſichten über die Art der angeſtrebten Reformen zur Einheit zu bringen. Gemeiniglich ſind die Meinungen hierüber ſo verſchieden, daß Parteiungen entſtehen, und je mehr ſich dieſe zerſplittern, deſto weniger iſt ein wirkſames Handeln möglich. Deßhalb zeugte es von e ner ſchon weit gediehenen Organiſation der Gährung, daß die Bauern, welche zur Einleitung der Revolution entſchloſſen waren, vor der Ergreifung der Waffen über ihre Forderungen an die herrſchenden Machthaber ſich vereinigten. Unter dem Namen der „12 **Artikel**“ wurde nämlich im Frühjahr 1525 ein Manifeſt unter dem Landvolk in Schwaben verbreitet, worin die Beſchwerden desſelben und die Mittel zur Abhülfe zuſammengeſtellt waren. Wer den Aufſatz verabfaßt

habe, iſt nicht mehr zu ermitteln. Es kreisten ſchon ſeit längerer Zeit Artikel über die einzuleitenden Reformen unter den Bauern von verſchiedenen Verfaſſern, und aus allen wurde endlich ein mittlerer Vorſchlag zuſammengeſetzt, welcher allgemeine Zuſtimmung erhielt.

Der erſte Artikel (man ſehe die Anmerkung 1) hatte nach der Beſchaffenheit der Zeitverhältniſſe eine ungemeine Wichtigkeit. Zuvörderſt erklären ſich die revolutionären Bauern darin für Anhänger der Lehre Luthers und verlangen die reine Verkündigung des Evangeliums. Da die kirchliche Reformation um dieſe Zeit ſchon ſehr weit um ſich gegriffen hatte, ſo ſtellten die Landleute ihre politiſche Bewegung gleichſam unter den Schutz der neuen Religion. In guter Berechnung war der erſte Artikel zugleich ſo gefaßt, daß Luther ihn nothwendig billigen mußte. Auſſer der lautern Verkündigung des Evangeliums forderten die Bauern die Einräumung des Rechtes für die Gemeinden, ihren Pfarrer ſelbſt zu erwählen, und bei ungebürlichem Betragen wieder abzuſetzen. Dagegen konnte der Reformator unmöglich etwas einwenden, weil die Forderung ganz ſeinen Grundſätzen entſprach. Von ungemeinem Scharfſinn zeugte es vollends, daß der erſte Artikel für die Lutheriſche Theorie über die Rechtfertigung ſich erklärte: denn ſoferne irgend etwas den Reformator zu beſtechen vermocht hätte, ſo war es die Annahme dieſes Glaubensſatzes.

Der Verfaſſer des Manifeſtes wollte keine bloße Läuterung der Religionsſätze, ſondern Verbeſſerung des ſocialen Zuſtandes: aus Politik ſetzte er die Glaubens-Reform an die Spitze; doch ſchon im zweiten Artikel fordert er eine weſentliche politiſche Maaßregel: „Beſchränkung des Zehntens“. Wie ſich aus dem Inhalt jenes Satzes ergiebt (man ſehe Anmerkung 2), war auch er ziemlich gemäßigt gefaßt. Gleichwohl enthielt er ſchon Eingriffe in das Privateigenthum. Viele Zehnten waren nämlich von den

---

[1]) Zum erſten, Iſt vnſer demütige bitte vnd beger auch vnſer aller wille vnd Meinung, Das wir nu hinfort, Gewalt vnd Macht wollen haben, Ein gantze Gemein ſolle ein Pfarrherr ſelbs erwelen und kieſen, Auch gewalt haben, denſelben wider zu entſetzen, wenn er ſich ungebürlich hielte. Derſelbige erwelete Pfarrherr ſoll vns das heilige Euangelium lauter vnd klar predigen on alle menſchlichen Zuſatz, Lere, vnd gebot, denn vns, den waren Glauben ſtets verkündigen, gibt vns ein Vrſach Gott vmb ſeine Gnad zu bitten, vnd denſelben waren glauben einbilden, vnd in vns beſtetten. Denn wenn ſein Gnade in vns nicht eingebildet wird, So bleiben wir ſtets im Fleiſch vnd Blut, Das denn nichts nütz iſt, wie klerlich in der Schrifft ſtehet, Das wir alleine durch den waren glauben zu Gott komen können, Vnd alleine durch ſeine Barmhertzigkeit ſelig müſſen werden, drumb iſt vns ein ſolcher Fürgeher vnd Pfarrherr von nöten, vnd dieſer geſtalt, in der Schrifft gegründet.

[2]) Zum andern, Nach dem der rechte Zehend auffgeſetzt iſt im alten Teſtament, vnd im Newen alles erfüllet, nichts deſte minder, wollen wir den rechten Kornzehend gern geben, doch wie ſich gebüret, Demnach ſol man jn Gott geben, vnd den ſeinen mitteilen, gebürt es einem Pfarrherr, ſo klar das wort Gottes verkündet, Sind wir des willens hinfort, dieſen Zehend vnſer Kirchpröbſten, ſo denn eine Gemeine ſetzt, ſollen einſamlen vnd einnemen, dauon einem Pfarrherr, ſo von einer gantzen Gemeine erwelet wird, ſeinen zimlichen gnugſam Auffenthalt geben jm vnd den ſeinen, nach erkentnis einer gantzen Gemein, Vnd was überbleibt, ſol man armen Dürfftigen (ſo im ſelben Dorffe fürhanden ſind) mitteilen, nach geſtalt der Sachen, vnd erkentnis einer Gemein.

Was überbleibt ſol man behalten, ob man reiſen müſſte von Landes not wegen, Damit man kein Landſtewer dürffte auff den Armen anlegen, ſol mans von dieſem Vberſchuſſe ausrichten. Auch ob ſache were, das eines oder mehr Dörffer weren, die den Zehend ſelber verkaufft hetten, aus etlicher Not halben, dieſelbigen ſo darumb zu zeigen in der geſtalt haben von einem gantzen Dorffe, der ſol es nicht entgelten, Sondern wir wollen vns zimlicher weis nach geſtalt vnd Sach mit jm Vergleichen, jm ſolchs wider mit zimlicher ziel vnd zeit ablöken. Aber wer von keinem Dorff ſolch erkaufft hat, vnd jre Vorfahren, jnen ſelbs ſolchs zugeeigend haben, Wollen, ſollen, vnd ſind wir jnen nichts weiters ſchüldig zu geben, Allein wie oben ſtat vnſern erwelten Pfarrherr damit zu vnterhalten, nachmalen ablöſen, oder den Dürfftigen mitteilen, wie die heilig Schrifft inne helt, ſie ſeien geiſtlich oder Weltlich. Den kleinen Zehend, wollen wir gar nicht geben, Denn Gott der HERR das Viech frey dem Menſchen geſchaffen, das wir ein vnzimlichen Zehend ſetzen, den die Menſchen erdicht haben, darumb wöllen wir jn nicht weiter geben.

Berechtigten an dritte Perſonen verkauft worden, und die Erwerbungsart beruhte ſohin auf einem läſtigen Rechtstitel. Unentgeldliche Aufhebung des Zehntens ſchmälerte alſo wohlerworbene Privatrechte. Freilich erboten ſich die Bauern zu einem billigen Vergleich mit den Käufern; allein nur in Anſehung des großen Zehntens, da ſie jenen vom Vieh gar nicht mehr geben wollten.

Vollkommen billig war dagegen die Forderung des dritten Artikels (Anmerkung 3), daß man die Leibeigenſchaft aufhebe. Wenn das Chriſtenthum ſchon bei ſeiner erſten Einführung den Kampf wider die Sklaverei eröffnete, ſo geziemte es ſich ganz für die Zurückführung einer ausgearteten Religion auf die reine Lehre ihres Stifters, die Überbleibſel unwürdiger Knechtſchaft vollends wegzuräumen. Äuſſerſt verſtändig erklärte ſich auch das Manifeſt über den Sinn der Befreiung des Landvolkes, indem darunter keine zerſtörende Ungebundenheit verſtanden, vielmehr Ordnung und obrigkeitliche Leitung vorbehalten ſein ſollte.

Gerecht und billig erſcheint hiernächſt auch der vierte Artikel (Anmerkung 4), inſoferne er die Beſchränkung der Jagdvorrechte betrifft. Es war nur zu richtig, daß der Adel das Wild hegte, und dadurch den Landleuten ſehr großen Schaden zufügte: die Gerechtigkeit forderte darum gebieteriſch, daß hierin ein Einſehen geſchehe, doch mit möglichſter Schonung der Eigenthumsrechte.

Bedenklicher war hingegen der Inhalt des fünften Artikels (Anmerkung 5): denn er konnte durch Eingriffe in das Eigenthum üble Wirren zur Folge haben.

---

[3]) Zum dritten, Iſt der brauch bisher geweſen, das man vns für jr eigen Leut gehalten habe, welchs zu erbarmen iſt, Angeſehen das vns Chriſtus alle mit ſeinem köſtbarlichen Bluturgieſſen erlöſt vnd erkaufft hat, den Hirten gleich als wol als den Höchſten keinen ausgenomen. Drumb erfind ſich mit der ſchriefft, das wir frey ſein, vnd wollen ſein. Nicht das wir gar frey ſind, kein Oberkeit haben wollen, Leret vns Gott nicht, Wir ſollen in geboten leben, nicht in freiem fleiſchlichen mutwillen, Sondern Gott lieben als vnſern HERRN, jn im vnſern Neheſten erkennen, Vnd alles das, ſo wir auch gern hetten, Das vns Gott am Nachtmal geboten hat zu einer Letz, Darumb ſollen wir, nach ſeinem gebot leben, zeigt vnd weiſt vns dis Gebot nicht an, das wir der Oberkeit nicht gehorſam ſein, Nicht allein der Oberkeit, Sondern wir ſollen vns gegen jederman demütigen, das wir auch gern gegen vnſerer erweleten vnd geſetzten Oberkeit (ſo vns von Gott geſetzt) in allen zimlichen und Chriſtlichen ſachen gern gehorſam ſein, Auch on zweiuel, jr werdet vns der Eigenſchafft als war vnd recht Chriſten, gern erlaſſen, oder vns im Euangelio des beberichten das wirs ſeien.

[4]) Zum vierdten, Iſt bisher im brauch geweſen, Das kein armer Man gewalt gehabt hat, das Wildbret, Geuögel oder Fiſch, im fliſſenden Waſſer zu fahen, Welchs vns ſonſt gar unzimlich vnd unbrüderlich düncket, Sondern eigenützig, vnd dem wort Gottes nicht gemäſs ſein. Auch an etlichen Orten, die Oberkeit vns das Wild zu trotz vnd mechtigen Schaden haben wil, Vns das vnſer (ſo Gott dem Menſchen zu gut erwachſen hat laſſen) die vnuernünfftigen Thier zu vnnutz verfreſſen, mutwilliglich leiden müſſen, dazu ſtill ſchweigen, das wider Gott vnd den Nechſten iſt. Wann als Gott der HErr den Menſchen erſchuff, hat er jm gewalt gegeben über alle thier, über den Vogel im Lufft, vnd über den Fiſch im waſſer. Darumb iſt vnſer begeren, wenn einer Waſſer hette, das ers mit gnugſamer Schrifft beweiſen mag, das man das Waſſer wiſſentlich alſo erkaufft het, Begeren wir jms nicht mit gewalt zu nemen, Sondern man müſſe ein Chriſtlich einſehen darinnen haben, von wegen brüderlicher Lieb, Aber wer nicht gnugſam Anzeigung darumb kan thun, ſol es einer Gemein zimlicher weis mitteilen.

[5]) Zum fünfften, ſind wir auch beſchwert der Beholtzung halben, Denn vnſere Herrſchafft haben jnen die Höltzer alle allein geeigent, Vnd wenn der arm Man was bedarff, mus ers umb zwey Gelt kauffen. Iſt vnſer meinung was für Hölzer ſein, es habens Geiſtlich oder Weltlich innen, die es nicht erkaufft haben, ſollen einer gantzen Gemein wider anheim fallen, vnd einer Gemein zimlicher weis frey ſein, einem jglichen ſein notdurfft ins Haus zu brennen, vmb ſonſt laſſen nemen. Auch wenn von nöten ſein würde, zu Zimmern, auch vmb ſonſt nemen, doch mit wiſſen der, ſo von der Gemein dazu erwelet worden, So aber keins fürhanden were, denn das ſo redlich erkaufft iſt worden, Sol man ſich mit demſelbigen brüderlich vnd Chriſtlich vergleichen, Wenn aber das Gut am anfang, aus jnen ſelbs geeignet were worden, vnd nachmals verkaufft worden, Sol man ſich vergleichen nach geſtalt der Sachen, vnd Erkentnis brüderlicher Lieb vnd heiliger Schrifft.

Der 6., 7., 8., 9., 10. und 11. Artikel (Anmerkung 6 — 11) verdienten alle Berückſichtigung, und es lag in den Pflichten der Billigkeit, in dieſen Beziehungen den Landleuten mildernde Zugeſtändniſſe zu machen.

Beſonders wichtig war der letzte Artikel (man ſehe Anmerkung 12), worin alle vorhergehenden Reform-Anträge für unmaaßgebend erklärt werden. Man muß den Scharfſinn des Manifeſtes in der That bewundern: denn gleichwie ſchon der Eingang mit meiſterhafter Politik ſo gefaßt iſt, daß die geſammte Lutheriſche Partei unzertrennlich mit der Sache der politiſchen Revolution verknüpft werden ſollte, ſo vollendete dieß der Schluß-Artikel durch ſcheinbare Unterwerfung unter die Entſcheidung des kirchlichen Reformators. Damit dem letztern ja keine Gelegenheit zum Tadel ſeiner Anhänger gegeben werde, erklären dieſe im Voraus mit Beſcheidenheit, daß ſie allen Forderungen entſagen wollen, welche mit der Schrift nicht zu vereinbaren ſeien. Im Grunde genommen hatte dieſe ſcheinbare Beſcheidenheit keine praktiſche Bedeutung: denn Luther hatte auch öfters ſeine Bereitwilligkeit zum Widerruf erklärt, wenn man ihn

---

6) Zum ſechſten, Iſt vnſer hart beſchwerung, der Dienſt halben, Welcher von tag zu tag gemehret werden, vnd teglich zunemen, Begeren wir, das man ein zimlich Einſehen drein thue, Vns dermaſſon nicht hart beſchweren, Sondern vns gnedig hierinnen anſehen, wie vnſer Eltern gedienet haben, Allein nach laut des Wort Gottes.

7) Zum ſiebenden, Das wir vns hinfort ein Herrſchafft nicht weiter wollen laſſen beſchweren, Sondern wie es ein Herrſchafft zimlicher weis einem verleihet, Alſo ſol ers beſitzen laut der Vereinigung dieſes Herrn vnd Bawren, Der Herr ſol jn nicht weiter dringen noch zwingen, mehr Dienſt noch anderſt von jm vmb ſonſt begeren, damit der Bawr ſolchs Gut on beſchwerde alſo rueglich brauchen vnd nieſſen müge. Ob aber des Herrn dienſte vonnöten weren, Solt jm der Bawr willig vnd gehorſam für andern ſein, doch zu ſtunde vnd zeit, das dem Bawren nicht zu nachtheil diene, vnd vmb einen zimlichen Pfennig den thun.

8) Zum achten, Sitzen wir beſchwert, vnd der viel, ſo Güter inne haben, Das dieſelbigen Güter die Güld nicht ertragen künden, vnd die Bawren das jre darauff einbuſſen vnd verderben, Das die Herrſchaft dieſelbigen Güter erbare leute beſichtigen laſſen, vnd nach der billigkeit am Zinſegelt erſchafft, damit der Bawr ſein arbeit nicht umb ſonſt thue, denn ein jglicher Tagewercker iſt ſeines Lohns würdig.

9) Zum neunden, Sein wir beſchwert der groſſen freuel, ſo man ſtets newe Satzung machet, Nicht das man vns ſtrafft nach geſt·lt der Sach, Sondern zu zeiten aus groſſem neid, vnd zu zeiten aus groſſer gunſt, Iſt vnſer meinung, vns bei alter geſchriebener Straff zu ſtraffen, darnach die Sach gehandelt iſt, vnd nicht nach gunſt.

10) Zum zehenden, Sind wir beſchwert, das etliche haben jnen zugeeignet Wieſen, dergleichen Ecker, die denn einer Gemeine zugehörent, Dieſelbigen werden wir wider zu ynſern gemeinen handen nemen, Es ſey denn ſach, das mans redlich erkaufft habe, wenn mans aber unbillicher weis erkaufft hette, Sol man ſich gütlich, brüderlich mit einander vergleichen, nach geſtalt der Sach.

11) Zum eilfften, Wollen wir den brauch genant den Todfall, gantz vnd gar abgethan haben, den nimer leiden noch geſtatten, Das man Widwen, Waiſen, das jre wider Gott vnd ehren alſo ſchendlich nemen vnd berauben ſol, wie es an vielen Orten (mancherley geſtalt) geſchehen iſt, Vnd von denen, ſo ſie beſchützen vnd beſchirmen ſolten handhaben ſie vns geſchunden vnd geſchaben, Vnd wenn ſie wenig fug hetten gehabt, hetten dis gar genomen, das Gott nicht mehr haben wil, Sondern ſol gantz abſein, kein Menſch nichts hinfürder ſchüldig ſein zugeben, weder wenig noch viel.

12) Zum zwelfften, Iſt vnſer Beſchlus vnd endliche meinung, Wenn einer oder mehr Artikel als hie geſtellt, ſo dem Wort Gottes nicht gemeſs weren (als wir denn nicht vermeinen) Dieſelbigen Artikel, wo man vns mit dem Wort Gottes für vnzimlich anzeigen, wolten wir dauon abſtehen, Wenn mans vns mit grund der ſchrifft erkleret, Ob man vns ſchon etlich Artikel jetzt zulies, vnd hernach ſich befünde, das vnrecht weren, Sollen ſie von ſtund an tod vnd abſein, nichts mehr gelten, Der gleichen ob ſich in der Schrifft mit der warheit mehr Artikel erfünden, die wider Gott vnd beſchwerung des Neheſten weren, wollen wir vns auch fürbehalten vnd beſchloſſen habſu, vnd vns in aller Chriſtlicher Lere vben vnd brauchen, darumb wir Gott den HERRN bitten wollen, der vns daſſelbige geben kan, vnd ſonſt niemand, Der friede Chriſti ſei mit vns allen, Amen.

Der Text obiger 12 Artikel iſt nach Luther. Jenenſer Ausgabe, Th. III, fol. 111 in tergo – 113.

aus der Bibel widerlegen werde. Sowie aber Er feſt entſchloſſen war, keine Auslegung der Schrift als richtig anzuerkennen, welche nicht mit ſeiner Meinung übereinſtimmte, eben ſo war dieß bei den Bauern der Fall. Gleichwohl erlangten ſie den großen Vortheil, den Maſſen Sand in die Augen zu ſtreuen, weil ſolche den verſteckten Sinn des Manifeſtes nicht erriethen, und durch das beſcheidene äuſſere Gewand desſelben für die politiſchen Reformer nothwendig günſtig geſtimmt werden mußten.

Eilftes Hauptſtück.

Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufſtand.

Der Charakter der Kirchenverbeſſerung war Kampf gegen ein Prinzip, welches tauſend Jahre in der Meinung gegründet und feſtgewurzelt war. Freiheit war ihr Wahlſpruch, und ſie konnte daher füglich ſo ausgelegt werden, daß ſie die politiſche Freiheit, nämlich die Entfernung der fürſtlichen und königlichen Macht, eben ſo gut beabſichtige, als die der päpſtlichen. Unter dieſem Geſichtspunkte konnte ſie ſehr leicht den Fürſten gefährlich erſcheinen und bei denſelben Widerſtand erregen. Waren aber die päpſtliche und die weltliche Macht der Fürſten vereinigt, ſo konnte an eine Durchführung der neuen Lehre nicht gedacht werden. Gerade umgekehrt ſchien ſolche nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürſten für die Evangeliſchen gewonnen werden konnte. Dieß hat auch die Geſchichte bewieſen. Bloß dadurch, daß ſich der Churfürſt Friedrich leidend verhielt, und den Aufforderungen des Papſtes zur Verfolgung oder gar Auslieferung Luthers nicht Gehör gab, wurde es verhindert, daß die Reformation nicht gleich Anfangs erſtickt wurde, und ihr ſpäterer Sieg ward nur dadurch herbeigeführt, daß ſich mehrere mächtige Fürſten förmlich für die Kirchen-Verbeſſerung erklärten und dieſelbe mit den Waffen vertheidigten. Selbſt hier war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anſtrengung zum Vortheil des reformatoriſchen Prinzips entſchieden werden. Hätten alſo die Fürſten, welche die neue Lehre annahmen und ſo große Anſtrengungen zur Erhaltung derſelben machten, gegen ſolche ſich erklärt; ſo lag es klar am Tage, daß die Reformation erdrückt worden wäre. Die Gegner derſelben wußten dieß alles ſehr gut, und darum ging ihr Beſtreben ſogleich Anfangs dahin, das reformatoriſche Prinzip den Fürſten in Anſehung der politiſchen Folgen, die daraus entſpringen müßten, verdächtig zu machen und ihnen die Beſorgniß einzuflößen, daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürſtlichen Macht dadurch entſtehen müſſe. Dieß war immer ihre Hauptwaffe, womit ſie die Evangeliſchen bekämpften, immer ſuchten ſie zu beweiſen, daß die Angriffe gegen die päpſtliche Gewalt, wenn ſie gelängen, nothwendig auch zu Angriffen gegen die Fürſten führen müßten, und daß letztere folglich zugleich mit dem Papſte geſtürzt werden würden. Viele Fürſten glaubten dieß auch wirklich, und dieſe Beſorgniß trug bei manchen mehr dazu bei, ſie zum Widerſtande gegen das Lutherthum zu bewegen, als die Überzeugung von dem größeren inneren Werthe des entgegengeſetzten Lehrbegriffes. An ſich war die Behauptung, daß die Angriffe gegen die päpſtliche Gewalt, oder mit andern Worten, das Streben nach Befreiung aus dem geiſtigen Joche auch ein Streben

nach Befreiung aus dem weltlichen Druck zur Folge haben könne, nicht ſo ganz ohne Grund, ſondern aus pſychologiſchen Rückſichten ſogar ſehr wahrſcheinlich. Diejenigen, welche dem reformatoriſchen Prinzip, um deſſen Fortgang zu verhindern, immer das Schreckbild der bürgerlichen Empörung entgegen hielten, wußten zwar ſehr gut, daß Luther nicht allein keinen politiſchen Zweck habe, ſondern im Gegentheile einem ſolchen entſchieden ſich widerſetzen würde; allein ſie hüteten ſich wohl, es zuzugeſtehen, und behaupteten fortwährend, die Umwälzung in der Kirche müſſe auch zu politiſchen Umwälzungen führen. Sie vertheidigten dieſe Behauptung auch mit vielen ſcheinbaren Gründen und machten ſchon hierdurch viele Fürſten der neuen Lehre abgeneigt. Dazu kam aber noch, daß der Gang der Ereigniſſe ihre Vorherſagung zu beſtätigen ſchien, und theilweiſe auch wirklich beſtätigte. Der Aufſtand der Bauern, die von den ſchwärmeriſchen Reformatoren aufgeregt worden waren, trat hervor, und zwar mit allen Greueln und Schrecken, welchen der bewaffnete Fanatismus zu verurſachen pflegt. Dadurch wurde das reformatoriſche Prinzip in die größte, dringendſte Gefahr gebracht. Denn es hatte ſich ja erfüllt, was die Anhänger des Papſtes verkündet hatten, der Aufſtand und die maaßloſen Ausſchweifungen, welche ihn begleiteten, waren von den Bekennern der neuen Lehre ausgegangen, dieſe hatten ſich ſogar auf die Grundſätze der Reformation berufen! Hatten alſo die Gegner derſelben nicht Recht? Haben jene Grundſätze nicht zu blutigem Aufruhr geführt, nicht Brennen, Rauben, Morden veranlaßt, nicht das Eigenthum gefährdet, nicht zur Umkehrung aller Verhältniſſe und zur Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande Gefahr erregt? Muß ſich demnach nicht Jedermann vor dem Gifte der Neuerung hüten, das ſolche Früchte bringt? Müſſen alſo nicht alle Getäuſchten und Verführten zur ſchützenden und erhaltenden Mutterkirche zurück? In der That die Gefahr, welche bei ſolchen Umſtänden für das reformatoriſche Prinzip entſtehen mußte, war drohend und furchtbar, und es gab nur ein Mittel, ſolche abzuwenden. Daſſelbe beſtand nicht darin, daß Luther bei dem Ausbruch des Aufſtandes ſich heftig gegen die Fanatiker erklärte, denn dieß würde wenig geholfen haben, ſondern darin, daß der Reformator die nothwendige Entſtehung der ſchwärmeriſchen Partei und deren gewaltſame Verfahrungsart ſchon längere Zeit vorausſehen, und ihr daher ſchon von vorne herein mit Nachdruck entgegenwirken mußte. Und Luther hatte wirklich den klaren, ſcharfen Blick, der erfordert wird, um ſolche Ereigniſſe jahrelang vorauszuſehen. Schon vier Jahre vor dem Ausbruch des Bauernkriegs wußte er, daß es zu politiſchen Empörungen kommen würde, und er bot daher ſchon vom Januar 1522 an alle ſeine Kraft und Beredſamkeit auf, dieſelben zu verhüten[1]). Hiebei benahm er ſich ſo offen und aufrichtig, daß jeder Redliche überzeugt werden mußte, der Reformator wolle nicht allein keine politiſche Umwälzung, ſondern es widerſtrebe eine ſolche ſogar ſeinem Zwecke. Und der Umſtand, daß jene Überzeugung ſchon vor dem Ausbruche des Bauernkrieges den ungleich größern Theil der Anhänger der neuen Lehre und insbeſondere die Fürſten, welche die letztere begünſtigten, ergriffen hatte, dieſe Thatſache allein rettete die Reformation. Denn als die Vertheidiger des Papſtthums triumphirend ausriefen: „nun ſeht ihr die Früchte der Neuerung, nun findet ihr, wie wahr unſere Vorherſagung geweſen iſt," verlor dieſe

[1]) Es iſt äußerſt merkwürdig, mit welcher klaren Beſtimmtheit der Reformator die Ereigniſſe vorher ſah. In einer Schrift an den Kurfürſt Friedrich von Sachſen, gegeben zu Wittenberg am Freitag aute Invocavit 1522, ſprach er: „Die dritte iſt, das ich mir übel fürcht, und ſorge, ich ſey ſein leider allzugewis, für einer groſſen Empörung in deudſchen Landen, damit Gott deudſche Nation ſtraffen wird. Denn wir ſehen, das dis Evangelium fellt in den gemeinen Mann trefflich, und ſie nemens fleiſchlich auf, ſehen, daß es wahr iſt, und wollens doch nicht recht brauchen.
[Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe, Th. II, S. 83.]

zur Zeit des Aufſtandes auſſerdem ſo mächtige Waffe alle Kraft, weil Luther gegen den Aufruhr lange genug gelehrt und gewirkt und die Fürſten, welche dem neuen Prinzip anhingen, zu tief überzeugt waren, daß nur fanatiſche Übertreibung, nicht aber Luthers Lehre die Kataſtrophe herbeigeführt habe. Hätte hingegen der Reformator vorher geſchwiegen, hätte er ſich rückſichtlich der politiſchen Frage nicht ſchon mehrere Jahre vorher entſchieden erklärt, ſo würde ihm, wenn er es nun auch bei dem Ausbruche des Aufſtandes ſelbſt hätte thun wollen, Niemand geglaubt haben, und die politiſche Empörung würde völlig auf Rechnung der von ihm angefangenen Neuerung geſchrieben worden ſein. Dieß mußte aber alsdann nicht bloß einen großen Abfall in ſeiner ganzen Partei, ſondern auch eine enge Verbindung der geſammten weltlichen Macht mit dem Papſte, alſo Sturz des reformatoriſchen Prinzips und Zurückführung der Völker unter das geiſtige Joch der Kirche zur unausbleiblichen Folge haben. Die nämliche Wirkung würde eingetreten ſein, wenn die fanatiſche Richtung über Luther und die Anhänger des Papſtes zu gleicher Zeit die Oberhand gewonnen hätte. Die Gründe ſind einfach und ſicher. Schwärmerei kann ſich nicht ſelbſt beherrſchen, ſie iſt ohne Maaß und Ziel, hält keine Grenze ein und zerſtört ſich durch ihre Ausſchweifung ſelbſt. Nothwendige Folge davon iſt, daß die Fanatiker, wenn ſie einmal ihr Gegengewicht des Maaßes zerſtört haben, unter ſich ſelbſt uneinig werden, weil immer einer die Ausſchweifung weiter treiben will, als der andere, und jenen, welcher einmal inne halten möchte, der Mäßigung und Schwäche anklagt. So war in der franzöſiſchen Staatsumwälzung der ſchwärmeriſche und gewaltthätige Republikaner Danton, der rückſichtsloſe Danton, den noch größeren Fanatikern Robespierre and St. Juſt noch zu gemäßigt, und letztere wurden wieder von den Hebertiſten der Mäßigung beſchuldigt. Eine Partei der Schwärmer rieb daher ſo lange die andere auf, bis alle vernichtet waren. Ganz die nämliche Erſcheinung begann nun auch in dem Reformationszeitalter unter den Fanatikern hervorzutreten, und zwar ſchon bei deren erſten Hoffnungen auf Erfolg. Einer der einflußreichſten Mitglieder dieſer Partei war der bemerkte Pfarrer Münzer, ein Mann von äuſſerſt ſchwärmeriſchem Charakter. Aber er war doch ſeinem Meinungsgenoſſen und Verbündeten, dem Prediger Pfeiffer, noch zu beſonnen. Letzterer drohte ihm daher mit der Vertreibung, wenn er nicht raſcher und hitziger zu Werke gehen würde. Überhaupt trugen alle Handlungen der geſammten Partei das Gepräge blinder Leidenſchaft: Vernunft und Beſonnenheit hatten ihre Macht verloren, das Ganze hatte daher keine Leitung und würde von Thorheit zu Thorheit fortgegangen ſein, bis es ſich endlich in der Ausſchweifung ſelbſt zu Grunde gerichtet haben würde. Dieß iſt ſchon darum völlig gewiß, weil alle jene Schwärmer keinen Begriff von Staatswiſſenſchaft hatten, ſondern die bürgerlichen Verhältniſſe lediglich nach Bibelſprüchen einrichten und leiten wollten. Bei der engliſchen Umwälzung war während der Herrſchaft der Independenten eine ähnliche Richtung vorhanden, allein ſie wurde von dem ſtaatsklugen Cromwell, der zwar auch Schwärmer war, doch dabei tiefe Regierungskenntniſſe beſaß, gezügelt und nur zu deſſen Zweck benützt. Die deutſchen Fanatiker des ſechszehnten Jahrhunderts hatten keinen Cromwell, und wenn mit dieſem 100 Jahre ſpäter die ſchwärmeriſche Richtung ſich nicht erhalten konnte, ſondern alles zur unbedingten Reſtauration Karls II. zurückführte, wie hätten die Schwärmer des Reformationszeitalters einen dauernden politiſchen Zuſtand begründen können? Dieß war völlig unmöglich und die unvermeidliche Folge eines Sieges der fanatiſchen Richtung über Luther war nothwendig das Zurückfallen der Zuſtände unter das geiſtige Joch des Papſtes. So gut bei der franzöſiſchen und engliſchen Staatsumwälzung die Ausſchweifung des reformatoriſchen Prinzips ihr gerades Gegentheil, nämlich die Wiederherſtellung der alten Staatsverhältniſſe, zur Folge hatte, eben ſo mußte die

Übertreibung der religiöſen reformatoriſchen Grundſätze ihr Widerſpiel, nämlich die Wiederherſtellung der alten kirchlichen Gewalt, herbeiführen. Es iſt dieß nach unabänderlichen Naturgeſetzen alſo, die ſich in den Erſcheinungen der Geſchichte nur offenbaren, es kann und wird daher nie anders ſein. Darum unterliegt es keinem Zweifel, die Reformation und folglich die Befreiung der edleren Völker aus dem geiſtigen, tödtenden Zwange der Kirche konnte nur dadurch gerettet und ſiegreich durchgeführt werden, daß Luther die doppelte Gefahr, welche ſeinem Zwecke aus der fanatiſchen Richtung entſpringen mußte, zur rechten Zeit klar erkannte und darnach ſeine Wirkſamkeit einrichtete. Und wahrlich man muß es bewundern, wie ſcharf, wie deutlich der Mann ſah, wie richtig und lebhaft ſich ſeinem Geiſte alle Folgen jener Richtung darſtellten. Er wußte genau, daß die Fanatiker die Reformation in größere Gefahr bringen würden, als dieß je die Macht des Papſtes und ſelbſt des Kaiſers vermocht hätte. Dieß zeigt ſich vornehmlich in der Ermahnung zum Frieden an die Bauerſchaft [2]).

Luther wußte alſo genau, daß durch die fanatiſche Richtung den Anhängern des Papſtes neue Waffen gegeben und die Gefahr erregt würde, das geſammte reformatoriſche Streben durch die Vertheidiger der alten Lehre unterdrückt zu ſehen. Er wußte aber auch, daß die nämliche Wirkung eintreten würde, wenn die Schwärmer ſiegen. In der unten eingerückten Stelle iſt dieß deutlich ausgeſprochen [3]). Noch beſtimmter ſagt dieß der Reformator an einem andern Ort: „Würden die Bauern Herrn", heißt es dort, „ſo würde der Teufel Abt werden, würden aber ſolche Tyrannen Herrn, ſo würde ſeine Mutter Äbtiſſin werden." Auch in ſeiner Auslegung des Propheten Jona bezeichnet er ſcharf ſeine wahre Stellung und erklärt, daß er das Evangelium gegen zwei Seiten hin zu vertheidigen habe, 1) gegen die Geiſter und Rotten, womit es der Teufel zur rechten Seite angreift und 2) gegen die Tyrannen, womit er es zur linken Seite anfällt. Am vollſtändigſten und kräftigſten ſprach ſich aber Luther über den Gang der Reformation und über den Punkt, woran alles zu ſcheitern drohte, in der unten folgenden wichtigen Stelle aus [4]).

---

[2]) So ſol nu und muß euer Titel und Namen dieſer ſein, daß ihr die Leute ſeid, die darumb ſtreiten, daß ſie nicht unrecht noch übels leiden wollen noch ſollen, wie das die Natur giebt, den Namen ſolt ihr führen und Chriſtus Namen mit Frieden laſſen: denn das iſt auch euer Werk und ſo thut ihr auch. Wolt ihr den nicht führen, ſondern Chriſtlichen Namen behalten, wolan, ſo muß ich die Sache nicht anders verſtehen, denn daß ſie mir gelte, und euch für Feinde rechen und halten, **die mein Evangelium dämpfen oder hindern wollen, mehr denn Bapſt und Kaiſer bisher gethan haben,** weil ihr unter des Evangelii Namen wider das Evangelium faret und thut.

[3]) Weil denn dieſe Sache gros und fehrlich iſt, als die beide, Gottes Reich und der Welt Reich betrifft: Denn wo dieſe Aufruhr ſolt fort dringen und überhand nehmen, würden beide Reich untergehen, daß weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort, ſondern eine ewige Verſtörung ganzes deutſchen Landes folgen würde.

[4]) Aber was ſoll ich auf die Papiſten hinfürder faſt ſehr zornig ſein, welche meine öffentlichen, abgeſagten Feinde ſind, und was ſie an mir thun, das thun ſie nach Feindes Recht, wie ſich's gebühret. Aber dieß ſind mir allererſt die recht ſchuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine goldne Freundlin, die Rottengeiſter und Schwärmer, welche (als mich dünkt) weder von Chriſto noch vom Evangelio etwas dapffers hätten gewußt, wo der Luther nicht zuvor hätte geſchrieben, und freilich durch ihre Kunſt aus des Bapſtes Tyrannei in ſolche Freiheit und Licht ſich ſchwerlich hätten gewirkt, oder wo ſie es hätten thun können, hätten ſie es doch nicht thürſt angreifen noch wagen. Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampf ſtund, Bullen und Bann, beide Bapſts und Kaiſers, dazu aller Papiſten Anfechten leiden mußte, waren ſie aus der maſſen kühne, freudige, unverzagte Helden, ſtille zu ſchweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu laſſen. Nu mir aber Gott gnediglich geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe, und ſie mir ſolten beiſtehen und helfen vollend den Streit ausführen, wie ich mich auf ſie ver-

Dieſe merkwürdige Stelle iſt zwar zwei Jahre ſpäter, als der Bauernaufſtand, und bezieht ſich auch mehr auf bloße dogmatiſche Zwiſtigkeiten, den bekannten Sakramentsſtreit, aber es ſchwebten dem Reformator die frühern Verhältniſſe doch augenſcheinlich dabei vor. Er ſchildert ſeine Lage, wie ſie vor einigen Jahren zwiſchen den Anhängern des Papſtes einerſeits und den fanatiſchen Reformen andrerſeits beſchaffen war, ſo treu und wahr, daß man meinen ſollte, er ſpreche nur von jenen Zuſtänden. Wenn man indeſſen die letzte Stelle auch ausſchließend auf den Sakramentsſtreit beziehen will, was jedoch pſychologiſch nicht wohl möglich iſt; ſo beweiſen doch die vorher angeführten Stellen hinlänglich, wie ſcharf und richtig Luther die Gefahr erkannte, welche der Reformation aus der ausſchweifenden, politiſchen Richtung entſpringen mußte. Dadurch wurde er in den Stand geſetzt, dieſer gefährlichen Richtung zur rechten Zeit entgegenzuwirken. Hätte er ſich von der mäßigen und billigen Sprache, die in dem Manifeſte der Bauern geführt wurde, irre führen laſſen, und ſeinen Widerſtand verſchoben; ſo wäre er ſpäter nicht mehr im Stande geweſen, die ſiegreiche fanatiſche Partei in gemäßigte Schranken zurückzuführen: er würde vielmehr ihr erſtes Opfer geworden ſein, weil ſie ihn, wie dieß bei ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich iſt, mehr haßten, als die Anhänger des Papſtes ſelbſt. Aber ſowie er durch ſein ſcharfſinniges Vorherſehen der Entſtehung der fanatiſchen Richtung den Vertheidigern des alten Prinzips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufruhrs, zerſtört hatte, ſo vernichtete er eben dadurch ſchon von vorne herein auch die Macht und Wirkſamkeit der überſpannten Reformer. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre waren ſchon mehrere Jahre vor dem Ausbruche der ausſchweifenden Richtung mit dem nothwendigen Eintreten dieſer Erſcheinung und mit deren verderblichen Folgen bekannt gemacht worden, auch die Art und Weiſe, wie jene Richtung nun wirklich im Leben auftrat, war von dem Reformator vorhergeſagt worden, alle beſonnenen Anhänger des letztern, und dieſe bildeten die große Mehrheit, waren alſo ebenfalls lebhaft überzeugt, daß die Rettung des reformatoriſchen Prinzips durch die Überwindung der Fanatiker bedingt ſei, erhoben ſich daher mit Macht gegen ſolche und brachten ſie ſchnell und dauernd zur Ruhe. Dadurch wurde nun das neue Prinzip von der doppelnden Gefahr, die wir oben angegeben haben, befreit, denn einerſeits wurde verhindert, daß die Umwälzung nicht unter dem Übermaaß ihrer Forderung unterliege und andrerſeits wurde durch die Aufrechterhaltung der Einheit der verbeſſernden Partei den Gegnern die Macht zur Unterdrückung der Reformation benommen. Dieſer Erfolg war indeſſen nicht ſo leicht, als man glaubt, Luther mußte vielmehr für ſolchen Zweck viel leiden. Zuerſt überhäufte ihn bei den erſten Zeichen des Aufſtandes der Bauern die päpſtliche Partei mit bittern Vorwürfen und gab ihm und ſeiner Lehre die ganze Schuld des bevorſtehenden Unheils. Dann griffen ihn aber auch die Anführer der Bauern hämiſch an und beſchuldigten ihn der Heuchelei, der Doppelzüngigkeit und der Abſicht, ein neues Papſtthum aufrichten zu wollen. So lange die Bauern noch nicht förmlich zu den Waffen gegriffen hatten, hegte der Reformator überdieß noch einige Hoffnung, daß er die Sache durch gütliche Vorſtellungen beilegen könne, er wollte daher noch nicht in ſeiner Kraft mit ihnen ſprechen, ſondern nahm vielmehr ihre ungerechten und ſo tief kränkenden Vorwürfe, um dem guten Zweck nicht zu ſchaden, geduldig hin. Es

---

ließ und getröſtet, fallen ſie von hinten zu über mich armen gemarterten Menſchen, und greifen mich dazu greulicher an, denn die Papiſten thun. Da muß ich ein neuer Papiſt ſein, ſie ſind's, die Chriſtum recht predigen. Wolan allzuſammen, wie ihr zuſammen ſeid und zuſammen gehöret, Teufel, Papiſten und Schwärmer nur friſch an den Luther. Ihr Papiſten von fornen her, Ihr Schwärmer von hinten zu, Ihr Teufel von allen Enden dran, hetzt, jagt, treibet getroſt, Ihr habt das rechte Wild für euch. Wenn der Luther liegt, ſo ſeid ihr geneſen und habt gewonnen.

iſt rührend, wie der große Mann die ihm ſonſt eigenthümliche Heftigkeit bei dieſer Gelegenheit beherrſchte und ohne an die erlittenen Beſchimpfungen zu denken, ſo mild und gütig zu den Bauern ſprach [5]).

Indeſſen nicht bloß die beiden äußerſten Endpunkte der Meinung richteten Angriffe auf Luther, ſondern ſelbſt ſeine eigenen Anhänger, welche ſein Verfahren im Ganzen billigten, äußerten über die Art, wie er ſich ſpäter gegen die Bauern ausſprach, die größte Unzufriedenheit. So war denn der Mann von allen Seiten angegriffen und verlaſſen, aber er beſaß ein Gut, das unſchätzbarſte und höchſte unter allen, die Unabhängigkeit von dem Einfluſſe der Meinung. Die Macht der letztern iſt groß, in der Regel iſt ihr Lob Leben, ihr Tadel Tod, und die meiſten Menſchen nehmen daher ihre Kraft zu weiteren Leiſtungen aus der Beiſtimmung derſelben, ſowie ſie umgekehrt durch deren Mißbilligung alle Kraft zu weiteren Erfolgen verlieren. Aber es giebt Fälle, wo der Einzelne ſich über die Meinung erheben und ſeine Überzeugung gegen ſolche aufrecht erhalten muß. Dieſe Fälle ſind als Ausnahme von der Regel ſehr ſelten, treten gewöhnlich nur in großen Zeiten ein und ſind auch nur vorübergehend, indem hervorragende Männer ihrer Zeit nur vorangehen und darum deren Anſichten, Pläne und Verfahrungsarten ſelbſt von den Beſten eine kleine Weile mißbilligt werden; doch die Zeit rückt ſchnell nach, das Große findet Anerkennung und kommt durch die Meinung zum Leben. Es bleibt alſo zwar wahr, daß die wirkliche Macht nur in der Meinung liegt, und daß auſſer ihr es keine gebe, aber gleichwohl iſt es in gewiſſen, nur vorübergehenden Fällen ſelbſt zum Vortheil des Guten und Wahren nothwendig, ſeine Überzeugung gegen die ganze Welt, gegen Feind und Freund zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten. Dieſer Kampf iſt der härteſte und ſchwerſte, welcher im Menſchenleben zu beſtehen iſt, denn nichts lähmt und erdrückt mehr, als Mißbilligung und Verkennung ſelbſt von Seite der Guten und Edlen. Aber Luther hatte die Kraft, auch dieſen Kampf ſiegreich zu beſtehen, und entſchieden über die Meinung ſich zu erheben. Nie war er größer, als wie er ſchrieb: „Wolan ſo gelte der Trotz in Gottesnamen, wen es gereuet, der laſſe ab, wer ſich fürchtet, der fliehe, mein Rückhalter iſt mir ſtark und gewiß, das weiß ich. Ob mir ſchon die ganze Welt anhinge und wieder abfiele, das iſt mir eben gleich und denke, iſt ſie mir zuvor doch auch nicht angehangen, da ich alleine war. Wer nicht will, der laſſe es, wer nicht bleibt, der fahre immer hin. Ich kann deſto frölicher leben und ſterben, weil ich mit ſolchem Gewiſſen lebe und ſterbe, daß ich ja mit allem Fleiß habe der Welt zu ihrem Beſten gedient“ [6]).

Der Reformator verſuchte zunächſt den Weg der Güte, um die Landleute von dem gewaltſamen Aufſtand abzubringen, und zugleich die Fürſten zur freiwilligen Erleichterung der untern Stände zu bewegen. Zu dem Ende ſchrieb er eine Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerſchaft in Schwaben [7]). Eifrig bemüht, den Mittler in den gefährlichen Wirren zu machen, wandte er ſich in jener Schrift zuerſt an die Fürſten und Herren, und gab ihnen alle Schuld des Aufruhrs. Der freimüthige Mann

---

[5]) Sehet lieben Herrn und Freunde, das iſt mein Unterricht, ſo ihr von mir begehrt, und bitte, wollet eurer Erbietung gedenken, daß ihr euch gerne wollet mit Schrift laſſen weiſen. Wenn nu dieß zu euch kommt, ſo ſchreiet nicht ſobald, der Luther heuchlet den Fürſten, er redet wider das Evangelium. Leſet zuvor, und ſehet meinen Grund aus der Schrift, denn es gilt euch. Ich bin entſchuldigt für Gott und der Welt. Ich kenne die falſchen Propheten unter euch wohl, gehorchet ihnen nicht, ſie verfüren euch wahrlich. Sie meinen euer Gewiſſen nicht, ſondern ſie wolten gern Galater aus euch machen, daß ſie durch euch zu Gut und Ehren kämen.

[6]) Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe. Th. III. S. 135 in tergo.

[7]) Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe Th. III, fol. 113 in tergo — 123.

erklärte mit Nachdruck, daß die Fürſten und Biſchöfe durch ihre Tyrannei gegen das Volk, welche nicht mehr zu ertragen ſei, die Empörung veranlaſſen [8]). Luther ging hier zum Vortheil der Bauern ſogar weiter, als ſich ſtreng thatſächlich erweiſen ließ: denn ſelbſt aus urkundlichen Unterſuchungen über die Größe der damaligen Abgaben geht hervor, daß ein übermäßiger materieller Druck durchaus nicht vorhanden war [9]). Aus freiſinnigen und humanen Rückſichten ſtellte ſich der Reformator indeſſen auf die Seite des Volkes und verband darum mit ſeiner Fürſprache für die Bauern die eindringliche Aufforderung an die Herren, zu einer mildern Behandlung gegen die untern Stände überzugehen [10]). Hierauf ſprach Luther die Landleute an, indem er ihnen im Einzelnen Urſache zur Beſchwerde zugeſtand, ſeiner gewöhnlichen Theorie nach aber behauptete, daß ſie ſich gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt Recht verſchaffen dürfen. Alsdann geht er zur Unterſuchung der 12 Artikel ſelbſt über.

Wie vorauszuſehen war, wurde der erſte für recht erklärt; indeſſen hier ſchon zeigte ſich die Abneigung des Reformators gegen jeden Eingriff in das Eigenthum: denn er widerſetzte ſich der Verwendung des Zehntens zur Beſoldung des Pfarrers, wenn der Zehnten Eigenthum eines Dritten ſei.

Folgerichtig fand natürlich Luther den zweiten Artikel gänzlich verwerflich, und er äuſſerte ſich ſehr bitter wider denſelben [11]). Ja ſogar der dritte Artikel fand keine Gnade vor ihm, weil nach der Bibel

---

[8]) Erſtlich mögen wir Niemand auf Erden danken ſolchs Unraths und Aufruhrs, denn euch Fürſten und Herrn, ſonderlich euch blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und München, die ihr noch heutiges Tages verſtockt, nicht aufhöret zu toben und wüthen wider das heilige Evangelium, ob ihr gleich wiſſet, daß es recht iſt, und auch nicht widerlegen könntet. Dazu im weltlichen Regiment nicht mehr thut, denn daß ihr ſchindet und ſchatzt, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme gemeine Mann nicht kann und mag länger ertragen. Das Schwert iſt euch auf dem Halſe; noch meinet ihr, ihr ſitzet ſo feſte im Sattel, man werde euch nicht mögen ausheben. Solche Sicherheit und verſtockte Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr ſehen. Ich habs euch zuvor vielmal verkündigt, ihr ſolltet euch hüten für dem Spruch, Pſalm 107: **Effundit contemptum super Principes**, Er ſchüttet Verachtung auf die Fürſten; ihr ringet darnach, und wollet auf den Kopf geſchlagen ſein, da hilft kein Warnen noch Vermanen für.

[9]) Auch Oechsle kommt in ſeiner Geſchichte des Bauernkrieges durch quellenmäßige Forſchnngen auf das Ergebniß, daß die bürgerlichen Laſten nicht in dem Grade drückend geweſen ſeien, um durch Aufruhr ſich Erleichterung zu ſchaffen.

[10]) Denn das ſollt ihr wiſſen, lieben Herrn, Gott ſchaffts alſo, daß man nicht kann, noch will, noch ſolle euer Wüterei die Länge dulden. Ihr müßt anders werden, und Gottes Wort weichen; thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weiſe, ſo müßt ihrs thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thuns dieſe Bauern nicht, ſo müſſens andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen; Gott wird andere erwecken; denn er will euch ſchlagen und wird euch ſchlagen. Es ſind nicht Bauren, liebe Herrn, die ſich wider euch ſetzen, Gott iſts ſelber, der ſetzt ſich wider euch, heimzuſuchen euer Wüterei. Es ſind etliche unter euch, die haben geſagt, ſie wollen Land und Leute daran ſetzen, die Lutheriſche Lehre auszurotten. Wie dünkt euch, wenn ihr euer eigen Propheten wäret geweſen, und wäre ſchon Land und Leute hintan geſetzt? Scherzt nicht mit Gott, lieben Herrn! Die Juden ſagten auch, wir haben keinen König, und iſt ein ſolcher Ernſt worden, daß ſie ewiglich ohn König ſein müſſen.

[11]) Dieſer Artikel iſt eitel Raub und öffentliche Strauchdieberei. Denn da wollen ſie die Zehenden, der nicht ihr, ſondern der Oberkeit iſt, zu ſich reiſſen, und damit machen, was ſie wollen. Nicht alſo, lieben Freunde, das heißt die Oberkeit ganz und gar abgeſetzt; ſo ihr doch in der Vorrede bedingt, Niemand das Seine zu nehmen. Wollt ihr geben und Guts thun, ſo thuts von eurem Gute, wie der weiſe Mann ſpricht; denn Gott durch Eſajam ſagt: Ich haſſe das Opfer, das vom Raube kommt.

Redet ihr doch in dieſem Artikel, als wäret ihr ſchon Herrn im Lande, und hättet alle Güter der Oberkeit zu euch genommen, und wollet niemand unterthan ſein, noch geben. Daran man greift, was ihr im Sinn habt. Lieben Herren, laßt ab, laßt ab, ihr werdets nicht enden, es helfen euch nicht die Kapitel der Schrift, ſo euer Lügenprediger und falſcher Prophet an den Rand geſchmieret hat, ſondern ſind wider euch.

Abraham und die andern Patriarchen Leibeigene gehabt hätten, eine ſolche Einrichtung alſo nicht gegen das Evangelium ſei. Die übrigen Sätze erklärte der Reformator für bloße Rechtsfragen, welche ihn als Theologen nichts angingen, und er verwies daher in dieſer Beziehung an das Gutachten der Rechtsverſtändigen. Am Schluß ſprach Dr. Martin beide Parteien zugleich an, mit der Betheuerung, daß beide gleich unrecht thäten. Deßhalb machte er den Vorſchlag, daß man aus dem Adel einige Grafen und Herren, und in den Städten einige Rathsherren erwählen möge, welche den Streit vermitteln ſollen. Beide Theile möchten etwas nachgeben, die Herren alſo ihren Übermuth mäßigen und von ihrer Tyrannei ſo weit zurückzuweichen, daß der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne: die Bauern hingegen alle Forderungen aufgeben, welche zu weit und hoch greifen. Solcher Rathſchlag war ohne Zweifel eben ſo wohlwollend, als verſtändig; allein nach der gegenſeitigen Stimmung der Gemüther war die Befolgung nicht zu erwarten. Uebrigens kam auch die Vorſtellung Luthers zu ſpät, der Kampf in Schwaben hatte ſchon begonnen.

Zwölftes Hauptſtück.

Ausbruch der Empörung in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Schon im Hornung 1525 äuſſerte ſich die allgemeine Unzufriedenheit der Landleute in der Herrſchaft des Abtes von Kempten, und es fand dort eine mächtige Verbrüderung derſelben ſtatt. Gleichzeitig machte der Herzog Ulrich von Würtemberg einen neuen Verſuch, ſeines Landes wieder Meiſter zu werden. Die ſchweizeriſchen Kriegsſöldner, gewohnt nur für Lohn zu kämpfen, nahmen keinen Anſtand, ihre Dienſte dem Herzog zu verkaufen. Während ſie einem Lande angehörten, welches mit ſo rühmlichen Anſtrengungen der Tyrannei ſich erwehrt hatte, zogen ſie in einem zahlreichen Haufen (15,000 Mann ſtark) aus, um in Schwaben das durchzuführen, was Öſtreich in Oberalemannien verſucht hatte. Bei der Abweſenheit des Kaiſers und der Ohnmacht der Reichsgewalt war die Aufrechterhaltung des Landfriedens in Schwaben dem Bunde daſelbſt anvertraut, der zu ſolchen Zwecken ſchon früher zwiſchen Fürſten, Grafen, Herren und Städten geſchloſſen, und durch die Bemühungen Karls V. ohnlängſt erneuert worden war. Der ſchwäbiſche Bund fürchtete eine Verbindung der allerwärts ſchwierigen Bauern mit dem Herzog Ulrich, und ſuchte daher vor allem dieſen zu ſchlagen. Im entſcheidenden Augenblick verließen die geldgierigen Schweizer wegen unterbliebener Soldzahlung ihren Bundesgenoſſen, ſo daß denn die Unternehmung Ulrichs abermals mißglückte. Nunmehr wandte der ſchwäbiſche Bund ſeine geſammte Macht wider die aufrühreriſchen Bauern, welche allerwärts gerüſtet hatten, und bereits in mehreren großen Haufen zu Felde lagen.

Zwei der mächtigſten waren jene vom Allgau und Bodenſee, zuſammengeſetzt aus den Unterthanen des Platzes ab Reitnau, Bermatingen, Ailingen, Markdorf, Meersburg, Obnieg, Rappersweilen, Oſterrach, Zusdorf, Tettnang, Argau, Waſſerburg, Ravensburg, Zell, Lindenberg, Leutkirch u. ſ. w. Ihre

Anführer waren unter andern: Dietrich Hurlenwagen von Lindau, Eitelhans Ziegelmüller von Unter-Thüringen, Hans Aggenbach von Riethain und andere. Mit Ungeſtüm drangen beide Haufen in Schwaben vor, und hatten ſchon in der erſten Hälfte des Aprils 1525 mehrere Klöſter, Schlöſſer, Flecken und Städte eingenommen. Bevor das ſchwäbiſche Bundesheer, welches unter Anführung des Truchſeß Georg von Waldenburg, des Grafen Wilhelm von Fürſtenberg und des Ritters Frowein von Hutten wider die Landleute auszog, die Entſcheidung durch die Waffen verſuchte, wurden zwiſchen beiden Theilen gütliche Unterhandlungen gepflogen. Anfangs ſchienen dieſe auch einen günſtigen Erfolg zu verſprechen: denn man wurde über einen Vergleich einig, und brachte denſelben in 14 Artikeln zum wirklichen ſchriftlichen Abſchluß [1]). Die Vergleichs-Urkunde führt die Überſchrift: „Vertrag zwiſchen dem löblichen Bund von

[1]) Zum erſten, ſollen die zween Haufen, vom Allgäu und Bodenſee, ihre Vertrags- und Bundesbriefe, ſo ſie mit einander aufgerichtet und gegen einander übergeben haben, gemeiner Verſammlung überantworten.

Zum andern ſollen ſie auch ihrer Pflicht, ſo ſie obberührter ihrer Bündniß und Vereinigung halben zuſammen gethan haben, einander endlich und gänzlich ledig zählen, und keiner den andern derhalben weiter anziehen.

Zum dritten. Nachdem dieſe ihre Empörung und Aufruhr, auch Entziehung ihren Oberſten und Herrſchaften ſchuldigen, verpflichten Gehorſam, wider K. K. Majeſtät und des heiligen Reichs Landfrieden, die goldne Bulle, und gemeine Recht, fürgenommen, ſollen die Bauerſchaft geloben und ſchwören, dergleichen Bündniß, Vertrag und Aufruhr hinfort zu vermeiden.

Zum vierten ſollen ſie geloben und ſchwören, daß ſie ſich von einander thun, auch anheim verfügen und ihren Oberſten, Herrſchaften, von denen ſie ſich abgeworfen haben, wiederum Pflicht thun, ihnen getreu, gehorſam und gegenwärtig zu ſein, ihre Zins, Gült, Zehende und andere Gerechtigkeit, wie ſie ihnen dieſelben vor dieſem Aufruhr gereicht und gethan haben, nachmals zu thun und zu leiſten, bis ſo lang ſie ſolches alles oder zum Theil durch einen der nachfolgenden Austrag, oder das ordentlich Recht mit Recht widertrieben haben.

Zum fünften ſollen ſie auch alle Klöſter, Schlöſſer, Städte, Flecken, Häuſer und Güter, wie viel ſie denn der in dieſer Aufruhr und Empörung erobert und eingenommen haben, ſamt der entwerten Habe, ſo viel ſie der bei ihnen erfunden oder angezeiget werden mag, den Entwerten alsbald wiederum eingeben und zuſtellen.

Zum ſechsten. Ob ſie in dieſer Empörung jemand zu pflichten oder zu verbürgter oder unverbürgter Satzung, derhalben Verſchreibung zu geben genöthigt hätten, die ſollen todt und ab ſein.

Zum ſiebenden. So denn ſolches alles und jedes, ſo obſteht, völliglich beſchehen und vollzogen worden iſt, ob denn einer oder mehr, gemeiniglich oder ſonderlich aus obgemeldten zweien Haufen, vermeinen wollten, durch ihre Obern und Herrſchaften, in was wege das wäre, beſchwert zu ſein, damit denn dieſelben derhalben gebührende Wendung und Erleidung bekommen mögen, wie denn gemeine Stände dazu zu fördern zum höchſten geneigt ſind.

Auch herwiederum was derſelben Obern und Herrſchaften wider ihre Unterſaſſen und Unterthanen, gemeiniglich oder ſonderlich, zu ſprechen und zu klagen haben, daß ſie aller und jeder ſolcher Sachen halben den Austrag gegen einander nehmen und geben wollen. Als nämlich, daß ein Oberkeit oder Herrſchaft zwei oder drei ehrbare Städte ihres Gefallens, dergleichen die Unterthanen oder Bauern auch zwo oder drei Städte ihres Gefallens fürſchlagen, und ſo die der Sachen gütlich oder rechtlich nicht eins werden möchten, alsdenn die F. D. zu einem Obmann erkieſen und bitten, dabei es auch ungeweigert bleiben.

Zum achten. Damit ſich niemand des Koſtens oder Ungelegenheit halben, das Recht vor den Fürſten oder Bundesrichtern zu ſuchen, zu beſchweren habe, welcher Partei denn gefälliger ſein wolle, daß eine jede Oberkeit oder Herrſchaft und derſelben Unterthanen und Hinterſäſſen, zwiſchen denen ſich Irrung und Gebrechen gehalten, zween ſchiedlich ehrbare Männer weltlichen Standes dazu geben und verordnen, die ſich mit Fleiß unterſtünden, ſie ſolcher Gebrechen halben in der Güte mit Wiſſen zu vereinigen und zu vertragen.

Zum neunten. In welchen Artikeln ſie die Güte nicht finden würden, daß alsdann die Partei um dieſelbige nachfolgend endlichs rechtlichs Austrags begnügig ſein wollen.

Zum zehnten. Und nämlich ſo ſollen ſich die Partei Obmanns vergleichen, und wo ſie ſie ſich des nicht vergleichen könnten, alsdann jeder Theil einen, zween oder drei brennen, und darum looſen, oder daß gemeine Stände des Bunds zu Schwaben einen aus ihnen der Verſammlung zu Obmann erkieſen und geben ſollen.

Schwaben und den zweien Haufen Bauern am Bodenſee und Allgau. Sie iſt unterzeichnet ſowie beſiegelt von Georg Truchſeß von Waldburg, Wilhelm Graf von Fürſtenberg, Howein von Hutten und Hugo Grafen von Montfort einerſeits, und den Bürgermeiſtern ſowie Ammännern von Ravensburg, Meersburg, Altorf, Tettwang und Markdorf, als Mitverwandten beſtimmter Bündniſſe der zweier Haufen Bodenſee und Allgau, und in Auftrag der bevollmächtigten Anwälte der Bauern, andrerſeits. Indeſſen der Vertrag wurde nicht gehalten, beide Parteien beſchuldigten ſich vielmehr wechſelſeitig der Verletzung desſelben, und ſo wurden denn die Feindſeligkeiten eröffnet [2]).

Es war ſchon vor Ausbruch des Bauernkrieges eine gewiſſe Verbindung gleichdenkender Männer in politiſcher Beziehung eingeleitet, welche von Zeit zu Zeit durch mündliche Botſchaft oder Beſprechung unter einander verkehrten: auch Bearbeitung der Bauern durch ausgeſendete Führer der revolutionären Partei fand in verſchiedenen Gegenden von Schwaben und Franken ſtatt, ſo daß denn die politiſche Gährung einen gewiſſen Zuſammenhang hatte. Im Weſentlichen gleichzeitig entſtanden daher die Empörungen im Allgau, am Bodenſee, im Höhgau, Schwarzwald, in Beſitzungen des Deutſchordens, im Hohenlohiſchen, am Neckar, im Rothenburgiſchen an der Tauber und in andern Gegenden Frankens.

Seitdem Luther der Bilderſtürmerei Karlſtadts ſich widerſetzt, und das Treiben desſelben aufmerkſam

Zum eilften. Und was denn durch dieſelben Obmann und Zugeſetzte, ſämmtlich, oder der mehrer Theil auf allen Parteien, mündlich oder ſchriftlich fürbringen, in der Güte geſprochen, oder zu Recht erkennet wird, daß es dabei endlich und ungeweigert bleiben, von jedem Theil, den ſolches berührt, ohne Widerrede angenommen und vollzogen werde.

Zum zwölften ſoll ſich auch eine jede Oberkeit, derſelben Unterthanen, Hinterſäſſen und Zugehörigen den fürgeſchlagenen rechtlichen oder gütlichen Austrag eins, nach dem und ſie einander, oder ihr einer den andern in Mondesfriſt dem Näheſten vereinen; auch nothdürftig Compromiß und Anlaßbrief darum begriffen, und mit gnugſamen Glauben, Verſprüch und Verſieglung, wie ſich gebührt, aufrichten, und darnach fertigen, mit der ſondern Clauſel, daß ſich gütlich oder rechtlich Handlung, nach Dato des Anlaß und Compromiß, in einem Jahr und dreien Monden den näheſten enden, es wäre denn, daß die von dem, darauf ſich die Parteien veranlaßt, oder dem Obmann, aus erheiſchenden und im Rechten gegründeten Urſachen länger verzögen.

Zum dreizehenden. Damit Fried, Ruhe und Einigkeit im heiligen Reich deſto ſtattlicher gehalten, und die gehorſamen, friedlichen Unterthanen durch die aufrührigen, ungehorſamen nicht wiederum verführet, und zu verderblichem Schaden gebracht werden, ſollen die gemeldten Unterthanen, der zweier Hauffen, ſamt und ſonders in allen Gerichten und Gemeinden ein getreue, fleißige Aufſehung haben, ob irgend einer oder mehr dieſem Vertrag und allem dem, ſo darin begriffen, nicht geleben und nachkommen, oder weiter Aufruhr und Ungehorſam ſtiften und machen würden, dieſelben der Oberkeit darunter geſeſſen, anzeigen und helfen gefänglich annehmen. Damit die um ihr Ungehorſam und Übertretung, wie ſich gebührt, geſtraft werden.

Zum vierzehnten. Ob ſich begebe, daß obgemeldter Unterthanen Herrn, Jungherrn und Obern dieſen Vertrag, auch die Artikel darinnen begriffen, ſo viel ſie die betreffen, nicht geleben und nachkommen: auch die Unterthanen, ſamt oder ſonders, wider Recht beſchweren und weiter denn vermeldter Vertrag inhalt, drängen, und die Beſchwerden ſolches gemeldten Bunds, Hauptleuten und den Räthen anzeigen würden; ſollen gemeine Stände dieſelben, ſo viel der ihn verwandt, mit Hülf der Beſchwerten, dem Vertrag ſeines Inhalts in allweg zu begeben, zu Gehorſam bringen, damit einem jeden Beſchwerten, ſo Rechtes begehrt, das wie ſich gebührt gedeihen und widerfahren möge.

Zum letzten ſoll hiemit aller Unwill, der ſich zwiſchen den Oberkeiten und viel gemeldten Unterthanen unter dieſer Empörung zugetragen, hingelegt und abſein, auch kein Theil den andern außerhalb Rechtens und weiter, denn dieſer Vertrag zugibt, nichts Unfreundlichs noch Schädlichs zufügen.

2) Sleidan Lib. IV: Unum agmen consedit prope Biberacum, alterum in Algovia, tertium ad lacum Brigantinum seu Constantiensem. Cum autem intercessione Ravesburgensium et Campodunensium, ex rusticanis nonnulli duces Ulmam fide publica venissent, dierum aliquot pactae fuerunt induciae, verum non servatae. Cujus quidem rei culpam utrinque alii in alios conferebant. Itaque cœptum est hostiliter agi.

verfolgt hatte, war dieſer von Wittenberg abgezogen, und nach kurzem Aufenthalt auf dem Lande, wie ein einfacher Bauer Landwirthſchaft treibend, als Pfarrer nach Orlamünde berufen worden. Letzteres geſchah von der Bürgerſchaft der Stadt, ohne Vorwiſſen der Landesherrſchaft und der Univerſität Wittenberg. Luther hierüber entrüſtet, und fortwährend mit der Wirkſamkeit von Dr. Andreas Bodenſtein (Karlſtadt) unzufrieden, hatte auf einer Reiſe ſchon in Jena einen bittern Wortwechſel mit demſelben. In Orlamünde, wohin er ſich ſodann begab, vermochte der Reformator die Bürger in ihrer Anhänglichkeit an Bodenſtein nicht zu erſchüttern, und wurde von ihnen am Ende mit Geringſchätzung behandelt. Da Karlſtadt in Folge dieſer Umſtände von der Landes-Regierung aus Orlamünde vertrieben wurde, ſo begab er ſich nach Rothenburg an der Tauber in Franken. Dort fand er viele Gleichgeſinnte, ſowie er überhaupt dem Herd der Revolution näher war. Durch ſein ganzes Weſen zu einer thatkräftigern Partei ſich hinneigend, mag Dr. Andreas Bodenſtein mit den revolutionären Führern in manche Berührung gekommen ſein. Doch wie dem auch ſei, ſo brachte ſein Aufenthalt in Rothenburg jedenfalls eine gewiſſe Gährung hervor. Der Rath der Stadt ſuchte ihn ebenfalls zu vertreiben; allein Karlſtadt wurde von ſeinen Freunden, insbeſondre von Ehrenfried Kumpf und Stephan Menzinger, im heimlichen Verſteck verborgen gehalten. Später äußerten ſich die Wirkungen ſeiner Anweſenheit, indem in Rothenburg noch eine heftigere Bilderſtürmerei entſtand, als in Wittenberg. Bald zeigte ſich aber auch eine politiſche Gährung; denn Stephan Menzinger trat an die Spitze eines Ausſchuſſes, welcher nach Verdrängung des Rathes die Leitung der Stadt übernahm, und den Aufſtand im ganzen rothenburgiſchen Bezirk ausbreitete.

Nunmehr entwickelte Wendel Hipler ſeine volle Thätigkeit, um im Hohenlohiſchen die lange beſchloſſene Empörung endlich zur Flamme zu bringen. Mit Hülfe von Gleichgeſinnten, welche entweder in ihrem Vermögen herabgekommen waren, oder aus Privathaß handelten, brachte er es in Oehringen wirklich zu einer Gährung. Es wurde ein Ausſchuß gebildet, und von dieſem eine Schrift über die Beſchwerden der Unterthanen den regierenden Grafen zugeſendet. Man pflog nun gegenſeitig Unterhandlungen; indeſſen die Bauern der Umgegend hatten ſich der Bewegung bereits angeſchloſſen und verlangten hitzig die Bewilligung der 12 Artikel. Immer heftiger, verwirrter und gewaltthätiger wurde nun das Treiben. Züge aus dem Odenwald hatten nämlich unter Anführung von Georg Mezler aus Ballenberg bereits das Kloſter Schönthal in der Nähe von Oehringen beſetzt. Dorthin rückten nun nicht bloß Schaaren von Oehringen, ſondern auch von Rotenburg, das Kloſter ſelbſt hingegen ward geplündert.

Von Schönthal zog der vereinigte Haufe nach dem Schloß Neuenſtein, und wiederholte dort die Plünderung. Nachdem ein Gleiches im Nonnenkloſter Lichtenſtern geſchehen war, begab ſich der Hauptzug über Löwenſtein und Neckar-Ulm vor Weinsberg, wo unter der Führung des Grafen von Helfenſtein mehrere Ritter zum Widerſtand gegen die Bauern ſich verſammelt hatten.

Am 16. April 1525, dem erſten Oſtertag, ſtürmten die Bauern die Stadt; Graf Helfenſtein mit ſeinen Rittern und ein Theil der Bürger vertheidigten ſich tapfer; allein am kleinen Thor bei der Kirche half ein Weinsberger von innen öffnen, während die Bauern auſſen am Erbrechen arbeiteten. Hier drangen die Stürmenden bald ein, und es wurden die übrigen Thore ſogleich geöffnet, nachdem inzwiſchen auch das Schloß genommen worden war. Weinsberg wurde nun von 6000 bis 8000 Bauern überſchwemmt. Graf Ludwig von Helfenſtein gerieth mit mehrerern Rittern in Gefangenſchaft, und verſchiedene Reiſigen verſteckten ſich, um der Wuth der Sieger ſich zu entziehen. Heftig entbrannte in der That auch der Racheburſt der Bauern, und man forderte insbeſondre die Hinrichtung des Grafen Ludwig von Helfenſtein.

Wohl ſuchte der Anführer Wendel Hipler den Grafen mit den übrigen gefangenen Rittern zu retten, indem er den Landleuten das Bündniß mit dem Adel gegen die Fürſten empfahl; doch der Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, Georg von Waldburg, hatte bei ſeinen Siegen bereits Todesurtheile wider gefangene Bauern vollſtrecken laſſen, und ein Theil der Sieger von Weinsberg, Jack Rohrbach an der Spitze, forderte darum Repreſſalien. So wurde denn der Graf Ludwig mit 14 Rittern und mehrerern Reiſigen zum Tode mittelſt des Spießens verurtheilt. Die ergrimmten Bauern bildeten zu dem Ende eine Gaſſe, in welche die Verurtheilten hineingeſtoßen wurden. Da erſchien plötzlich die Gemahlin des Grafen Ludwigs von Helfenſtein mit ihrem zweijährigen Knaben auf dem Arme, und bat flehentlich, ja knieend für das Leben ihres Gemahls. Vergeblich bot auch der Graf ſelbſt ein Löſegeld von 30,000 Gulden: die rachſüchtigen Bauern wollten Blut. Erbärmlich ſtarben alſo Graf Ludwig und vierzehn Ritter [3]). Von einem kleinen Theil des verſammelten Haufens war die Gewaltthat verübt worden, und die Mehrheit von etwa neun Zehntheilen erfuhr ſie erſt nach der Vollbringung. Jetzt ſollte die ganze Stadt Weinsberg geplündert werden; aber auf die Abmahnung der Führer ward der Raub auf die Häuſer der Geiſtlichen, der vornehmſten Beamten und der eifrigſten Anhänger der ermordeten Ritter eingeſchränkt. Dagegen wurden die Kirchen gründlich ausgeplündert, und die Bauern entwickelten eine habſüchtige Gier, welche im äuſſerſten Grade gehäſſig und anſtößig war.

Nun erhob ſich auch der erwartete Aufſtand im Herzogthum Würtemberg, und die Furcht der Herren ward dort ſo groß, daß viele Mitglieder der öſterreichiſchen Regierung zu Stuttgart in feſte Plätze entflohen. Würtemberg war nämlich nach Vertreibung des Herzogs Ulrich unter öſterreichiſche Verwaltung gekommen. Auf dem Wunnenſtein bei Botwar ertönte die Sturmglocke, und dorthin ſtrömten maſſenweiſe bewaffnete Bauern. Im ganzen Land griffen nun die Landleute zu den Waffen, und rückten in ſtarken Haufen ſogar vor Stuttgart. Ein Bürger öffnete ihnen die Thore, und ſo fiel die Stadt in die Hände des Aufſtandes. Von dort aus ſollte die Reichsſtadt Eßlingen eingenommen werden, weßhalb denn Aufforderungen der Art an den Rath jener Gemeinde erlaſſen wurden.

Inzwiſchen hatten ſich die Sieger von Weinsberg, welche ſich den hellen Odenwalder Haufen nannten, in die Gegend von Heilbronn begeben, und auch dieſe Stadt mit geringer Mühe eingenommen. Ein großer Theil der Bürger hielt es mit den Bauern, und hinderte den Rath der Stadt an wirkſamen Vertheidigungs-Maaßregeln. Schon am 18. April zog daher der helle Haufen vom Odenwald in Heilbronn ein. Nachdem das deutſche Haus, dem Deutſchorden zugehörig, geplündert worden war, entſandten die Bauern verſchiedene Zuge, um Schlöſſer zu brechen. So wurden die Burgen Scheuerberg und Horneck eingenommen, ausgeraubt und verbrannt.

Bei Gundelsheim trafen alle einzelne Züge des hellen Odenwalder Haufens wieder zuſammen, und die Führer dachten nun daran, dem Aufſtand eine beſſere Organiſation zu geben. Theils um einen vor-

---

[3]) **Eodem. Interim, in diversa parte Sueviae, circa Halam, et per Franconiam, ingenti numero alii confluxerant. Ii decimasexta die Aprilis, qui tum erat Paschae dies, Vuinspergum oppidum occupant: nobiles aliquot praesidiarios in eo partim capiunt, partim caedunt: ex captivis Ludovicum comitem Helfestenum et alios, militari quidem, sed crudelissimo supplicii genere necant, et hastis utrinque projectis confodiunt. Qua quidem in re tanto plus erat sceleris et inhumanitatis, quod illius quoque conjugem, Maximiliani Caesaris filiam notham, cum injuria rejicerent: quae parvulum infantem ulnis gestabat, et ad ipsorum projecta pedes, lachrymarum vi maxima profusa, totiusque corporis habitu miserabili, maritum sibi, ac filiolo parentem donari petebat.**

züglichen Feldherrn zu erlangen, theils um der Ritterſchaft ſich zu nähern, wurde dem berühmten Ritter Götz von Berlichingen der Oberbefehl angetragen. Götz, zubenannt mit der eiſernen Hand, gehörte, gleich ſeinem Freunde Franz von Sickingen, zur Oppoſition des Adels wider die Fürſten: er war mit dem politiſchen Zuſtand Deutſchlands, namentlich der Entkräftung der Reichsgewalt, ebenfalls unzufrieden, und darauf gründeten die Bauern ihre Plane. Berlichingen war indeſſen ein ſehr klarer Kopf, und verſprach ſich darum wenig von dem Unternehmen der unruhigen Bauern. Da ihm zugleich deren Plünderungswuth und Grauſamkeit ein Greuel war, ſo lehnte er die Anträge ſehr ernſtlich ab. Durch die Gewalt der Umſtände ward Götz von Berlichingen am Ende doch zur Annahme des Oberbefehls über den hellen Haufen vom Odenwald bewogen, zugleich trafen von Würzburg ermunternde Verſprechungen und Rathſchläge ein, und die Entwürfe der Bauern nahmen jetzt einen großartigern Charakter an, d. h. ſie erhoben ſich zu nichts Geringerem, als zu einer vollſtändigen politiſchen Reform des geſammten deutſchen Reichs. Wir müſſen dieſem wichtigen Gegenſtand einen beſondern Abſchnitt widmen.

Dreizehntes Hauptſtück.

Entwürfe der politiſchen Reformer. Ausgang des Aufſtandes in Schwaben und Franken.

(Das Jahr 1525.)

Nach dem Beiſpiele des Reichsritters Götz von Berlichingen verbündete ſich auch der Graf Georg von Wertheim nothgedrungen mit den Bauern, und die politiſche Bewegung gewann ſohin fortwährend an Bedeutung. Gleichzeitig vereinigte ſich der Aufſtand im Rothenburgiſchen mit jenem in der Herrſchaft Hohenlohe-Schillingsfürſt, und alsbald brach die Empörung auch in Mergentheim aus. So bildeten ſich neben dem hellen Haufen vom Odenwald auch ein mächtiger fränkiſcher Haufen. Indem die Flammen weiter und weiter leckten, verbreitete ſich die Empörung allmälig über das geſammte Würzburger Gebiet und einen großen Theil vom Ansbachiſchen. Als die erſten Spuren der Gährung in dem Biſchofsſitz Würzburg ſelbſt ſich äußerten, rückte der fränkiſche Haufe, verſtärkt durch große Zuzüge aus den neuen Aufſtänden über Lauda nach Ochſenfurt. Nachdem dort neue Verſtärkung eingetroffen war, ging der Zug nach Iphofen, und nach kurzem Aufenthalt allda gen Schwarzach. Während in Iphofen die Bauern von Langheim zu dem Heere geſtoßen waren, trafen in Schwarzach die Unterthanen des bedeutenden Bezirks Dettelbach ein, und der Aufruhr ſchwoll nunmehr gleich einer Lauwine an. Bevor das Heer nach Ochſenfurt gelangte, ſtießen die Zuzüge aus Uffenheim, Leutershauſen, Kitzingen und andern Orten zu ihm. Bald nachher erhob ſich auch die Rhöne und es ſtrömten von dort beträchtliche Maſſen dem Heere zu. Mittlerweile hatte ſich der fränkiſche Haufe dem hellen Haufen vom Odenwald genähert, welcher zum Marſch nach Würzburg eingeladen worden war. Am 7. Mai 1525 fand die Vereinigung beider Züge wirklich ſtatt, und nun bildeten die empörten Bauern eine große Armee, welche alsbald von Würzburg Beſitz ergriff.

Da inzwiſchen noch mehr Ritter und Herren dem Aufſtand gezwungner Weiſe ſich angeſchloſſen hatten, ſo ſah ſich die Bewegung bereits zu einem ſehr wichtigen Staats-Ereigniß gediehen, und der Ausgang war nun durch die Frage bedingt: ob es möglich ſein werde, die Landleute zur Mannszucht, ſowie zur Ausdauer zu vermögen, und dem Ganzen eine beſonnene Leitung zu geben? Es fehlte dem Aufſtande keineswegs an Männern, welche die Nothwendigkeit jener Forderungen einſahen: denn nicht bloß Götz von Berlichingen, ſondern auch Wendel Hipler ſuchten in das revolutionäre Heer Ordnung, und in den Aufſtand Zweck, Plan und Organiſation zu bringen. Allein Berlichingen gehörte als gezwungen nur mit halber Seele der Verbindung an, und dann hegten die Bauern wegen ſeines Standes ein ſo großes Mißtrauen zu ihm, daß er durchgreifend nicht wirken konnte. Wendel Hipler ſtand den Bauern allerdings näher, er hatte, als früherer Beamter im Verwaltungsfach, auch Geſchäfts-Kenntniſſe, Ueberblick über den Staats-Organismus, und vielen Verſtand. Gleichwohl waren ſeine Fähigkeiten mehr ſchlaue Feinheit, als überwiegende Genialität, und zugleich fehlte die Würde und erſchütternde Ueberlegenheit der großen Charaktere, welche empörte Maſſen im Augenblick des Sturmes durch ihre bloße Perſönlichkeit zu beherrſchen vermögen ...... kurz bei der politiſchen Bewegung fehlte ein wirklicher Reformator, während er in der religiöſen mit ſo unverkennbarem Beruf aufgetreten war.

Die Führer der Landleute thaten, was ſie konnten: — in Würzburg wurde von den beiden vereinigten Haufen ein großer Rath eingeſetzt, welcher fortan alle Unternehmungen leiten ſollte. Auch Götz von Berlichingen, Wendel Hipler und Georg Mezler von Ballenberg waren Mitglieder dieſes oberſten Rathes. Einer der erſten Beſchlüſſe desſelben beſtand darin: daß man mit allen Bauernhaufen im Felde, alſo auch mit jenen in Schwaben, am Rhein, in Lothringen und im Elſaß zum einheitlichen Wirken in gegenſeitiges Benehmen ſich ſetzen ſoll. Zu dem Ende wurde Heilbronn zum Sitz einer gewiſſen oberſten Bundesbehörde ernannt, und Wendel Hipler mit noch zwei Mitgliedern des oberſten Rathes dahin abgeordnet. Alle dieſe Maaßregeln waren ohne Zweifel recht gut; indeſſen ſowohl der große Rath in Würzburg, als auch Wendel Hipler in Heilbronn unterließen es, vor allem mit demjenigen ſich zu beſchäftigen, was am meiſten Noth that.

Bisher hatten die empörten Bauern nur einzelne Schlöſſer und Stadte durch ihre unverhältnißmäßige Übermacht eingenommen: ſeit der blutigen That in Weinsberg und dem folgenden Plündern und Brennen ging der Schrecken vor ihnen her, und der Adel unterwarf ſich öfters ohne Widerſtand. So konnte es jedoch nicht fortgehen; der mächtige ſchwäbiſche Bund rüſtete vielmehr mit Eifer, um den Aufſtand zu bewältigen, ſein fähiger Feldherr, Georg von Waldburg, war bereits damit beſchäftiget, die bewaffneten Bauernhaufen im Allgäu und am Bodenſee niederzuwerfen, und der Pfalzgraf bei Rhein ſchickte ſich ſchon an, ſeine Macht mit dem Truchſeß zu vereinigen, und alsdann auch das Heer der Landleute in Franken zu zerſtäuben. Auf Seite des Bundesheers der Fürſten, Städte und Herren war Mannszucht und Kriegskunſt, eine wohlgeübte Reiterei und gut bedientes Geſchütz. Da es den Bauern an allem dieſem fehlte, da insbeſondere bedenkliche Zeichen von Widerſpenſtigkeit, Meuterei und Anarchie in ihrem Heere hervorgetreten waren, ſo mußten vor allem die beſſere Ausrüſtung und Waffenübung des Heeres betrieben und die ſtrengſte Mannszucht eingeführt werden. Statt deſſen beſchäftigten ſich Wendel Hipler und ſeine beiden Kollegen in Heilbronn mit der Ausarbeitung der künftigen Reichsverfaſſung der Deutſchen. Der Entwurf war freilich ſo wichtig, daß wir die Mittheilung desſelben in der Anmerkung für

nothwendig erachten *); allein was konnten Reformationspläne helfen, wenn die Bauernhaufen im Feld

---

*) **Verfaſſungsentwurf für das deutſche Reich.**

I. Alle Geweihten ſollen reformirt und nach ziemlicher Nothdurft erhalten werden, ohne Rückſicht auf ihre Geburt, ob ſie von hohem oder niederem Stande ſind.

Hieher gehörrn zuerſt „die großen Hanſen", als Biſchöfe, Pröbſte, Dechanten, Domherren und ihres gleichen.

Alle Perſonen, die zu einem religiöſen Orden gehören, als Mönche, Nonnen, Nollharde, Deutſchherren und ihres gleichen, die, wie am Tage liegt, unter dem geiſtlichen Scheine reißende Wölfe ſind, ſollen reformirt werden.

Jede Gemeinde ſoll gute Hirten, die allein die Schäflein mit dem in der Schrift gegründeten Wort Gottes zu weiden ſich befleißigen, zu ſetzen und zu entſetzen haben.

Alle Prieſter oder zum Gottesdienſte beſtimmte Perſonen ſollen den Menſchen mit gutem Beiſpiele vorangehen, wie Chriſtus, unſer Erlöſer, gethan hat. Sie ſollen dagegen anſtändig unterhalten werden, und der Überfluß ſoll zur Unterſtützung armer nothdürftiger Menſchen, und zu dem gemeinen Nutzen verwendet werden.

II. Alle weltlichen Fürſten, Graven, Herren, Ritter und Edlen ſollen auch reformirt werden, damit der arme Mann nicht gegen die chriſtliche Freiheit ſo hoch von ihnen beſchwert werde.

Den Geringern ſoll gegen die Fürſten und Herren, den Armen gegen die Reichen zu gleichen ſchleunigen rechtlichen Austrägen verholfen werden.

Alle, von den Fürſten an bis auf den gemeinen Adel, die von dem heiligen Reiche oder desſelben Verwandten belehnt ſind, ſollen, Jeder nach ſeiner Geburt, anſtändig und ſtandesmäßig dotirt werden. Dagegen ſollen ſie dem h. römiſchen Reiche getreulich vorſeyn, die Gehorſamen, die Frommen, die Wittwen und Waiſen beſchirmen, und die Ungehorſamen und Böſen ſtrafen.

Alle Lehensleute ſollen dem römiſchen Kaiſer oder ihren andern Lehensherren, weltlichen Reichsfürſten, ehrlich und redlich dienen, die armen Unterthanen ohne weitere Beſchwerde ſchützen und ſchirmen, und Jedermann zu Recht hülflich und räthlich ſeyn, auf daß ſich Niemand beklage, er könne kein Recht finden.

Alle Fürſten, Graven, Ritter, Edle und Knechte, ſie mögen vom Reiche und Reichsfürſten belehnt ſeyn oder nicht, ſollen ſich göttlich, chriſtlich, brüderlich und ehrlich halten, daß Niemand durch ſie unbilliger Weiſe beſchwert werde. Sie ſollen auch das göttliche Wort und Recht vor aller Gewalt getreulich und nach all' ihrem Vermögen helfen ſchützen, ſchirmen und handhaben, damit es nicht mit Gewalt zerſtört werde, wie hievor geſchehen.

III. Alle Städte, Communen und Gemeinden im h. Reiche, keine ausgenommen, ſollen zu göttlichen und natürlichen Rechten nach chriſtlicher Freiheit reformirt und beſtätigt werden.

Wider die neue Reformation ſoll Niemand alte oder neue menſchliche Erdichtung einführen, damit der Eigennutz unterdrückt, dem Armen wie dem Reichen geholfen, auch brüderliche Einigkeit erhalten werde.

Alle Bodenzinſe ſollen mit dem zwanzigfachen Betrage, alſo 1 Pfenning mit 20 abgelöst werden.

Den Kaufleuten ſoll die Straße geſichert, und eine neue Ordnung gemacht werden, wie ſie jede Waare geben ſollen, damit man ſich im Kaufe darnach richten könne, und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde.

IV. Alle Doktoren, ſie mögen geiſtlichen oder weltlichen Standes ſein, ſollen in keines Fürſten Rath, auch an keinem Gericht ſitzen, zu reden, zu rathen oder zu handeln gelitten, ſondern ganz abgeſchafft werden, auf daß dieſelben ſich von Menſchengeſetzen auf die göttliche Schrift legen, und als geſchickte Perſonen zum Predigen berufen werden; denn es werden viele Perſonen durch ihre Verzögerungen und Ausflüchte verderbt.

Damit das kaiſerliche Recht dennoch nicht unterdrückt werde, ſollten auf jeder anerkannten hohen Schule oder Univerſität drei Doktoren der kaiſerlichen Rechte beibehalten oder angeſtellt werden. Wenn Fürſten oder andere Gerichte ſich bei ihnen Raths erholen, ſo ſollen ſie ihnen gemeinſchaftlich in Monatsfriſt getreuen in den Rechten gegründeten Rath geben, damit einem Jeden möglichſt bald zu Recht geholfen werde.

Weil die Doktoren nicht Erbdiener des Rechts, ſondern beſoldete Knechte ſind, die um ihres eigenen Nutzens willen lange aufhalten und langſam zu Ende rathen oder dienen, ſollen ſie an keinem Gericht ſitzen, Urtheil zu machen oder auszuſprechen.

Weil öffentlich am Tage liegt, daß die Doktoren zwei Parteien oft zehn Jahre, auch mehr und weniger um ihres Eigennutzes willen herumziehen, weßwegen ſie Stiefväter und nicht rechte Erben des Rechts genannt werden können, ſollen ſie alle bei keinem Gericht gebraucht oder gelaſſen werden.

Wenn aber eine Herrſchaft oder Stadt je einen oder mehr Doktoren haben wollte, ſo ſoll derſelbe in keinen Rath

wild und ungeregelt ſich ſelbſt überlaſſen blieben, und in dem unvermeidlichen, bald bevorſtehenden Kampf mit dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes aufgerieben werden mußten?

---

geſetzt, ſondern allein in Rathſchlägen gebraucht werden. Den Richtern ſteht es dann immer noch frei, den gegebenen Rath zu mehren, zu mindern, oder zu befolgen.

V. Es wäre gut, wenn kein Geweihter, er ſei hohen oder niedern Standes, zu des Reichs Rath, oder zu anderer weltlichen Fürſten, Herren oder Communen Rath beigezogen oder gebraucht würde.

Denn durch der Welt Weisheit und Brauch werden ſie verfinſtert im Geiſte Gottes, werden auch träge und verſäumen den Dienſt Gottes; und es iſt ſehr zu beſorgen, die weltliche Ehre möchte ſie verführen, daß ſie dadurch die Gnade Gottes, wenn ſie die hätten, auch verlören.

Kein Geweihter oder Geſalbter ſoll in ein weltliches Amt geſetzt, dazu benutzt oder gebraucht werden; denn weltliche Ehre und Geiz verhindert ſie am Dienſte Gottes, wie öffentlich am Tage liegt.

Kein Geweihter oder Geſalbter ſoll zu einem Rathe, Gerichte oder weltlichee Sachen gezogen oder genommen werden; denn dadurch ſind ſie zu Herren, und die Weltlichen von hohen und niedern Ständen zu Knechten geworden. Es ſind auch Edle und Unedle durch die Mönche ausgeſogen und zu Gäſten ihres Guts gemacht worden, welches billiger auf ſie, als auf die Mönche geerbt haben ſollte.

Zu dem Rathe der Geiſtlichen wird nie ein weltlicher zugezogen, ſie aber ſind in allen weltlichen Räthen die vornehmſten und oberſten geweſen. Dadurch und durch ihre Liſt und Betrügerei ſind Viele zum Verderben des Leibes, der Seele und des Guts gebracht und verfürt worden. Denn was uns Sünde iſt, iſt ihnen recht geweſen, und was ihnen unrecht und verboten iſt, z. B. Eheweiber zu nehmen, iſt uns recht geweſen.

VI. Es wäre gut, wenn alle weltlichen Rechte im Reich, die bisher gebraucht worden ſind, abgeſchafft und aufgehoben würden, und das göttliche und natürliche Recht, wie hievor und hernach bemerkt wird, eingeführt würde. Dadurch hätte der Arme ſo viel Zugang zum Recht, als der Höchſte und Reichſte.

Das kaiſerliche Kammergericht im h. Reiche deutſcher Nation ſoll beſetzt werden mit ſechszehn rechtſchaffenen, unbeſcholtenen Männern, nämlich zwei von Fürſten, zwei von Graven und Herren, zwei von der Ritterſchaft, drei von Reichsſtädten, drei von allen Fürſtenſtädten im Reiche, vier von allen Communen im Reiche; die ſollen einen Kammerrichter im Reiche aus dem Graven- oder Herrenſtande zu erwählen haben. Aus ſolchen ſechszehn Perſonen ſollen der Kläger und der Beklagte jeder einen Redner und einen Rathgeber erwählen und nehmen, der ihnen ihre Sache verhandle. Die Perſonen, die zu dieſem Kammergericht genommen werden, ſollen vorher wenigſtens 9 Jahre bei Gericht geſeſſen und gebraucht worden ſein.

Nach dem Kammergericht ſollen im h. Reiche vier Hofgerichte errichtet werden, jedes auch mit ſechszehn Perſonen beſetzt, nämlich von Fürſten, Graven und Herren drei, von Rittern und Knechten drei, von den Reichsſtädten drei, von den Fürſtenſtädten drei, von allen Communen im Reiche vier; die ſollen auch alle mit einander einen Herrn zu ihrem Hofrichter erwählen. Aus ihnen ſollen die Parteien ebenfalls Redner und Rathgeber nehmen, und ſolche Perſonen ſollen ehrbar, und vorher zu Rath und Gericht geſeſſen ſein.

Unter den vier Hofgerichten ſollen ſein ſechszehn Landgerichte, je vier einem Hofgerichte untergeordnet, und jedes mit ſechszehn Perſonen beſetzt, nämlich vier von Fürſten, Graven und Herren, vier von Rittern und Knechten, vier von allen Städten und vier von allen Communen. Jedes ſoll einen rittermäßigen Mann zum Landrichter wählen, und es ſoll obgeſchriebener Maßen gehalten werden.

Unter den ſechszehn Landgerichten ſollen ſein vierundſechszig Freigerichte, je vier einem Landgerichte untergeordnet, und jedes ebenfalls mit ſechszehn Perſonen beſetzt, nämlich vier von den Reichsſtädten, vier von dem Adel, vier von den Fürſtenſtädten und vier von allen Communen. Ein jedes ſoll einen vom Adel zum Freirichter erwählen, und es ſoll obgeſchriebener Maßen gehalten werden, doch dem Stadtgericht und gemeinen Landſchaften unſchädlich.

Von Stadt- und Dorfgerichten mag appellirt werden an das nächſte Freigericht, doch nicht unter 10 Gulden, es betreffe denn Ehre oder Erbtheil.

Von den Freigerichten mag appellirt werden an das nächſte Landgericht, doch nicht unter 100 Gulden.

Von dem Landgericht mag appellirt werden an das nächſte Hofgericht, doch nicht unter 1000 Gulden.

Von dem Hofgericht mag appellirt werden an das Kammergericht, doch nicht unter 10,000 Gulden.

VII. Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufſchläge, Steuer und Beſchwerden, die bisher allent-

Georg Truchſeß von Waldenburg hatte inzwiſchen den Aufruhr im Allgau und am Bodenſee mit blutiger Strenge wirklich gedämpft, und zog nun in das Herzogthum Würtemberg, um auch dort die

---

halben im Gebrauch waren, abgeſchafft würden. ausgenommen, was als nothwendig anerkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beſchwere.

Es ſind ſo viele Zölle bei geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Graven, Herren, Rittern, Edeln, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmanshändel beſchwert werden, und der gemeine Mann alle Waaren deſto theurer kaufen muß.

Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendigen Zölle ſollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden.

VIII. Alle Straßen im deutſchen Reiche ſollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand ſoll gezwungen ſein, Geleit zu bezahlen; denn die Fürſten und Herren tragen es dergeſtalt von dem römiſchen Reiche zu Lehen. In welches Fürſten oder Herrn Gebiet Jemand beſchädigt, oder ihm das Seinige genommen wird, das ſoll derſelbe Fürſt oder Herr gänzlich bezahlen.

Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth ſoll abgeſchafft werden; es würde denn aus wichtigen Urſachen etwas Weniges bewilligt.

IX. Steuer, Bedeloſung oder andere Neuerungen ſollen aufgehoben werden; ausgenommen, dem römiſchen Kaiſer ſoll ſeine Steuer, *die in zehn Jahren einmal kommt*, vorbehalten ſein.

X. Alle Münzen von Gold und Silber ſollen gebrochen und in *ein* Korn und Gewicht gebracht werden; doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeſchadet.

Alle Bergwerke, ſie enthalten Gold, Silber, Queckſilber. Kupfer, Blei oder Anderes, ſollen ohne Ausnahme frei ſein.

Alles gefundene Gold, Silber, Blei und Kupfer ſoll von der Reichskammer zu einem feſten Preiſe angenommen und bezahlt werden. Was von Kupfer gefunden wird, das Silber hält, das ſoll man nicht ſeigern, ſondern demſelben Silber zuſetzen, damit man Oertlen, Heller, oder andere dergleichen Münze machen kann. Wenn man mit dem Blei abtreibt, ſo findet ſich das Silber ſelbſt, ohne beſondere Mühe. Was aber von Kupfer oder Blei gefundeu wird, das nicht viel Silber hielte, das mag man ſeigern und ſonſt verkaufen.

Es ſind viel neue Münzherren aufgeſtanden, wodurch die alte gute Münze verſchwunden, und geringhaltige Münze von großem Nominalwerth entſtanden iſt. Es wäre gut, wenn man derſelben Freiheit und Herkommen unterſuchte, und denen, die nicht alten rechten Grund Freiheit haben, das Münzen niederlegte. Die alten Münzherren ſollen, ſo weit es nothwendig iſt, belaſſen werden, und in den Reichsmünzen, wie die angelegt werden, ihren Münzvortheil oder Schlagſatz haben. Auf die eine Seite ſoll der Reichsadler, auf die andere de Münzherrn Wappen geprägt werden.

Wenn zwanzig oder einundzwanzig Münzſchmieden im Reiche angelegt würden, wäre es genug; die müßten bei geſchworenem Eid und Strafe des Verbrennens *ein* Korn und Gewicht an Silber und Gold durch das ganze Reich münzen, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bliebe. Dieſe Münzſchmieden ſollen nach Gelegenheit der Länder und Kaufmannshändel angeordnet werden. Sie ſollen unter Oeſtreich, Baiern, Schwaben, Franken, Oberrheinſtrom vertheilt werden.

Keiner ſoll eine Münze verſchlechtern, bei der Strafe des Verbrennens, ſondern die Gold- und Silbermünzen in die beſtätigten Münzſchmieden ſchicken, wo ſie ihm nach der Satzung, oder wie jede Münze gemünzt wird, bezahlt werden ſoll, außer ſie wäre zu gering oder auf andere Art verfälſcht. An den Orten ſollen 64 Kreuzer einen Gulden an Gold gelten. Die Heller ſollen Ortlich, die Pfenninge Heller genannt werden. Die Oeſterreicher und Straßburger, die zwei Pfenninge gelten, ſollen Pfenninge genannt werden, die andern neuen Silbermünzen Gulden, halbe Gulden, Orte (1/4 Gulden), und halbe Orte.

XI. Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen ſoll bedacht, und im Reich Ein Maaß, Eine Elle, Ein Fuder, gleiches Gewicht, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden.

Daraus folgt, daß alle Spezereien und Anderes, das nach dem Centner verkauft wird, ein gleiches Gewicht haben. Was aber von Spezerei dem Pfund nach verkauft wird, ſoll troyiſch Gewicht haben.

Was von Gold, Silber, Perlen oder dergleichen verkauft oder gekauft wird, ſoll mit kleinem Gewicht, wie vormals, gewährt werden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Empörung der Bauern zu bewältigen. Am 12. Mai 1525 ſchlug er gegen die würtembergiſchen und Schwarzwälder Haufen, welche zu einem Heere von mehr als 25,000 Mann angewachſen waren, bei Böhlingen die entſcheidende Feldſchlacht. Kriegskunſt und Mannszucht ſiegten, 6000 Bauern lagen erſchlagen auf dem Wahlplatz, und alle Übrigen entflohen: nirgends zeigte ſich mehr ein Widerſtand, und Würtemberg, einer der Hauptherde der politiſchen Gährung, ging in dumpfe Ruhe über. Nun zog das rächende Bundesheer gen Weinsberg, und plünderte und verbrannte die Stadt. Alsdann erfolgte die Vereinigung der Streitkräfte Waldburgs und des Kurfürſten von der Pfalz ohnweit Neckarulm.

Inzwiſchen zog der helle Odenwälder und der fränkiſche Haufe der Bauern ordnungs-, muth- und troſtlos umher, ſein Schickſal ahnend, Götz von Berlichingen aber fand Gelegenheit, ſeine erzwungene Verbindung mit den unlenkſamen Fanatikern aufzugeben. Bei Königshofen traf endlich das vereinigte Heer der Fürſten auf jene revolutionären Streitkräfte, die Schlacht begann und endigte wie jene bei Böhlingen. Mehrere Tauſend Bauern wurden getödtet, und die Übrigen zerſtreuten ſich. Eine ſtarke Schaar, welche von Würzburg aus der Mannſchaft bei Königshofen zu Hülfe geſendet worden war, wurde in der Gegend von Sulzdorf durch die Waldburgiſchen Reiter angegriffen und ebenfalls vollſtändig geſchlagen.

Das Weinfuder, ein Viertel und eine Maaß ſollen allenthalben gleich ſein; aber die Maaß von Bier, Meth und dergleichen ſoll um ein Viertel größer ſein.

Korn, Waizen, Erbſen, Linſen, Kichern, ſollen ein Meß haben geſtrichen; aber die rauhe Frucht ſoll mit demſelben Meß gehauft gewährt werden.

Alle fetten Waaren ſollen mit der Bier- oder Meth-Maaß verkauft werden; welche aber dem Centner nach verkauft werden, die ſoll man mit dem großen Gewicht wägen.

XII. Die großen Handelsgeſellſchaften ſollen aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß ſie alle Waaren nach ihrem Gefallen tariren, übervortheilt.

Wenn eine Geſellſchaft zuſammenlegen oder einer allein handeln wollte, ſo ſoll das Betriebs-Kapital nicht über 10,000 fl. betragen; wenn bekannt wird, daß einer mehr im Handel ſtecken habe, ſo ſoll das Hauptgut und die Hälfte deſſen, was er über die beſtimmte Summe umtreibt, für die Reichskammer eingezogen werden.

Welcher Kaufherr über die 10,000 Gulden einen Ueberſchuß an Geld hat, der kann Andern, wenn er will, leihen und evangeliſch helfen.

Wenn ein Kaufmann über ſeinen Handlungsfond einen Ueberſchuß an Geld hat, ſo kann er es bei dem Magiſtrat hinterlegen und jährlich vier vom Hundert nehmen. Die Rathsherren ſollen das Geld dann armen Männern gegen Verſicherung leihen und fünf vom Hundert nehmen. Dadurch würden geſchickte arme Männer zur beſſeren Betreibung ihres Gewerbes unterſtützt.

Alle Geldwechslergeſchäfte ſollen bei ſchwerer Strafe verboten werden.

Es ſoll eine Ordnung unter den großen Hanſen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleinern Kaufleute auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten.

Den Krämern in Städten, die mancherlei Waaren feil haben, ſoll nur Eine Waare zugelaſſen werden.

Ferner ſoll auch kein geborener Adeliger in Zukunft einem geiſtlichen Fürſten und Prälaten mit Lehenſchaft verbunden, und die von Geiſtlichen zu Lehen gegebenen Güter ſollen wieder frei ſein. Aber die weltlichen Lehen ſollen von den weltlichen Herren empfangen und getragen werden, wie ſich gebührt, ohne Beſchwerde der Träger. Die Lehensherren ſollen auch dem Lehenträger die Güter ſchützen und vertheidigen helfen. Wenn aber die Lehensherren ſich weigerten, dieß zu thun, ſo ſollen die Güter dem Lehenträger freieigen bleiben.

Schließlich ſollen alle Bündniſſe der Fürſten, Herren und Städte aufgehoben, und allein der kaiſerliche Schirm und Frieden gehalten werden, ohne alles Geleit oder Beſchwerde; alle deßhalben gemachten Verſchreibungen ſollen ungültig ſein, und keine dergleichen je wieder aufgerichtet werden, bei Verluſt aller Freiheiten, Lehen und Regalien.

Alle im Reich, auch Fremde aus andern Königreichen, ſollen frei und ſicher wandern können zu Roß, Wagen, Waſſer oder zu Fuß, und zu keinem Geleit oder andern Abgaben weder von ihrem Leib noch Gut gezwungen werden, damit der arme Mann und der gemeine Nutzen ſeinen Fortgang habe. Amen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Am 7. Juni 1525 rückten die Sieger in Würzburg ein, und von dort, verſtärkt durch Zuzüge des Markgrafen von Brandenburg, in das Bambergiſche. Allenthalben in Franken und Schwaben wurde der Aufſtand der Bauern erdrückt, und da ein Gleiches im Elſaß durch den Herzog von Lothringen geſchehen war, ſo hatte die große politiſche Bewegung in Oberdeutſchland erfolglos geendet.

Wenn es auch nicht übermäßige materielle Bedrückung, wenn es gerade nicht Noth und Elend waren, welche die Landleute zur Ergreifung der Waffen beſtimmten, ſo hätten weiſe Staatsmänner oder Regierungshäupter aus dem ungeheuern Ereigniß gleichwohl gewiſſe Lehren abziehen ſollen. In mancher Beziehung waren die Beſchwerden der Bauern gerecht, nach mehr als einem Geſichtspunkt ihre reformatoriſchen Verfaſſungs-Entwürfe ſehr verſtändig und zweckmäßig. Was ihnen nicht vergönnt war, auszuführen, hätten darum wohlwollende Regierungen nunmehr aus eigenem Antrieb ins Werk ſetzen, die Vorſchläge der politiſchen Reformer, ſo weit ſie erſprießlich waren, jetzt ihrerſeits bereitwillig einführen ſollen. Doch von einer ſolchen einſichtsvollen Politik wollten die Fürſten nichts wiſſen. Eine zweite Pflicht der Machthaber nach der Dämpfung des Aufruhrs war Milde gegen die Beſiegten, Mäßigung in der wiedererrungenen Gewalt. Hatten die Bauern auch nicht überall Recht, ſo waren ihre Forderungen doch zuweilen ſehr billig, und vergingen ſie ſich auch bis zur blutigen Rachſucht, zum greuelvollen Plündern und Brennen, ſo durften weiſe Regierungen gleichwohl die Rohheit der Rachſucht nicht nachahmen, alſo unbeſchadet des richterlichen Ernſtes die Repreſſions-Maaßregeln nicht übertreiben. Leider geſchah aber auch dieß; denn Folter und Henkersbeil wütheten auf eine Weiſe, welche mit der Nothwendigkeit ſich nicht mehr entſchuldigen ließ.

Vierzehntes Hauptſtück.

Ausbruch der politiſchen Gährung in Sachſen.

(Das Jahr 1525.)

Thomas Müntzer hatte ſich im Jahr 1525 von Waldshut in Oberdeutſchland wieder nach Sachſen gewendet, und zu Mühlhauſen in Thüringen ſeinen Aufenthalt genommen. Es ging ſchon ein Jahr vorher das Gerücht, daß derſelbe in jener Stadt ſich niederlaſſen wolle, und Dr. Martin Luther erließ deßhalb ein Schreiben an den Rath und die Gemeinde, ſich vor Thomas zu hüten. Letzterer hatte jedoch während ſeines Aufenthaltes in Allſtett ſo viele Verbindungen in Mühlhauſen angeknüpft und ſpäter ſo eifrig unterhalten, daß er bei ſeiner Zurückkehr nach Sachſen von der Gemeinde in Mühlhauſen wirklich zu ihrem Prediger erwählt wurde. Der Rath der Stadt wollte die Warnung Luthers zwar beachten, und Müntzer nicht als Prediger anerkennen; allein auf Anſtiften des Schwärmers empörte ſich das Volk, entſetzte den Rath, und jagte einen Theil desſelben aus der Stadt. An die Stelle der vertriebenen Verwaltung ward eine neue aus Anhängern der Gütergemeinſchaft eingeſetzt, und von ihr Müntzer nicht nur als Prediger beſtätiget, ſondern auch zum Oberhaupt der ſtädtiſchen Regierung ernannt. Thomas verband ſich jetzt mit einem zweiten Fanatiker, dem ſchon erwähnten Prediger Pfeiffer, einem geweſenen Mönch,

und führte ſofort in Mühlhauſen das Reich Gottes und die Gütergemeinſchaft ein. Münzer ſaß in der heiligen Gemeinde als der Vertraute des Herrn zu Gericht, und gab ſeine Richterſprüche nicht nach dem einfältigen Menſchenverſtand, ſondern nach unmittelbarer Offenbarung Gottes[1]. In Mühlhauſen war ein reiches Stift der Johanniter mit großen Einkünften, im Johanniterhofe ſetzte ſich denn Thomas ein: gleichzeitig erging an die Reichen der Befehl ihr Vermögen mit dem Volk zu theilen, und wer es gutwillig nicht herausgeben wollte, dem wurde es mit Gewalt abgenommen[2]. Dem niedern Volk gefiel dieſe neue Einrichtung ſehr wohl: denn es ſtellte ſofort alle Arbeit ein, und wer Kleider oder Nahrung bedürftig war, wandte ſich nur an den Propheten Thomas, als Verwalter des gemeinſchaftlichen Vermögens. Der Ruf von der Glückſeligkeit in Mühlhauſen verbreitete ſich bald in der Nachbarſchaft, und das Landvolk ſtrömte maſſenweiſe nach der Stadt, um reich zu werden[3].

Alsdann erließ Münzer Aufforderungen an die Bergleute im Mansfeldiſchen zur Vertreibung der Fürſten[4]; Pfeiffer hingegen rückte mit bewaffneten Schaaren gegen Eisfeld, und plünderte Schlöſſer wie Kirchen. Da er mit großer Beute zurückkehrte, ſo ward die Habgier der fanatiſirten Maſſen immer größer. Von dem guten Erfolg angelockt, brachen nun auch die Bauern von Frankenhauſen im Gebiete der Grafen von Mansfeld und Stollberg ein, und plünderten verſchiedene Schlöſſer aus.

Während dieſe Vorfälle den Zorn Dr. Martin Luthers auf das heftigſte aufregten, trafen auch die Nachrichten aus Schwaben und Franken in Sachſen ein, daß die Bauern dortſelbſt zur Durchführung ihrer zwölf Artikel die Waffen ergriffen haben, und über 40,000 Mann ſtark zu Felde lagen. Brachte

---

1) Hiſtoria Thome Müntzers, des Anfengers der Düringiſchen Auffruhr, ſeer nützlich zu leſen. Philipp Melanchthon. Dieſer Bericht, welcher in den Werken Luthers, Jenenſer Ausgabe, Th. III, fol. 125 in tergo u. flgd. ſteht, iſt eine Hauptquelle des gegenwärtigen Hauptſtücks. Bezüglich auf obige Stelle im Text heißt es in jener Erzählung: Vnd das er (Thomas Müntzer) in allen Spielen were, Gieng er auch mit zu Raht, Vnd gab für, Recht zu ſprechen mus durch offenbarung von Gott, vnd durch die Bibel geſchehen. Alſo was jm gefiel, ſprach man zu Recht, Vnd man hielts alſo ſonderlich Gottes befehl.

2) Er leret auch, das alle Güter gemein ſolten ſein, wie in Actis Apostolorum geſchrieben ſtehet, Das ſie die Güter zuſamen gethan haben. Damit macht er den Pöfel ſo mutwillig, das ſie nicht mehr arbeiten wolten, ſondern wo ein Korn oder Tuch von nöten war, gieng er zu eim reichen, wo er wolt, fodderts aus Chriſtlichem rechten, denn denn Chriſtus wolt, man ſolte teilen mit den dürfftigen, Wo denn ein reicher nicht willig gab, was man foddert, name man es jme mit gewalt. Dis geſchahe von vielen, Auch theten es die, ſo bey Thoma woneten im Johanniter hofe. Solchen mutwillen treib Thomas, vnd mehret teglich, Vnd drewet allen Fürſten in der Nachbarſchafft, das er ſie wolt demütigen.

3) Das treib er faſt ein Jar lang, bis in das M. D. XXV. jar, da die Bawrſchafft in Schwaben und Francken ſich erregt.

Da meinet Thomas er wolt das ſtündlin treffen, Die Fürſten weren erſchrocken, der Adel verjagt, die Bawren würden das Feld behalten, Vnd wolt auch im Spiel ſein, vnd ſein Reformation anfahen, Vnd lieſſe ſich hören in predigen, die zeit were komen, Er wolt ſchier zu feld ziehen, gos Büchſen im Parfüſſer Chor, Es lieſſen auch das Landvolck mit hauffen gen Mülhauſen, wolten alle Reich werden.

4) Darauf ſchrieb er dem Berckvolck zu Mansfeld ein ſeer Teufeliſchen Brieff, Das ſie ſolten auff die Fürſten ſchlahen wie auff den Ambos Nimroth, Binck, Banck. [Hiſtoria Thome Müntzers ꝛc. Siehe oben Anm. 1.]

Der Brief Müntzers an die Mansfeldiſchen Bergleute, deſſen in der Berichterſtattung hier gedacht wird, lautete alſo: „Laſſet euer Schwert nicht kalt werden von Blut, ſchmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden: es iſt nicht möglich, weil ſie leben (die Fürſten), daß ihr der menſchlichen Furcht ſollt los werden. Man kann euch von Gott nicht ſagen, dieweil ſie über euch regieren. Dran, dran, dran! Gott geht euch vor, folget!

Thomas Müntzer mit dem Schwert Gideonis.“

[Walch Th. XVI, Sp. 150.]

ſchon ſolche Botſchaft großen Schrecken hervor, ſo verbreiteten die Gerüchte von dem Brennen, dem Plündern und der blutigen Rachſucht der Bauern, welche natürlich noch übertrieben ſein mochten, vollends Entſetzen. Luther insbeſondre wurde ſichtbar ergriffen, ihm ſchrieben böswillige Feinde die Urſache des Unheils zu, ſein klarer Blick zeigte ihm die ſchreckliche Gefahr der Ereigniſſe für die Reformation, und er erhob darum jetzt ſeine Stimme mit glühender Leidenſchaft und niederſchmetternder Stärke gegen die Fanatiker. In der Schrift wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern ergoß er ſeine volle Entrüſtung über Thomas Münzer und andere Verführer des Volkes, griff aber zugleich die Landleute ſelbſt an. „Im vorigen Büchlein“, erklärte der Reformator, „durfte ich noch nicht abuttheilen, weil ſich die Unzufriedenen zu Recht und beſſern Unterricht erboten hatten; aber ehe ich mich umbſehe, Fahren ſie fort, und greiffen mit der Fauſt drein, rauben, toben, und thun wie die raſenden Hunde!“ Dann fordert er die Behörden und alle Freunde der Ordnung zum Kampf wider die Aufrührer auf, und verſprach ſogar einem Jeden die Seligkeit, welcher in ſolchem Streite das Leben verlieren würde [5]).

Auf die Bewegung in Schwaben und Franken konnte die Schrift Luthers freilich keinen Einfluß äuſſern, weil dort der Aufruhr im Weſentlichen ſchon ohne Zuthun des Reformators beſiegt worden war; dagegen brachte ſie in Norddeutſchland eine entſcheidende Wirkung hervor. Der Kurfürſt Johann und der Herzog Georg von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig rüſteten, um auch in jener Gegend die Fanatiker mit den Waffen zur Ruhe zu verweiſen. Thomas Münzer, in der Meinung, daß ganz Sachſen und Thüringen zum Aufſtand reif ſei, und in der Hoffnung, daß die fränkiſchen Bauern näher gegen Thüringen vorrücken würden, zog mit 300 Mann von Mühlhauſen nach Frankenhauſen, dem Hauptſitz der unzufriedenen Landleute. Mittlerweile hatten die Bauern in der Grafſchaft Mansfeld zu den Waffen gegriffen, und ihre Standesgenoſſen in der Umgegend folgten dem Beiſpiel. Schon wollte Münzer dieß benützen, um von Frankenhauſen aufzubrechen, und alles Land in revolutionären Zuſtand zu verſetzen, als der Stand der Sache ſich plötzlich änderte. Graf Albrecht von Mansfeld hatte ſich nämlich durch die Empörung ſeiner Bauern nicht einſchüchtern laſſen, ſondern mit 60 Pferden den Aufſtand angegriffen. Da er vollkommen ſiegreich ward, und 200 Bauern tödtete, ſo geriethen die Anhänger Münzers in Frankenhauſen ſo ſehr in Schrecken, daß ſie den beſchloſſenen Aufbruch unterließen, und vorerſt den Aufſtand des Landvolks in Maſſe abwarten wollten. Dadurch erhielten der Kurfürſt und der Herzog Georg von Sachſen, der Landgraf von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig Zeit, ihre Rüſtungen zu vollenden, und ſo rückten ſie denn mit ihren Reiſigen gen Frankenhauſen an. Die Fürſten hatten nur 1500 Reiter und wenig Fußvolk, während die Bauern 8000 Mann zählten; dafür fehlte es den letztern an Reiterei, Waffen-Uebung, und ſogar an einem geſchickten Anführer. Um ſich gegen die feindliche Reiterei einigermaßen zu ſchützen, führte das Landvolk eine Wagenburg um ſich auf.

Sachkenner bemerkten auf den erſten Blick, daß die zuſammengerotteten Bauern der Vertheidigung gegen eine geregelte Waffenmacht gänzlich unfähig ſeien; die Fürſten verſuchten darum vor dem Angriff erſt die Güte, und ermahnten durch einen Abgeordneten zur Niederlegung der Waffen und Auslieferung

---

5) Luther wider die reubiſchen und mordiſchen Bawren [L. W. Jen. Ausg. fol. 125 in tergo]: Darumb lieben Herrn löſet hie, rettet hie, helffet hie, erbarmet euch der armen Leute, Steche, ſchlahe, würge hie, wer da kann. Bleibeſtu darüber tod, wol dir, Seliglichern Tod kanſtu nimermehr vberkomen, Denn du ſtirbſt in gehorſam göttliches Worts vnd befehls Roma. 13. vnd im dienſt der liebe deinen Nechſten zu retten aus der Hellen vnd Teufels banden.

der Rädelsführer. Ueber die Bauern hatte ſich augenſcheinlich Furcht verbreitet, und ſie waren daher einem Vergleich nicht abgeneigt: da ergriff jedoch Thomas Münzer das Wort, und ſuchte durch ſeine Rede das Vertrauen ſeiner Anhänger wieder zu beleben. Zuerſt ſchilderte er die Verſchwendung, die Tyrannei, ſowie die Unfähigkeit der Fürſten zu einer rechten Staatsverwaltung, und damit verband er die Aufforderung, eine ſo untüchtige Obrigkeit zu vertilgen [6]). Anbelangend die ſchlechte Rüſtung und Kampffähigkeit des Landvolkes verwies er auf die Macht Gottes, der auch den Ungeübten den Sieg verleihen könne [7]). Nachdem dieſe rhetoriſche Figur mit Hinweiſung auf Bibelſtellen unterſtützt worden war, betheuerte Münzer die Unterſtützung Gottes: denn er habe von dem Herrn ſelbſt mündlich den Auftrag erhalten, alle Stände zu reformiren [8]).

Dieſer unglückſelige Wahn der Verrücktheit gereichte zum Verderben der irre geleiteten Landleute: denn dieſe glaubten ihrem ſchwachen Propheten, und ein Zufall diente noch dazu, ſie in ihrer Vollendung zu beſtärken. Ihre Fahne war nämlich mit einem Regenbogen bemalt, dem Sinnbild, daß auf trübe Zeiten beſſere kommen ſollen. Während nun Münzer ſprach, und ſo beſtimmt den Beiſtand Gottes zuſicherte, zeigte ſich ein Regenbogen am Himmel. Dieß hielten die fanatiſirten Bauern für ein Zeichen Gottes, und nun glaubten ſie ſteif und feſt, daß ſie durch ein Wunder den Sieg über die Fürſten erlangen würden. Der Antrag der letztern wurde alſo zurückgewieſen. Jetzt hielt der Landgraf von Heſſen eine Anrede an die vereinigte Kriegsmacht der Fürſten, um ſie zur Tapferkeit anzuſpornen. Er bemerkte zuerſt, daß man die Güte mit den Aufrührern verſucht, doch kein Gehör gefunden habe: deßhalb müſſe das Schwert gebraucht werden [9]). Der Landgraf entwickelte ſodann, daß das Landvolk keineswegs übermäßig mit Abgaben beſchwert ſei, und daß daſſelbe vielmehr bei geringem Zins im Zuſtand einer gewiſſen Wohl-

---

[6]) Was ſind aber die Fürſten? Sie ſind nichts denn Tyrannen, ſchinden die Leute, unſer Blut vnd ſchweis verthun ſie mit hoffieren, mit vnnützem pracht, mit Huren vnd Buben. Es hat Gott geboten in Deuteronomio, Es ſo der König nicht viel Pferd bei ſich haben, vnd ein groſſen Pracht füren, Auch ſol ein König das Geſetzbuch in henden teglich haben.

Was thun aber vnſere Fürſten? Sie nemen ſich des Regiments nicht an, Hören die armen Leute nicht, ſprechen nicht Recht, Halten die Straßen nicht rein, Wehren nicht Mord und Raub, Straffen keiu frevel vnd mutwille, Verteidingen nicht Widwen vnd Waiſen, He'ffen nicht den armen zu Recht, Schaffen nicht das die Jungen recht erzogen würden zu guten ſitten, Fördern nicht Gottesdienſt, ſo doch vmb ſolcher vrſach willen Gott Oberkeit eingeſetzt hat, Sondern verderben allein die Armen je mehr vnd mehr mit newen beſchwerden. Brauchen jre macht nicht zu erhaltung Friedens, ſondern zu eigenem trotz, Das je einer ſeinem Nachbarn ſtarck genug ſey, Verderben Land vnd Leute mit vnnötigen Kriegen, raube', brennen, morden, Das ſind die Fürſtlichen Tugend, damit ſie jtzund vmbgehen. Jr ſolt nicht gedencken, das Gott lenger ſolchs leiden wolle, Denn wie er die Cananeos vertilget hat, ſo wird er auch dieſe Fürſten vertilgen.

[7]) Es iſt nicht wunder, das Gott wenigen vnd vngerüſten Leuten Sieg gebe, wider viel tauſent, Denn Gedeon mit wenig Leuten, Jonathan mit ſeim einigen Knaben viel tauſent geſchlegen haben, Dauid vngerüſt den groſſen Goliat vmbbracht.

[8]) Darüber weis ich gewislich, Das Gott vns helffen wird, vnd vns Sieg geben, **Denn er hat mir mündlich ſolchs zugeſagt vnd befohlen, Das ich alle Stende ſol reformiren.**

[9]) Lieben Freunde, Jr ſehet die armen Leute für euch, wider die jr gefürt ſeid, jrem vngehorſam vnd freuel zu wehren. Nu hat die Fürſten erbarmet jres Elendes, Vnd haben wir mit jnen laſſen handeln, das ſie abzögen, ſich ergeben, vnd die Heubtleute vberantworten. Auff ſolchs geben ſie kein Antwort, vnd rüſten ſich zu ſchlahen, ſo foddert es die groſſe not dagegen, das wir vns wehren. Drumb vermane ich euch, das jr ſie ritterlich angreifft, vnd den trewloſen Böswichtern vnd Mördern wehret.

habenheit ſich befinde [10]). Auch die Vorwürfe über Vernachläſſigung der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege u. ſ. w. erklärte der Fürſt von Heſſen für grundlos [11]). „Wenn aber auch die Obrigkeit ſich Fehler zu Schulden kommen laſſe," lautete der Schluß der Rede, „ſo ſtehe es dem Volke dennoch nicht zu, durch Aufruhr eigenmächtig ſich Abhülfe zu verſchaffen" [12]). Man ſieht, daß die Theorie Luthers gewirkt hatte, und namentlich mit großer Klarheit und Wohlgefälligkeit in den Geiſt der Großen übergegangen war.

Als der Landgraf geſprochen hatte, wurde durch die Trommeten das Zeichen zum Angriff gegeben. Eine Salve der Geſchütze eröffnete den Kampf, und ihr folgte das Einhauen der Reiter; aber die erleuchteten Bauern und ihr angehauchter oder inſpirirter Prophet ſtimmten ſtatt der Gegenwehr eine Hymne an, und riefen die Hülfe des heiligen Geiſtes herbei [13]). Thomas Münzer war alſo wirklich ſo albern, daß er den Angriff der fürſtlichen Waffengewalt bloß mit Wundern zurückzuſchlagen hoffte. Sein ſchwacher Verſtand muß allerdings Mitleiden einflößen; allein auf der andern Seite fällt es ungemein ſchmerzlich, daß dadurch ſo viele Menſchen ins Elend geſtürzt wurden. Thomas hatte die Gegner noch dadurch ſehr gereizt, daß er einen Jüngling von Adel, den einzigen Sohn eines Greiſes, welcher der Unterhandlung oder der Überredung wegen in das Lager der Bauern gekommen war, gegen den Kriegsgebrauch niederſtoßen ließ [14]). Auch die Reiſigen der Fürſten wurden daher von Zorn entbrannt, und richteten ein furchtbares Blutbad an. Von Seite der Bauern dachte Niemand an Gegenwehr; als die fürſtlichen Reiter die Wagenburg durchbrochen hatten, ſo ergriff der ganze Haufe vielmehr die Flucht. Erſt am Fuß des Berges, auf deſſen Höhe das Lager der Landleute ſich befand, leiſtete eine kleine Schaar derſelben den Gegnern Widerſtand; allein ſie wurde ſogleich vernichtet.

Leider wußten auch hier die Fürſten die Pflichten der Menſchlichkeit gegen die Ueberwundenen nicht gebührend zu beachten. Die Bauern dachten an nichts mehr, als durch eilige Flucht ihr Leben zu retten;

---

[10]) Aber jedermann acht ſein beſchwerden am größten, Was dagegen ander Leute leiden, will niemand ermeſſen. Die Bawren geben geringe Zins, darumb ſitzen ſie ſicher, mügen Weib vnd Kind erneeren, mügen Kinder zu Zucht vnd Ehre erziehen. Solch ſicherheit zu vnterhalten, werden jre Zins angelegt, Sag mir, wem kompt der gröſſte nutz daraus? Den Vnterthanen, Darumb ſind jre Klagen nichtig.

[11]) Denn es iſt je erdicht vnd erlogen, das wir nicht gemeinen Landsfrieden halten. das wir nicht die Gericht beſtellen, Mord vnd rauberey in Lendern nicht wehren, Denn wir nach vnſerm vermügen, gevlieſſen ſind friedlich Regiment zu erhalten. Nu iſt je gering die Bürde, die die Vnterthan an Gelt oder Zins tragen, gegen der Sorge vnd mühe die wir tragen.

[12]) Ich rede ſolchs nicht darumb, das ich mich als ein Fürſt ſchmücke, Vnd der Bawren ſache arg mache, Sondern es iſt die gantze warheit. Ich weis wol, das wir offt ſtrefflich ſind. Denn wir Menſchen ſind, vnd vns offt vergreiffen, Dennoch ſol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Es gebeut Gott Oberkeit zu ehren.

Sie klagen aber, das man jn nicht geſtatten wolle das Euangelium zu hören, Dennoch ſol man darumb nicht Auffruhr anrichten. Denn wie Chriſtus Petro verboten hat zu fechten, So ſol ein jeder, was er gleubt, verantworten für ſich ſelbs, Wil jn Oberkeit darob tödten, ſol ers leiden, vnd ſol nicht zum Schwert greiffen, vnd ander Leute erregen, jn mit gewelt zu retten. Chriſtus hat vber Petro, da er fechten wolt, ein ſchrecklich Vrteil gefellet, Das er des todes ſchüldig ſey, Wer das Schwert nimpt, ſol mit dem Schwert vmbkomen, ſpricht Chriſtus, Vnd hat ſich ſelbs ans Creutz hencken laſſen. Alſo iſt Auffruhr wider das Gebot vnd Exempel Chriſti.

[13]) Die armen Leute aber ſtunden da vnd ſungen, Nu bitten wir den heiligen Geiſt, gleich als weren ſie wahnſinnig, ſchickten ſich weder zur wehr noch zur Flucht, Viel auch tröſten ſich der groſſen zuſag Thome, das Gott hülff vom Himel erzeigen würde, Dieweil Thomas geſagt hette, Er wolt alle ſchüſſe in die Ermel faſſen.

[15]) Hiſtoria Thome Münzer ꝛc. fol. 129 in tergo.

aber obgleich ſie gar keinen Verſuch der Vertheidigung machten, und in keiner Weiſe mehr gefährlich waren, ſo wurden doch an 5000 Mann niedergemacht. Man hatte damals ſelbſt im Volk eine hohe Meinung von den Tugenden der ſächſiſchen Fürſten, und bei dem Aufſtand in Franken war die Rede davon, ob man ſich nicht in den Schutz derſelben begeben wolle; indeſſen bei der thüringiſchen Empörung bewährten ſie jene Eigenſchaften keineswegs. Auch nach der Zerſtreuung der Bauern wurde eine Verfolgung eingeleitet, welche das rechte Maaß der Strenge bei weitem überſchritt, und zur Grauſamkeit ausartete. Nach der Beſetzung des Fleckens Frankenhauſen machten die Fürſten 300 Gefangene, und dieſe wurden ſämmtlich enthauptet. Es wurde alſo nicht im mindeſten berückſichtiget, daß die unglücklichen Landleute nur Verführte und Geiſtesverwirrte waren, deren Zurechnungs-Fähigkeit ſogar in Zweifel gezogen werden konnte.

Der Anſtifter des Jammers, Thomas Münzer, mußte den Kelch der Leiden in ſeiner ganzen Bitterkeit koſten. Es war ihm gelungen, zu entfliehen, und in Frankenhauſen ſich zu verbergen. Durch Zufall ward er aber im Bett entdeckt, und gefangen genommen. Man führte ihn gebunden nach dem Mansfeldiſchen Schloß Heldrungen, und unterwarf ihn dort einer harten Behandlung. Anfangs beſtand Thomas auf der Rechtmäßigkeit ſeiner Handlungen; als man jedoch die Martern der Folter furchtbar ſteigerte, bereute er ſcheinbar oder aufrichtig ſeine Unternehmungen. Der Schmerz preßte ihm ſelbſt die Namhaftmachung ſeiner Verbündeten in Allſtett und Mühlhauſen ab. Auch das Geſtändniß wurde abgelegt, daß man die Gleichheit aller Chriſten einführen und alle Fürſten, welche widerſtehen, vertreiben oder ermorden wollte [15]). Thomas Münzer ward übrigens mit ſeinem Genoſſen Pfeiffer ebenfalls enthauptet. Vor der Hinrichtung ſchrieb er noch einen Brief an den Rath und die Gemeinde Mühlhauſen, worin er von weiterer Empörung abmahnte [16]). Härter als der Tod durch Henkershand mag dem unglücklichen Mann das Bewußtſein geweſen ſein, daß der Glaube an großen Beruf, die tiefe Ueberzeugung, mit Gott ſelbſt in unmittelbarer Verbindung zu ſtehen, und als Werkzeug desſelben im entſcheidenden Augenblick durch ein Wunder Beiſtand der Allmacht zu erhalten, daß, ſage ich, ſolches feſte Vertrauen eitel Schein, Trug und Täuſchung war. Es iſt eines der größten Unvollkommenheiten und Uebel des Lebens, daß es eben ſo gut eine falſche Begeiſterung giebt, als eine wahre, eben ſo wohl eine trügeriſche Ueberzeugung, wie die rechte, und daß beide nicht weniger tief und aufrichtig ſein können, als ihr Gegenſatz.

Mit der Bewältigung des Bauern-Aufſtandes in Thüringen war die politiſche Bewegung des Reformations-Zeitalters vollſtändig abgeſchloſſen, die Ruhe kehrte allenthalben zurück, und es war von bildunskräftigen Ideen in ſtaatlicher Beziehung nirgends mehr die Rede.

---

[15]) Münzer erwähnte auch ſeines Aufenthalts in Oberdeutſchland, und bemerkte darüber folgendes: Im Clegkaw vnd Hegaw bey Baſel, hat er etliche Artikel, wie man herrſchen ſol, aus dem Euangelio angeben, Daraus fürder andere Artikel gemacht, Hetten jn gern zu ſich genomen, habe aber jnen gedanckt, Habe Empörung nicht gemacht, ſondern ſind bereit zuvor auffgeſtanden geweſt. Ecolampadius vnd Hugefeldus haben jn des Orts geweiſet zu predigen zum Volcke, Da er denn gepredigt, das, wo vngleubige Regenten, da were auch vngleubig Volck, das daſelbs ein Rechtfertigung werden ſolt. Die Brieue ſo jm dieſelbigen geſchrieben, habe ſein Weib bei ſich in einem Sack.

[16]) Helfft ja rahten mit vleis meinem Weibe, vnd fliehet zum letzten das Alutuergieſſen, dafür ich euch jtzunder trewlich warnen wil, Denn ich weis, das ewer der mehrer teil in Mülhauſen dieſer auffrühriſchen Empörung nicht anhengig geweſt, ſondern das allzeit gerne gewehret vnd fürkomen, damit jr derſelbigen vnſchüldigen nicht auch in Beſchwerung, als etlichen zu Franckenhauſen geſchehen, komen dürffen. Wolt euch ja der Verſamlung vnd empörung nicht anhengig machen, Sondern gnad bey den Fürſten (wie ich verhoff, jhr Fürſtlich Gemüte werden euch Gnade erzeigen) anſuchen.

Fünfzehntes Hauptſtück.

Verhältniß der kirchlich-reformatoriſchen Richtung zur politiſchen. Nothwendiger Untergang der letztern.

Wenn je eine Erſchütterung der Weltverhältniſſe, als Gebot der Nothwendigkeit, aus einem innern organiſchen Drang hervorging, ſo war es das großartige Ereigniß der Kirchen-Verbeſſerung. Die mittelalterlichen Zuſtände hatten ihre vollkommene Ausprägung erlangt, was nach Maaßgabe der wirkenden Kräfte in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Handel, Gewerben und Ackerbau, in äuſſern Wohlſtand und geiſtiger Bildung erſtrebt werden konnte, war geleiſtet worden: die Kultur genoß die Früchte ihrer verhältnißmäßigen Entwicklung; allein nun war der Kreis der Ideen erſchöpft, und der behagliche Wohlſtand brachte bei dem Mangel an Selbſtbeherrſchung, welcher einem noch jugendlichern Alter des Völkerlebens anklebte, ſelbſt die Sitten in Gefahr. Zugleich ſtand die bisherige Haupttriebfeder des geſtaltenden Organismus, der heilige, religiöſe Glaube, der Erſchlaffung nahe, und eine höhere, ſtärkere Bildungskraft, die denkende Einſicht, mußte fortan zur Wirkſamkeit gebracht werden. Je größer aber unter ſolchen Umſtänden die Veränderung ſein mußte, welcher die Zuſtände Deutſchlands, als dem ſchöpferiſchen Quell der Reformation, entgegen gingen, deſto zuverſichtlicher hätte man erwarten ſollen, daß der allgemeine Umſchwung der Dinge auch die Staatsverfaſſung ergreifen müſſe. Die Zeit war ernſt und groß, heftige Gährungsſtoffe ſetzten die Geiſter und Gemüther in Bewegung, vielfach und gewaltig zeigte ſich das Streben, in allen Theilen des Wiſſens zu den Tiefen zu dringen und den letzten Grund der Dinge zu erfaſſen: alle Fragen, welche das Menſchengeſchlecht in ſeinen wichtigſten Angelegenheiten, mithin ſowohl in religiöſer, als in politiſcher Beziehung, ſeit Jahrhunderten beſchäftigten, traten mit neuer Kraft hervor und forderten nachdrücklich ihre endliche, entſcheidende und dauernde Löſung: die Gegenſätze der Meinung, welche eingeſchlummert waren und durch Gleichgültigkeit ihre Wirkung und Bedeutung verloren hatten, bildeten ſich von Neuem, der Kampf der Überzeugungen und der Prinzipien erwachte, alle Verhältniſſe waren verſchoben, verrückt: wie wenn durch ein plötzlich wirkendes Niederſchlagsmittel der organiſche Verbindungsprozeß verändert worden wäre, ſtäubten die Parteien aus einander und ordneten ſich in neuen nicht geahneten Gegenſätzen: alles deutete auf eine umfaſſende und tief eingreifende Veränderung in den Zuſtänden der Völker.

Darum erſtreckte ſich die allgemeine Gährung auch auf die Fragen der Politik, ja in dieſer Beziehung ſchien eine durchgreifende Reform faſt noch nothwendiger zu ſein, als in kirchlicher. Seit Jahrhunderten war die Reichsgewalt im Sinken begriffen, und mit dem Eintritt des 16. Jahrhunderts ihre Zerrüttung ſo weit gekommen, daß ſelbſt ein fähiger und wohlwollender Kaiſer dem Verfall nicht im mindeſten zu ſteuern vermochte. Dadurch wurde aber das höchſte Gut der Nation, ihre Einheit, zerſtört, und in Folge dieſes Unglücks ihre Selbſtſtändigkeit nach Auſſen gefährdet. Bis jetzt nahmen die übrigen Völker im Verhältniß zu den Deutſchen noch einen ſehr untergeordnetn Rang ein; allein bei ihnen nahm

die innere Entwicklung gerade den entgegengeſetzten Gang an, indem die königliche Gewalt, alſo die Staatseinheit, auf Koſten der großen Adelsgeſchlechter von Schritt zu Schritt eben ſo ſehr erſtarkte, als in Deutſchland umgekehrt die Unabhängigkeit des hohen Adels, ſohin die Reichszerſplitterung, auf Koſten der kaiſerlichen oder der einheitlichen Reichsgewalt, unaufhaltſam um ſich griff. Dem ſollte ein Ziel geſetzt, und zugleich dem öffentlichen Volksleben durch Entwicklung der verfaſſungsmäßigen Freiheit ein weiterer Spielraum, ſowie erhöhte Fruchtbarkeit verſchafft werden. In den Grundſätzen war unſere mittelalterliche Reichsverfaſſung vortrefflich: nur ſollten ſolche Grundſätze jetzt richtiger durchgeführt, die Reichsſtandſchaft als National-Repräſentation ausgebildet, die ſchützenden Geſetze der perſönlichen Freiheit vom Vorrecht des Adels zum Gemeingut des Volkes erhoben, und überhaupt allen ſchönen Prinzipien der Verfaſſung durch billigere Ausdehnung auf die mittlern Stände Geiſt und Leben eingeflößt werden. Die äußern Zuſtände ſchienen jenen wohlthätigen Reformen günſtig zu ſein: denn die Maſſen beſtanden nicht mehr aus dürftigen Liten und Schalken, ſondern Handel, Gewerbe und Ackerbau hatten die ehrenwerthen Stände wohlhabender und beziehungsweiſe unabhängiger Bürger und Bauern geſchaffen. Solche Lage der Dinge machte die mittlern Stände nicht nur größerer Bildung, ſondern auch der Antheilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fähig, die politiſche Reform alſo zeitgemäß. Alle hervorragenden Männer von edlerer Art erkannten auch den Beruf der Zeit, und verlangten ſehr eifrig nach der politiſchen Wiedergeburt ihres Vaterlandes: die Ideen dazu waren vielfältig verbreitet, und zum Theil eben ſo klar, als gediegen, und doch ſollte alles ſcheitern, Deutſchland nur kirchlich, nicht aber ſtaatlich reformirt werden. Es ſcheint dieß bei dem erſten Anblick ein ſeltſamer Widerſpruch mit allen Bedürfniſſen und Fähigkeiten der Zeit geweſen zu ſein, und doch ſtellt ſich jener Gang der Entwicklung ſchlechterdings als nothwendig dar, wenn man den Verhältniſſen mehr auf die Tiefe zu blicken im Stande iſt. Eine Unterſuchung der Art wird für unſere Zeit äuſſerſt lehrreich, und da ſie als Darſtellung der verborgenen Triebfedern der Ereigniſſe, ſowie als Erläuterung derſelben jedenfalls in ein Geſchichtswerk gehört, ſo ſtehen wir nicht an, uns derſelben in gebührender Vollſtändigkeit zu unterziehen.

Das religiöſe Leben im Mittelalter hatte eine Beſchaffenheit, welche der richtigen Auffaſſung zum Theil entgangen iſt, und darum hegt man über die kirchlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände jener Zeit nicht immer richtige Begriffe. Hauptcharakterzug des Volkslebens war damals allerdings der Glaube; wer aber dieſen für ſchwärmeriſch und anſtreifend an Frömmelei ſowie Myſticismus halten wollte, der würde irren. Gerade umgekehrt bewegte ſich der Glaube nur an der Oberfläche des Gemüths, und regte weder die Denkkraft, noch die Gefühle beſonders auf. Von Seite der Kirchengewalt waren freilich viele gottesdienſtliche Gebräuche angeordnet worden, um die Macht der Religion zu ſichern: täglich fand daher Gottesdienſt mehrere Male ſtatt, und ein Jeder war zum Beſuch verpflichtet: auch die Gebräuche bei hohen Feſttagen, die Pracht des Kultus, der ſchöne Kirchengeſang, von Muſik begleitet, waren auf die Sinne berechnet, um den Glauben tief in das Gemüth einzudrücken; deſſen ungeachtet war nirgends von Kopfhängerei oder pietiſtiſchem Weſen die Rede. Entſchloſſen, das Leben auf jede Weiſe zu genießen, waren die Geiſtlichen vielmehr gegen Fröhlichkeit und ſinnliche Genüſſe ſehr duldſam. Die Kurie ſelbſt war damit ganz einverſtanden: ſie forderte zwar ſtrenge regelmäßigen Beſuch des Gottesdienſtes, unweigerliche Ablegung der vorgeſchriebenen Beichten, und überhaupt willige Beobachtung aller religiöſen Gebräuche: ſie verlangte ferner buchſtäbliches Nachſagen der von ihr vorgeſchriebenen Glaubensſätze, und duldete in dieſer Beziehung keine abweichende Anſicht, ja nicht einmal Zweifel oder Forſchung. Allein in Beziehung

auf den Genuß des Lebens war ſie ebenfalls äuſſerſt duldſam. Wo auch die Politik periodiſche Nüchternheit vorſchrieb, wie zur Faſtenzeit, blieb das Gebot nur bei den Worten ſtehen, und wurde ſo durchgreifend umgangen, daß durch die Menge, Auswahl und Güte der Faſtenſpeiſen gerade dieſe Zeit die meiſten Freuden der Tafel darbot. Gleichwohl ſollte das Volk vor dem Eintritt der Faſten noch durch erhöhten Sinnengenuß entſchädigt werden, und ſo entſtanden die Luſtbarkeiten des Karnevals und der Faſtnacht, welche im Mittelalter eine auſſerordentliche Ausbildung erlangt hatten. Der religiöſe Glaube, wie er damals von einer prachtvollen, majeſtätiſchen und mächtigen Kirche repräſentirt wurde, erlaubte, ja empfahl und förderte demnach entſchieden Heiterkeit und fröhlichen Lebensgenuß. Bei manchen Religions-Geſellſchaften ward freilich Entbehrung und ſelbſt Peinigung zur Pflicht gemacht; indeſſen dieß waren immer nur Ausnahmen von der Regel, und ſelbſt jene Erſcheinungen beweiſen die Richtigkeit unſrer bisherigen Darſtellung, da z. B. die Waldenſer eben deßhalb entſtanden, um durch Armuth und Entſagung von dem Reichthum und der Genußſucht der herrſchenden Kirche ſich zu unterſcheiden. Ja ſo ſehr waren Fröhlichkeit und Wohlleben der Grundzug im Charakter der mittelalterlichen Geiſtlichkeit, daß ſelbſt die zum Gegentheil beſtimmten Bettel-Klöſter Dürftigkeit und Entbehrung nur höhnend vorgaben, der That nach aber nicht weniger genoſſen, als die vornehmern Konvente.

Mit der heitern Lebens-Auffaſſung ſtanden nun auch die Grundſätze der Kirche über Vergebung der Sünden im Einklang. Der Papſt beſaß die Macht, zu binden und zu löſen; durch ihn erlangten daher ſämmtliche Beichtiger die Fähigkeit, alle Sünden zu vergeben. Zuweilen legten die Geiſtlichen zwar ſchwerere Buſſen auf; doch was waren dieſe gegen die ewige Verdammung, von der man durch die Strafen erlöſt wurde? Ueberdieß gaben Geld-Bedürfniſſe der Päpſte öfters Gelegenheit, durch Erkaufung von Ablaß der Sünden auf leichte Weiſe ledig zu werden.

Alles dieß wurde aber durch die Lehre Luthers über die Rechtfertigung weſentlich geändert. Nach ſolcher Theorie konnte das ewige Heil nicht durch gute Werke, keineswegs durch Faſten, oder milde Gaben, nicht durch prieſterliche Sünden-Vergebung, ja nicht einmal durch tugendhaftes Leben allein, ſondern nur durch den Glauben an den Erlöſer Jeſus Chriſtus erworben werden. Unglücklicherweiſe ſollte ſich aber nicht Jedermann den Glauben beliebig aneignen, vielmehr derſelbe nur durch Gott, und zwar den heiligen Geiſt verliehen werden können. Da nun alles, was dieſen Glauben nicht hat, verdammt wird; ſo hängt die Frage, wer verdammt oder ſelig werden ſoll, ausſchließend von Gott ab, ohne daß die Handlungen der Menſchen, alſo weder Tugend noch Laſter Einfluß hierauf haben können. Gott beſtimmt demnach im Voraus, wer verdammt und wer ſelig werden ſoll, Freiheit des menſchlichen Willens giebt es nicht, gute und böſe Thaten des Menſchen haben auf Seligkeit oder ewige Verdammung nicht den geringſten Einfluß. Dieß folgt logiſch aus den oben angeführten Lehrſätzen. Luther ſpricht es aber zum Ueberfluß auch noch ausdrücklich und äußerſt beſtimmt aus, und zwar in ſeiner berühmten, wichtigen Streitſchrift gegen Erasmus de servo arbitrio. Es iſt unerläßlich, die bedeutendſten Stellen davon hier auszuheben [1]).

I.

[1]) Unſere Seligkeit ſtehet allein auf Gottes Werk und nicht in unſern Kräften und Rath. [Luthers Werke. Walchiſche Ausgabe, Th. XVIII, S. 2121.]

II.

Gott hat durch ſeinen unverrücklichen Rath und Willen alles vorhergeſehen, und macht, ſchafft und wirkt durch denſelben alles. Dieſer Donnerſchlag ſchlägt zu Boden den freien Willen mit allen Gründen, die dazu mögen aufgebracht werden. Gottes Art und Natur wird ewiglich nicht verändert, alſo auch ſeine Weisheit, Stärke, Vorſehung

Selbſt aber bei dieſen Folgen kann es noch nicht ſein Bewenden haben, ſondern es muß vielmehr aus der bemerkten Lehre auch der noch viel härtere Satz fließen, daß, nach der ewigen und unveränderlichen Vorherbeſtimmung Gottes, Menſchen ewig verdammt werden, die es nicht verdient haben, und umgekehrt andere ſelig werden, denen ein anderes Loos gebührt hätte. Luther, welcher die Folgerichtigkeit allem vorzog und ſich vor keinem Satze ſcheute, der aus ſeinen Vorderſätzen als Schlußfolge nach den Regeln der Logik hervorgehen mußte, gab auch dieß ausdrücklich zu [2]).

---

und alles, was in Gott iſt. Aus dem folget alſo, daß es nicht zu verläugnen ſei, daß alles, was wir thun, und alles, was geſchieht, ob es uns wohl dünket, als geſchehe es zufällig und ſei veränderlich, dennoch alſo müſſe geſchehen und nicht kann anders ſein. Denn Gottes Wille iſt kräftig und läßt ſich nicht hindern. Wenn nun der Wille ſich nicht hindern läßt, noch gehindert werden kann; ſo kann das Werk auch nicht gehindert werden, daß es nicht ſollte geſchehen in Zeit, Statt, Weiſe, Maaß, wie Gott verſehen hat und will. [L. W. Walch. Ausg. Th. XVIII, S. 2083 u. 2084.]

III.

So ſehen wir nun, daß nicht allein die Worte des Geſetzes wider den freien Willen ſind, ſondern daß auch alle Worte der göttlichen Zuſagung in der Schrift denſelbigen dämpfen und niederlegen, und kurzum, daß die Schrift allenthalben dem entgegen iſt. [W. A. a. a. O. S. 2233.]

IV.

In Summa, wenn wir unter dem Satan, unter dem Gott dieſer Welt ſind, wie alle Menſchen ſind, die nicht Chriſtum erkannt, noch Gottes Geiſt haben, ſo ſind wir in ſeinen Stricken, ſeine Gefangene nach allem ſeinen Willen, o daß wir nichts anderes wollen können, als was Satan will. So aber ein Stärkerer kommt und überwindet ihn, als wenn Gott kommt und nimmt uns ihm als einen Raub; ſo ſind wir wiederum, durch den heiligen Geiſt, Gottes Eigene und Gefangene (wiewohl das Gefängniß eine edle Freiheit iſt) und alsdenn thun wir willig, was er will. **Alſo iſt des Menſchen Wille im Mittel zwiſchen Gott und Satan und läſſet ſich führen, leiten, treiben, wie ein Pferd oder ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und beſitzet ihn, ſo geht er, wohin und wie Gott will, wie der 73. Pſalm V. 22 ſagt: ich bin wie ein Thier bei dir. Nimmt ihn der Teufel ein und beſitzet ihn, ſo will er und geht, wie und wohin der Teufel will. Und iſt nun der menſchliche Wille darin nicht frei oder ſein ſelbſt mächtig, zu welchem unter den zweien er laufen und ſich halten wolle, ſondern die zwei Starken fechten und ſtreiten darum, wer ihn einnehme.** [L. W. a. a. O. S. 2123 u. 2124.]

V.

Die Chriſten aber werden nicht vom freien Willen, ſondern von Gottes Geiſt getrieben. Röm. 8, 14. **Getrieben werden aber, das iſt ja nicht wirken, ſondern hingezogen und von einem andern hingerückt werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket, oder eine Axt oder Beil zum Hauen brauchet und führet.** Und daß ja Niemand zweifele, daß dieſe Worte des Luthers ſeien, zählt die Diatribe (Erasmus Schrift über den freien Willen) meine Worte her, welche ich für die meinen erkenne. [Ebend. S. 2268.]

I.

[2]) Alſo verbirget nun Gott ſeine ewige unausſprechliche Güte und Barmherzigkeit unter ewigen Zorn, ſeine Gerechtigkeit unter Ungerechtigkeit. Da iſt nun die höchſte Staffel des Glaubens zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gütigſte ſei, der ſo wenig ſelig macht, zu glauben, daß der Gott gleichwohl der gerechteſte ſei, **deſſen Wille alſo ſtehet, daß etliche müſſen verdammt werden.** [Ebend. Th. XVIII, S. 2119 u. 2120.]

II.

Denn Gottes Sohn iſt darum Menſch worden, und darum geſandt in die Welt, daß er rede, ſchaffe, thue, leide, allen Leuten alles freundlich anbiete, was ihnen zur Seligkeit vonnöthen iſt, wiewohl ſich viel an ihn ſtoßen, welche alſo gelaſſen werden in ihren Wegen und verhärtet nach dem heimlichen Gottes Willen, und den Chriſtum, ob er wohl locket, reizet, vermahnet, ob er viel thut, viel freundlich anbeut, nicht annehmen. Und der Chriſtus weinet nun, trauert und iſt jämmerlich über der Gottloſen Verdammniß, **wiewohl der göttliche Wille der Majeſtät etliche nach Vorſatz fahren läßt, verwirft und verdammt.** [Ebend. S. 2245.]

III.

Aber liebe Vernunft gefället dir Gott, wenn er die Sünder annimmt und ſeliget; ſo ſoll er dir auch nicht miß-

Daß dieſe Folge hart ſei, ja daß es ſogar Schauder erregen müſſe, wenn Menſchen, ohne es verdient zu haben und ohne es verhindern zu können, ewig verdammt ſein ſollen, entging Luther keineswegs, ſondern er fühlte es vielmehr ſehr lebhaft und ſprach es auch beſtimmt aus [3]).

Stellen der Art zeigen deutlich, wie lebhaft und ſcharf der Reformator die harten Folgen ſeiner Lehre einſah. Allein es floſſen dieſe Folgen einmal aus Vorderſätzen, von deren Richtigkeit er unerſchütterlich überzeugt war und die er nie aufgeben konnte, ein Schwanken und Handeln mit Grundſätzen, wie es z. B. im Charakter von Erasmus lag, und womit ſpäter die proteſtantiſche Kirche und ſogar die, welche ſich lutheriſch nennt, ſelbſt ſich zu helfen ſuchte, konnte nichts für den großen Mann ſein; er war immer klar, folgerichtig, offen, redlich, er mußte daher die Schlußſätze, welche aus ſeinen Vorderſätzen nach logiſchen Regeln nothwendig folgen mußten, auch treuherzig und furchtlos annehmen und zugeben, mochten ſie auch noch ſo ungereimt und ſinnlos ſcheinen. Alles, was er thun konnte, mußte ſich darauf beſchränken, gegen die Härte, die aus der Rechtfertigungs-Lehre bei ihrer folgerichtigen Anwendung nothwendig fließen muß, einen Satz aufzuſtellen, welcher einigen Troſt und Beruhigung ertheilt, ohne ſein Lehrgebäude und namentlich ohne ſeine Logik anzutaſten. Dieſes Auskunftsmittel fand er in der Erklärung, daß Gottes Wille nicht vollſtändig offenbart, ſondern theilweiſe noch verborgen ſei. Man müſſe alſo zwiſchen dem offenbarten und nicht offenbarten oder heimlichen Willen Gottes unterſcheiden. Zu letzterem gehöre nun die Frage, warum Menſchen, ohne es verdient zu haben, zur ewigen Verdammniß unabänderlich verurtheilt ſind, und warum Gott gleichwohl der gütigſte und gerechteſte ſei, wenn er Menſchen ſchon,

---

fallen, wenn er verdammet, wie er will: iſt er dort gerecht, ſo iſt er hier auch gerecht. Dort ſtreut er Gnade und Güte aus unter die Unwürdigen, hier braucht er Ernſt, Grimm, Zorn und Schärfe gegen die, ſo es nicht verdient haben. [S. 2346.]

IV.

Derhalben ſiehſt du, wie tief die Bosheit des menſchlichen Herzens verborgen liegt und iſt. Daß Gott die Sünder, die wohl anders verdienet hätten, zu Gnaden annimmt, da ſaget die Vernunft nicht, daß er ein ungerechter Gott ſei, da hadert ſie nicht noch murret wider Gott, ſo es doch ganz unrecht iſt, wenn es nach Vernunft ſollte gemeſſen werden. Warum klaget ſie aber da nicht? Ja es iſt ſüße und dienet ihr; darum iſt es recht und aufs allerbeſte. **Wenn aber Gott die verdammt, die es nicht verdient haben, oder etliche zum Verdammniß verordnet, ehe ſie geboren werden, dieweil ihr das bitter und ſauer iſt und ihr nicht dienet, da klaget ſie, es ſei unrecht, unleidlich, da hadert ſie, da murret ſie, da läſtert ſie.** [S. 2344 u. 2345.]

[3]) Ich weiß wohl, was ſo hoch ärgert und woran ſich ſtößt dieſelbe gemeine, natürliche, menſchliche Vernunft, nämlich daran, daß Gott alſo aus Willen und lauter aus Willen die Menſchen verläßt, verſtockt, gleichſam als habe er Luſt an ihrem ewigen Verderben, ewiger ſolcher großer Qual und Pein der armen elenden Menſchen, ſo er doch ſo hoch und reich läßt rühmen ſeine Güte, Gnade und Barmherzigkeit (S. 2316). Zum andern bleibt gleichwohl, daß Gott eben ſo hart und tyranniſch ſcheinet vor der Vernunft, wenn er uns alſo träget und duldet durch ſeine Güte, als wenn er uns verſtocket durch ſeinen unerforſchlichen Willen (wie denn wir lehren]. Denn dieweil Gott ſiehet, daß der freie Wille nicht vermag zu wollen das Gute, und ſiehet auch, daß der freie Wille durch die Güte, welche ihn duldet, ärger wird; ſo iſt Gott eben mit der Güte, wie es die Vernunft dünket, aufs härteſte und tyranniſchſte, und ſcheinet, als habe er Luſt an unſerm Jammer, ſo er wohl helfen könnte, wenn er wollte. Denn wenn es nicht ſein Wille wäre, ſo könnte auch das Dulden nicht da ſein. Denn wer will ihn zwingen? Dieweil nun und ſo lange der Wille Gottes ſtehet, ohne welchen nichts geſchieht, und dieweil das ſtehet, daß der freie Wille nicht kann Gutes wollen, ſo iſts alles umſonſt, was man aufbringt, Gott zu entſchuldigen und den freien Willen zu beſchuldigen, daß an uns der Fehl ſei. Denn allezeit hat der freie Wille zu ſagen: ich vermag es nicht und Gott will es nicht; was ſoll ich thun? Wenn er ſich ſchon meiner erbarmet und ſtrafet, ſo muß ich doch vonnöthen ärger werden, er gebe mir denn ſeinen heiligen Geiſt. Den Geiſt gibt er mir aber nicht; er könnte mir ihn wohl geben, wenn er wollte: darum iſts gewiß, daß er nicht will. [S. 2283 u. 2284.]

ehe ſie geboren werden, ewig verdammt. Hierüber habe Gott dem Menſchen, ſo lange dieſer auf der Erde ſei, noch keinen Aufſchluß ertheilen wollen: man dürfe daher über den verborgenen oder heimlichen Willen Gottes nicht forſchen, „ſondern es ſei der Gott mit Zittern und Furcht anzubeten, der ſolche hohe, große Werke kann thun und will thun.“ (S. 2245.) Am jüngſten Tage werde aber auch über den verborgenen Willen Gottes Aufſchluß ertheilt werden. „Denn wie das recht ſei,“ ſagt der Reformator, „daß Gott die Sünder und die es nicht verdienet haben, ſelig mache, iſt uns unbegreiflich; wir werden es aber ſehen, wenn wir nun kommen werden, da der Glaube wird aufhören und wir von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. Alſo auch, wie das recht ſei, daß er die verdamme, die es nicht verdient haben, iſt auch jetzund unbegreiflich; wir glauben es aber, bis daß des Menſchen Sohn vom Himmel offenbart wird.“ (Seite 2346.)

Sobald Glaubensſätze der Art die Maſſen wirklich ergriffen, ſo mußte eine furchtbare Erſchütterung des Gemüthes entſtehen. Bisher hatte man die Sorge für das Seelenheil der Kirche überlaſſen, welche das ewige Leben für die genaue Befolgung ihrer äuſſern Vorſchriften gerne bewilligte. Jetzt konnte aber der Prieſter nichts mehr helfen, Beichte war unwirkſam, Sünden-Vergebung ohnmächtig, nur Auserwählung von Gott machte ſeelig. Nothwendig mußte alſo die quälende Frage entſtehen, ob man zu denen gehöre, welche ſchon vor der Geburt zur ewigen Verdammung verurtheilt wurden, oder zu den andern? Kennzeichen der Auserwählung war nur der tiefe Glaube an den Erlöſer, folgerichtig regte ſich alſo der peinvolle Zweifel, ob man recht, aufrichtig und tief genug an Chriſtus glaube? Jeder Anflug von Luſt und Scherz, jede Neigung zur Heiterkeit und Lebensgenuß konnte nun für eine Anfechtung des Teufels, für ein Zeichen des mangelnden Glaubens, alſo der vorherbeſtimmten Verdammung gehalten werden. Das Gemüth wurde daher erſchrocken und zaghaft, und jetzt war ein breiter Weg zum Myſticismus eröffnet.

Mit einer Gewalt, welche den ganzen innern Menſchen krampfhaft aufrüttelte, ergriff nun die Lehre Luthers wirklich die Maſſen. Ängſtlich entſtand in dem weiteſten Kreiſe die Selbſtprüfung über den Beſitz des aufrichtigen Glaubens, und daher kam die Seelenunruhe und Gewiſſensangſt, welche im Reformations-Zeitalter ſo allgemein verbreitet war. Fortwährend ſtößt man bei der Quellen-Forſchung auf Briefe angeſehener Perſonen an Luther, wo ſie über innere Qual klagen, und nach Troſt ſuchen. Deßhalb legten auch ſo viele vornehme Würdeträger ihre Stellen nieder, und ſtellten ganze Konvente ihre reichen Einkünfte zur Verfügung des Landesherrn. Der Reformator ſelbſt hatte früher durch den Zweifel über die Mittel zur Seligkeit ungeheure Qual gelitten, und wenn dieß bei einem ſo klaren Kopf und eiſernen Charakter möglich war, ſo ergiebt ſich leicht, wie die Wirkung der neuen Lehre bei den Maſſen ſein mochte. Man hat oft geäuſſert, daß die Lutheriſche Religion im Verhältniß zur Katholiſchen ein leichter und bequemer Kultus ſei; doch man irrte gewaltig, denn jene entfernte weit mehr von heiterer Auffaſſung des Lebens, und legte ihren Bekennern, trotz der einfachen äuſſern Gebräuche, innerlich ungeheure Laſten auf. Der Zweifel am Beſitz des aufrichtigen Glaubens drückte, in Verbindung mit der Ohnmacht der Prieſter zur Verleihung der Seligkeit, das Gemüth nieder, und machte gegen alle Güter des Lebens gleichgültig.

Welche Einflüſſe nun dieſe Umwandlung des religiöſen Lebens auf die Staatszuſtände und alle politiſchen Fragen äußern mußte, liegt klar am Tag. Luther erklärte, daß die Heiden, als kleine Entſchädigung für die ewige Verdammung, in den Staatsſachen die Gabe hoher Vernunft und Weisheit empfangen hätten, und darum zur Freiheit und Würde der öffentlichen Zuſtände gelangt ſeien. Er lehrte, daß

umgekehrt die Chriſten wegen der Theilhaftigkeit am ewigen Leben einfältige Schafe und Schöpſe ſeien, und bleiben müßten, daher in den öffentlichen Zuſtänden es nie über den Unſinn hinausbringen könnten. Erbärmlichkeit der politiſchen Verhältniſſe war alſo ein Kennzeichen der Auserwählung Gottes, Fülle, Anmuth und Würde derſelben dagegen ein mögliches Wahrzeichen der vorherbeſtimmenden oder prädeſtinationellen Verdammung. Sollten nun die ächten Gläubigen mit Liebe, Eifer und Aufopferung an der Veredlung der Staatszuſtände arbeiten? Das mußten ſie wohl bleiben laſſen! Uns kommt die Sache freilich beinahe lächerlich vor, und es mag ſchwer ſein, in die Eigenthümlichkeit des damaligen Glaubens ſich hineinzudenken; indeſſen das Sachverhältniß war doch ſo, wie wir es ſchilderten. Der Reformator ſpielte keinen Heuchler, ſondern was er ſprach, glaubte er aufrichtig. Es war ihm deßhalb voller Ernſt, wenn er über Vorzüge oder Mängel der Staatsverfaſſung mit Gleichgültigkeit ſich ausdrückte. Alle jedoch, welche ihm aufrichtig anhingen, theilten eifrig ſeine Meinungen und Gefühle: die geſammte Lutheriſche Richtung wurde daher lau gegen eine politiſche Reform Deutſchlands. Man verkannte das Bedürfniß derſelben nicht, man würde ſie angenommen haben, wenn ſie den religiöſen Grundſätzen nicht widerſprach; indeſſen man hielt ſie in Betracht des höhern Gutes der Seligkeit für unweſentlich, für Nebenſache. Reformationen können jedoch nur durch Aufopferung durchgeſetzt werden, und Triebfeder der letztern iſt ausſchließend der Enthuſiasmus. Wenn nun ſowohl Luther, als alle ſeine aufrichtigen Anhänger gegen die politiſche Reform völlig gleichgültig blieben, wo ſollte dann die Aufopferungs-Fähigkeit für einen ſolchen Zweck herkommen? Es war ja nur die kirchlich-reformatoriſche Partei, keineswegs aber die entgegengeſetzte, welche auch eine Verbeſſerung der Staatszuſtände durchführen wollte. Unter ſolchen Umſtänden mußte letztere alſo geradezu unmöglich werden: denn in dem Maaße die Popularität Luthers bei der ſtrebenden Richtung zunahm, mußte auch der Eifer für die politiſche Reform erkalten, und zuletzt bei der evangeliſchen Partei ganz erlöſchen.

Alle äußern Umſtände und Begebenheiten trugen nun noch dazu bei, um jene Nothwendigkeit um ſo unabweisbarer zu machen. Auf Seite der Lutheriſchen Partei forderte man ſehr ſtrenge Uebereinſtimmung des Glaubensbekenntniſſes mit den Handlungen. Reiner, ſittlicher Lebenswandel war daher ſo nothwendig, um öffentliche Achtung zu genießen, daß ſchon ein gewiſſer Glanz im äußern Leben, vollends aber jede Art von Geſchlechtsübergriffen Anſtoß erregten. Wer in dieſen Fall kam, war ſogleich alles Anſehens und Einfluſſes ledig. Die Häupter der politiſch-reformatoriſchen Partei waren nun allerdings edle und feinfühlende Männer, welche ſchon durch ihre Bildung den Anſtand liebten und alle unlautern Ausſchweifungen vermieden; allein manche von ihnen hielten in ihrer heitern Lebensluſt zärtliche Verhältniſſe außer der Ehe nicht geradezu für unſittlich. Jene Männer verkannten die Gefahren, welche zweideutige Verhältniſſe zum andern Geſchlecht für reinere Volkszuſtande immer hervorbringen, und ſetzten ſich dadurch ſelbſt in eine ſchiefe Stellung. So hatte z. B. Willibald Pirkheimer in Nürnberg, als Wittwer, Verbindungen der Art, und Ulrich von Hutten wurde von ſeinen Gegnern mit einem noch üblern Rufe verfolgt. Dieß reichte nun hin, um dieſelben bei der Lutheriſchen Partei jeder entſchiedenern Einwirkung unfähig zu machen. Endlich richteten die Ausſchweifungen des Bauern-Aufſtandes die politiſch-reformatoriſchen Entwürfe in den Augen der mittlern Stände vollends zu Grunde.

Wie vorher zu ſehen war, und oben angedeutet wurde, veranlaßte die Mißachtung des Eigenthums in den 12 Artikeln der Landleute bedeutende Unordnung. Ueberhaupt offenbarte ſich nur zu bald, daß keineswegs übermäßige Laſten, ſondern Neigungen zu Ungebundenheit und die Begierden nach Vermö-

gensvergrößerung die meiſten Unzufriedenen zu der Empörung bewogen hatten. Bei jeder willkürlichen Anmaſſung berief ſich der Schuldige indeſſen auf das Manifeſt, und es entſtand eine ſolche Verwirrung und gewaltthätige Zügelloſigkeit, daß die Führer der Bauern über den Ausgang der Bewegung in große Beſtürzung geriethen. Um das Schlimmſte zu verhüten, hielten die Häupter eine genauere Faſſung und eine Beſchränkung der 12 Artikel für nothwendig, indem man vornehmlich die wichtigſten Sätze bis zur Einführung einer allgemeinen neuen Verfaſſung vorläufig außer Kraft ſetzen wollte. Götz von Berlichingen und Wendel Hipler brachten es durch vieles Zureden dahin, daß im leitenden Ausſchuß Beſchlüſſe der Art gefaßt wurden [4]). Dieſelben waren ohne allen Zweifel ſehr zweckmäßig; allein die Maſſen der Bauern wurden darüber ſo unzufrieden, daß ſie die Anſtifter der Maaßregel ermorden wollten. Alsdann veranſtalteten ſie ihrerſeits eine Verſammlung, ohne Zulaſſung ihrer Führer, und beſchloſſen darin, alle Vor=

[4]) Es waren ihrer 18 an der Zahl, und ſie lauteten alſo:

1. Jede Gemeinde ſoll ermächtigt ſein, einen Pfarrer zu erwählen und zu entſetzen, wenn er ſich ungebürlich hielte.

2. Jede Stadt und jeder Flecken ſoll den großen Zehenten von Wein, Korn und allem Getreide getreulich einſammeln und bis zur Reformation hinterlegen. Der kleine Zehenten ſoll ganz aufgehoben ſein.

3. Die Leibeigenſchaft ſoll ganz aufgehoben ſein.

4. Jedem Bürger oder Bauern ſoll erlaubt ſein, das Wildpret auf ſeinem Grund und Boden zu erlegen und in ſeinen Nutzen zu verwenden. Die gebannten Waſſer und Bäche, beſonders die der Geiſtlichen, ſollen bis zur Reformation frei ſein, außer wenn genugſam erwieſen würde, daß ſie erkauft oder zinsbar gemacht wären.

5. In Betreff der Wälder ſollen die Ortsobrigkeiten darüber halten, daß nicht ein Jeder nach ſeinem Belieben darin haue, ſondern Leute aus der Gemeinde wählen, welche die Plätze, wo gehauen werden dürfe, auszeichnen ſollen. Wer dawider handle, ſoll geſtraft werden. Eben ſo ſoll bei der Strafe verboten ſein, Vieh in ein Ueberhau oder junges Holz zu treiben. Wo Uebertrieb ſtatt finde, ſoll derſelbe bleiben, jedoch unter der Bedingung der Reciprocität.

6—8. Der ſechste, ſiebente und achte Artikel ſollen bis zu der künftigen Reformation ſuſpendirt bleiben.

9. Bis zu der künftigen Reformation ſoll Jeder für ſein Verſchulden geſtraft werden, wie es von Alters herkömmlich geweſen.

10. Dieſer Artikel ſoll ebenfalls bis zu der künftigen Reformation ſuſpendirt ſein.

11. Der Todfall ſoll auf immer abgeſchafft ſein, das Handlohn bis zu der Reformation, wo man weiter darüber erkennen werde.

12. Dieſer Artikel ſoll beſtehen, wie er in den zwölf Artikeln ausgedrückt ſei.

13. Keiner ſoll ohne Befehl plündern, noch zum Zuzug aufmahnen, bei Leibesſtrafe.

14. Zinſe, Gülten und Schulden ſollen bis zu der Reformation einem Jeden ohne Widerrede bezahlt werden.

15. Wieſen, Aecker, Gärten und Güter, die der weltlichen oder geiſtlichen Obrigkeit zugehören, ſollen gehegt und von Niemand beſchädigt werden. Insbeſondere ſollen die bisherigen Güter der Geiſtlichen von der weltlichen Obrigkeit zu treuen Handen genommen und beſchirmt werden.

16. Keiner ſoll den Andern, er ſei geiſtlich oder weltlich, unbilliger Weiſe beleidigen, ſondern gerichtlich belangen; und jedem Rechtsbegehrenden ſoll zu Recht, Gericht und Strafe verholfen werden.

17. Die Unterthanen in allen Städten, Dörfern und Flecken ſollen ihren vorgeſetzten Obrigkeiten gehorſam ſein, auch ſich keiner verdienten Strafe weigern. Wenn aber einer oder mehrere ſich ungehorſam zeigten, ſollen Rath und Gericht einen Jeden anhalten, ſeine verſchuldete Strafe zu leiden, und mit den Gehorſamen dem muthwilligen Frevel wehren. Wenn ſich Jemand der Gewalt widerſetzte, ſich rottirte und Hülfe dazu leiſtete, ſoll es den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens angezeigt werden, welche mit gebührenden und ernſtlichen Leibesſtrafen einſchreiten werden.

18. Dieſe Ordnung ſoll von Allen, die der Brüderſchaft oder Vereinigung anhängen, bis auf fernere Erklärung gehalten, und die Obrigkeiten bei der Handhabung derſelben von den Hauptleuten und Räthen des ganzen hellen Haufens unterſtützt werden.

nehmern, insbeſondere ſämmtliche Fürſten und Herren, welche ſich nicht mit ihnen verbinden wollten, umzubringen [5]).

Nunmehr erfolgte das wüſte Herumziehen der Bauern, bei welchem vorzüglich die Völlerei derſelben großes Ärgerniß erregte. In den eingenommenen Schlöſſern und Klöſtern füllten ſie ſich übermäßig mit Getränken an, und rühmten ſich deſſen, ſowie ihrer jetzt glücklichen Lebensweiſe in ſehr cyniſcher Weiſe. Ihr Benehmen erweckte bei den Gebildeten und den Bürgern in den Städten entſchiedenen Widerwillen, und dieſer fiel am Ende, wenn auch unverdient, auf die politiſch-reformatoriſche Richtung ſelbſt. Die gewerbsreichen und einflußreichen Städter erklärten ſich wider die Bewegung, und ſo ward dieſer das Vernichtungs-Urtheil geſprochen; denn ohne die mittlern Stände können Staats-Umwälzungen nicht durchgeführt werden.

Wenn freilich der Kaiſer die Partei der politiſchen Reformer ergriffen hätte, ſo würden die Verhältniſſe eine andere Wendung genommen haben, weil nun die größte Macht jener Zeit, Dr. Martin Luther, auch der Verbeſſerung der Staatsverfaſſung das Wort geſprochen haben würde. Der Reformator hatte nämlich beſtimmt erklärt: daß der Churfürſt von Sachſen dem Kaiſer eben ſo unterworfen ſei, wie der Bürgermeiſter von Torgau dem Churfürſten. Nach der Lehre des unbedingten Gehorſams gegen die Obrigkeit würde daher Luther auch die Rechtsverbindlichkeit einer Verfaſſungs-Reviſion, welche vom Reichsoberhaupt ausging, vertheidiget haben, und dann wäre ohne allen Zweifel ſeine ganze Partei auf die Seite der politiſchen Reform getreten. Indeſſen wir haben die Gründe, warum von Karl V. eine Verbindung mit der freiſinnigen oder volksmäßigen Richtung niemals zu erwarten war, bereits angeführt. So mußten denn die politiſchen Beſtrebungen des Reformations-Zeitalters nothwendig ſcheitern.

War dieß ein Unglück? Wir glauben kaum! Jedes Streben hat ſeine beſondere Zeit: das 14. Jahrhundert war das politiſch-, und das 16. das kirchlich-reformatoriſche. Dort durchdrang das Bedürfniß der ſocialen Umgeſtaltung die mittlern und untern Stände von ganz Deutſchland eben ſo allgemein, wie im 16. Jahrhundert jenes der Kirchen-Verbeſſerung: damals unterlag aber die freiſinnige Richtung, und mit ihrer Zeit war ſie ſelbſt unwiderruflich dahin gegangen. Wie in Folge eines ſolchen Ereigniſſes die Verhältniſſe im 16. Jahrhundert ſich geſtalteten, mußte durch das Wiederhervortreten der politiſchen Richtung die Reformation der Kirche gefährdet werden, und dieſe war im gegebenen Zeitalter ungleich wichtiger, als jene des Staates. Wer ſich tiefer in den wahren Stand der Dinge hineindenken will, wird ſich von der Wahrheit dieſer Bemerkung ſehr lebhaft überzeugen.

Schon hundert Jahre früher hatte der Sitten-Verfall ſo ſehr zugenommen, daß er die Völker aufzulöſen drohte. Alle höher ſtehenden Männer deuteten auf das ſchreckliche Übel hin, und drangen auf Abhülfe; indeſſen der Widerſtand der römiſchen Kurie vereitelte alle Beſtrebungen. Die Ausſchweifungen ſetzten ſich fort, und ſelbſt der ſchwunghafte Verkehr vermehrte noch die Gefahr, weil in Ermanglung eines tiefern ſittlichen Haltpunkts im Gemüth die Wohlhabenheit der Bürger und Bauern zu einem übermäßigen und entnervenden Luxus führte. Die Entwürfe der politiſchen Reform konnten ſolcher Verirrung keineswegs ſteuern, ſondern dieſelbe eher fördern, da gerade die Bauern in ihrem Aufſtand nur das Mittel ſuchten, den ſchon zum Bedürfniß erhobenen Luxus zu behaupten, oder noch höher zu ſteigern. Bei einer ſolchen Lage der Dinge war es nothwendig, das Gemüth der Menſchen in ſeinen innerſten Tiefen zu er-

[5]) Dieß erzählt Götz von Berlichingen in ſeiner Lebensbeſchreibung.

ſchüttern, und dazu war kein Mittel geeigneter, als die Lehre Luthers über den Unterſchied vom himmliſchen und weltlichen Reich. Wir ſind weit entfernt, die düſtere Auffaſſung des Lebens für ein Glück oder eine Pflicht zu erklären; ſie iſt vielmehr eine Abweichung vom Normalzuſtande nach einer andern Richtung, und es ſind insbeſondre manche Grundſätze Luthers dem gebildeten Gefühl äuſſerſt peinlich. Man darf jedoch nicht vergeſſen, daß ſeine Zeit krank, ſehr krank war, und ungewöhnlicher Heilmittel bedurfte. Das war denn die ungeheure Erſchütterung der Gemüther, welche ſeine Lehre hervorbrachte: die Menſchen gingen in ſich, und ſuchten ſich andere Lebenspfade. Auch in den geheimſten Falten ſeines Herzens barg der Reformator keine Spur von Heuchelei oder Unredlichkeit: ſein Wille war eben ſo rein, als ſeine Ueberzeugung aufrichtig: darum wurde ſeine Wirkſamkeit auch von Segen begleitet. Die Sitten wurden anſtändiger, und die Menſchen dadurch beſſer: an die Stelle der frühern Leichtfertigkeit trat würdiger Ernſt, und die wohlthätigen Folgen äuſſerten ſich zunächſt in innigern Banden des Familien-Lebens. Tief im Innerſten änderte die Reformation Luthers die Geſinnung der Deutſchen, und ſo entſtanden die ſtark ausgeprägte Gemüthlichkeit ſowie der ſittliche Drang, welche vornehmlich in den Liedern der Meiſterſänger liegen, und fortan der Charakterzug der mittlern Stände in Deutſchland wurden. Man würde irren, wenn man ſolche Wirkung der Reformation auf die Anhänger Luthers allein beſchränken wollte; ſie erſtreckte ſich rückwirkend vielmehr auch auf die Bekenner des katholiſchen Glaubens in Germanien, ſo daß dieſe mehr durch Namen und Formen, als im Weſen von der allgemeinen Verbeſſerung der Zuſtände verſchieden blieben. Zugleich hatte der Grundſatz freier Forſchung auf die Wiſſenſchaft einen ſo entſcheidenden Einfluß, daß auch ſie durch die Reformation verjüngte Triebkraft erlangte, und es bildete ſich alſo im regen Wechſelſpiel ſittlicher Gemüthlichkeit und geiſtiger Forſchung die Zeit der Studien und Volks-Erziehung, woraus allein die höhere und bleibende Freiheit der Völker hervorgehen kann. Und ſo zerſtörte die Kirchen-Verbeſſerung unreife Verſuche der Freiheit im Intereſſe der letztern ſelbſt.

Hutten ahnete etwas der Art, denn er ſchrieb an Luther: „Dein Werk heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird bleiben: meines iſt menſchlich und wird untergehen!“ Es war die von einem höhern Zuſammenhang gebotene Nothwendigkeit, welche die Beſtrebungen des edlen Ritters fallen ließ: es erhöht aber den Ruhm des unglücklichen Mannes, daß er ſeine und ſeiner Entwürfe Stellung zu jenen des Reformators ſo ſcharf erkannte.

Sechszehntes Hauptſtück.

Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen.

(Vom Jahr 1524 bis 1526.)

Erasmus von Rotterdam, der eifrige Beförderer der humaniſtiſchen Studien, der tiefe Sprachforſcher, der Freund eines gebildeten Geſchmacks und der Aufklärung, mußte durch alle ſeine Anſichten und Neigungen zu der Reformation ſich hingezogen fühlen. Anfangs war dieß auch der Fall; allein der

frieſiſche Gelehrte liebte nicht den ernſten Kampf, nicht die unbeugſame Strenge der Grundſätze, ſondern ſuchte durch vermittelnde Nachgiebigkeit die Reize eines angenehmen Lebens mit den Beſtrebungen der Reform zu vereinigen. Darum bemühte er ſich, die beſſere Richtung zu fördern ohne mit der herrſchenden Macht und deren Anhängern zu brechen: kurz er entwickelte ein Syſtem des Schaukelns und der Halbheit, welches faſt den Schein der Doppelzüngigkeit erregte. Eine ſolche Stellung war indeſſen für die Dauer nicht zu behaupten: denn bei der Aufregung der beiden kämpfenden Parteien wollte keine einen Mann auf ihrer Seite dulden, der ihr nur halb angehöre. Von beiden Richtungen ward daher Erasmus getrieben, ſein zweideutiges Benehmen aufzugeben, und mit Entſchiedenheit für die eine oder die andere Richtung ſich zu erklären. Der gelehrte Frieſe hatte ſeiner Natur nach geringe Luſt, in dem Kampfe für Meinungen einer Gefahr oder auch nur Unannehmlichkeiten ſich auszuſetzen: als er nun bei immer heftigerer Entzündung des Streits ſeine neutrale Stellung nicht länger zu behaupten vermochte, ſo lenkte er allmälig auf die Seite der Macht hinüber. Das erſte Zeichen davon ergab ſich bei der ſchon erwähnten Reiſe Huttens nach der Schweiz im Jahr 1522.

Ulrich wollte ſeinen alten Freund und humaniſtiſchen Kampfgenoſſen in Baſel beſuchen; doch dieſer wich ihm entſchieden aus, um nicht für einen Anhänger der Evangeliſchen zu gelten. Der fränkiſche Ritter war freilich ſchon früher mit der Lauheit ſeines Freundes in der Reformationsſache unzufrieden geweſen; allein er hielt denſelben gleichwohl nicht für ſo ſchwach, daß er ihn aus Furcht verläugnen werde. Beharrlich ſuchte daher Hutten bei Erasmus Zutritt zu erhalten; allein dieſer verſchloß ihm die Thüre. Um zugleich die Freunde Huttens bei geneigter Stimmung zu erhalten, ſcheute ſich Erasmus nicht, ſein Benehmen zu entſtellen, und die Vermeidung Huttens mit einer Krankheit desſelben zu entſchuldigen [1]). Ulrich mit Recht darüber entrüſtet, ſchickte ſich an, den Doppelzüngigen zu entlarven, und als dieſer Entſchluß ruchbar wurde, ſuchte Erasmus den Beleidigten zu verſöhnen, indem er die frühere Freundſchaft wieder geltend machte. Als Bitten vergeblich waren, ſo wurden ſelbſt Drohungen gebraucht; Hutten verachtete ſolche natürlich, und ließ ſeine Schrift erſcheinen [2]). Erasmus vertheidigte ſich [3]); da er aber die Unwirkſamkeit der Erwiederung vorausſah, war er ſchon vorher ſo tief geſunken, ſeinen Freund durch Angeberei bei dem Rath in Zürich zu verfolgen [4]). Zugleich offenbarte er hiebei eine neue Doppelzüngigkeit, indem er gegen die reformirte Behörde ſowohl in Zürich, als in Straßburg aus Schmeichelei die evangeliſche Richtung rühmte [5]). Indeſſen das unedle Benehmen von Erasmus verletzte nicht bloß die nähern Freunde Huttens, ſondern die Anhänger der Reformation überhaupt. Es erſchienen verſchiedene Schriften

[1]) Die Erklärung lautete alſo: **Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio.** Dagegen heißt es in einem andern Brief: **Quod Hutteni colloquium** *deprecabar*, **non invidiae metus tantum in causa fuit: erat aliud quiddam, quod tamen in** *spongia* **non attigi. Ille** *egens et omnibus rebus destitutus* **querebat** *nidum aliquem, ubi moraretur.* **Erat mihi** *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus.*

[2]) Sie führte die Aufſchrift: „**Expostulatio cum Erasmo**“.

[3]) **Spongia adversus Huttenicas adspergines.**

[4]) Am 10. Auguſt 1523 ſchrieb er an den Rath von Zürich: man möge wohl Hutten dort wohnen laſſen, doch ſeinen Muthwillen ein wenig zähmen. „Dies ſchrib ich aber, das er dieſelb Uwer Gütigkeit nit misbruche zu einem gailen und muthwilligen Schriben, das da treffentlich ſchadet dem evangeliſchen Handel, andern guten Künſten, auch gemeinen Sitten.“

[5]) In dem Brief an den Rath in Straßburg heißt es: „**Veneror pietatem vestram, quod favetis Evangelio, pro quo provehendo ego jam tot annis tantum exhaurio laborum tantumque sustineo individiae.**“

wider Erasmus [6]), ja ſelbſt Luther und Melanchthon tadelten denſelben entſchieden [7]). Erſterer war nun entſchleiert, und konnte auf eine wohlwollende Nachſicht der lutheriſchen Partei nicht mehr hoffen. Bald nachher beſtürmten die Anhänger der römiſchen Kurie den berühmten Frieſen immer heftiger, wider Luther öffentlich aufzutreten, und da dieſe Aufforderung auch durch den König von England eifrig unterſtützt wurde, ſo entſchloß ſich Erasmus endlich, ihr Folge zu leiſten.

Bei dem großen und überwiegenden Anſehen, in welchem dieſer Gelehrte bisher geſtanden war, hoffte die päpſtliche Partei von einem Angriff desſelben gegen den Reformator ſehr viel: man hielt erſtern für geiſtig überlegen, und glaubte, daß Luther im wiſſenſchaftlichen Streit eine empfindliche Niederlage erleiden, und hierdurch an Achtung, wie Einfluß verlieren werde. Als daher die erſten Zeichen einer Meinungs-Verſchiedenheit beider Männer und eines ernſten Kampfes ſich hervorthaten, machte die Sache unter den Gelehrten großes Aufſehen, und man ſchien von Seite der Evangeliſchen nicht ohne Beſorgniß geblieben zu ſein. Wie immer dachte jedoch der Reformator ſelbſt weſentlich anders, und er zeigte daher den feſteſten Muth, ſowie die lebhafte Überzeugung, daß er den Sieg über den Gegner davon tragen müſſe. Schon im Jahr 1523 war das Gerücht von einem bevorſtehenden Angriff des Frieſen gegen Luther verbreitet, und letzterer gewarnt worden: Dr. Martin erklärte indeſſen ſeinen Freunden, daß er den neuen Widerſacher, trotz aller Beredſamkeit desſelben, nicht fürchte, ſondern nachdrücklich zurechtweiſen werde [8]). Als die Stellung von Erasmus zu der Reformation immer feindſeliger wurde, ſchrieb Luther ſelbſt an ihn, und empfahl ihm im Intereſſe ſeiner Ruhe und ſeines Ruhmes Friede mit den Evangeliſchen. Und in dieſem Brief wußte der Reformator ein gewiſſes Gefühl der Überlegenheit auszudrücken, welches faſt eine Geringſchätzung des Gegners offenbarte: denn mit einem Anflug von Ironie und feinem Hohn be-

---

[6]) Unter andern von Otto v. Brunfels.

[7]) Luther äußerte ſich auf die nachſtehende Weiſe: **Equidem Huttenum nollem expostulasse, multo minus Erasmum extersisse. Si hoc est spongia abstergere, rogo, quid est maledicere et conviciari? Prorsus frustra sperat Erasmus sua rhetorica sic omnibus ingeniis abuti, quasi nemo sit, imo quasi pauci sint, qui sentiant, quid alat Erasmus.**

[8]) Daß es Moſellanus mit Erasmo hält, ſo viel den Artikel göttlicher Vorſehung belanget, weiß ich vorhin wol, ja er iſt durchaus in allen Stücken Erasmiſch. Dagegen weiß ich, und bin gewiß, daß Erasmus weniger weiß und verſtehet von göttlicher Vorſehung (will ſchweigen, daß er davon mit Wahrheit rühmen ſollt), denn bisher alle Sophiſten in Schulen davon gelehret haben. Darum beſorge ich mich gar nicht, daß er mir etwas in dem abbrechen ſollt, ich wollt denn meine Lehre, dafür Gott ſei, widerrufen. Derhalb werde ich mich für Erasmo, ob Gott will, weder dieſes, noch aller ander Artikel chriſtlicher Lehre halben, fürchten oder entſetzen.

Erasmo will ich nicht Urſach geben, ichts wider mich fürzunehmen; und ob er einſt oder zwier an mich ſetzte, will ichs ihm zu gut halten. Doch mein's Erachtens wär's ihm nicht zu rathen, daß er die Kraft ſeiner Redekunſt wollte an mir erweiſen; denn er wird am Luther (hoffe ich) kein Fabrum Stapulenſem finden, noch dergleichen Ruhm an ihm, wie an jenem, erjagen, da er ſich ſo hören läßt. Alle freuen ſich mit mir, daß der Gallus erlegt iſt.

Wird er ſich aber ins Spiel mengen, ſo ſoll er, durch Gottes Gnade, erfahren, daß Chriſtus ſich weder vor den Pforten der Hölle, noch vor den Gewaltigen, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen, nicht fürchte, und ich Lallender will mit Gottes Hülfe dem allerberedtſten Erasmo mit Freudigkeit begegnen, will mich nichts anfechten laſſen, ſein großes Anſehen, Namen und Gunſt; denn ich weiß, was in ihm ſteckt, ſintemal uns auch, Gott lob, nicht unbewußt iſt, was der Satan im Sinn hat, wiewol ich warte, bis daß Er ſich weiter und beſſer bloß und an Tag gebe, wie er gegen mir geſinnet ſei.

Daß ich Euch hievon mit ſo vielen Worten ſchreibe, geſchieht derhalb, daß ihr euch von meinetwegen nicht ſollt bekümmern, noch für mich Sorge tragen, auch für der Widerſacher prächtigen ſtolzen Worten nicht erſchrecken.

merkte er, ſeine Sache ſei bereits ſo weit gediehen, daß ſie nichts mehr zu befürchten habe, und ſollte auch ein Erasmus mit allen ſeinen Gaben und Kräften dagegen ſich auflehnen [9]).

Die Wahl der Streitfrage, durch deren Erörterung der neue Kämpfer für das Papſtthum die evangeliſche Lehre angreifen wollte, zeugte von großem Scharfſinn: denn ſie fiel auf den Grundſatz, welcher der Stützpunkt aller Meinungen Luthers war, und mit deſſen Widerlegung die Reformation ſelbſt in ſich zuſammen ſtürzen mußte, die Folge des Auguſtiniſch-Lutheriſchen Begriffes von der Rechtfertigung in Beziehung auf den freien Willen. „Es giebt keine Freiheit des Willens“, mußte der Schlußſatz des Reformators lauten, und dagegen erhob ſich Erasmus von Rotterdam in der Schrift **de libero arbitrio**, welche er im September 1524 herausgab.

Bisher bewegte ſich der Kampf beider Parteien mehr in Perſönlichkeiten; jetzt aber wurde er in wiſſenſchaftlicher Weiſe auf den Hauptpunkt geleitet: zugleich war die päpſtliche Partei durch einen der fähigſten Männer ſeiner Zeit repräſentirt, und der Ausgang dieſer Erörterung entſchied unbedingt über den Ausgang der Reformation. Es knüpften ſich ſolche unermeßliche Folgen an eine Frage, welche dem Anſchein nach nur ein ſchulmäßiges oder gelehrtes Intereſſe haben konnte, daß der Geſchichtſchreiber genöthiget iſt, auf den Streit näher einzugehen, wenn er den Entwicklungsgang jener wichtigen Zeit klar vor die Augen der Leſer ſtellen ſoll.

Schon im hohen Alterthum durchlief ein unwiderſtehlicher Drang die poetiſch-gebildeten Völker, die Natur der Dinge oder die Beſchaffenheit der Weltordnung zu begreifen. Mit auffallender Uebereinſtimmung wurden ſämmtliche Forſcher zur Unterſuchung der Urſache des Uebels geleitet, und alle fanden, daß dort der Schlüſſel für die Geheimniſſe des Lebens liege. Sie irrten nicht, auch über die Bedeutung des Uebels traten mehr oder weniger dunkle Ahnungen hervor, und man gelangte endlich zur Kenntniß zweier entgegengeſetzter Prinzipien, welche um die Leitung der Weltverhältniſſe kämpfen. Es war weniger die Philoſophie, als die Theologie, welche jene Forſchungen mit beſonderem Eifer betrieb, und ſo bildete ſich bei geiſtig-verwandten Männern der verſchiedenſten Zeitalter die Lehre über den freien Willen, wie ſie nach dem vorigen Hauptſtück Dr. Martin Luther entwickelte.

Dieſe Anſichten ſind ſtrenge und düſter, verletzend ſogar; doch man darf im Urtheil über dieſelben ſich nicht übereilen, ſie nicht ſchnellfertig für widerſinnig erklären, ſondern man muß mit Vorſicht und Beſcheidenheit ſich ausſprechen. Dieß iſt ſchon deßhalb nothwendig, weil der Reformator jene harten Sätze nicht erſt erfunden hat. Bereits vor ihm bildeten ſie die Ueberzeugung des tiefen Denkers Auguſtin, und auch über dieſen Kirchenvater hinaus gehen ihre Spuren, um ſich erſt im grauen Alterthum zu verlieren. Dem ruhigen und ſchärferen Beobachter ſind ſolche Erſcheinungen auch nicht auffallend: denn ſie gründen ſich auf ein beſtimmtes Geſetz der Weltordnung. Vermöge dieſes Geſetzes müſſen alle höheren Fragen periodiſch wieder zum Vorſchein kommen, aber in jeder folgenden Periode dringen ſie weiter zur Wahrheit

---

[9]) Ego optarem (si possem fieri mediator) ut et illi (Papistae) desinerent te impetere tantis animis, sinerentque senectutem tuam cum pace in Domino obdormire. Id sane facerent mea quidem sententia, si rationem haberent tuae imbecillitatis, et magnitudinem causae, quae modulum tuum dudum egressa est, perpenderent: *praesertim cum res jam eo pervenerit, ut parum sit metuendum periculum nostrae causae, si Erasmus etiam summis viribus oppugnaret, nedum si aliquando spargit aculeos et dentes tantum.* Rursus si tu, mi Erasme, illorum infirmitatem cogitares, et a figuris illis rhetoricae tuae salsis et amaris abstineres, etsi omnino neque posses neque auderes nostra asserere, intacta tamen dimitteres et tua tractares.

vor, und bei der Annäherung zum Gipfel der organiſchen Entwicklung tritt denn das höhere Licht ſelbſt und mit ihm, dem Weſen nach, die Löſung aller ſchwebenden Fragen ein.

Die chriſtliche Theologie kam bei dem Forſchen nach dem letzten Grund demnach auf den richtigen Weg; allein nach der Poeſie der frühern Zeitalter traten ihre Ergebniſſe zum Theil als Mythe auf, und nahmen den Charakter des Wunderbaren und Uebernatürlichen an. Durch alles dieß entſteht bei dem Eintritte hellerer Zeiten gegen die dogmatiſchen Unterſuchungen über die Natur des Uebels erſt Gleichgültigkeit, dann Widerwille, und es entſpringt das entſchiedene Streben, von jenen Unterſuchungen ſich gänzlich zu entfernen, ſohin die Aufſchlüſſe über den Sinn des Lebens anderswo zu ſuchen. Aber man irrt; die Urwahrheit kann nur durch das Begreifen der Natur des Uebels ermittelt werden. Auch die Zeiten der Bildung müſſen daher auf die Fragen über den Urſprung, das Weſen und die Wirkung des Uebels zurück, indeſſen ſie ſollen dieſelben nur nicht mehr myſtiſch, ſondern nach Anleitung von Naturgeſetzen wiſſenſchaftlich behandeln. Ein weiterer Mangel der Religion der Offenbarung liegt darin, daß ſie über die Natur der Dinge kein vollſtändiges Licht zu geben vermag; ſie kam zwar auf richtige Spuren und verfolgte dieſelben nicht ohne alles Ergebniß, allein die letzte und völlige Löſung der oberſten Fragen war ihr nicht möglich, vielmehr blieben bedeutende und weſentliche Zweifel und Widerſprüche zurück. Dieſe zu beſeitigen, und den letzten Grund der Dinge durch das Mittel nüchterner Denkkraft nachzuweiſen, iſt alſo in unſern Zeiten Aufgabe der Wiſſenſchaft.

Hält man nun ihre Ergebniſſe an die Auguſtiniſch-Lutheriſche Lehre über den freien Willen, ſo werden wir uns bald beſcheiden, jene Glaubensſätze nicht vorſchnell für Unſinn zu erklären: wir werden uns vielmehr von einer gewiſſen Demuth ſowie dem Wunſch durchdrungen fühlen, über dieſen tiefen und ergreifenden Gegenſtand der Forſchung den Schleier der Ergebung fallen zu laſſen. Ein Geſchichtswerk kann nicht der Ort ſein, Unterſuchungen der Art vollſtändig durchzuführen; doch einige Andeutungen über die wiſſenſchaftliche Seite der Theorie von dem freien Willen ſind nothwendig, um die Wirkungen der Lutheriſchen Lehre auf das Reformations-Zeitalter zu erklären.

Poeſie und Mythus perſonnificiren die beiden Prinzipien des Guten und des Uebels in mächtigen Gewalten: wie wäre es wenn die Grundidee auf eine einfache Regel von organiſchen Gegenſätzen zurückgehe, welche die ganze Schöpfung, alle Stoffe, alle Organismen und Naturkräfte durchdringen?

Wie wäre es wenn der Einfluß des guten und böſen Prinzips in dem Menſchen als Naturanlage ſich äuſſern würde?

Man ſagt ſchon im gewöhnlichen Leben, der Dichter, der Künſtler, der Geſetzgeber muß geboren werden, man kann alſo die Eigenſchaften, die dazu erforderlich ſind, nicht künſtlich erlernen, d. h. ohne Anlagen nicht erlangen. Dieß iſt auch völlig richtig: ich möchte einmal den Dichter, den Maler, den Tonſetzer, den Bildhauer, den Geſetzgeber erſten Ranges ſehen, der keine ungewöhnlichen Anlagen beſitzt, ſondern nur durch ſeinen freien Willen und in Folge desſelben durch Uebung und Fleiß zu ſeinen Erfolgen gelangt. Kann letzteres geſchehen, ſo können auch alle Menſchen große Künſtler, Geſetzgeber und Religionsſtifter, alle gleich gebildet, reich und mächtig werden, und die Theorie eines unbedingt freien Willens führt daher nothwendig auf die Lehre einer allgemeinen und vollkommenen Gleichheit aller Menſchen.

Man ſtößt folglich ſchon auf Eine Beſchränkung des Willens, jene zur Erſtrebung genialer Leiſtungen, welche ohne die entſprechende Naturanlagen nicht möglich ſind.

Wie wäre es nun, wenn gemüthliche Güte und harter Sinn, ſcharfe Verſtandes-Kraft und be-

ſchränktes Faſſungs-Vermögen ebenfalls durch Naturanlagen, z. B. die Struktur des Herzens und den Bau des Gehirns bedingt ſeien?

Unter ſolcher Vorausſetzung würde man auf ſehr eigenthümliche Sätze gerathen: denn das ſittliche Uebel, Dummheit und böſe Leidenſchaft, würden nunmehr nicht durch den Willen der Menſchen allein, ſondern vorzugsweiſe durch die Schöpfung ſelbſt, nämlich die Art und Weiſe der menſchlichen Organiſationen hervorgebracht. Jetzt würde aber auch der Beſitz vortrefflicher Eigenſchaften ſehr zur Beſcheidenheit einladen, und im Urtheil über die entgegengeſetzten zur Milde, weil Naturanlagen auf beide einen ſo großen Einfluß hätten.

Der Menſch wäre nach ſolcher Vorausſetzung alſo einſichtsvoll oder beſchränkt, gefühlvoll oder hartherzig, geſchickt oder ungeſchickt, edelmüthig oder eigennützig, je nachdem er edel oder unedel organiſirt iſt. Weil z. B. durch das Unglück Anderer mein Mitleid erregt, mein Gefühl verwundet wird, ſo enſteht in mir der Wunſch, Entſchluß oder Wille, dem Unglücklichen zu helfen: weil ich durch Ueberlegung finde, daß dieſe oder jene Einrichtung nützlich iſt, entſpringt in mir der Wunſch, Entſchluß oder Wille, eine ſolche Einrichtung zu ſchaffen oder hervorbringen zu helfen. Jenes mitleidige oder verwundete Gefühl wird aber durch die Beſchaffenheit meines Innern, durch die Struktur und den Bau meines Herzens oder überhaupt der Organe, wodurch das Gefühl entſteht, und dieſe Ueberlegung durch die Struktur und den Bau meines Gehirns oder überhaupt der Organe hervorgebracht, welche das Denken erzeugen.

Nun nehme man vollends für einen Augenblick an, daß Erziehung die übeln Neigungen nur bis auf einen gewiſſen Grad zu überwinden vermöge, im Einzelnen dagegen eine Triebfeder zu böſen Leidenſchaften übrig bleibe, welche ſolche Individuen aller Lehren, ſelbſt aller Gefahren von Strafe ungeachtet, zu Uebelthaten unwiderſtehlich forttreibt?

Setzt man einen ſolchen Fall, ſo müßten ſelbſt die härteſten Lehren Luthers offenbar in einem andern Licht erſcheinen, als man bei dem erſten Anblick vielleicht anzunehmen geneigt iſt. Es bedürfte jetzt in der That nichts, als jene Sätze nur von der poetiſchen in die wiſſenſchaftliche Sprache überzutragen, um uns mit einem gewiſſen Erſtaunen zu überraſchen.

Poetiſch geſprochen lehrte der Reformator: „daß in Anſehung der Wahl zwiſchen Guten und Böſen, oder wie er es nennt in Hinſicht göttlicher Dinge, der Wille nicht frei ſei, ſondern entweder von Gott oder vom Teufel beſeſſen und getrieben werde. Nehme ihn Gott ein, ſo gehe er hin, wo Gott wolle, nehme ihn dagegen der Teufel ein, ſo gehe er hin, wohin der Teufel wolle.“ In der wiſſenſchaftlichen Sprache lautet nun dieſe Stelle nach unſrer obigen Vorausſetzung folgendermaßen. „Der Wille des Menſchen iſt in Beziehung auf die Wahl zwiſchen Guten und Böſen, Weisheit und Thorheit, Edelmuth und Gemeinheit u. ſ. w. keineswegs unbedingt frei, ſondern wird von der Schöpfung erzeugt und geleitet durch die Art und Weiſe der ſittlichen und geiſtigen Ausſtattung des Menſchen. Iſt letzterer edel ausgeſtattet, was man bildlich oder poetiſch ausdrücken kann: „iſt der Menſch von Gott erfüllt oder eingenommen“, ſo wird er zum Guten beſtimmt und getrieben; iſt er dagegen unedel ausgeſtattet, was man bildlich oder dichteriſch ausdrücken kann: „iſt er vom Teufel erfüllt oder eingenommen“, ſo wird er zum Böſen beſtimmt und getrieben.“ Wo wäre nach unſrer Vorausſetzung nunmehr noch ein Zweifel, wo ein Widerſpruch, wo etwas Dunkles? Das Weſen der Triebfeder, welche den Willen beſtimmt, liegt immer darin, daß dasjenige, nach welchem der Menſch verlangt, ſeiner Neigung entſpricht, ihm Vergnügen macht. Dieß iſt ſowohl bei dem der Fall, welcher etwas Gutes, als auch bei dem, welcher Uebles zu be-

gehen begehrt. Der Edle und Tugendhafte übt das Recht und die Tugend zwar immer dieſer ſelbſt willen und nicht wegen der innern Freude, welche mit ſolchen Handlungen zugleich auch verbunden iſt, alſo nicht aus Eigennutz, aber er thut es doch gerne. Eben ſo thut auch der Unedle und Laſterhafte das Böſe gerne, weil es ihm Nutzen verſchafft oder wenigſtens gewähren ſoll. Wenn man demnach ſagt, der Wille wird von den Naturanlagen beſtimmt und getrieben, ſo hat dieß nicht den Sinn, als wenn der Menſch wider ſeine Neigung gezwungen würde, dieß oder jenes zu thun, ſondern das Mittel, deſſen ſich die Schöpfung bedient, um den Willen des Menſchen nach ihren Zwecken zu beſtimmen und unumſchränkt zu beherrſchen, beſteht eben darin, daß ſie durch ſeine Anlagen ſolche Neigungen in ihm erweckt, welchen die Handlungen, die ſie will, entſprechen. Darum läßt ſich der Menſch gerne treiben, der Edle gerne zu guten Thaten, der Laſterhafte gerne zu böſen. Wir ſprechen natürlich nur immer bedingungsweiſe in der Vorausſetzung, die oben gemacht wurde. Aber auffallend bleibt es doch, daß man dadurch immer mehr auf die Sprache Luthers geleitet wird [10]).

Ich geſtehe, daß ich bei ſo bewandten Umſtänden mir nicht getraue, die Meinungen Luthers über den freien Willen mit vornehmer Geringſchätzung und ſchnellfertig für Unſinn zu erklären. Nach den tiefſten Gefühlen meines Innern ſehe ich mich vielmehr gedrungen, beſcheiden über ſo folgenreiche und tiefe Fragen der Schöpfung zu urtheilen. Noch größer wird aber das Bedürfniß, auch bei den größten Leiſtungen des Hochmuths ſich zu enthalten, und bei den Mängeln, ja ſelbſt den Fehltritten Anderer der Milde im Urtheil ſich zu befleißigen.

Was in den Lehren Luthers am meiſten verletzt, iſt der ſchauderhafte Satz, daß Menſchen ſchon vor der Geburt ewig verdammt werden. Dieſer würde ſich, angewendet auf die Einflüſſe der Naturgaben, bedeutend mildern, wenn man annehmen wollte, daß die Vorſehung die Anlagen nicht ungerecht vertheile, ſondern in künftigen Schöpfungsſtufen wechſeln laſſe. Auch die Folgen böſer Naturtriebe wären natürlich nur zeitlich und würden geſühnt: alles ſcheinbar Widerſinnige verſchwände dann in der Lehre Luthers, und man ſähe ſogar, wie ſeine Vorherſagung der einſtigen Löſung des vermeintlichen Widerſpruchs ſich erfülle.

Deſſen ungeachtet fühlen wir uns lebhaft durch die Annahme verletzt, daß höhere Kräfte, mag man

---

[10]) Er erklärte ſich nämlich in folgender Weiſe: „Und ich ſage, wir müſſen denn Böſes thun (wenn man nämlich nach der Sprache des Reformators nicht von Gottes Geiſt erfüllt iſt), nicht daß wir dazu gezwungen werden (nämlich äußerlich), ſondern, wie jene ſagen, es muß vonnöthen alſo ſein, ohne Veränderung; nicht daß gewaltig Zwang und Drängniß ſei, das iſt wenn der Menſch nicht Gottes Geiſt hat, ſo wird er nicht als mit Gewalt und bei dem Halſe hingeriſſen, daß er wider ſeinen Willen (nämlich Neigung) müſſe Böſes thun, wie man einen Dieb oder Mörder wider Willen zum Galgen hinführt, ſondern er thuts willig und gerne. Und denſelbigen Willen, Luſt und Neigung kann er aus ſeinen Kräften nicht nachlaſſen, ändern oder bezwingen, ſondern gehet die Luſt immer vor ſich. Wenn man ihn äußerlich gleich zwinget, etwas anderes zu thun, dennoch bleibt inwendig der Wille und iſt demjenigen feind und gehäſſig, der ihm wehret. Er würde ihm aber im Herzen nicht feind ſein, wenn er von ſich ſelbſt könnte anders werden, oder demſelbigen, der ihm wehret, folgen. Das heißen wir hier ein Müſſen, oder müſſen von Noth ſein, das nicht zu verändern iſt, daß ſich der Wille da nicht anders wenden oder ändern kann; ſondern vielmehr gereizet und erhitzet wird zur Luſt des Böſen, je mehr man ihm widerſtehen will. Wiederum wenn Gott in uns wirket, ſo iſt der Wille, den Gott in die Herzen giebt und der heilige Geiſt uns einbläſet (nach unſerer Sprache die edlen Anlagen und Triebe, welche uns die Natur giebt), auch nicht ein gezwungen Ding, ſondern eine Luſt und herzliche Neigung, da ich das Gute willig und gerne thue ohne Drangſal, und laſſe mich nicht davon reiſſen, wenn gleich alle Teufel und die Pforten der Hölle mir wehreten, da die Luſt fortfähret, gerne will und liebet das Gute, wie zuvor das Böſe."

dieſe nun myſtiſch, oder als Naturanlagen ſich denken, mehr als das eigene Verdienſt des Menſchen über ſeinen Werth oder Unwerth, mehr als der eigene Wille über ſeine Handlungen entſcheiden ſollen. Die nämliche Wirkung brachte nun die Theorie des Reformators hervor, und Erasmus hoffte, dieſen Umſtand zu benützen, um den Gegner in der öffentlichen Meinung zu ſtürzen. Doch die Sache ging anders, als die Feinde der Evangeliſchen gehofft hatten.

Dr. Martin Luther antwortete auf die Schrift von Erasmus de libero arbitrio im Dezember 1525 mittelſt der ſchon erwähnten Abhandlung de servo arbitrio. Es wurden darin die harten Grundſätze, welche wir im vorigen Hauptſtück entwickelten, ganz unverſchleiert und furchtlos vertheidiget; aber ſo tief war der Geiſt der Zeit, ſo beklommen die allgemeine Stimmung der Gemüther, daß die Maſſen der evangeliſchen Partei wider die düſtern Lehren ihres Führers nicht Entrüſtung, ſondern ehrfurchtsvolle Scheu empfanden. Erasmus rühmte ſich zwar, daß er geſiegt und viele Anhänger Luthers zum Rücktritt bewogen habe [11]; allein ſein geſammtes Vorgeben war grundlos, wie er im Geheimen ſelbſt zugeſtand [12]. Die Evangeliſchen wurden durch ſeine Schrift nicht überzeugt, ſie fielen von dem Reformator nicht ab, ſondern ſchloſſen ſich inniger an ihn an. So wurde denn das Anſehen Dr. Martin Luthers durch den Streit mit Erasmus nicht geſchwächt, ſondern vielmehr gehoben.

Das war ein äuſſerſt wichtiges Ereigniß! Hätte Erasmus die Lehre Luthers über die Rechtfertigung und den freien Willen in den Augen der Evangeliſchen als unrichtig darzuſtellen vermocht, ſo war der Grundpfeiler der neuen Religion untergraben, und das ganze Gebäude mußte zuſammenſtürzen. Erasmus wußte dieß recht gut, und wählte darum gerade jene Fragen zu dem Angriffspunkt. Bei dem unangenehmen Eindruck, welchen die harten Lehren ſeines Gegners auf viele Menſchen machen konnten, ſchien die Stellung Luthers die ſchwächere zu ſein: nun ſtand Erasmus noch überdieß im Ruf überlegener Gelehrſamkeit und Rednergaben, alles ſchien demnach die Niederlage des Reformators anzukündigen, und doch ſiegte er ganz entſchieden. Jetzt erſt konnte man ſagen, daß die Reformation gerettet, und dauerhaft begründet, jetzt erſt, daß ihr Hauptzweck: durchgreifende Verbeſſerung der Sitten auf dem Wege der Gemüths-Erſchütterung, wirklich geſichert und durchgeführt ſei.

So beſtätigt ſich alſo unſre frühere Bemerkung, daß Dr. Martin Luther bewußtlos das Werkzeug wurde, die ungeheure Gährung ſeiner Zeit nach dem Plane der ewigen Entwicklungsgeſetze zu leiten! Denn wer hätte ahnen mögen, daß ſeine ſcheinbar widerſinnigen Sätze über die Rechtfertigung und den freien Willen das unfehlbare Mittel zur endlichen Sitten-Verbeſſerung, und dadurch zur Vorbereitung der künftigen höhern Freiheit der Völker werden müßten und ſollten? Der große Mann erlangt demnach geſchichtlich eine eben ſo eigenthümliche, als merkwürdige Rechtfertigung.

Das Schickſal desſelben war übrigens ſeltſam: er wurde von Feind und Freund verkannt und ſelbſt mißhandelt. Ja dieß beſchränkte ſich ſogar nicht bloß auf die Dauer ſeines Lebens, ſondern geht bis auf unſere Zeit fort. Auch die Geſchichte hat ihm nach einem Zeitraume von 300 Jahren noch keine Gerechtigkeit gewähren können. Nicht genug, daß ihn manche Gegner ſeiner Reformation bis auf den heutigen

---

[11]) Non paucos revocavi a factione damnata, et jam passim redduntur literae, quibus declarant se persuasos libello *de libero arbitrio* ab hoc Lutheri descivisse.

[12]) Quid mea diatriba civilius? Quid profecit tamen, nisi quod Lutheranos excitavit ad majorem insaniam? Id non ignarus futurum, tamen morem gessi Regi et Card. Angliae, Pontifici et doctis aliquot amicis, non tacens interim quid esset sequuturum.

Tag noch haſſen, und daß man von dieſer Seite hin und wieder ſeinen Namen noch immer nur mit Abſcheu ausſpricht; wird er ſogar von Bekennern ſeiner Lehre mißverſtanden, entſtellt und herabgewürdiget. Die Kirche ſelbſt, welche er gründete, hat die Lehrſätze, worauf er das meiſte Gewicht legte, und die das charakteriſtiſche Merkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Kraft waren, wieder aufgegeben, und glaubte noch dazu, dadurch eine große Weisheit zu begehen. Eines der Hauptverdienſte Luthers waren nämlich ſeine großen Gedanken über das Verhältniß des freien Willens, und die Unerſchrockenheit und Offenheit, mit denen er ſich zu ſo ſcheinbar ſchroffen und anſtößigen Überzeugungen bekannte. Und gerade hierin fielen ſeine Anhänger, ja ſogar ſeine nächſte Umgebung von ihm ab; und heute noch rühmen ſich Theologen, welche einen großen Beweis von Scharfſinn und Erleuchtung geben wollen, daß ſie die Auguſtiniſch-Lutheriſchen Begriffe vom freien Willen nicht theilen. Das erſte Beiſpiel dazu gab ſchon zu Lebzeiten des Reformators deſſen vertrauter Gehülfe und Freund Melanchthon. Dieſer hatte ebenfalls die Auguſtiniſche Anſicht vertheidigt und beſtimmt erklärt, daß alles, was geſchieht nach göttlicher (organiſcher) Vorherbeſtimmung nothwendig geſchehen müſſe, und daß es keine Freiheit des Willens gebe, indem die Schrift dem Willen alle Freiheit abſpricht [13]). Später änderte aber Melanchthon dieſe Meinung, und es kam jetzt ein Mittelweg heraus, indem nun zwar die Beſtimmung des Menſchen zum Guten durch den heiligen Geiſt (oder wie wir es nennen durch Naturanlagen) bewirkt werden und der Menſch ohne die Hülfe des heiligen Geiſtes nicht vermögend ſein ſoll, ſich zum Guten zu beſtimmen, daß er aber, wenn er einmal vom heiligen Geiſt erregt ſei, doch nicht ganz leidend ſich verhalte, ſondern ein wenig mithelfe. Es ſeien nämlich drei Stücke nothwendig: 1) das Wort, 2) der heilige Geiſt und 3) der Wille des Menſchen [14]).

Dieſe Lehre Melanchthons erlangte in der Folge ein ſo großes Anſehen, daß ſich die lutheriſche Kirche am Ende wirklich von der Hauptlehre ihres Stifters entfernte, und alſo die Überzeugung aufgab, wodurch ſie ſich eben von andern Lehrbegriffen unterſcheiden und ſich als lutheriſch ausweiſen ſollte. Ja was das auffallendſte iſt, ſelbſt diejenigen Freunde und Anhänger Luthers, die ihm am treueſten waren und ihn am meiſten verehrten, gaben ſich die größte Mühe, ihm ſeinen ſchönſten Ruhm zu rauben, indem ſie nämlich zu zeigen ſtrebten, daß der Reformator ſeine Lehre von dem freien Willen theils nicht ſo folgerichtig und ſtrenge gemeint habe, als er ſolche vortrug, theils dieſelbe ſpäter gemildert oder widerrufen hätte. Und die guten Leute glaubten noch dazu, daß ſie dadurch dem Gegenſtande ihrer Verehrung einen Dienſt erwieſen!

Es kommt uns nicht entfernt in den Sinn, die düſtern Grundſätze Luthers über die Rechtfertigung wieder erwecken zu wollen; ihre Zeit iſt vielmehr längſt dahin, und wir bedürfen andere leitende Geſichtspunkte. Allein der Geſchichtſchreiber iſt verpflichtet, in den Geiſt der Zeiten, welche er zu ſchildern hat, ſich zurückzudenken, und den Einfluß der Ideen derſelben auf die Volks-Entwicklung gewiſſenhaft feſtzuſtellen. Da nun die unwiderſtehliche Einwirkung der Lehren Luthers auf die Sitten-Verbeſſerung ſo klar vorliegt, ſo erzeigt man der Wiſſenſchaft einen üblen Dienſt, die Grundſätze des Reformators herabzuwürdigen. Man kann mit Recht ihre Zweckmäßigkeit für neuere Zeiten läugnen: doch es iſt keineswegs

---

13) **Quandoquidem omnia, quae eveniunt, necessario juxta divinam praedestinationem eveniunt, nulla est voluntatis nostrae libertas. Voluntati nostrae per praedestinationis necessitatem omnem libertatem adimit scriptura.**

14) **Tres causae concurrentes. Verbum, spiritus sanctus et voluntas hominis, non sane otiosa, sed repugnans infirmitati suae.**

ſcharfſinnig, ihre Nützlichkeit und ungeheure Wirkung in der Vergangenheit zu verkennen. Dieß thun Jene, welche aus lauter Liebe zu dem Stifter der evangeliſchen Kirche deſſen Meinungen über den freien Willen milder darzuſtellen ſuchen: denn ſie ſchmälern den Ruhm Luthers, während ſie ihn zu erhöhen glauben. Dabei wird noch obendrein den Worten Gewalt angethan, ſohin auf Koſten der geſchichtlichen Treue, Ausdrücken ein Sinn untergeſtellt, den ſie weder haben konnten, noch hatten. Um die Rechte der Geſchichte zu retten, müſſen wir uns einer ſolchen Richtung widerſetzen, und eben darum auf die Sache noch etwas näher eingehen.

Aus der oben dargeſtellten Lehre Luthers über den freien Willen geht nämlich hervor, daß derſelbe die ſtrenge Prädeſtination annahm, zu welcher ſich auch Calvin bekannte. Die Gelehrten der reformirten Kirche behaupteten daher mit Recht, daß in dem Lehrbegriff von dem freien Willen Luther mit ihnen überſtimme, ja ſie bemerkten vielleicht ſogar mit Recht, daß letzterer noch ſtrenger ſpreche, als die Gelehrten ihrer Kirche. Dagegen ſetzten und ſträubten ſich nun die eifrigen Freunde des Reformators, verlangten auch einen Mittelweg zwiſchen der Prädeſtination und dem freien Willen und glaubten ihren großen Lehrer, den folgerichtigen, unerſchrocknen, ſtarken Mann zu ehren, wenn ſie künſtlich und erzwungen herausdeutelten, daß er ebenfalls jenen Mittelweg angenommen habe. Sie ſagten daher, Luther habe ſich in ſeinem Buche de servo arbitrio zwar etwas zu harter Ausdrücke bedient, auch gewiſſe Wörter in einem andern Sinne genommen, als es gewöhnlich geſchehe, endlich nicht alles ſo ordentlich und deutlich abgefaßt, wie es hätte ſein ſollen, aber gleichwohl hätte er nicht gelehrt, als hätten wir gar keine Freiheit und alles, was wir thäten, geſchähe aus Nothwendigkeit, ſondern er habe vielmehr dem Menſchen gewiſſermaßen ſeine Freiheit zugeſtanden. Man ſieht, der Schüler meiſtert den Lehrer, der Schwache den Starken, der Unfolgerichtige den Folgerichtigen, aber es bedarf nur der Anführung einiger Stellen des Reformators, um alle dieſe Irrreden zu widerlegen. Sie wurden bereits oben ausgehoben und wir wiederholen davon bloß zwei. Wenn Luther ſagt, „die Chriſten werden nicht vom freien Willen, ſondern von Gottes Geiſt getrieben; getrieben aber werden, das iſt ja nicht wirken, ſondern hingezogen und von einem andern hingerücket werden, wie ein Zimmermann eine Säge rücket oder eine Art oder Beil zum Hauen brauchet und führet;“ wenn er, ſagen wir, dieß ausſpricht, hat er dann dem Menſchen den freien Willen einigermaßen zugeſtanden? Muß man, wenn man dieß behaupten will, die Augen nicht vorſätzlich ſchließen und zudrücken? Wenn ferner der Reformator ſagt, „daß Gott ſolche verdammt, die es nicht verdient haben, und etliche zur Verdammniß verordnet, ehe ſie geboren werden;“ hat er dann nicht die ſtrenge Prädeſtination gelehrt? Giebt es auch hier noch einen Ausweg und eine Hinterthüre, um die Ausſprüche des großen Mannes zu mißdeuten? Daß alſo in der Schrift de servo arbitrio kein Mittelweg, ſondern die ganze ſtrenge Lehre von völliger Unfreiheit des Willens und der reinen Prädeſtination vorgetragen wird, iſt klar und gewiß. Allein man behauptet nun, Luther habe ſpäter die dort aufgeſtellte Ueberzeugung geändert und im mildernden Sinne theilweiſe widerrufen. Als Beweis dafür werden ſeine Auslegung des 26. Buches des erſten Buchs Moſes, die Erklärung des Spruches Pauli Gal. 1, 4. 5, die Auslegung des Propheten Michä II, 12. und einige Briefe angeführt. Auch Planck ſagt[15]), wiewohl aus andern Gründen, „man ſei zu der Vermuthung und vielleicht zu etwas mehr, als nur zu

[15]) Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Vierter Band. S. 501.

der Vermuthung berechtigt, daß in Luthers eigenen Ueberzeugungen ſpäter eine Veränderung über den fraglichen Punkt vorgegangen ſein dürfte.“ Indeſſen alles dieß iſt irrig. Der Reformator änderte nach der Herausgabe ſeiner Schrift de servo arbitrio ſeine Ueberzeugung nicht mehr.

Sowie nun Luther von den Theologen der von ihm geſtifteten Kirche ſelbſt, und ſogar von ſeinen eifrigſten Freunden verkannt wird, ſo widerfuhr ihm das nämliche Loos auch von Seite mancher Geſchichtſchreiber. Auch jetzt noch, wo doch der Erfolg bewieſen hat, daß die Grundſätze und Verfahrungsweiſe, welche Erasmus für die Reformation wollte, falſch waren, indem letztere gerade durch das entgegengeſetzte Benehmen Luthers durchgeführt wurde, ziehen ſie Erasmus vor. Daher iſt es bei mehrerern ſo ſehr zur Mode geworden, immer dieſen und Melanchthon ſo hoch zu heben und den Reformator, wo ſie nur immer es thun zu können glauben, tiefer zu ſtellen. So nimmt denn auch Planck bei dem Streite zwiſchen Erasmus und Luther über den freien Willen den wärmſten Antheil an dem erſten und entſcheidet unbedingt für ihn. Er meint, „daß hier die Geſchichte die Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen habe, die man bei Erzählung ſeiner Streitigkeiten mit Luther ſo oft begangen, und daß man umgekehrt die Schwächen des letztern aufdecken müſſe, die man ſo ſehr zu verhüllen geſucht habe.“

Urtheile der Art verlaſſen ganz den geſchichtlichen Boden, indem ſie die Wirkung der Lehren Luthers auf ſeine Zeit verkennen, und dadurch den eigenthümlichen Gang der Volks-Entwicklung in gänzliche Dunkelheit bringen. Um die Klarheit wieder herzuſtellen, mußten wir alſo auf dieſen ſcheinbar fremdartigen Gegenſtand tiefer und ausführlicher eingehen.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Der Abendmahlsſtreit. Reichstäge in Speier. Verhandlung in Marburg.

(Vom Jahr 1526 — 1529.)

Obgleich die Kirchen-Verbeſſerung nothwendig war, obgleich ſie äuſſerſt heilſam auf die innern Zuſtände unſres Volkes wirkte, ſo blieb ſie dennoch fortwährend von den dringendſten Gefahren umringt. Kaum ſchien ein Angriff zurückgewieſen, ſo erhob ſich ſchon wieder ein neuer Sturm, um die evangeliſche Richtung zu erſchüttern. Als der bedenkliche Aufſtand der Bauern bewältiget war, mußte Dr. Martin Luther gegen den mächtigen Erasmus ſich waffnen, und nachdem dieſer Widerſacher eine entſchiedene Niederlage erlitten hatte, drohte die reformatoriſche Partei durch feindliche Spaltungen in ihrem Innern zu zerſtäuben. Die Urſache jener neuen folgenſchweren Bedrängniß war eine Meinungs-Verſchiedenheit, welche, durch Karlſtadt angeregt, anfangs nicht für beſonders gefährlich gehalten wurde, doch bald heftige Leidenſchaften erweckte, und die Reformation an den Abgrund des Verderbens zu bringen ſchien. Dr. Andreas Bodenſtein hing der Oppoſition gegen das Papſtthum freilich ſehr eifrig an; allein er wollte in vielen Dingen weiter gehen, als Luther, und ſo war er unter andern auch in Anſehung der Abendmahls-Lehre zu einer eigenthümlichen Anſicht gekommen.

Karlſtadt fand nämlich die Einſetzungs=Worte: „das iſt mein Leib und Blut“ nur ſymboliſch, und meinte, daß jene Aeußerung des Religionsſtifters bloß den Sinn habe: „Brod und Wein ſollen an ſeinen Leib und ſein Blut, alſo an ſeine Hingebung erinnern.“ Die richtige Faſſung würde alsdann lauten: „dieß **bedeutet** meinen Leib und mein Blut!“ Es iſt unläugbar, daß ſolche Anſicht die richtige iſt, und man hätte nothwendig eine Billigung derſelben von Seite Dr. Martin Luthers erwarten ſollen. Letzterer war früher ſelbſt über den Sinn des Abendmahls zweifelhaft geweſen, und hatte darüber noch keine unwiderrufliche Meinung gefaßt [1]). Die Auslegungsart Bodenſteins blieb dem Papſtthum feindlich, es ſchien demnach alle Hoffnung gegeben zu ſein, daß ſie von der geſammten evangeliſchen Richtung angenommen werde; indeſſen ein ſeltſames Zuſammenwirken vieler eigenthümlicher Umſtände ſollte die Urſache ſein, daß Luther allmälig zu dem Entſchluß bewogen wurde, der Meinung Karlſtadts hartnäckig ſich zu widerſetzen.

Nachdem dieſer Gelehrte mit dem Reformator zerfallen war, nährte er heftigen Haß wider denſelben, und fügte ihm manche bittere Kränkung zu. Wir haben des Zuſammenſtoſtes beider in Jena und Orlamünde bereits erwähnt, doch nicht in den Einzelnheiten, die wir auf den gegenwärtigen Ort verſparen wollten. Bodenſtein hatte nämlich die Bevölkerung in Orlamünde ſo ſehr wider Dr. Martin Luther eingenommen, daß der letztere von dem Rath der Stadt geradezu Beleidigungen hinnehmen mußte, und noch dazu ſchriftlich [2]). Ja der Reformator ſcheint in Orlamünde ſelbſt zur Flucht vor dem ergrimmten Volk genöthiget geweſen zu ſein [3]), und alle dieſe Umſtände ſetzten daher auch in ſeinem Innern Bitterkeit gegen den Urheber Karlſtadt an. Luther war allerdings nicht rachſüchtig; als ſein Widerſacher öffentlich der Theilnahme an dem Bauern=Aufſtand beſchuldigt wurde, gewährte er vielmehr bereitwillig die Bitte Karlsſtadt, deſſen Vertheidigung mit einer wohlwollenden Vorrede oder Empfehlung zu begleiten [4]); allein

---

[1]) In einem Schreiben an die Bürger zu Straßburg (Jenenſ. Ausg. Th. III, fol. 140) giebt Luther hierüber folgende Aufklärung:

Das bekenne ich, wo D. Carlſtad oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte möcht berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienſt gethan. Ich hab wol ſo harte Anfechtung da erlitten, und mich gerungen und gezwungen, daß ich gerne heraus geweſen wäre, weil ich wol ſahe, daß ich damit dem Papſithum hätte den größten Stoß kund geben. Ich habe auch zween gehabt, die geſchickter davon zu mir geſchrieben haben, denn D. Carlſtad, und nicht alſo die Wort gemartert nach eigenem Dünkel. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus, der Text iſt zu gewaltig da, und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reiſſen.

[2]) In einem Schreiben des Rathes der Stadt Orlamünde an Luther heißt es nämlich: „Du verachteſt alle die, ſo aus göttlichem Befehl ſtumme Götzen und heidniſche Bilder umbringen, wider welche du eine kraftloſe, weltweiſe und unbeſtändige Bewährung aus deinem eigenen Gehirn, und nicht gegründeter Schrift aufmutzeſt. Daß du uns aber, als Glieder Chriſti durch den Vater eingepflanzt, unverhört und unüberweiſt ſo öffentlich ſchilteſt und läſterſt, das zeigt an, daß du dieſes wahrhaftigen Chriſti und Sohns Gottes ſelbſt kein Glied biſt u. ſ. w.

[3]) In dem ſchon angeführten Brief an die Bürger zu Straßburg giebt Luther in dieſer Beziehung nachſtehende humoriſtiſche Erzählung:

Er hätte mich ſelbſt zu Jena, aus Urſach einer Schrift, ſchier überredt, daß ich ſeinen Geiſt nicht mit dem Altſtättiſchen, aufrühriſchen, mördiſchen Geiſt vermenget hätte. Aber da ich gen Orlamünde unter ſeine Chriſten kam aus fürſtlichem Befehl, fand ich wol, was er für Saamen da geſäet hatte, daß ich froh ward, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derſelben einen ſolchen Segen gaben: fahr hin in tauſend Teufel Namen, daß du den Hals brecheſt, ehe du zur Stadt hinaus kommſt. Wiewol ſie ſich gar fein geſchmückt haben im Büchlein davon ausgangen. Wenn der Eſel Hörner hätte, das iſt, wäre ich Fürſt zu Sachſen, D. Carlſtad ſolt nicht vertrieben ſein, es wäre mir denn abgebeten; er laß ihm nur die Güte der Fürſten nicht verſchmähen.

[4]) Die Herzensgüte Luthers ſpricht ſich darin in rührender Weiſe aus. Obgleich er in Orlamünde wegen Karlſtadt ſo ſehr beleidigt worden war, ſo ſchrieb er doch alſo:

da ihm Bodenſtein mit ſeiner hitzigen Neuerungsſucht ſo oft ſtörend in den Weg getreten war, ſo blieb er gegen die Abſichten desſelben immer mißtrauiſch. Darum glaubte er, daß die freie Anſicht ſeines Gegners über den Sinn des Abendmahls, wie bei der Bilderſtürmerei, auf neue excentriſche oder ſchwärmeriſche Abwege führen könnte. Luther hielt ſich jetzt an den Buchſtaben der Einſetzungsworte: „das **iſt** mein Leib u. ſ. w., und wollte die Auslegung: **bedeutet** durchaus nicht zulaſſen.

Dr. Andreas Bodenſtein fand bei den freiſinnigen Gelehrten hinſichtlich ſeiner Abendmahlslehre zwar inſoferne keinen Beifall, als er zum Theil und noch überdieß ohne Noth in einer geſuchten Auslegung der betreffenden Bibelſtellen ſich gefiel; dagegen fanden viele Gelehrte das Weſentliche ſeiner Anſicht über das Abendmahl ganz richtig. Das war insbeſondre in Oberdeutſchland der Fall, und als Karlſtadt bei ſeiner Vertreibung aus Orlamünde Anſtellung in Baſel fand, ſo erlangte ſeine Lehre nicht bloß in der Schweiz, ſondern auch in andern Gegenden, namentlich in den einflußreichen Reichsſtädten Straßburg und Ulm geneigte Aufnahme.

In Oberalemannien hatte Zwingli ſchon vor Karlſtadt ähnliche Gedanken über das Abendmahl gehegt, wie dieſer, und ſolche nur verborgen gehalten; jetzt ſprach er dieſelben aber auch öffentlich aus. An ihn ſchloß ſich ein anderer fähiger Mann an, Hausſchein, der ſeinen Namen nach der Sitte der Zeit ins Griechiſche überſetzt hatte, und ſich hiernach Oekolampadius hieß. Da zu beiden auſſer Bodenſtein auch die geachteten Gelehrten Kapito und Bucer in Straßburg ſich hinneigten, ſo ſollte die Meinungs-Verſchiedenheit allmälig wichtiger werden, als man glauben mochte. Unbedingt zu Luther hielten alle ſeine Freunde und Kollegen in Wittenberg, ſo daß im Lager der reformatoriſchen Partei zwei verſchiedene Nüancen ſich gebildet hatten. Dr. Martin Luther gab ſich unſägliche Mühe, die Abendmahls-Lehre von Karlſtadt, Zwingli und Oekolampadius ſogleich im Keime zu erſticken: er nannte dieſelbe Schwärmerei, und ihre Anhänger die Rottengeiſter, er warnte insbeſondre die Stadt Straßburg vor dieſer Richtung, während ſein Freund Bugenhagen wider Zwingli ſchrieb. Indeſſen erſtickt konnte die abweichende Theorie nicht werden, ſondern dieſelbe erlangte vielmehr in der Schweiz entſchieden das Übergewicht.

Um dieſe Zeit fand zugleich eine noch größere Ausbreitung der reformatoriſchen Richtung ſtatt. Nicht bloß das churfürſtlich-ſächſiſche Haus, ſondern auch der Landgraf Philipp von Heſſen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Meklenburg, der Fürſt von Anhalt, die braunſchweig-lüneburgiſchen Herzöge zu Zelle und Grubenhagen und die Grafen von Mansfeld hatten das Luterthum feierlich angenommen. Nach dem Beiſpiele des Markgrafen Albrecht traten in deſſen Herzogthum

---

Es hat mir D. Andreas Carlſtad ein Büchlein zugefertiget, darinnen er ſich entſchüldiget des fehrlichen vnd ſchweren Gerüchts, als ſolt er ſchüldig ſein an dem Aufruhr, oder ein Heubt vnd Anreger der Auffrühriſchen geweſen, Vnd mich mit groſſem ernſt gebeten, das ich daſſelbige wolte laſſen durch den Druck ausgehen, zu rettunge ſeines Namens, Vnd auch, das er nicht ſo jemerlich vnuerhöret vnd vnüberzeuget verurteilet, vnd on verdienſt vnd vrſach ſein leibs vnd guts vnſicher ſein müſſte, Nachdem jtzt das geſchrey gehet, als ſolt man mit viel armen Leuten zu geſchwinde füren, Vnd aus lauter zorn dahin richten beide ſchüldige vnd vnſchüldige, vnuerhörter vnd vnüberwundener Sache. Als ich denn wol beſorge, das die zaghafftigen Tyrannen, die ſich vorhin für einem rauſchenden Blad fürchten, jtzt alſo küne worden ſind, bis ſie jren mutwilleu volnbringen, das ſie Gott auch zu ſeiner zeit ſtürtze zu Boden.

Wiewol aber D. Carlſtad mein höchſter Feind iſt der Lere halben, Vnd drüber wir beide ſehr hart an einander geſetzt haben, das keine hoffnung da iſt blieben, einiges Vertrags oder ferner gemeinſchafft. Doch weil er in ſeim Anligen vnd Anfechtunge ſich ſolcher trewe zu mir verſihet, mehr auch denn zu ſeinen Freunden, die jn auff mich gehetzt haben, Wil ich jn dieſelbige Trewe bey mir finden laſſen, ſo viel mir müglich iſt, Vnd jm den Dienſt vnd andere mehr gern erzeigen.

Preußen ſelbſt die beiden Biſchöfe zu derſelben Religion über. Unter ſolchen Umſtänden war die neue Lehre keine bloße Sekte mehr, ſondern ſchon ſtaatlich repräſentirt und ein beſonderes Glaubens-Bekenntniß mit allen Ausſichten auf Selbſtſtändigkeit. Der unternehmendſte und thatkräftigſte Mann unter den Fürſten der Lutheriſchen Partei war der Landgraf Philipp von Heſſen. Dieſer wollte das Evangelium nicht, wie der Reformator, bloß durch das Wort, ſondern bei allenfallſigen Angriffen von der gegneriſchen Seite auch durch das Schwert vertheidigen. Durch ſeine Bemühungen kam am 12. Juni 1526 zu Torgau ein Bund zwiſchen ihm und dem Churfürſten von Sachſen zu Stande, worin ſich beide zum wechſelſeitigen Beiſtand in der Vertheidigung ihres Glaubens verpflichteten. Auch die übrigen evangeliſchen Fürſten, nämlich der Markgraf Albrecht in Preußen, der Fürſt von Anhalt, die genannten Herzöge von Braunſchweig und Meklenburg, ſowie die Grafen von Mansfeld traten jenem Bunde bei. So hatte denn die reformatoriſche Richtung ſchon einen feſtern Zuſammenhang gewonnen.

Der Kaiſer war fortwährend von Deutſchland abweſend, inzwiſchen aber bei Pavia über ſeinen Widerſacher Franz von Frankreich ſiegreich geworden. Da bereits auf das Frühjahr 1526 ein Reichstag nach Speier ausgeſchrieben worden war, ſo hofften die katholiſchen Fürſten in Deutſchland, daß das Reichsoberhaupt in ſeiner gegenwärtigen Macht ernſtliche Maaßregeln zur Ausrottung der Ketzerei ergreifen und ſelbſt in Speier erſcheinen werde. Karl V. wurde jedoch durch ſeine Angelegenheiten im Ausland zurückgehalten, und der Reichstag nur durch Bevollmächtigte eröffnet. Während der Verhandlungen traf ein Schreiben des Kaiſers ein, welches die Anhänger der päpſtlichen Partei mit großen Hoffnungen erfüllte. Es war nämlich darin bemerkt, daß das Reichsoberhaupt bald nach Deutſchland zu kommen, und „in die lutheriſchen Sachen und Irthum auf eine Weiſe zu ſehen gedenke, daß der Allmächtige durch den heiligen Glauben geprieſen werde.“ Dieſe Drohung blieb jedoch für den Augenblick ohne Wirkung; ja die Verhandlungen nahmen am Ende für die Evangeliſchen entſchieden eine günſtige Wendung.

In der Lage des Kaiſers war nämlich plötzlich eine Veränderung vorgegangen, indem der Papſt und die Venetianer mit dem franzöſiſchen König ein Bündniß geſchloſſen hatten. Zugleich wurde Ungarn von den Türken ſo hart bedrängt, daß man auch für Deutſchland Gefahren befürchtete. Unter ſolchen Umſtänden trugen die katholiſchen Fürſten auf dem Reichstag in Speier mit Recht Bedenken, die evangeliſchen Stände zu reizen, da die äuſſeren Gefahren noch durch einen Bürgerkrieg im Innern vermehrt werden konnten. In Folge der Mäßigung und wohlwollenden Vermittlung des Erzherzogs Ferdinand fand wirklich eine vorläufige Übereinkunft ſtatt, welche den Lutheriſchen ſehr vortheilhaft war. Es wurde nämlich nicht nur beſchloſſen, daß der Religionsſtreit auf einem allgemeinen National-Koncilium Deutſchlands verhandelt werden ſolle, wie der Reformator immer verlangt hatte, ſondern auch, daß inzwiſchen das Edikt von Worms ſo gehandhabt werden möge, als man es gegen Gott und den Kaiſer zu verantworten ſich getraue. Die Evangeliſchen erblickten hierin eine thatſächliche Auflöſung des Verbots der Lutheriſchen Lehre, und erlangten nun Zeit und Gelegenheit zur Befeſtigung wie Ausbreitung ihres Glaubens [5]).

---

[5]) **Sleidan Lib. VI.** Cum enim superioris anni seditionem, ex religionis atque doctrinae dissidio, magna ex parte natam, et eodem ex fonte manare quicquid hodie sit turbarum, multi judicarent, mature videbant occurendum esse. Demulsis ergo quorundam animis atque placatis ita demum fuit decretum, ad constituendam religionis formam et retinendam tranquillitatem opus esse legitimo, vel Germaniae, vel publico totius orbis concilio, cujus intra annum fiat initium: et ne qua mora vel impedimentum interveniat, legationem esse mittendam ad Caesarem, oratum, ut miserum et tumultuosum Imperii statum respiciat, et quamprimum in Germaniam accedat, et concilium procuret.

Man verſäumte nicht, beide auf das beſte zu benützen. Landgraf Philipp von Heſſen ließ noch im Jahre 1526 eine evangeliſche Kirchen-Ordnung in ſeinem ganzen Lande einführen, und im folgenden Jahr 1527 eine neue Hochſchule zu Marburg mit reformatoriſcher Richtung eröffnen. Seinem Beiſpiel folgte der Kurfürſt von Sachſen, indem 1527 durch eine allgemeine Kirchen-Viſitation in ſeinem ganzen Lande Einheit des Kultus nach Lutheriſchen Vorſchriften eingeführt wurde. In Franken wurde dieſelbe Kirchen-Ordnung von der Reichsſtadt Nürnberg und dem Markgrafen von Ansbach-Baireuth, in Braunſchweig und Hamburg hingegen von dem Rathe nach der Anleitung Bugenhagens, des Freundes von Luther, zu Stande gebracht. Während ſo die evangeliſche Richtung im Innern durch einheitliche Organiſation erſtarkte, griff ſie auch äuſſerlich immer weiter um ſich: denn im Jahre 1527 trat Schweden der Reformation bei, ſowie gleichzeitig der König von Dänemark den Evangeliſchen neben der entgegengeſetzten Kirche den Staatsſchutz verlieh.

In den katholiſchen Ländern ſuchte man freilich die Ausbreitung der neuen Lehre durch ſtrenge Strafen zu verhindern. So wurden Leonhard Kaiſer in Paſſau und Georg Wagner in München verbrannt, und vielfältige andere Verfolgungen ergaben ſich in mehrerern Gegenden [6]). Allein alle dieſe blutigen Mittel dienten eher zur Stärkung, als zur Schwächung des evangeliſchen Glaubens. Dr. Martin Luther beſchrieb namentlich den Märtyrer-Tod Leonhard Kaiſers auf eine ſo ergreifende Weiſe, daß die Begeiſterung unter ſeinen Anhängern bedeutend geſteigert wurde [7]).

Auſſer den Verfolgungen im Einzelnen fielen von den Religionsparteien in den nächſten Jahren nach dem Reichstag in Speier (1526) keine Schritte von Bedeutung vor; allein 1528 traten plötzlich Erſcheinungen ein, welche den nahe bevorſtehenden Ausbruch eines Religionskrieges in Deutſchland anzukündigen ſchienen. Der entſchloſſene Landgraf Philipp von Heſſen begann nämlich auf ein Mal nachdrücklich zu

[6]) Namentlich in Köln, wo ebenfalls mehrere Anhänger der Reformation verbrannt wurden. Sleidan Lib. VI: Captivi per id tempus tenebantur Coloniae Agrippinae, Petrus Flistedius, Adolphus Clarebachus, homines literati, quod de coena Domini, deque caeteris dogmatibus diversum a Pontificiis sentirent. Senatus ejus urbis habet jus, ut in carcerem ducat quos oportet: vitae autem necisque potestatem solus habet Archiepiscopus. Ac fieri potest, ut quos capitis damnavit Senatus, Archiepiscopi praetor absolvat. Illi vero per sesquiannum et amplius eo, custodia detenti, nunc demum ab utrisque damnati fuerunt, et exusti, magno cum gemito plurimorum et commiseratione.

[7]) Luther ſetzte dem Märtyrer folgendes ſchöne Denkmal:

„Chriſtus unſer lieber HErr verleihe, daß wir dieſes lieben ſeligen Leonhards Nachfolger werden. Er heißet nicht allein König, ſondern billig Kaiſer, und führet ſolchen Namen mit allen Ehren; denn er hat den überwunden, des Gewalt ſo groß iſt, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden.

Zudem iſt er nicht allein ein Prieſter, ſondern ein rechter Biſchof, ja Papſt; indem er ſeinen Leib ſo dahin geopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, lebendig und heilig geweſen iſt.

Alſo heißt er auch recht und billig Leonhard, das iſt Löwenhard; denn er hat ſich beweiſet als ein ſtarker, unerſchrocken Löwe. Seine beiden Namen ſind zuvor von Gott verſehen; er iſt der erſte, ſo den Namen ſeines Geſchlechts erfüllet und beſtätiget hat."

Ergreifend iſt aber vollends eine andere Stelle, wo Luther klagt, daß er ſelbſt nicht für ſeine Lehre zu leiden habe, vielmehr andere für ihn büßen müßten:

„Ah ich elender Menſch, wie gar ungleich bin ich dem lieben Herrn Leonhard Keiſer, mehr thue ich nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit viel Worten davon rede und ſchreibe, Er aber hat ſich beweiſet als ein rechter gewaltiger Thäter desſelbigen Worts.

Ah daß mich Gott werth achte, daß dieſes Leonhards Geiſt nicht zwiefältig bei mir wäre, ſondern nur die Hälfte den Satan zu überwinden, ſo wollt ich willig und gern dieß Leben laſſen."

rüſten, und als er über die Urſache zur Rede geſtellt wurde, erklärte er nach verſchiedenen ausweichenden Antworten am Ende gegen den Herzog Georg von Sachſen, daß er zur Vertheidigung wider ein Bündniß der katholiſchen Fürſten ſich rüſte, welches unter Leitung des Erzherzogs Ferdinand zu Breslau geſchloſſen worden ſei. Philipp hatte die Nachricht von einem Rathe des Herzogs Georg, dem Otto von Pack, erhalten, und legte ſogar eine Abſchrift des Bundes-Vertrags vor. Nach dieſer waren die Mitglieder der Einigung auſſer dem Erzherzog Ferdinand, des Kaiſers Bruder, die Kurfürſten von Mainz und Brandenburg, die Herzöge von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, endlich der Herzog Georg von Sachſen ſelbſt. Alle dieſe Fürſten läugneten freilich den geheimen Bund auf das entſchiedenſte, und Philipp konnte auch eine Original-Beweis-Urkunde nicht beibringen; allein der Landgraf beharrte auf ſeinen Rüſtungen. Endlich ward die Gährung dadurch beſchwichtiget, daß der Kurfürſt von Mainz, ſowie die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg dem Fürſten von Heſſen für ſeine aufgewendeten Kriegskoſten eine Entſchädigung bezahlten. Otto von Pack erlitt übrigens ein trauriges Schickſal. Der Landgraf Philipp, zu welchem er ſich begeben hatte, wollte oder konnte ihn nicht genügend ſchützen; ja Pack wurde ſogar ausgeliefert, und nun zur Nachweiſung ſeiner Behauptungen angehalten. Da ihm dieſelbe nicht gelang, ſo wurde er zur Flucht genöthiget, nach langem Umherirren aber ergriffen, und in Antwerpen enthauptet [8]).

Inzwiſchen hatte aber der Kaiſer in Italien von Neuem das Übergewicht gewonnen, und er ſchien nun wirklich den Entſchluß gefaßt zu haben, gegen die Lutheriſche Partei Ernſt zu gebrauchen. Es war nämlich am 15. März 1529 ein neuer Reichstag in Speier eröffnet worden, und ſowohl die Einleitungen dazu, als die Verhandlungen ſelbſt verriethen feindſelige Abſichten der katholiſchen Partei gegen die evangeliſche. Während ſchon die Anträge des Kaiſers der letztern mißliebig waren, kam noch überdieß auf der Reichsverſammlung durch Stimmen-Mehrheit ein Beſchluß zu Stande, wodurch der weitern Ausbreitung der evangeliſchen Lehre ein Ziel geſetzt werdn ſollte [9]). Da hierin halb und halb ein Verbot der Reformation erblickt wurde, ſo legten die evangeliſchen Stände am 19. April 1529 eine feierliche Einſprache ein. Dieſelbe wurde erhoben von dem Churfürſten von Sachſen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Ernſt und Franz von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Heſſen, dem Fürſten von Anhalt, den freien Reichsſtädten Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konſtanz, Reutlingen, Winsheim,

---

[8]) **Sleidan Lib. VI: Cum deinde ad certum diem legati principum, ad quos ea criminatio pertinebat, convenissent, Paccius, quem Lantgravius ibi sistebat, falsi fuit convictus: et dimissus tandem a Lantgravio, cum annis aliquot apud exteros oberrasset, Antverpiae poenam capitis luit.**

[9]) Nachdem — derſelbige Artikel bei vielen in größern Mißverſtand und zu Entſchuldigung allerlei erſchrecklichen neuen Lehren und Sekten ſeithero gezogen und ausgelegt hat werden wollen, damit dann ſolches abgeſchnitten, und weiterm Abfall, Unfried, Zwietracht und Unrath vorkommen werde: ſo haben wir uns — entſchloſſen, daß diejenige, ſo bei obgedachtem Kaiſ. Edikt (von Worms) bis anhero blieben, nun hinfüro auch bei demſelben Edikt bis zu dem künftigen Concilio verhärren, und ihre Unterthanen darzu halten ſollen und wollen. Und aber bei den andern Ständen, bei denen die andere Lehre entſtanden, und zum Theil ohne merklichen Aufruhr, Beſchwerd und Gefährde nicht abgewendt werden mögen: ſo ſoll hinfüro alle Neuerung bis zu künftigem Concilio, ſo viel möglich und menſchlich, verhütet werden. Und ſonderlich ſoll etlicher Lehre und Sekten, ſo viel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unſers Herrn Jeſu Chriſti entgegen, bei den Ständen des heil. Reichs deutſcher Nation nicht angenommen, noch hinfüro zu predigen geſtattet oder zugelaſſen: desgleichen ſollen die Ämter der heil. Meß nicht abgethan, auch niemand an den Orten, da die andere Lehre entſtanden und gehalten wird, die Meß zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden.

Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weiſſenburg, Nördlingen und St. Gallen. Man nannte ſolche feierliche Einſprache die **Proteſtation,** und ſeitdem erhielt die evangeliſche Partei im In- und Ausland den Namen der **Proteſtanten.** Auf die Einſprache oder Proteſtation folgte am 22. April 1529 eine feierliche Berufung an den Kaiſer und ein allgemeines National-Konzilium Deutſchlands[10]).

Faſt gleichzeitig hatte Karl V. mit dem Papſte ſich vertragen (29. Juni 1529), und einige Monate ſpäter (5. Auguſt 1529) ſeinen Frieden mit dem König von Frankreich zu Cambrai geſchloſſen[11]). Trübe Ahnungen ſtiegen nun in der evangeliſchen Partei auf, und jetzt äuſſerte ſich die Gefahr, welche derſelben aus ihrer innern Spaltung des Abendmahlſtreites erwachſen mußte.

Der Kaiſer hatte nämlich den Geſandten der Evangeliſchen, welche ihm die Proteſtation zu Speier vom 19. April und die Berufung vom 22. April 1529 nach Italien überbrachte, zu Piacenza auf keine erfreuliche Weiſe empfangen. Er billigte vielmehr das Dekret der Reichsverſammlung, worüber die Lutheriſchen ſich beſchwerten, vollkommen, und bemerkte ſogar, daß dasſelbe den Zweck habe: hinführo keine Sekte oder Abweichung vom katholiſchen Glauben in Deutſchland zu dulden. Damit war die Erklärung verbunden, daß verfaſſungsmäßig die Minderheit eines Reichstags den Beſchlüſſen der Mehrheit ſich unterwerfen, und ſie befolgen müſſe: die Proteſtanten hätten daher dem Beſchluß von Speier unweigerlich Gehorſam zu leiſten, oder ſtrenge Maaßregeln zu gewärtigen[12]).

---

[10]) Huic decreto sese opponunt Elector Saxoniae, Georgius Brandeburgicus, Ernestus et Franciscus Luneburgici, Lantgravius, Anhaldius: et Aprilis die XIX. palam cur non assentiantur, de scripto recitant. Et primo quidem superioris conventus decretum repetunt, quo sua cuique religio permittitur adusque concilium: ab eo minime discedendum, neque esse violanda, quae tunc pacis retinendae causa, post multam deliberationem pacta fuerunt, et signis atque jure jurando confirmata.

Quae cum ita sint, non se assentiri huic ipsorum decreto, suique facti rationem esse reddituros et palam omnibus, et ipsi quoque Caesari: ac inter ea, dum inchoetur aut publicum totius orbis, aut provinciæ Germaniae concilium, nihil se facturos quod jure possit improbari. Quod insuper de colenda pace, de non intervertendis aliorum bonis, de Anabaptistis, deque typographis decretum sit, in eo quoque se, quid sui sit officii, non ignorare. Huic Principum protestationi, communicato consilio, primi nominis civitates aliquot sese conjungunt, Argentina, Noriberga, Ulma, Constantia, Rutelinga, Vuinssemium, Meminga, Lindavia, Campodunum, Hailbrunum, Isna, Vuisseburgum, Norlinga, Sangallum. *Et haec quidem est origo nominis Protestantium, quod non solum in Germania, sed apud exteras quoque gentes pervulgatum est atque celebre.* Ferdinandus excesserat jam e concilio Principum ante quam hi *protestarentur*, tametsi, ut paululum modo differret, a Saxone fuerat rogatus atque sociis. Post, appellationis quoque formulam *Protestantes* concipiunt et edunt, in eaque rem omnem ordine commemorant, ac demum ab omni actione Spirensi et decreto ibi facto provocant ad Caesarem, ad futurum generale vel Germanicae nationis legitimum concilium: ad omneis denique non suspectos judices, ac simul legationem ad Caesarem decernunt. [Sleidan Lib. VI.]

[11]) Itaque Cameraci, oppido Belgicae, conveniunt Margarita, Caesaris amita, et regis mater Aloisia, multique alii proceres: ac in his, cardinalis Episcopus Leodiensis, Erardus Marchianus: et pacem Augusto mense faciunt, et illud ante triennium in Hispania factum de Lutheranis decretum, ut supra docuimus, repetunt, ac denuo confirmant. [Sleidan Lib. VI.]

[12]) Sleidan Lib. VII: De actione tota Spirensi, deque decreto facto, per fratrem Ferdinandum regem, ejusque collegas ante se cognovisse, quam ipsi advenerint: et dissidium hoc, quod multis incommodis atque malis occasionem praebeat, vehementer sibi dolere. *Decretum illud eo factum esse, nequid deinceps innovetur, nec ulli sectae sit in posterum locus*, cujusmodi jam invectae sint complures et admodum tetrae: deinde, ut pax et concordia per Imperium statuatur.

Als die Botſchaft über dieſe Äuſſerung Karls V. nach Deutſchland gelangte, war es wieder der thatkräftige Landgraf Philipp von Heſſen, welcher Schutz-Maaßregeln wider den drohenden Sturm vorzubereiten ſuchte. Er ſtellte allen evangeliſchen Fürſten und Städten vor, daß zu ihrer Rettung nunmehr ein allgemeines Schutz- und Trutz-Bündniß derſelben nothwendig ſei; allein nun zeigten ſich die Schmerzen des innern Zwieſpaltes in der reformatoriſchen Partei. Luther wollte nämlich von einem Bündniß mit den Anhängern Zwinglis oder den Sakramentinern, wie man ſie hieß, durchaus nichts wiſſen [13]). Vergebens ſtellte man ihm vor, daß beide evangeliſche Richtungen ja nur in einer Frage von einander abweichen, in allen andern dagegen übereinſtimmen, ſohin nothwendig gegen die Päpſtlichen zuſammen halten müßten. Er behauptete, ſchon die einzige Abweichung der Abendmahlslehre ſei ein nur zu großer Grund, mit den Zwingliſchen nichts gemein zu haben. In der That waren jetzt auch alle Bemühungen des Landgrafen vergeblich, die Proteſtanten zu gemeinſamen Vertheidigungs-Maaßregeln zu bewegen. Bei einer ſolchen dringenden Gefahr machte Philipp von Heſſen die größten Anſtrengungen, um über die Abendmahls-Lehre eine gütliche Einigung zwiſchen Luther und Zwingli zu vermitteln, und brachte zu dem Ende eine Unterredung beider Reformatoren zu Marburg in Vorſchlag. Dr. Martin willigte zwar in die Zuſammenkunft; allein er erklärte im Voraus, daß er nicht im mindeſten nachzugeben gedenke [14]). Unter dieſen Umſtänden hatte er freilich recht, wenn er ſich von dem Zwiegeſpräch geringen Erfolg verſprach, ja ſogar eine Vermehrung der wechſelſeitigen Erbitterung befürchtete [15]).

Um jedoch durch unbedingte Zurückweiſung des Sühne-Verſuchs keinen Anſtoß zu geben, reiſte Luther in Begleitung ſeiner Freunde Melanchthon und Jonas im Jahre 1529 wirklich nach Marburg ab. Zwingli erſchien mit Oekolampadius, und auſſerdem hatten ſich Martin Bucer von Straßburg, Andreas Oſiander, Johann Brentz, Stephan Agricola und Kaspar Hedio eingefunden. Die Unterredung ward am 1. Oktober 1529 eröffnet, und der Landgraf Philipp hatte aus Klugheit die Vorſorge getroffen, daß die beiden Reformatoren nicht ſelbſt einander gegenüber geſtellt würden, vielmehr Luther mit Oekolampadius, und Zwingli mit Melanchthon ſich beſpreche. Selbſt dieſe Vorſicht half jedoch nichts. Luther hatte die Worte: „das **iſt** mein Leib“ vor ſich hingeſchrieben, und auf alle Gründe antwortete er immer: **iſt, iſt!** Da alſo ein Vergleich hierüber unmöglich war, vereinigte man ſich nur in den übrigen von dem Papſtthum abweichenden Lehrſätzen der geſammten reformatoriſchen Richtung. Es wurden hierüber 15 Artikel

---

Quia moribus receptum sit, ut quod major pars ordinum Imperii sancivit, ne paucis quibusdam hoc rescindere liceat: ideo se datis literis ad Saxonem atque socios, mandasse, ut decretum factum habeani ratum, neque contra faciant: sed obtemperent, pro ea fide, qua sibi devincti sinl et Imperio. *Nam alioqui fore, ut authoritatis et exempli causa severe in ipsos animadvertat.*

[13]) Luther ſchrieb an den Churfürſten Johann von Sachſen: „denn wir ſie (die Zwingliſchen, nicht konnen im Bund haben, wir mußten ſolche Ketzerei mit helffen ſtärken und vertheidingen, und wenn ſie vertheidingt wurden, ſollten ſie wohl ärger werden, denn vorhin.“

[14]) Das Schreiben Luthers an den Landgrafen ſteht in der Jenenſer Ausgabe, Th. IV, fol. 465 in tergo. Es heißt dort: „Denn ich weiß das wol, daß ich ihnen ſchlecht nicht weichen werde, kann auch nicht, weil ich ſo ganz für mich gewiß bin, daß ſie irren, dazu ſelbſt ungewiß ſind ihrer Meinung; denn ich alle ihren Grund in dieſer Sachen gnugſam erfahren habe, ſo haben ſie meinen Grund auch wol geſehen.

[15]) Ebendaſelbſt. Ich will E. F. G. eben ſo mehr bei Zeit dürre heraus ſagen, was ich denke. Aber da bitte ich für, gnädiger Fürſt und Herr, daß E. F. G. wollten gnädiglich bedenken, oder auch erforſchen, ob jenes Theil auch geneigt wäre etwas zu weichen von ihrer Meinung, damit endlich Uebel nicht ärger werde, und eben das Widerſpiel deſſen gerathe, das jetzt E. F. G. ſo herzlich und ernſtlich ſucht. Denn was hülffs zuſammen kommen und unterreden, ſo beider Theil mit Fürſatz kömmt, nichts überall zu weichen.

feſtgeſtellt, welche Luther ſchriftlich verabfaßte. Wiewohl man in der Frage des Abendmahls ſich nicht vergleichen konnte, verſprachen doch beide Theile, im Übrigen wechſelſeitig Friede und Freundſchaft zu halten [16]).

Sogar die von Luther verabfaßten Marburger Sätze waren aber den ſächſiſchen Proteſtanten nicht ſtrenge genug, und es wurden auf Befehl des Churfürſten in Schwabach neue Artikel niedergeſchrieben. Da man die Annahme derſelben für die Bedingung eines gemeinſamen Bündniſſes und Zuſammenwirkens machte, ſo trennten ſich die Städte, welche zu der Lehre Zwinglis ſich hinneigten, ſogleich von den Lutheranern. Nicht einmal unter den letztern ſelbſt konnte über vorzukehrende Vertheidigungs-Maaßregeln ein Beſchluß zu Stande gebracht werden, und ſo ſchien denn die reformatoriſche Richtung durch den unſeligen Abendmahlsſtreit dem gewiſſen Untergang nahe zu ſtehen.

Achtzehntes Hauptſtück.

Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530.

Während Deutſchland geiſtig ſo aufgeregt war, herrſchte in ſtaatlicher Beziehung eine Erſchlaffung, welche faſt die Auflöſung der Nation anzukündigen drohte. Man kannte das gefährliche Übergewicht der Türken: es wurde fortwährend von der Nothwendigkeit der Sicherung des Reichs an ſeinen öſtlichen Grenzen geſprochen; allein es blieb nur bei den ſchönen Redensarten, und that durchaus nichts. Daher kam es nun, daß die Osmanen, unter ihrem unternehmenden Sultan Solymann, ungehindert in Deutſchland einfallen, und ſelbſt bis Wien vordringen konnten. Im Jahre 1529 wurde dieſe Stadt wirklich von den Türken eingeſchloſſen, um durch eine förmliche Belagerung zur Übergabe genöthiget zu werden. Der Kaiſer konnte keine Hülfe bieten, da er immer noch in Italien verweilte, und die Reichsſtände ſahen der Berennung einer deutſchen Stadt durch den auswärtigen Feind im Ganzen unthätig zu. Erzherzog Ferdinand, welcher inzwiſchen die Königskrone von Böhmen und Ungarn erlangt hatte, befand ſich ebenfalls in ſchlimmem Vertheidigungs-Zuſtand, und konnte nur eine geringe Beſatzung nach Wien werfen. Zum Glück vertheidigten ſich die Bürger mit äuſſerſtem Heldenmuth, und da der Pfalzgraf Philipp mit einer kleinen Schaar die Beſatzung verſtärkt hatte, ſo wurde Solymann genöthiget, die Belagerung, wegen mangelnder Hoffnung auf Erfolg, wieder aufzuheben.

Unterdeſſen war Karl V. in Bologna von dem Papſt als Kaiſer gekrönt worden, und beſchloß nun, den Reichs-Angelegenheiten mit Ernſt ſich zu widmen. Deßhalb ſchrieb er von Bologna aus einen feier-

---

[16]) Der fünfzehnte Artikel lautete alſo: „Und wiewol aber wir uns (ob der wahre Leib und Blut Chriſti leiblich im Brot und Wein ſei) dieſe Zeit nicht verglichen haben, ſo ſoll doch ein Theil gegen dem andern chriſtliche Lieb, ſo ferne jedes Gewiſſen immer mehr leiden kann, erzeigen, und beide Theil Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch ſeinen Geiſt in dem rechten Verſtand beſtätigen wolle. Amen. [L. W. Jen. Ausg. fol. 470.]

lichen Reichstag für das folgende Jahr 1350 nach Augsburg aus [1]). Als Hauptzweck deſſelben war freilich der nothwendige Türkenkrieg angeführt; allein im Geheimen dachte man doch mehr an die endliche Beilegung der religiöſen Wirren. Das Ausſchreiben des Kaiſers war in dieſer Beziehung ſehr verſöhnlich verabfaßt, denn er erklärte: „daß er eines jeden Gutdünken in Liebe und Gütigkeit hören, und die unterſchiedenen Meinungen zu einer einigen chrichſtlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen bemüht ſein wolle.“ —

Zur beſtimmten Zeit fanden ſich die Reichsſtände ſehr zahlreich in Augsburg ein. Da man von beiden Religions-Parteien eine endliche, gründliche Erörterung der Streitfragen vorausſah, ſo ſorgten dieſelben für tüchtige theologiſche Beiſtände. Auf katholiſcher Seite ſtanden Johann Eck, Johann Faber, Konrad Wimping und Johann Cochläus, während der Churfürſt in Sachſen von Philipp Melanchthon, Juſtus Jonas, Georg Spalatin und Johann Agrikola umgeben war. Dr. Martin Luther ſelbſt konnte in Augsburg nicht wohl erſcheinen, weil er ſeit dem Wormſer Reichstag noch in der Acht lag. Um jedoch zur ſchleunigern Raths-Ertheilung den Verhandlungen näher zu ſein, nahm der Reformator während derſelben ſeinen Aufenthalt in Koburg, der letzten ſächſiſchen Stadt [2]). Schon vor der Eröffnung des Reichstags hatte übrigens der Churfürſt Johann ein Gutachten ſeiner Theologen über ein vorzulegendes Glaubens-Bekenntniß eingeholt, welches unter dem Namen der Torgauer Artikel bekannt iſt. Dieſes wurde von proteſtantiſcher Seite den Verhandlungen auf der Reichsverſammlung zum Grund gelegt.

Der Churfürſt Johann von Sachſen traf mit ſeinen gelehrten Räthen am 2. Mai 1530 in Augsburg ein. Auch die andern Landesherren hatten ſich größtentheils ſchon eingefunden, den Kaiſer zu erwarten, und einzelne von ihnen reiſten dieſem entgegen. Da es gerade die größten Widerſacher der Reformation waren, auch ein Übereinkommen des Reichsoberhaupts und des Papſtes zur Unterdrückung der Evangeliſchen vermuthet wurde, ſo hegten die letztern ängſtliche Beſorgniſſe. Endlich gelangte am Abend vor dem Frohnleichnamsfeſt die Botſchaft an, daß Karl V. der freien Stadt Augsburg ſich nähere, und ſofort wurden Anſtalten getroffen, denſelben mit Glanz zu empfangen.

Die Churfürſten und Fürſten des Reichs begaben ſich am 13. Juni Nachmittags zu Pferde, um dem Kaiſer entgegen zu reiten. An der Lechbrücke fand das Zuſammentreffen ſtatt, und der hohe Ankömmling ward von dem Erzbiſchof zu Mainz, als des Reiches Erzkanzler ehrerbietig bewillkommt. Jetzt ordnete ſich der Zug zur feierlichen Einführung des Reichsoberhaupts in ſeine freie Stadt Augsburg. Voran ritt der ſächſiſche Kurprinz, Herzog Johann Friedrich von Sachſen, mit den Rittern und Reiſigen des Churfürſten von Sachſen, als des Reiches Erzmarſchall; dann folgten die Geſandten des Churfürſten und Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein mit dem kriegeriſchen Zug und hierauf der reiſige Zeug oder die gewappneten Ritter, Knappen und Knechte des Churfürſten Joachims von Brandenburg, ſowie der Erzbiſchöfe von Köln, Trier und Mainz: alsdann der König von Boheim mit glänzendem Hofſtaat, und endlich das Reichsoberhaupt ſelbſt, gefolgt von ſeinen ſtattlichen Hartſchieren. Den Zug ſchloſſen die Herzöge von Baiern, der Landgraf zu Heſſen, der Markgraf Joachim der Jüngere von Brandenburg, Herzog Friedrich

[1]) Sleidan Lib. VII. Caesar interea, qui Novembris die quinto Bononiam venerat, Januarii die XXI. dimissis in Germaniam literis, conventum indicit omnium ordinum Augustae, ad diem octavum Aprilis, religionis potissimu et Turcici belli causa.

[2]) Hoc durante comitio, Lutherus erat Coburgi, ad Franconiae fines, mandatu sui Principis, ut tanto vicinior esset Augustae, si qua forte res ipsius consilium postularet.

von Sachſen, Heinrich von Braunſchweig, Albrecht von Meklenburg, Ernſt von Lüneburg, die Fürſten von Anhalt-Deſſau, der Herzog von der Liegnitz, Landgraf von Leuchtenberg, Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Georg von Sachſen.

Gleichſam wie vor dem Erlöſchen hatte ſich die Herrlichkeit des deutſchen Reichs auf dem großen Tage zu Augsburg noch ein Mal im vollen Glanze gezeigt.

Der Churfürſt Johann von Sachſen trug dem Kaiſer das Schwert vor: zur Rechten befand ſich ein Geſandter des Pfalzgrafen bei Rhein und zur Linken der Churfürſt von Brandenburg.

Unter dem Thor der freien Reichsſtadt hielt der Abt von St. Ulrich mit einem Thronhimmel. Als Karl V. unter denſelben ſich begeben hatte, nahmen die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln bei den vordern Stäben des Thronhimmels die Ehrenplätze zur Rechten und Linken des Kaiſers, der König von Boheim und der päpſtliche Legat hingegen jene bei den hintern Stäben ein. Seiner Majeſtät freie Stadt Augsburg empfing ihr Oberhaupt mit 200 wohlgerüſteten Pferden und 2000 wohlgewappneten Knechten, welche an die Züge der Fürſten ſich anſchloſſen.

Karl V. hatte den beſtimmten Vorſatz gefaßt, die katholiſche Religion wider die Neuerung Dr. Martin Luthers mit Nachdruck zu vertheidigen: es ſollte zu dem Ende im Nothfall auch Vorkehrung von Waffengewalt nicht geſcheut werden, indeſſen vorher wollte man ſehr eifrig den Weg der Güte verſuchen. Dieſer Politik gemäß, ſtellte der Kaiſer ſogleich bei ſeiner Ankunft in Augsburg das Anſinnen an die evangeliſchen Fürſten, das Predigen nach ihrem Glaubens-Bekenntniß zu unterſagen. Die proteſtantiſchen Reichsſtände beriethen ſich in einer beſondern Verſammlung über den Antrag ihres Oberhaupts, beſchloſſen aber einmüthig, denſelben abzulehnen. Markgraf Georg von Brandenburg ward beauftragt, dieſen Beſchluß dem Kaiſer vorzutragen. Als letzterer auf ſeinem Anſinnen beharrte, erklärte Markgraf Georg mit großem Nachdruck:

„Ehe ich wollte meinen Gott und ſein Evangelium verläugnen, eher wollt ich hie für Ewer Majeſtät niederknieen, und mir laſſen den Kopf abhauen!“

„**Nit köpff ab, nit köpff ab!**“, lautete die Erwiederung des fünften Karls [3]). Zugleich ward ein Ausweg in der Art ermittelt, daß beiden Religions-Parteien das Predigen verboten wurde, und der Kaiſer ſelbſt die Ernennung unparteiiſcher Prediger ſich vorbehielt. Am andern Tag ließ das Reichsoberhaupt die evangeliſchen Fürſten einladen, an der Frohnleichnams-Prozeſſion Theil zu nehmen; allein ſo eindringlich auch ſeine Zuſprache war, ſo blieben die proteſtantiſchen Stände gleichwohl bei ihrer Weigerung, und hielten ſich wirklich von der Feierlichkeit entfernt.

Die Hauptſchriften über die neue Religionslehre gingen bis jetzt meiſtens von Luther aus, und waren nach ſeiner gewöhnlichen kühnen, nachdruckvollen und ſelbſt heftigen Weiſe verabfaßt. Philipp Melanchthon hielt es jedoch nicht für rathſam, bei den bevorſtehenden Verhandlungen der Sprache des Reformators ſich zu bedienen, ſondern er wollte leiſer und gelinder auftreten. Man legte von evangeliſcher Seite ein großes Gewicht darauf, bei dem gegenwärtigen feierlichen Reichstag zum erſten Mal ein wohlgeordnetes, klares und vollſtändiges Glaubens-Bekenntniß der reformatoriſchen Richtung abzulegen, und die Vorläufer davon waren ſchon die Schwabacher, ſowie die Torgauer Artikel. Um nun dasſelbe in ruhigen, mäßigen und gelinden Ausdrücken zu verabfaſſen, hatte Philipp Melanchthon, vor der Ankunft

[3]) Schrift aus Augsburg über den Reichstag (Luthers Werke, Jen. Ausg. Th. V, fol. 27).

des Kaiſers, in Augsburg aus den Schwabacher und Torgauer Sätzen ein getreues Glaubens-Bekenntniß der Evangeliſchen zuſammengeſtellt. Da man ohne die Genehmigung Luthers in einer ſo wichtigen Angelegenheit nichts thun wollte, ſo ſandte der Churfürſt von Sachſen die Arbeit Melanchthons an den Reformator nach Koburg, um ſie zu prüfen, zu berichtigen oder zu ergänzen. Dr. Martin fand an dem Aufſatz ſeines Freundes nicht das Mindeſte zu ändern; und billigte ſogar die gelinden Ausdrücke desſelben mit der Bemerkung, daß er ſelbſt nicht ſo ſanft zu ſchreiben vermöge [4]). Man war nun über das proteſtantiſche Glaubens-Bekenntniß einig, und dasſelbe wurde nun im Namen des Churfürſten von Sachſen ausgefertiget. Melanchthon hatte ſich der lateiniſchen Sprache bedient, weil er dieſe lieber ſchrieb, als die deutſche; nach dem Antrag der ſämmtlichen evangeliſchen Fürſten und Städte wurde das Glaubens-Bekenntniß aber in die Mutterſprache übergetragen und zugleich im Namen aller proteſtantiſchen Reichsſtände geſtellt.

Jetzt ſtellte man bei dem Kaiſer den Antrag, die Konfeſſion der Lutheriſchen Lehre in der Reichs-Verſammlung entgegen zu nehmen und anzuhören. Karl V. beſtimmte hierauf den 24. Juni 1530 zur Übergabe derſelben; allein die Proteſtanten wollten ihr Glaubens-Bekenntniß nicht bloß ſchriftlich überreichen, ſondern mündlich vor Kaiſer und Reich feierlich vortragen. Nach verſchiedenen Unterhandlungen ward die Bitte endlich gewährt, und die Feierlichkeit für den folgenden Tag feſtgeſetzt. **Sonnabends den fünf und zwanzigſten Juni des Jahres 1530 wurde nun die evangeliſch-lutheriſche Lehre in der Reichsverſammlung vor dem Kaiſer, den Fürſten und den Abgeordneten der freien Städte zum erſten Mal vollſtändig dargelegt.** In tiefer Stille hörte die glänzende Verſammlung faſt zwei Stunden lang das Ableſen der deutſchen Original-Urkunde des Glaubens-Bekenntniſſes an, und dieſes erhielt hiernach fortan den Namen der **Augsburger Konfeſſion** [5]). Alsdann wurde ſowohl das deutſche Original, als auch ein lateiniſcher Text desſelben dem Reichsoberhaupt übergeben. Karl V. nahm den letztern für ſich, und ließ die deutſche Original-Urkunde dem Erzbiſchof von Mainz, als des Reiches Erzkanzler, zur Aufbewahrung zuſtellen. An die Proteſtanten erging übrigens der vorläufige Beſcheid, daß der wichtige Gegenſtand in reifliche Berathung gezogen werden ſoll.

---

[4]) Das Schreiben des Kurfürſten und die Antwort Luthers ſtehen in des letztern Werken, Jenenſ. Ausg. Th. V, fol. 22. In der Entgegnung des Reformators heißt es:

Ich hab M. Philipſen Apologia überleſen, die gefällt mir faſt wol, und weiß nichts daran zu beſſern, noch zu ändern, würde ſich auch nicht ſchicken, denn ich ſo ſanft und leiſe nicht treten kann. Chriſtus unſer HErr helfe, daß ſie viel und große Frucht ſchaffe, wie wir hoffen und bitten, Amen.

[5]) Protestantium Augustana confessio. Posthaec, Saxoniae princeps elector, Georgius Brandeburgicus, Luneburgensis, Lantgravius, orant Caesarem, ut suae doctrinae confessionem, scripto comprehensam, audiat. Ille jubet exhiberi scriptam atque deponi. Rursus illi, quoniam ea res ad ipsorum existimationem, ad fortunas, ad sanguinem atque vitam et animae salutem pertineat, et quia secus ei forte delatum sit, quam res habeat, instant, et audiri postulant. Caesar, ut postridie domum suam veniant, jubet: sed scriptum sibi jam tradi petit. Illi denuo, quam possunt vehementissime urgent et obsecrant: neque putasse dicunt, hoc sibi denegatum iri, cum alios, multo se humiliores, in rebus etiam levioribus audiat. Cum autem ille proposito nihil mutaret, petunt ut scriptum sibi relinquat, donec sit recitatum. Eo permisso, veniunt altera die, atque ibi in coetu Principum et omnium ordinum, auscultante Caesare, recitant. Postea Latine atque Germanice conscriptum ei tradunt, et si quid in eo desideretur, explicationem deferunt: et si forte jam definiri causa non possit, non se recusare toties et promissum et decretum concilium demonstrant.

Die Haltung der evangeliſchen Stände war während des Vortrages ihres Glaubens=Bekenntniſſes ernſt und würdig. Voll Vertrauen auf die überwiegende Kraft ihrer Lehre, hegten ſie die Hoffnung, daß der lebendige Vortrag derſelben bei manchem ihrer Gegner nicht ohne Wirkung bleiben werde. Darum empfanden ſie über die Bewilligung des Ableſens ihrer Konfeſſion große Freude, und die Feierlichkeit ſelbſt erhöhte ihr Selbſtgefühl. Doch bald nahm die Lage der Dinge eine weſentlich andere Wendung. Karl V. ließ nämlich dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß durch die katholiſchen Theologen eine Widerlegung entgegenſtellen, und dieſe, die **Confutation** genannt, am 3. Auguſt 1530 ebenfalls in der Reichsverſammlung ableſen. Nach geſchehenem Vortrag ſchritt der Kaiſer aber ſogleich als Richter ein, und befahl den Evangeliſchen, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzukehren. Alles ſollte demnach erlediget, das Glaubensbekenntniß der Proteſtanten verworfen und die Confutation allein ſiegreich ſein. Für den Fall des Ungehorſams kündigte das Reichsoberhaupt verſchleiert ſogar Maaßregeln der Strenge an. Die evangeliſchen Stände erbaten ſich eine Abſchrift der katholiſchen Widerlegung ihrer Konfeſſion, und obwohl ihr Geſuch endlich bewilliget ward, ſo wollte der Kaiſer doch von einem weitern Schriftenwechſel nichts wiſſen, ſondern auf der Unterwerfung der Proteſtanten beſtehen. Da hierdurch ſchon die Gefahr eines Religionskrieges entſtand, ſo erlangten verſchiedene katholiſche Fürſten von friedlicher Geſinnung von Karl V. endlich die Zuſtimmung zu einem Verſuch gütlicher Unterhandlungen. Bevor dieſelben in Gang kamen, verließ jedoch der Landgraf von Heſſen eigenmächtig den Reichstag. Dieſer Schritt erregte eine ſolche Beſtürzung, daß der Kaiſer die Thore von Augsburg ſchließen ließ. Durch die Erklärung der übrigen evangeliſchen Stände, daß ſie um die Abreiſe des Landgrafen nicht gewußt haben, auch Augsburg ohne Erlaubniß des Reichsoberhaupts nicht verlaſſen wollten, wurde die Ruhe wiederhergeſtellt, und die Unterhandlung zwiſchen beiden Religionsparteien wirklich eröffnet; doch jetzt bemächtigte ſich eines Theiles der Proteſtanten die größte Muthloſigkeit.

Zur Leitung des Sühne=Verſuchs war von katholiſcher Seite ein Ausſchuß ernannt worden, welcher ſeine Arbeiten am 16. Auguſt 1530 begann. Die katholiſchen Theologen, Cochläus, Eck und Wimpina, pflogen mit den proteſtantiſchen Melanchthon, Brenz und Schnepf gelehrte Erörterungen, und man ſchien ſich in der That über verſchiedene Sätze vereinigen zu können. Wimpina und ſeine Kollegen waren aber in der Politik dem gutmüthigen Melanchthon überlegen, und da letzterer bei ſeiner Furchtſamkeit gar zu gerne einen Vergleich erzielt hätte, ſo ließ er ſich etwas viel gefallen. Nicht genug, daß er die Biſchöfe mit ziemlicher Macht beibehalten wollte und verſchiedene Gebräuche der Kirche nach der alten Art wieder herzuſtellen verſprach, ſo geſtattete er auch bei den Fundamental=Glaubensſätzen eine Faſſung derſelben, welche ſophiſtiſcher Auslegung einen weiten Spielraum eröffnete und die Proteſtanten gänzlich der römiſchen Kurie unterordnen konnte. Unter einem großen Theil der evangeliſchen Partei entſtand daher eine heftige Unzufriedenheit mit Melanchthon. Dadurch verlor dieſer vollends den Kopf und ward bis zum Erbarmen verzagt. Seine Aengſtlichkeit theilte ſich andern mit, und die evangeliſche Partei bot allmälig einen ſehr traurigen Anblick dar.

Jetzt zeigte ſich indeſſen wieder, welchen Fels ſie zur Grundlage hatte, welche wunderbare Stärke ihr großer Führer, Dr. **Martin Luther**, beſaß. Immer in den Gefahren hob ſich die begeiſternde Glut und die überwältigende Kraft des Reformators am meiſten, und ſo war dieß denn auch während der gegenwärtigen Bedrängniſſe der Fall. Luther ſah, wie immer, ſogleich ſcharf und klar: er wußte, daß ein Vergleich mit dem Papſtthum unmöglich ſei, und fiel zugleich auf das einzige Mittel, die Wirren

gründlich zu beſeitigen, ... die **Gewiſſens-Freiheit**! „Laſſet Jedermann glauben, was er will," rief er aus, „zwinget die Evangeliſchen nicht zum Papſtthum, die Katholiken nicht zur Reformation, gewähret vielmehr Freiheit der Meinungen, des Denkens und des Gewiſſens [6])!" Der Rath war weiſe und vortrefflich, und es würde heute anders um Deutſchland ſtehen, wenn man ihn befolgt hätte. Nachdem der Reformator in ſolcher Weiſe den richtigen Weg zur Verſöhnung gezeigt hatte, erhob er ſeine Stimme mit Macht, um ſeinen zagenden Freunden wieder Vertrauen und Muth einzuflößen. Er ſchrieb nun eine Reihe von Briefen nach Augsburg, worin er ſeiner Seelengröße herrliche Denkmale geſetzt hat [7]). Aus allen leuchtet ſeine unerſchütterliche Standhaftigkeit hervor, ſeine Unbeugſamkeit, ſeine eiſerne Wil-

---

[6]) Am deutlichſten und ſchönſten ſprach Luther dieſe Ueberzeugung in einem Brief an den Kurfürſt Albrecht von Mainz aus (Jen. Ausg. Th. V, fol. 72 in tergo — 74). Es heißt dort:

Aber die Gedanken hab ich, darum ich auch an E. C. F. G. ſchreibe, weil unſer Widertheil nicht kann unſere Lehre tadeln, und wir mit dieſer Bekenntniß klärlich bezeugen und beweiſen, daß wir nicht unrecht noch falſch gelehret, und derhalben auch nicht verdienet haben, daß man uns ſo ſchändlich verdammen, ſo greulich verfolgen ſolt, wie bisher und noch geſchehen, ob doch ſo viel zu erlangen wäre, daß unſer Widertheil doch Friede hielte, und doch nicht ſo läſtert und tödtet die Unſchuldigen, um dieſer unſträflichen Lehre willen, die ſie ſelbſt müſſen loben, zum allerwenigſten damit, daß ſie dagegen erſtummen, und nichts haben darwider zu reden; denn daß ſie von uns nicht wollen gelehret ſein, noch unſer Lehre annehmen, müſſen wir laſſen geſchehen; wir zwingen niemand, auch zur Wahrheit nicht, wie ſie uns zwingen zur Lügen.

Hie bitte ich nun auf's unterthänigſt, weil kein Hoffnung da iſt, daß wir (wie geſagt iſt) der Lehre eins werden, E. C. F. G. wollten ſammt andern dahin arbeiten, daß jenes Theil Friede halte, und glaube, was es wolle, und laſſe uns auch glauben dieſe Wahrheit, die jetzt für ihren Augen bekannt, und untadelig erfunden iſt. Man weiß ja wohl, daß man niemand ſoll noch kann zum Glauben zwingen, ſtehet auch weder in des Kaiſers noch Papſts Gewalt; denn auch Gott ſelbſt, der über alle Gewalt iſt, hat noch nie keinen Menſchen mit Gewalt zum Glauben wollen bringen, was unterſtehen ſich denn ſolches ſeine elenden armen Kreaturen, nicht allein zum Glauben, ſondern auch zu dem, das ſie ſelbſt für falſche Lügen halten müſſen, zu zwingen.

Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, weder Gamalielis Rath, noch der Apoſtel, und der Juden Exempel helfen, ſo laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wers nicht laſſen will, er wird Zorns und Unfridens, darnach er ringet, überig genug finden.

[7]) Dieß zeigen ſchon folgende Stellen aus Briefen an Melanchthon:

Euer großen Sorg, durch welche ihr geſchwächt werdet, wie ihr ſchreibet, bin ich von Herzen feind, daß ſie in euerm Herzen ſo überhand nimmt, iſt nicht der großen Sachen, ſondern unſers großen Unglaubens Schuld. Denn eben dieſe Sache iſt viel größer geweſt zur Zeit Johannis Huß, und vieler andern, denn zu unſern Zeiten. Und ob ſie gleich groß wäre, ſo iſt der auch groß, der ſie angefangen hat und führet, denn ſie iſt nicht unſer. Was kränket ihr euch denn ſelbſt ſo ſtets ohne Unterlaß? Iſt die Sach unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen; iſt ſie aber recht, warum machen wir Gott in ſo großen Verheißungen zum Lügner.

Ihr ſagt, ihr könnt euer Leben wol in die Schanz ſchlagen, ſeid aber ſorgfältig nur für die gemeine Sache. Ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ich ganz wolgemut, und fein zufrieden; denn ich weiß, daß ſie recht und wahrhaftig iſt, und, das noch wol mehr iſt, Chriſti und Gottes ſelber, welche nicht alſo erblaſſt ihrer Sünden halben, wie ich einzelnes Heilgichen erblaſſen und zittern muß. Derhalben bin ich ſchier als ein müßiger Zuſeher, und wollt nicht ein Klipplin auf die Papiſten, oder ihr Wüthen und Dräuen geben. Fallen wir, ſo fället Chriſtus auch mit, nämlich, der Regierer der Welt; und ob er gleich fiele, ſo wollt ich doch lieber mit Chriſtus fallen, denn mit dem Kaiſer ſtehen. Und die Wahrheit zu ſagen, ſo liegt die Sach euch allein nicht auf dem Hals, ich ſtehe euch fürwahr treulich bei mit ſeufzen und beten; wollt Gott, ich könnte auch leiblich bei euch ſein. Denn die Sache gehet mich auch an, und zwar mehr, denn euch alle mit einander; ich habe mich auch dieſer Sache nicht aus freveln Muthwillen, auch weder Ehr noch Guts halben, unterſtanden, ſolches giebt mir der Geiſt Zeugniß, wie ſichs denn bisher mit der That beweiſet hat, und wird ſich hernachmals noch weiter beweiſen, bis ans Ende.

lenskraft [8]). Er verwies ſeinem Freund Melanchthon und zuweilen ſelbſt dem ſtärkern Juſtus Jonas ihre Angſt und Nachgiebigkeit, immer zur Feſtigkeit und Ausdauer ermahnend [9]). Durch unaufhörliche Einwirkungen von Koburg aus richtete er denn wirklich ſeine verzweifelten und gebeugten Freunde wieder auf [10]). Als er nun vollends das ſchöne Lied des Vertrauens: **„Eine feſte Burg iſt unſer Gott“** zu Koburg dichtete und ſang, ſo kehrte nicht nur die geſammte Freudigkeit ſeiner Freunde zurück, ſondern die

---

[8]) Ein Brief an Melanchthon giebt vornehmlich davon Zeugniß. Es heißt nämlich darin:

Aber ich will wahrlich für mein Perſon nicht ein Haarbreit weichen, oder Neuerung anrichten laſſen, und ſollt mir's gleich das Leben koſten, weil ſie ſo ganz halsſtarriglich fortfahren. Der Kaiſer mag thun was er kann.

[9]) An Jonas ſchrieb der Reformator in folgender Weiſe:

Ich ſitze allhie, gedenke, ſorge und ſeufze für euch, weil die Sache nun zum Treffen iſt kommen; doch hoffe ich, ſie ſoll ein gut Ende nehmen, allein laſſet uns nicht blöde ſein, ſonſt werden ſie deſto ſtölzer. Ich halt, ſie meinen ſtracks, daß ihr ihnen alles werdet nachgeben, wenn ſie nur mit dem Kaiſer heißen und gebieten. Denn daß der Kaiſer nichts handelt, ſondern hin und her wanket, iſt Jedermann, wer's nur ſehen will, offenbar. Werdet ihr nun beſtändig bleiben, und nichts weichen, ſo werdet ihr ſie zwingen, daß ſie etwas anders gedenken müſſen.

[10]) Wie außerordentlich die Macht Luthers über die Gemüther ſeiner Anhänger war, beweiſt nichts beſſer, als ein Brief eines ſeiner Schüler an Melanchthon. Darin malt ſich die damalige Stimmung ſo vollkommen, daß wir ihn mittheilen wollen.

Seinem lieben Herrn Präceptori, Philippo Melanchthoni, wünſchet Vitus Dietrich viel Glück.

Lieber Herr Philippe! Ihr wiſſet nicht, wie bekümmert ich bin, Euer Geſundheit halben. Ich bitte Euch aber, um Chriſtus willen, Ihr wollet des Herrn Doktoris Brieff, an Euch geſchrieben, nicht ſo geringe achten. Ich kann mich nicht gnugſam verwundern über ſeiner trefflichen Beſtändigkeit, Freude, Glauben und Hoffnung, in dieſen jämmerlichen Zeiten. Solche Stück aber mehret er täglich, durch fleißige Uebung Gottes Worts. Es gehet kein Tag fürüber, in welchem er nicht aufs wenigſt drei Stunden, ſo dem Studiren am allerbequemlichſten ſind, zum Gebet nimmt.

Es hat mir einmal geglücket, daß ich ihn hörete beten; hilf Gott welch ein Geiſt, welch ein Glaub iſt in ſeinen Worten. Er betet ſo andächtiglich, als einer der mit Gott, mit ſolcher Hoffnung und Glauben, als einer der mit ſeinem Vater redet. Ich weiß (ſprach er), daß du unſer lieber Gott und Vater biſt, derhalben bin ich gewiß, du wirſt die Verfolger deiner Kinder vertilgen. Thuſt du's aber nicht, ſo iſt die Fahr dein ſowohl, als unſer, die ganze Sach iſt dein, was wir gethan haben, das haben wir müſſen thun, darum magſt du, lieber Vater, ſie beſchützen.

Als ich ihn ſolche Wort mit heller Stimm von ferne hörete beten, brannt' mir's Herz im Leib für großer Freude, ſintemal ich ihn ſo freundlich und andächtiglich mit Gott hörete reden, fürnehmlich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Pſalmen ſo hart drange, als wäre er gewiß, daß alles geſchehen müßte, was er begehrte. Darum zweifle ich nicht, ſein Gebet werde ein groſſe Hülfe thun, in dieſer (wie man's acht) verlornen Sache, welche auf jetzigem Reichstage wird gehandelt werden.

Ich wollt, daß den Salzburgiſchen Doeg, den Edomiter, alles Unglück beſtünde, daß er Euch ſo geplaget hat. Der Herr Doktor ſagte, wäre er an eurer ſtatt geweſen, er wolt ihm elſo geantwort haben: wird euer Kaiſer Zerrüttung des Reichs nicht leiden wollen, ſo wird unſer Kaiſer auch die Gottesläſterung nicht wollen leiden; trotzet nur getroſt auf euern Kaiſer, ſo wollen wir auf unſern auch trotzen, und ſehen, wer das Feld behält.

Ihr mein lieber Herr Präceptor, thätet viel weislicher, wenn ihr in dieſem Fall dem Herrn Doktor nachfolgetet. Denn mit euer betrübten Sorge, und unnützem Weinen, werdet ihr nichts anders ausrichten, denn daß ihr euch und uns allen (welchen nichts liebers noch nützlichers iſt, denn euer Heil) ein groß Unglück zuricht. Ich bitte fleißig für euch und euch alle, ſo viel mir möglich iſt.

Unſer Gott, welches Sache von den gottloſen Leuten verdammt wird, wollte die Völker vertilgen, die Krieg begehren, und wollt uns ſein arme Heerde erretten aus der greulichen Hand, die da Mord und unſer Blut ſuchet. Amen. Nun lieber Herr Präceptor, Gott bewahre Euch in unſerm HERRN Chriſto aufs glückſeligſt, und verarget mir nicht mein Schreiben, denn ihr wiſſet mein Herz gegen euch. Geſegen euch Gott noch einmal. Geben aus unſer Wüſten, den 20. Juli Anno M.D.XXX.

Begeiſterung der geſammten evangeliſchen Richtung ward ſo ſehr erhöht, daß dieſe nun Gut und Blut an ihre Überzeugung zu ſetzen beſchloß [11]).

Dr. Martin Luther bemerkte in ſeinen Briefen nach Augsburg fortwährend, daß eine Vereinigung mit dem Gegentheil nicht wohl möglich ſei, und empfahl immer nachdrücklicher die Wahl des einzigen Mittels zur Beſeitigung der Wirren, und Vermeidung von Unglück: wechſelſeitige Gewiſſensfreiheit. Obgleich die Gewährung der letztern von der römiſchen Kurie nie zu erwarten, ja ſelbſt von Seite des Kaiſers ſtark zu bezweifeln war, hielten die Vertreter der Evangeliſchen in Augsburg doch an allen weſentlichen Sätzen ihres Glaubens feſt. Der Sühne-Verſuch wollte daher nicht vorrücken, und als auch ein zweiter Ausſchuß von katholiſcher Seite nicht glücklicher war, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen im Herbſt 1530 endlich gänzlich. Nunmehr drangen die Proteſtanten mit erhöhten Nachdruck auf die Entſcheidung eines allgemeinen National-Konziliums, an das ſie wider das Verbot ihrer Lehre Berufung eingelegt hatten. Karl V. weigerte ſich keineswegs, eine ſolche Synode zu berufen; allein er verlangte, daß inzwiſchen die Proteſtanten zur alten Kirche zurückkehren, ſohin alle Neuerungen vorläufig wieder aufgeben ſollten. Es war für die Reformation allerdings ſchwer und im Grunde genommen unmöglich, dem Anſinnen des Reichsoberhaupts zu entſprechen. Die Vertreter derſelben in Augsburg baten daher dringend um Schonung; Melanchthon wollte noch eine beſondere Vertheidigung des evangeliſchen Glaubens-Bekenntniſſes übergeben, um die ſtrenge Übereinſtimmung desſelben mit der heiligen Schrift zu erweiſen; indeſſen man nahm dieſelbe nicht einmal an, und blieb auch ſonſt auf der Forderung der vorläufigen oder proviſoriſchen Wiederherſtellung des frühern Kirchen-Zuſtandes beſtehen. Deßhalb wurden von der katholiſchen Mehrheit des Reichstags folgende Beſchlüſſe gefaßt:

Es ſolle eine abweichende Lehre über das Abendmahl weder geduldet, und weder die Meſſe noch die Kindertaufe verändert, ſondern in der bisherigen Weiſe und zwar letztere mit der Firmelung beibehalten werden.

Die Bilder dürfen nicht aus den Kirchen entfernt werden, und ſind, wo es geſchehen iſt, wieder herzuſtellen.

---

[11]) Daß das wirkungsvolle Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ während des Aufenthalts Luthers in Coburg gedichtet wurde, beweist hauptſächlich eine Stelle bei Sleidan. Dieſelbe giebt zugleich über die geſammte Darſtellung im Text mannigfache Belege.

Cum a Clemente Caesar inauguratus Vindelicorum Augustae conventus ageret, horrenda quaedam videbatur imminere tempestas, ut libro septimo demonstravimus. Ipse autem et amicos privatim et publice consolabatur omneis, et Psalmum 46 huc accommodans, *Firma nobis est*, *inquit*, *arx et propugnaculum*, *Deus*. Ille vetus humani generis hostis, rem totis nunc viribus agit, et omnis generis machinas adhibet. Nostra quidem est exigua potentia, neque tantum impetum diu sustinere possumus. Atqui pro nobis arma sumpsit et praeliatur heros ille, quem sibi Deus ipse delegit. Si rogas, quis ille sit, scias esse Christum Jesum, penes quem ut victoria sit atque triumphus, oportet. Quod etiamsi diabolis haec tota mundi fabrica redundaret, tamen non expavescimus, et certissima fiducia laetum expectamus exitum. Quamlibet enim fremat et grasseltur Satanas, nihil tamen in nos efficiet: nam judicatus est, ac solo verbo concidit omnis illius armatura. Verbum hoc adversarii nobis non eripient, sed quantumvis inviti relinquent. Versatur enim in castris acieque nostra Deus, qui suo Spiritu nos atque donis protegit. Si vitam, si bona, si liberos et uxorem auferant, patienter feras. Nam ipsis propterea nihil accedit, nobis autem est regnum paratum immortale. Psalmum hunc, ad tempus illud, mœroris et angustiae plenum accomodans, ut dixi, cum sermone populari vertisset, inflexa nonnihil sententia, numeres etiam addidit et modulos, argumento valde convenientes, et ad excitandum animum idoneos. Itaque nunc ab eo tempore frequens inter alios etiam Psalmos ille decantatur.

Was die Meinung anbetrifft, daß der menſchliche Wille nicht frei ſei, ſo ſoll dieſelbe durchaus nicht zugelaſſen werden, weil ſie ſich als thieriſch (viehiſch pecuina) und gotteslāſteriſch darſtelle.

Auch die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ſei unſtatthaft.

Die Sakramente und Ceremonien der Kirche müſſen nach der alten Einrichtung behandelt und eingerichtet werden. Die erledigten Kirchenpfründen ſollen würdigen Männern verliehen, jene der verehlichten Prieſter dagegen eingezogen und ſolchen Geiſtlichen gegeben werden, welche zwar ebenfalls ſich verheirathet hatten, mit Verlaſſung ihrer Gattinnen aber in den vorigen Stand zurückkehren.

Bei dem Predigen und Lehren ſollen alle Prieſter die gegenwärtigen Vorſchriften befolgen. Dieſelben ſollen dabei das Volk ermahnen, daß es die Meſſe höre, fleißig bete, die Jungfrau Maria und die andern Heiligen anrufe, alle Feiertage beobachte, faſte, verbotener Speiſen ſich enthalte, den Armen wohlthue. Den Mönchen ſoll gezeigt werden, daß die Verletzung ihres Gelübdes und der Austritt aus dem Orden unerlaubt ſei.

Ueberhaupt ſoll in allem, was den Glauben und den Gottesdienſt anbetrifft, durchaus nichts geändert werden. Wer gegen ſolches Gebot handelt, ſoll mit Vermögens-, Leibes- oder der Todesſtrafe belegt werden [12]).

Dieſer Beſchluß der katholiſchen Mehrheit wurde durch den Kaiſer zum Reichstags-Abſchied, alſo

---

[12]) Quinto post die, praesente Caesare, decretum recitatur in omnium ordinum coetu, et post multam enumerationem totius actionis, Caesar statuit, ne tolerentur, qui de coena Domini, secus quam hucusque servatum sit, docent: ne quid in Missa vel communi vel privata mutetur: ut chrismate pueri confirmentur, et aegrotantes oleo consecrato inungantur: imaginis atque statuae minime removeantur, et quibus in locis ablatæ sunt, ibi restituantur: eorum opinio, qui liberum esse negant hominis arbitrium, nequaquam recipiatur, quod et pecuina sit et in Deum etiam contumeliosa: nihil omnino doceatur, quod ulla ratione Magistratus imminuere possit dignitatem: dogma illud de sola fide justificante, locum non habeat: Ecclesiae Sacramenta sint eo loco et numero, quo antiquitus: ceremoniae omnes Ecclesiae, ritus, exequiae mortuorum, et id genus alia serventur: sacerdotia quae vacant, conferantur idoneis: qui ante hoc tempus facta sunt mariti, sacerdotes vel Ecclesiastici, priventur beneficiis, quae statim ab hoc conventu conferantur aliis, qui tamen relictis uxoribus ad pristinum institutum redire et absolvi cupiunt, eos de voluntate Pontificis, cum hoc ei legatus nuntiarit, Episcopi restituant: caeteri vero nullum usquam habeant perfugium, sed exulent, aut etiam meritam poenam luant: sacerdotum vita sit omnis honesta, vestitus etiam decorus, et vitetur omnis offensio: si quibus in locis Ecclesiastici redacti sint ad aliquam iniquam conditionem atque pactum, si quid etiam bonorum sacrorum iniqua ratione venditum sit aut in alium usum profanum applicatum, id omne sit irritum: ad docendi munus nemo recipiatur, nisi qui doctrinae simul et vitae probatum habeat ab Episcopo testimonium. In docendo sequantur omnes hanc praesentem formulam, nec illud pro concione dicant usitatum, quasi hoc nonnulli agant, ut opprimatur Evangelii doctrina: temperent etiam a scommatis atque contumeliis: hortentur populum, ut Missam audiat, ut diligenter oret, ut virginem Mariam caeterosque Divos imploret, ut dies festos peragat, ut jejunet, ut a cibis vetitis abstineat, ut subveniat egenis: monachis autem demonstrent, non licere professionem ac ordinem deserere: breviter, in iis quae pertinent ad fidem atque Dei cultum, nihil quicquam immutetur. Qui contra fecerint, corporis atque vitae seu bonorum discrimen subeant. Quicquid ablatum est Ecclesiasticis, restituatur. Quibus in locis domicilia monachorum et id genus alia aedificia sacra diruta sunt, reaedificentur, in iisque caeremoniae fiant atque ritus usitati: qui sunt in adversariae partis finibus, antiquae religionis atque fidei sectatores, et hoc decretum approbant, in Imperii tutelam recipientur, eisque licebit, quo volent, emigrare, nullo cum detrimento: de concilio Pontifex appellabitur, ut intra sextum mensem illud ad locum aliquem idoneum indicat, ut deinde primo quoque tempore, et ad summum intra spatium anni fiat ejus initium.

zum Staatsgeſetz, erhoben, und am 19. November 1530 öffentlich verkündet. Jetzt war der verhängnißvolle Würfel geworfen, und blutige innere Zwietracht drohte fortan dem Vaterland.

Neunzehntes Hauptſtück.

Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz.

(Vom Jahr 1530 — 1532.)

Nachdem der Hauptzweck des Reichstags von Augsburg erreicht zu ſein ſchien, verfolgte der Kaiſer in ſeinen Haus-Angelegenheiten wichtige Pläne, welche jedoch auch für die öffentlichen Verhältniſſe Deutſchlands große Wichtigkeit hatten. Karl V. wollte nämlich ſeinen Bruder Ferdinand, den König von Böhmen und Ungarn, zum deutſchen König, alſo zu ſeinem Nachfolger im Reich erheben laſſen. Schon in Augsburg war die Einleitung dazu getroffen worden; nach dem Schluß des Reichstags wurden aber die Fürſten eingeladen, zur Erledigung eines wichtigen Staatsgeſchäfts am 21. Dezember 1530 in Köln ſich einzufinden. Gleichzeitige Umlaufsſchreiben des Erzbiſchof von Mainz gaben über die Art jenes Geſchäfts Aufſchluß: denn als des Reichs Erzkanzler und in Gemäßheit der goldenen Bulle erklärte jener Würdeträger, daß er die Kurfürſten nach dem Wunſche des Kaiſers auf den 21. Dezember zur Erwählung eines deutſchen Königes nach Köln beſcheide.

Ferdinand war von ſeinem Bruder mit allen öſterreichiſchen Erblanden in Deutſchland, ja ſelbſt mit dem Herzogthum Würtemberg beliehen worden: bei ſolcher Macht ſchien es den Fürſten gefährlich, ihn ſchon bei Lebzeiten des Kaiſers zum Regierungs-Nachfolger zu ernennen, weil die alten Pläne auf die Erblichkeit der Reichskrone im Hauſe Öſterreich dadurch gefördert werden könnten: mehrere Stände machten daher gegen die Wahl Ferdinands ſehr nachdrückliche Vorſtellungen. Das Anſehen Karls V. und ſeines Bruders drang indeſſen am Ende durch, und Ferdinand wurde am 5. Januar 1531 wirklich zum deutſchen König erwählt [1]).

Die evangeliſchen Fürſten waren natürlich ſchon durch den Reichstags-Abſchied zu Augsburg in Beſorgniß verſetzt worden: noch größer wurde dagegen ihre Unruhe, als die Königswahl Ferdinands, des eifrigen Katholiken, zur Sprache kam. Deßhalb erkannten ſie auch die Nothwendigkeit, an ihre Vertheidigung zu denken, und zu dem Ende ſich inniger zu verbinden; allein ein unüberſteigliches Hinderniß ſchien in ihrem Glauben ſelbſt zu liegen, dem Lehrſatz nämlich, daß man ſich der Obrigkeit nicht widerſetzen dürfe. Mochte nun der Reichstags-Abſchied von Augsburg noch ſo hart ſein, er war gleichwohl von der

[1]) Principes Electores, a deliberatione, Caesarem orant, ne Germaniam deserat, sed in ea sibi domicilium atque sedem collocet. Cum autem in sententia persisteret, collatis consiliis, quinta Januarii die Ferdinandum renuntiant Romanorum regem. Saxo, quod unum poterat: creationem hanc esse vitiosam, explicatis causis, neque sibi probari, per filium diserte protestatur.

Mehrheit angenommen, und vom Kaiſer beſtätiget worden, ſohin gültiges Staatsgeſetz. Eine Widerſetzlichkeit bei der Vollziehung desſelben mußte demnach eine Auflehnung wider das Geſetz und das Reichsoberhaupt oder die Obrigkeit ſein. Dr. Martin Luther war nicht der Mann, anders zu handeln, als zu ſprechen, oder ſich ſelbſt von der Befolgung einer ſeiner Lehren frei zu ſprechen. Es würde vielmehr eine Widerſetzung gegen den Kaiſer zu Gunſten des Evangeliums eben ſo entſchieden verdammt haben, als früher die Unternehmungen Sickingens und der Bauern. Da ſeine Anhänger dieß recht gut wußten, ſo wurde die Bekümmerniß derſelben natürlich noch heftiger. Endlich halfen die Rechtsgelehrten in Wittenberg aus aller Noth. Dieſelben bemerkten nämlich, daß nach dem deutſchen Recht jede eingelegte Berufung wider ein Urtheil aufſchiebende Wirkung habe, die Vollziehung vor der höhern Entſcheidung nicht zulaſſe. Ein Verſuch dazu ſei eine unerlaubte Neuerung, und gegen dieſe der Betheiligte zum Widerſtand geſetzlich berechtiget. Da nun die Evangeliſchen wider das Verbot ihrer Lehre die Berufung an ein allgemeines National-Konzilium eingelegt hatten, ſo dürften ſie vor Entſcheidung derſelben nicht zum Abſtand von ihrem Glauben gezwungen werden, und geſchehe es doch, ſo ſei Vertheidigung wider die Gewalt vollkommen geſetzlich zuläſſig [2]).

Jetzt konnte ſelbſt die Logik Luthers nichts mehr gegen Schutz- und Trutz-Maaßregeln der Proteſtation einwenden. Soferne die Staatsgeſetze in dem gegebenen Fall den Widerſtand erlauben, ſo muß es dabei bewenden, weil das Evangelium der Staatsſachen ſich nichts annimmt, ſondern hierin gänzlich auf die Geſetze verweist. Der Reformator ſprach ſich auch in dieſem Sinn aus, und es gab daher kein Hinderniß mehr, Vertheidigungs-Maaßregeln vorzubereiten. Um die Zeit, wo die Fürſten zur Königswahl nach Köln eingeladen waren, veranſtalteten die evangeliſchen Landesherren umgekehrt eine Verſammlung in Schmalkalden (Dezember 1530). An derſelben nahmen auſſer den Fürſten auch mehrere Bürger-Gemeinden Antheil, und da man ſo klug war, die Städte von der Lehre Zwinglis, Straßburg, Konſtanz, Memmingen und Lindau, nicht auszuſchließen, ſo war die Verſammlung ziemlich zahlreich. Man vereinigte ſich nunmehr darüber, wider die Wahl Ferdinands zum Reichsnachfolger Proteſtation einzulegen, und von Karl V. Befehle an das Kammergericht auszuwirken, daß dieſes in der begonnenen Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abſchiedes nicht weiter vorſchreite. Zugleich wollte man eine ſchriftliche Vertheidigung der evangeliſchen Lehre an die auswärtigen Könige ſenden, und ſo gewiſſermaßen an die öffentliche Meinung Europa's appelliren. Da hierin aber noch kein Schutz gegen allenfallſige Angriffe des Kaiſers und der katholiſchen Fürſten lag, ſo hielt man im folgenden Jahr einen neuen Zuſammentritt der evangeliſchen Stände für nothwendig. Derſelbe fand abermals in Schmalkalden ſtatt, und hier wurde am 29. März 1531 ein Bündniß zu gegenſeitiger Vertheidigung auf die Dauer von ſechs Jahren geſchloſſen. An dem Bunde von Schmalkalden nahmen Antheil: der Churfürſt von Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen, die Herzöge Philipp, Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, der Fürſt von Anhalt,

[2]) Cum autem in hac deliberatione periti juris docerent, legibus esse permissum resistere nonnunquam: et nunc in eum casum, de quo leges inter alia mentionem faciant, rem esse deductam ostenderent, Lutherus ingenue profitetur, se nescivisse hoc licere: et quia leges politicas Evangelium non impugnet aut aboleat, uti semper docuerit: deinde, quoniam hoc tempore tam dubio tamque formidoloso multa possint accidere, sic ut non modo jus ipsum, sed conscientiae quoque vis atque necessitas arma nobis porrigat, defensionis causa foedus iniri posse dicit, sive Caesar ipse, sive quis alius forte bellum ejus nomine faciat.
Damit ſtimmen die Urkunden in Luthers Werken vollkommen überein.

die Grafen von Mansfeld, die Städte Bremen, Magdeburg, Lübeck, Straßburg, Konſtanz, Lindau, Memmingen, Ulm, Reutlingen, Biberach und Jtzny. Man hatte auch die Herzöge von Meklenburg und Pommern, nicht minder den König von Dänemark für das Bündniß der Proteſtanten zu gewinnen geſucht, und dieſelben deßhalb zu der Zuſammenkunft in Schmalkalden eingeladen; jene Fürſten nahmen indeſſen an dem Bunde keinen Antheil. Selbſt die evangeliſchen Städte Nürnberg, Heilbronn und Kempten ſowie der Markgraf Georg von Brandenburg hielten ſich entfernt; dafür verſtändigten ſich dieſe über beſondere gemeinſame Vertheidigungs-Maaßregeln für den Fall einer Verfolgung durch das Reichskammergericht.

Schon vor dem Schmalkalder Bündniß hatten die Evangeliſchen in Oberalemannien das Bedürfniß gefühlt, wider Angriffe der katholiſchen Kirchenpartei durch Schutz- und Trutz-Vereine ſich zu rüſten. Auf einer Verſammlung in Luzern waren nämlich am 28. Januar 1525 verſchiedene Beſchlüſſe gefaßt worden, um der Ausbreitung der neuen Lehre durch Abſtellung der größten Mißbräuche in der Kirche entgegen zu treten; allein ſo weiſe ein ſolcher Weg früher auch geweſen wäre, ſo vermochte er jetzt gleichwohl nichts mehr zu wirken. Zuvörderſt waren, durch die lange Verweigerung der Reform von oben herab, die Anforderungen an dieſelbe ſo hoch geſtiegen, daß kleinere und gründliche Verbeſſerungen gegenwärtig nicht mehr genügen konnten. So viel, als nach dem auſſerordentlichen Fortſchritt der Zeit nothwendig war, wollte die herrſchende Partei nicht gewähren, und dazu kam noch, daß nicht einmal die beſchloſſenen geringen Reformen zur Ausführung kamen: der Zwieſpalt konnte daher durch die Luzerner Beſchlüſſe nicht gehoben werden.

Auf Seite der katholiſchen Partei ſtanden mit beſonderm Eifer die ältern Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, ſo daß gerade diejenigen, welche zuerſt für die politiſche Freiheit ſich erhoben hatten, nun der kirchlichen ſich widerſetzten. Jene Kantone machten nach der Unwirkſamkeit der Luzerner Verordnungen noch einen Verſuch, die Spaltung durch eine gelehrte Disputation zu beſeitigen, und es wurde eine ſolche in der That am 19. Mai 1526 in Baden abgehalten. Wie gewöhnlich vermehrte die Beſprechung aber nur den Haß der Parteien, und endigte auch wie alle übrigen damit, daß beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben. Während die ältern Kantone in ſolcher Art bemüht waren, die Reformation aufzuhalten, ſchritt dieſe nur um ſo unaufhaltſamer vorwärts. Im Jahr 1528 wurde ſie in Bern von der Regierung förmlich eingeführt, und ein Ereigniß der Art begründete die Kirchen-Verbeſſerung entſchieden; denn es ſtanden nunmehr die bedeutenden Stände Zürich und Bern an der Spitze derſelben. Da die katholiſchen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug am 18. Juli 1526 den evangeliſchen Ständen ſogar die Eidgenoſſenſchaft aufgekündigt hatten, ſo dachte Zürich an die Fürſorge eines Bündniſſes, welches zunächſt zwiſchen dieſem Freiſtaat und der Reichsſtadt Konſtanz zu Weihnachten 1527 errichtet wurde. Dieſe anfangs kleine Einigung ward bald mächtiger, weil in den folgenden Jahren 1528 und 1529 auſſer Bern auch St. Gallen, Biel, Baſel und Mühlhauſen hinzutraten. Jetzt ſuchten die Urkantone ſich auswärtige Verbündete zu verſchaffen, und verſchmähten es ſogar nicht, ihrem alten Erbfeind, dem Hauſe Habsburg, Öſterreich, die Hand zu bieten. Im Jahr 1529 wurde zwiſchen ihnen und dem König Ferdinand wirklich ein Vertrag zu Stande gebracht, um mit vereinigten Kräften die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Da die Gährung in Oberalemannien hierdurch noch mehr zunahm, ſo kam es im Jahr 1531 endlich zum Kampfe. Die Urkantone veranſtalteten einen Einfall im Züricher Gebiet, und ſiegten am 11. Oktober 1531 bei Kappel zwiſchen Zug und Zürich. Huldreich Zwingli war nach

der Landesſitte der bewaffneten Schaar ſeiner Glaubensgenoſſen gefolgt, und hatte muthvoll an dem Kampfe Antheil genommen. Das unglückliche Schickſal des Tages ereilte auch ihn, und er ſtarb den Tod der Ehre auf dem Schlachtfeld [3]). Mit Schmerz müſſen wir geſtehen, daß Dr. Martin Luther über dieſes Trauer-Ereigniß unziemliche Anſpielungen ſich erlaubte. Zürich wurde nach der Niederlage bei Kappel zwar von ſeinen Verbündeten unterſtützt; aber die Entmuthigung und der Mangel energiſchen Zuſammenwirkens waren ſo groß, daß die Evangeliſchen einen ſehr harten Frieden ſich gefallen ließen.

Dieſe Wendung der Dinge in Oberalemannien ſchien einer allgemeinen Durchführung der Augsburger Beſchlüſſe in ganz Deutſchland günſtig zu ſein. In der That hegten die Proteſtanten ernſte Beſorgniſſe, und bemühten ſich eifrig um Beiſtand. Da die Herzöge von Baiern die Erhebung Ferdinands zum deutſchen König nur ungern ſahen, ſo benützten die evangeliſchen Fürſten jene Stimmung, um auch durch politiſche Bündniſſe ſich zu ſtärken. Ein ſolches wurde zwiſchen Baiern und den proteſtantiſchen Landesherren am 24. Oktober 1531 abgeſchloſſen, dem in der Folge auch Frankreich und Dänemark beitraten.

Mehr noch als dieſer Umſtand hinderte jedoch ein anderes Ereigniß den Kaiſer, jetzt ſchon mit den Waffen gegen die Evangeliſchen einzuſchreiten. Solyman, der Sultan der Osmanen, wurde von einem Venetianer, Namens Gritti, auf die wachſende Macht des Hauſes Oeſtreich aufmerkſam gemacht, und wider dasſelbe ſehr feindlich geſtimmt. Endlich faßte er den Plan, Karl V. und deſſen Bruder Ferdinand ſowohl in Deutſchland, als in Italien anzugreifen. Während durch eine Flotte Neapel genommen werde, ſollten zwei türkiſche Landheere in Schleſien und Böhmen einfallen, ein drittes hingegen unter perſönlicher Anführung Solymans vor Wien rücken. Der Kaiſer wurde von dem Entwurfe in Kenntniß geſetzt, und erſuchte die Könige von Frankreich und England um Beiſtand gegen die Türken. Da ſeine Bemühungen vergeblich waren, ſo wandte er ſich auch an die proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland; allein dieſe wollten die Verlegenheit Karls V. zur Sicherung ihrer Religionsfreiheit benützen, und forderten darum vor allem in dieſer Beziehung Gewährſchaften. Solyman war im Frühjahr 1532 wirklich mit einem mächtigen Heer gegen Oeſtreich vorgedrungen, und bei einer ſo bedeutenden Gefahr von Außen mußte das Reichsoberhaupt auf Beruhigung der Proteſtanten denken. So wurden denn Friedens-Unterhandlungen eingeleitet, und da die Lutheriſchen kurzſichtig, ja ſelbſt ungroßmüthig genug waren, die Zwingliſchen Reformirten preiszugeben, ſo vereinigte man ſich am 23. Juli 1532 über einen vorläufigen Religionsfrieden. Der weſentlichſte Theil ſeines Inhaltes war das Zugeſtändniß des Kaiſers, daß die Vollziehung des Augsburger Reichstags-Abſchieds vom Jahr 1530 bis zu einem allgemeinen National-Konzilium oder einem andern Reichstag verſchoben, inzwiſchen alſo gegen die Proteſtanten mit keinen gerichtlichen oder ſonſtigen Zwangsmaaßregeln vorgeſchritten werden ſoll. Es blieb dieß freilich nur ein Waffenſtillſtand; indeſſen die gegenwärtige große Gefahr war für die Evangeliſchen abgewendet, und von ihnen zur

---

[3]) In caesorum numero fuit Zuinglius. Nam Tigurinorum ita fert consuetudo, cum in hostem exitur, ut Ecclesiae minister primarius una prodeat. Zuinglius etiam vir fortis alioquin et animosus, cum secum reputaret, quod si domi resideret, ac praelium forte fieret adversum, fore ut magnam ipse sustineret invidiam, quasi concionibus quidem accenderet hominum animos, in ipso autem discrimine remollesceret: voluit omnino communem subire Martem. In corpus autem exanime valde saevitum fuit, et vix etiam illius morte potuit odii acerbitas exsaturari. Natus erat annos quadragintaquatuor, minor Luthero quatuor annis.

Befeſtigung ſowie zur Erweiterung ihrer Partei Zeit gewonnen worden. Hierin lag nun ein überaus großer Vortheil, und der Nürnberger Religionsfriede vom Jahr 1532 gereichte daher weſentlich zur Stütze der Reformation.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Innere Zuſtände Deutſchlands in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

So ſtürmiſch und aufgeregt die Zeit auch war, ſo ſehr Parteiungen die Nation ſelbſt in ſich zu zerſplittern drohten, waren Gewerbe und Handel immer noch befriedigend zu nennen. Die Hanſa ſank zwar in Folge ihres Mangels an Gemeinſinn und Vaterlandsliebe; dafür hob ſich der Verkehr der oberländiſchen Städte bedeutend. Ein vorzüglich blühender Gewerbszweig derſelben war die Verfertigung und Verſendung von Linnenwaaren. Nicht bloß in den Städten, ſondern auch auf dem Lande waren Männer und Frauen mit dieſer nützlichen Arbeit beſchäftigt und fanden darin reichen Gewinn. Die Waaren gingen in alle Theile der Welt, unter andern über die Alpen nach Italien, während ſie über Frankfurt nördlich verſendet wurden. Damit dem Geſchäfte der möglichſte Umſchwung ertheilt werde, bildeten ſich Geſellſchaften von Kapitaliſten, welche die erforderlichen Summen zur Fabrikation vorſchoſſen. So wurde allmälig die Gegend um den Bodenſee und ganz Schwaben gleichſam in eine große Fabrik verwandelt, indem das geſammte Landvolk die Winterszeit zur Verfertigung von Garn und Webereien verwendete [1]). Da noch auſſerdem edle Metalle, Färbeſtoffe und eine Maſſe kurzer Waaren ausgeführt wurden, ſo war der Activ-Handel noch bedeutend.

Den meiſten Handelsfleiß und Reichthum beſaßen Nürnberg und Augsburg, ſo daß dieſe beiden Reichsſtädte an der Spitze des Gewerbslebens ſtanden. Augsburg leitete nicht nur den Handel mit Italien, ſondern nahm ſelbſt an reichen Waaren-Sendungen nach Oſtindien Antheil. Der Gewinn war ſo groß, daß ſchon Kaiſer Maximilian I. über den Reichthum ſeiner freien Stadt Augsburg in Erſtaunen geſetzt worden war. Es befand ſich dort unter andern das reiche Haus der Fugger, welche von bloßen Leinwandhändlern zu Fürſten emporſtiegen. In Nürnberg blühte dagegen nicht bloß Handel und Gewerbe, ſondern auch die höhere Kunſt. Ausgezeichnet vor allen ſeinen Standesgenoſſen war der berühmte Maler Albrecht Dürer, welcher mit Recht im Inn- und Auslande bewundert wurde; denn ſeine Werke zeigen vornehmlich die deutſche Kraft und die hoheitliche Würde des vaterländiſchen Genius in den Kunſtſachen. Ihm zur

[1]) Wie groß die Ausdehnung der Weberei in jener Zeit war, beweiſen die noch vorhandenen Verzeichniſſe der erzeugten Waaren. Nach dieſen wurden

a) in Augsburg jährlich 70,000 Stück Leinwand, 35,000 Stück Barchend und 60,000 Stück Zitz;

b) in Ulm dagegen jährlich 100,000 Stück Barchend verfertiget.

Seite ſtanden der treffliche Bildhauer Adam Kraft, und der Meiſter in Gußwaaren, Peter Viſcher. Von letzterem findet ſich noch jetzt die ſchöne Arbeit an dem Grabe des heiligen Sebald in Nürnberg, während auch hinterlaſſene Werke des erſtern die Auszeichnung des ſchöpferiſchen Geiſtes beurkunden. Mit Stolz zählte die alte Reichsſtadt noch den Glasmaler Veit Hirſchvogel und die Künſtler Lindenaſt, ſo wie Veit Stoß unter ihre Bürger.

In Sachſen zeigte ſich ein reger Wetteifer mit den ſüddeutſchen Städten im Aufſchwung des Handels, der Gewerbe und der ſchönen Künſte. Eine Haupt-Triebfeder war die Ergiebigkeit der Bergwerke, welche fortwährend edle Metalle im Ueberfluß lieferten. Während die Erzadern in Freiberg ihren alten Ruhm behaupteten, entſtanden neue bei Marienberg mit ungemeinem Ertrag. Selbſt im Fichtelgebirge wurde die Goldgrube bei Cronach mit Nutzen betrieben, und die Mannsfeldiſchen Silberadern erzeugten einen lebhaften Verkehr mit Venedig. Sowie in Sachſen das wiſſenſchaftliche Leben durch die Univerſität Wittenberg mächtig angeregt wurde, und auf ganz Deutſchland bildend einwirkte, war auch die Kunſt durch den genialen Maler Lucas Kranach dort würdig vertreten.

Zugleich mit der Malerei und den Bildhauer-Arbeiten blühte auch die Poeſie wieder auf, und in dieſer Beziehung zeigte ſich eine merkwürdige Einwirkung der Reformation. Die Productionen des Mittelalters ragten als Muſter innerer Vortrefflichkeit in die ernſte Zeit des geiſtigen Strebens herein, und dienten zur Bildung des Geſchmacks. Dort ertönte aber der Minnegeſang zu Scherz und Luſt, zur Lebens-Verſchönerung in den höhern Ständen, während jetzt das Nationalleben vorzüglich im erwachten Bewußtſein der mittlern Stände ſich äuſſerte. Auf die Städte, auf die bedachtſamen Handwerker hatte die erſchütternde Stimme Dr. Martin Luthers den mächtigſten Einfluß ausgeübt. Läuterung der Sitten, Anleitung der untern Stände zum ſelbſtſtändigen Denken, Freiheit der Forſchung war der Character der Reformation, und ſo kam es, daß ſie auch den dichteriſchen Funken in den mittlern Volksklaſſen weckte. Ein braver Gewerbsmann, Hans Sachs in Nürnberg, gab ſeinem Stande das Beiſpiel, daß man die edle Dichtkunſt mit dem Handwerk verbinden könne. Freudig ergriffen von der Lehre Luthers, fand ſein Gemüth den Weg zur Poeſie, um durch dieſe das Werk des Reformators zu unterſtützen. Da aber der Antrieb tiefer ſittlicher Ernſt war, ſo theilte ſich dieſe Eigenſchaft auch den ſchlichten Reimen mit, und die Wirkung derſelben wurde auſſerordentlich. Jetzt trat die eigentliche Bedeutung der Kirchen-Verbeſſerung auch äuſſerlich entſchieden hervor: denn der mittlere Stand forſchte ſelbſt in der Schrift und drang durch Beiſpiel, Rede und Lied auf ſittliche Güte und Reinheit. Fortan bildete ſich in dem deutſchen Handwerkerſtand ein inniges Familienleben, das geläuterte Religioſität und ehrbaren Wandel zur unverletzlichen Pflicht machte. Mochte dieſe Richtung zuweilen auch an Pedanterie und myſtiſches Dunkel ſtreifen, ſie wirkte nichs deſtoweniger lebendig in den mittleren Ständen, und ward in der folgenden Zeit das einzige Mittel, welches die Nation bei ſtets zunehmendem innern Verfall vor der gänzlichen Auflöſung bewahrte.

Zur Zeit des Nürnberger Religionsfriedens (1532) ward auf dem Reichstage zu Regensburg ein Fortſchritt in der Geſetzgebung ermittelt, welcher für Deutſchland das höchſte Bedürfniß war, nämlich die Einführung eines neuen Strafrechts. Als die Gottes-Urtheile, womit im Alterthum Anklage und Vertheidigung meiſtens unterſtützt wurden, auſſer Uebung kamen, verfiel man nach dem Beiſpiele des römiſchen Rechts auf die grauſame Tortur. Wie wir geſehen haben, war dieſe freilich ſchon in der Urzeit gegen die Leibeigenen im Gebrauch; indeſſen vom 15. Jahrhundert an wurde ihre Anwendung noch häufiger. Sie galt jetzt als ein ordentliches Beweismittel, das zur Erpreſſung des Geſtändniſſes auch

gegen Freie zur Uebung kam. Rachſucht, Haß, Aberglaube und alle böſen Leidenſchaften erlangten durch die Folter eine furchtbare Waffe wider ihre Opfer, und die Grauſamkeit ward bald ſo allgemein und entſetzlich, daß das menſchliche Gemüth Schauder empfand. Wenn ſchon der „Gebrauch“ der Tortur an ſich eine Barbarei ſein mußte, ſo mag man von der Größe des Uebels dadurch eine Vorſtellung erlangen, daß die Gerichte noch eines empörenden „Mißbrauchs“ der Folter beſchuldigt wurden. Gleichwie ſchon das Strafverfahren auf reiner Willkür beruhte, ſo war dasſelbe in den landesherrlichen Gerichten auch bei den Leibes- und Lebensſtrafen der Fall. Man ſprach dort Todes-Urtheile über Unſchuldige mit einer wahrhaft verhärteten Gewiſſenloſigkeit und der Unfug war ſo arg, daß alle Menſchenfreunde bittere Klage darüber erhoben. Nach Errichtung des Reichskammergerichts ſuchte man dort wider die Willkür in den Todes-Urtheilen Schutz, welche in allen landeshoheitlichen Gerichten, jenen der Reichsſtädte ſo gut, als der Fürſten üblich war. Man ſieht alſo, daß die Reichseinheit in allen Zeiten der deutſchen Geſchichte als der einzige Schirm und Hort der Bedrängten betrachtet wurde.

Das Kammergericht hatte jedoch leider nicht Macht genug, um den Ungerechtigkeiten der mittelbaren Gerichte zu ſteuern. Deßhalb wandte ſich jener oberſte Gerichtshof an die Reichverſammlung und bat dringend um Abhülfe auf dem Wege der Geſetzgebung. Schon unter dem Kaiſer Maximilian 1. hatte das Kammergericht dem Reichstag in Freiburg vom Jahr 1498 vorgeſtellt, daß bei ihm *alltäglich* Klagen wider Fürſten, Reichsſtädte und andere Obrigkeiten einlaufen, weil dieſelben Leute ohne Verſchulden, Recht und Urſache zum Tode verurtheilen. Der Reichstag verwies die Unterſuchung der Sache auf eine ſeiner nächſten Verſammlungen; wie gewöhnlich geſchah jedoch nichts. Als das Kammergericht ſeine Vorſtellungen auf dem Reichstage von 1500 in Augsburg noch dringender wiederholte, wurde endlich die Reform der Strafgeſetzgebung in dem Reichstags-Abſchied zugeſichert. Wahrſcheinlich würde indeſſen die Sache wieder bei dem leeren Verſprechen geblieben ſein, wenn nicht ein energiſcher Menſchenfreund durchgegriffen hätte.

Johann, Freiherr von Schwarzenberg, Miniſter des Fürſtbiſchofs von Bamberg, verfaßte nämlich im Jahre 1507 einen Entwurf zu einer neuen Strafgeſetzgebung, welcher nach damaliger Sitte und Bildungsſtufe durch Einſicht und Menſchlichkeit ſich auszeichnete. Der edle Mann ſuchte denſelben zur Grundlage eines allgemeinen Reichsgeſetzes zu machen; da er ſich aber bald überzeugte, daß von dem eingewurzelten Schlendrian der Reichstage nichts zu hoffen ſei, ſo gebrauchte er ſeinen ganzen Einfluß, um ſeinen Entwurf vorläufig im Bisthum Bamberg zum Geſetz zu erheben. Dieſe weiſe Abſicht gelang, und der ſchwarzenbergiſche Entwurf wurde durch eine fürſtliche Verordnung als Landesgeſetz des Hochſtifts Bamberg verkündet. Nachdem dasſelbe 1508 und 1510 durch den Druck verbreitet worden war, fand es ſo großen Beifall, daß der Markgraf von Brandenburg das nämliche Geſetz 1516 in den Fürſtenthümern Ansbach und Baireuth einführen ließ. Fortan ſtieg das Anſehen des Schwarzenbergiſchen Entwurfes ſo ſehr, daß er im Jahre 1521 mit einigen Abänderungen von dem Reichsregiment in Nürnberg den Berathungen über die Geſetz-Reviſion zum Grund gelegt wurde. Endlich übergab man 1529 dem Reichstag den Entwurf eines neuen Strafgeſetzbuchs, welcher im weſentlichen mit der Arbeit Schwarzenbergs, alſo dem bambergiſchen und brandenburgiſchen Geſetze übereinſtimmte. Nachdem noch drei Jahre darüber berathen worden war, wurde jener Entwurf endlich auf dem Reichstag in Regensburg vom Jahr 1532 zum allgemeinen Reichsgeſetz erhoben. Dasſelbe erhielt die Aufſchrift: der „Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Kaiſer Karls V“, und iſt unter dem Namen der „**Karolina**“ bekannt.

Die neue Geſetzgebung war nicht nur aus tiefer Sachkenntniß, ſondern auch aus ſcharfer Urtheilskraft hervorgegangen. Sie war überhaupt ein Werk der Reife und darum ungemein wohlthätig. Sowohl für das Verfahren in peinlichen Fällen, als über Art und Maaß der Strafe ſind beſtimmte Vorſchriften gegeben, ohne das richterliche Ermeſſen ungebührlich zu beengen. Gleichwohl muß die Karolina nach heutigem Stand der Geſittung noch als hart, ja ſelbſt als grauſam erſcheinen, und nichts beweiſt die Fortſchreitung der Kultur beſtimmter, als ſolche Thatſache. Offenbar war das neue Geſetz von menſchenfreundlichen Abſichten eingegeben: denn dem Angeklagten wurden zum Schutze der Unſchuld nach damaliger Zeit große Rückſichten erwieſen. Oefters drückt ſich auch das Mitleiden mit den unglücklichen Verbrechern aus, indem der Verurtheilte der „Arme“ genannt wird. Und gleichwohl iſt in dieſem verhältnißmäßig milden Geſetzbuch die Tortur beibehalten, und ſo zu ſagen ein wahrer Luxus in der Mannigfaltigkeit der Todesſtrafen entwickelt [2]). So widerlegt ſich der Irrthum und Gemeinplatz der guten alten Zeit.

---

[2]) Das Verzeichniß der Todesſtrafen der Karolina lautet in folgender Weiſe:

Zum fewer.

Mit dem fewer vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Zum ſchwert.

Mit dem ſchwert vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Zu der viertheylung.

Durch ſeinen gantzen leib zu vier ſtücken zu ſchnitten vnd zerhawen, vnd alſo zum todt geſtrafft werden ſoll, vnd ſollen ſolche viertheyl auff gemeyne vier wegſtraſſen offentlich gehangen vnd geſteckt werden.

Zum rade.

Mit dem rade durch zerſtoſſung ſeiner glider vom leben zum todt gericht, vnd fürter offentlich darauff gelegt werden ſollen.

Zum galgen.

An den galgen mit dem ſtrang oder ketten vom leben zum todt gericht werden ſoll.

Zum ertrenken.

Mit dem Waſſer vom leben zum todt geſtrafft werden ſoll.

Vom lebendigen vergraben.

Lebendig vergraben vnd gepfelt werden ſoll.

Vom ſchleyffen.

Item wo durch die vorgemelten entlichen vrteyl eyner zum todt erkent, beſchloſſen würde, daß der übelthetter an die richtſtatt geſchleyfft werden ſoll, So ſollen die nachuolgenden wörtlin an der ander vrtheyl, wie obſteht, auch hangen alſo lautend, Vnd ſoll darzu auff die richtſtatt durch die vnuernünfftigen thier geſchleyfft werden.

Von reiſſen mit glüenden zangen.

Item würde aber beſchloſſen, daß die verurtheylt perſon vor der tödtung mit glüenden zangen geriſſen werden ſollt, ſo ſollen die nachuolgenden wörter weither inn der vrtheil ſtehn, alſo lautend, Vnd ſoll darzu vor der entlichen tödtung offentlich auff eynen wagen biß zu der richtſtatt vmbgefürt, vnd der leib mit glüenden zangen geriſſen werden, nemlich mit N. griffen.

Leibesſtrafen waren:

Abſchneidung der zungen.

Offentlich inn branger oder halßeiſen geſtelt, die zungen abgeſchnitten, vnd darzu biß auff fundtlich erlaubung der oberhandt auß dem landt verwiſen werden ſoll.

Wie bedeutend übrigens der Fortſchritt geweſen ſei, welcher durch Einführung der Karolina in der Geſetzgebung gemacht wurde, beweist ſchon der Umſtand, daß dieſelbe 300 Jahre lang in Uebung blieb.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Fortgang der Reformation bis zum Religions-Geſpräch von Regensburg.

(Vom Jahr 1532 bis 1546.)

Bald nach Abſchluß des Nürnberger Religionsfriedens, und zwar am 16. Auguſt 1532, ſtarb der Churfürſt von Sachſen, Johann der Standhafte. Luther und alle ſeine Anhänger betrauerten tief den Verluſt eines Mannes, welcher der evangeliſchen Lehre ſo treu angehangen war und ſo großen Vorſchub geleiſtet hatte. Die Reformation ſelbſt ſollte durch die Regierungs-Veränderung in Sachſen übrigens nichts verlieren, da der Sohn des Geſchiedenen, Johann Friedrich, dem Lutherthum eben ſo eifrig ergeben war, und zur Vertheidigung deſſelben noch mehr Thatkraft beſaß. Zunächſt machte der neue Churfürſt verſchiedene Verſuche, den Kaiſer für die Reformation günſtiger zu ſtimmen, und als er dieſe fehlſchlagen ſah, arbeitete er an einer feſten Vereinigung der proteſtantiſchen Stände. Nachdem er auf einer Verſammlung in Braunſchweig den Schmalkaldiſchen Bund theils befeſtiget, theils erweitert hatte, bemühte er ſich, den König von England in das Bündniß der Proteſtanten zu ziehen.

Umgekehrt blieb der Kaiſer unwandelbar zur frühern oder ſpätern Unterdrückung der neuen Lehre entſchloſſen, und da das ſchicklichſte Mittel dazu die Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung zu ſein ſchien, worauf die Proteſtanten ſelbſt angetragen hatten, ſo nahm er dieſen Entwurf nun mit Nachdruck auf. Die Gefahr von Seite der Türken war wieder entfernt worden, indem ein ſtarkes Reichsheer unter die Fahnen Karls V. ſich geſtellt, und Solymann für gut befunden hatte, ſeinen Rückzug zu nehmen. Deßhalb eilte der Kaiſer nun nach Italien, um den Pabſt perſönlich zur Ausſchreibung des Konziliums zu bewegen.

Abhawung der finger.

Offentlich inn branger geſtelt, vnd darnach die zwen rechten finger, damit er mißhandelt vnd geſündigt hat, abgehawen, auch fürther des landts bis auf kundtlich erlaubung der oberkeyt verweiſt werden ſoll.

Oren abſchneiden.

Offentlich inn branger geſtelt, beyde oren abgeſchnitten, vnd des landts biß auff kundtlich erlaubung der oberkeyt verweiſt werden ſoll.

Mit rutten außhawen.

Offentlich inn branger geſtelt, vnd fürther mit rutten außgehawen, auch des landts biß auff kundtlich erlaubung der oberhand verweiſt werden ſoll.

Klemens VII. fürchtete jedoch die Beſchwerden wider die römiſche Kurie, welche ſelbſt von katholiſchen Ständen auf dem Reichstag in Augsburg, und neuerlich wieder in Regensburg (1532) angeregt worden waren. Darum ſuchte er dem Verlangen des deutſchen Reichsoberhaupts auszuweichen, und als er ſo gedrängt wurde, daß eine Verweigerung des Konzils nicht mehr möglich ſchien, bewilligte er die Anordnung deſſelben unter Bedingungen, denen ſich nothwendig die Proteſtanten widerſetzen mußten. Nicht genug, daß die Verſammlung der Väter in einer italieniſchen Stadt vor ſich gehen ſollte, verlangte Klemens auch noch, daß dieſelbe ganz nach der alten Weiſe, d. h. unter überwiegendem Einfluß des Pabſtes geleitet werden ſolle, und die Proteſtanten ſich im Voraus verpflichten müßten, allen Beſchlüſſen der Synode ſich zu unterwerfen. Die evangeliſchen Stände berathſchlagten über ihre Antwort auf einer beſonderen Zuſammenkunft in Schmalkalden, und vereinigten ſich hier zu der Erklärung, daß das Konzil nothwendig in Deutſchland abzuhalten und auch unabhängiger, überhaupt weſentlich anders, als früher, einzurichten ſei. Ganz entſchieden wurde vollends das Verlangen abgelehnt, daß die Evangeliſchen den Ausſprüchen der Synode unbedingt Gehorſam leiſten ſollen.

So traten denn den Abſichten des Kaiſers neue Schwierigkeiten in den Weg; doch dieſer blieb ſeinen Vorſätzen getreu, und ſuchte die Proteſtanten zunächſt durch verdeckte Angriffe zu beunruhigen, und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Deßhalb wurden die Prozeſſe des Kammergerichts wider die evangeliſchen Stände wegen eingezogener Kirchengüter erneuert. Da dieß dem Nürnberger Religionsfrieden vom Jahr 1532, zuwiderlief, ſo entſtand unter den Proteſtanten eine große Erbitterung wider den Kaiſer. Andere Vorfälle vermehrten noch dieſe gereizte Stimmung.

Der grimmigſte Feind der Evangeliſchen, Herzog Georg von Sachſen, hatte äuſſerſt gewaltthätige Mittel angewendet, um die Verbreitung der Reformation in ſeinem Lande zu hindern. Nicht genug, daß er ſeinen Unterthanen einen Eid abzwingen wollte, und zum Theil wirklich abnöthigte, die lutheriſche Lehre zu meiden [1]), verlangte er auch von ihnen die Beibringung eines Zeichens von dem Beichtvater, welches zum Beweiſe des katholiſchen Genuſſes des Abendmales diente. Dr. Martin Luther war über dieſes Verfahren deßhalb ſo entrüſtet, weil Herzog Georg dadurch Eingriffe in das Gewiſſen ſich erlaubte. Er ſchrieb darum am Charfreitag 1533, einen Brief an ſeine Freunde in Leipzig, worin er in ſeiner gewohnten Weiſe ſcharf wider Herzog Georg auftrat [2]). Als der Bürgermeiſter Wolf Widemann ſchriftlich bei

---

[1]). Die vorgeſchriebene Formel deſſelben iſt abgedruckt in Luthers Werken (Jenenſer Ausgabe, Th. VI, Fol. V. in tergo) und lautet alſo:

„ SChwere ich bey dem waren lebendigen Gott meinem Schepffer, vnd allen ſeinen lieben Heiligen, der Lutheriſchen Ketzerey, in dieſem vnd allen andern Artikeln, nimermehr anhengig zu ſein, Sondern die verdammen, vnd verachten, Sie als Ketzeriſch vnd jrrig zu halten, Vnd wil nu vnd allweg der ſein, Der der Kirche gebürlichen vnd ſchuldigen Gehorſam leiſte.“

„ VNd wo zukünfftiger zeit ich in gemelte Lutheriſche Ketzerey fallen würde, Da mich Gott für behüte, So wil ich mich jtzt, als denn, vnd denn als jtzt, aus rechter Wiſſenſchafft bewilligt haben die ſcherff vnd ſtraffe der Rechten, Wie die wider einen gefallenen auffgelegt, zu leiden vnd vnunterlaslich damit geſtrafft zu werden, Als mir Gott helffe, vnd ſein heiliges Euangelium.“

[2]). Es kommen darin unter andern nachſtehende Stellen vor:

„ NV aber Hertzog Georg auch ſich vnterſtehet, die heimligkeit des Gewiſſens zu erforſchen, Were er wol werd Das man jn betröge, als einen Teuffels Apoſtel Wie man jmer mehr thun künde, Denn er helt ſolch fodderns nicht recht noch fuge, Vnd ſündiget wider Gott vnd den heiligen Geiſt.“

dem Reformator anfragte, ob er ſich zu jenem Schreiben bekenne, erfolgte eine barſche Antwort. Endlich veröffentlichte Luther die Eidesformel, welche abtrünnige Proteſtanten in des Herzogs Landen ſchwören mußten, und verband damit ein förmliches Urtheil, nach welchem Georg vom Teufel beſeſſen und ſeinem Verderben nahe ſei. Die Sprache war niederſchmetternd [3]) und erzürnte den Herzog ſo ſehr, daß er am churfürſtlich ſächſiſchen Hofe wider Luther Beſchwerde führte. Dr. Martin verantwortete ſich ſchriftlich, und geſtand alle Angriffe wider Georg nicht nur zu, ſondern erneuerte ſie auch. Außer einem wohlmeinenden Verweis und dem Rathſchlag einer gemäßigtern Schreibart, hatte der Streit keine Folgen für Luther; indeſſen die bereits angeregte Erbitterung ſeiner Partei wurde durch den Schriftenwechſel und die Anklage des Reformators um ſo heftiger, als Herzog Georg auch mehrere Evangeliſche aus Leipzig vertrieben hatte.

Landgraf Philipp von Heſſen, bei ſeinem unternehmenden Geiſt mit der Unthätigkeit ſeiner Glaubensgenoſſen ſchon lange unzufrieden, wollte jene gereizte Stimmung ſeiner Partei zu einem entſcheidenden Schritt wider die Gegner benützen. Einer der erbittertſten Feinde des neuen Glaubens war der römiſche König Ferdinand, und wie ſchon deſſen Wahl hartnäckig angefochten wurde, ſo hielt man auch deſſen Feſtſetzung im Herzogthum Würtemberg für gefährlich. Um ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben, beſchloß Philipp, dem Herzog Ulrich wieder zum Beſitz ſeines Landes zu verhelfen. Da der Kaiſer abweſend und König Ferdinand nicht in der Verfaſſung war, zur Behauptung von Würtemberg ein Heer aus Oeſtreich zu ſenden, ſo hätte nur der ſchwäbiſche Bund die Wiedereinſetzung Ulrichs verhindern können. Jener Verein war jedoch im Jahr 1533, nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit aufgelöst worden, weil mehrere Mitglieder derſelben dem Schmalkaldiſchen Bunde beitreten wollten, und daher den kaiſerlichen Vorſchlag zur Erneuerung der ſchwäbiſchen Einigung ablehnten. Nichts ſchien daher der Eroberung Würtembergs im Wege zu ſtehen. Zur Vorſicht ſchloß der Landgraf von Heſſen noch einen Vertrag mit dem König Franz von Frankreich, worin Letzterer zur Bezahlung von Hülfsgeldern (Subſidien) ſich verpflichtete. Als Philipp einen Theil derſelben erhalten hatte, vollendete er ſeine ſchon begonnenen Rüſtungen, und rückte im Mai 1534, mit einem Heer von 15,000 Mann Fußgängern und 4,000 Reitern an die Grenzen von Würtemberg. Vergebens erließ das Reichskammergericht auf Antrag des Königs Ferdinand Strafen-Androhungen wegen Landfriedensbruch an Landgraf Philipp; dieſer ſchlug vielmehr die Truppen des öſterreichiſchen Statthalters bei Lauffen, und beſetzte ganz Würtemberg. So befand ſich der vertriebene Herzog Ulrich noch vor Ablauf des Monats Mai 1534, wieder im Beſitze ſeines Landes. König Ferdinand war wirklich nicht im Stande den Krieg fortzuſetzen, oder etwas zur Wiedereroberung des

---

„ DArumb far hin lieber Reuber, Was du wilt das wil ich nicht, Was ich aber wil, das wird Gott auch ein mal wöllen, das ſolt jr erfaren, Denn man mus dem Teufel das Creutz ins angeſicht ſchlahen, Vnd nicht viel pfeiffen noch hofiren, So weis er mit wem er vmbgehet, Chriſtus vnſer HErr, Der ſtercke euch, vnd ſey mit euch, Amen. Datum Wittemberg, am Karfreitag. Anno M.D.XXXIII. “

[3]). Der erſte Abſatz des Urtheils lautet wörtlich in folgender Weiſe:

„ Dr. Mart. Luth. ſagt für beſtendig vnd gewis, Das H. G. nicht allein geiſtig, Sondern auch Leiblich vom Teufel beſeſſen ſey, Vnd das er nicht vor ſeinem Ende, Sondern vor ſeinem Verderben, das nu mehr nahe iſt, ſo toll vnd raſend ſey, Derhalben gar nicht zu hoffen, Das er ſich bekere, vnd Buſſe thue, Sey auch nicht für jn, Sondern wider jn, zu beten, Das Gott endlich dieſe Landplage von der Welt neme, vnd ſtürtze ſie in abgrund der Hellen. “

(Luthers Werke, Jenenſer Ausgabe Th. VI, Fol. 5. in tergo.)

verlorenen Herzogthums zu unternehmen. Darum ſchloß er zu Kadan am 29. Juni 1534, einen Vergleich mit Ulrich und Philipp, nach welchem er zwar Herr von Würtemberg bleiben, Ulrich aber das Herzogthum als After-Vaſall Oeſtreichs zu Lehen erhalten ſollte. Ferdinand verpflichtete ſich ferner, die Einſtellung der Kammergerichts-Prozeſſe wider die Proteſtanten wegen eingezogener Kirchengüter bei dem Kaiſer auszuwirken.

Dagegen erkannten dieſe den Bruder des Kaiſers nunmehr als rechtmäßigen König der Deutſchen an.

Die wichtigſte Folge des Vertrags von Kadan beſtand darin, daß ſogleich das geſammte Herzogthum Würtemberg zur lutheriſchen Lehre ſich bekannte, daher die proteſtantiſche Partei einen mächtigen Zuwachs erhielt.

Während dieſer glücklichen Ereigniſſe für die Reformation regte ſich die fanatiſche Secte der Wiedertäufer von Neuem, um durch ſinnloſes und unſittliches Treiben großes Aergerniß zu geben. Durch die ſtrengen Maaßregeln der Reichsverſammlungen waren jene Schwärmer meiſtens aus Deutſchland verdrängt worden, und nur in den Niederlanden befand ſich noch eine kleine Gemeinde derſelben, welche jedoch um 1534, in Weſtphalen Anhänger für ihre Lehren zu gewinnen ſuchte. Zu dem Ende waren zwei Abgeordnete der Secte, der Bäcker Johann Mathias von Harlem und der Schneider Johann Bockhold von Leiden, unter andern nach Münſter gekommen. Dort lehrten ſie erſt im Stillen, fanden aber bald ſo vielen Zulauf, daß ſie ſogar der Regierung der Stadt ſich bemächtigten. Nachdem ſie den Magiſtrat, das Domkapitel und ſämmtlichen Adel vertrieben hatten, richteten ſie, wie einſt Thomas Münzer in Mühlhauſen, das Reich Gottes und der Gütergemeinſchaft ein. Sie führten ganz die Sprache Münzers und der fanatiſchen Thoren in Zwickau, indem ſie alle Menſchen gleich machen und die Geſetze, als Hinderniſſe der evangeliſchen Freiheit aufheben wollten [4]).

Johann Mathäus von Harlem befahl daher, daß bei Todesſtrafe Jedermann all' ſein Gold und Silber einliefere [5]). Der Schneider von Leiden dehnte hingegen die Reize des Reichs der Gütergemeinſchaft noch weiter aus, indem er zugleich die Vielweiberei erlaubte [6]). Auch hierin ging dieſer Prophet mit dem Beiſpiel voran; denn er nahm 3 Frauen, und darunter ſogar jene ſeines würdigen Collegen Mathäus. Andere folgten dem gegebenen Beiſpiel [7]).

Nach kurzer Zeit offenbarte ſich aber der eigentliche Zweck der begeiſterten Propheten: denn der Schneider von Leiden wollte nichts minderes, als ein geſalbter Fürſt werden. Er nannte Münſter

---

[4]). Sleidan. Lib. X in initio: Sanctimoniam quandam externam prae se ferunt, docent non licere Christianis in foro contendere, non gerere magistratum, non iusiurandum dicere, non habere quid proprium, sed omnia debere omnibus esse communia.

[5]). Sleid. Lib. X: Ioannes Mathaeus, mandabat, ut quod quisque haberet auri, argenti, rei mobilis, id omne deferret in medium, capitis proposita poena: & in hunc usum publica fuit constituta domus.

[6]). Sleid. Lib. X: Eorum haec erat summa, virum non esse devinctum uni coniugi, et licere qantunuis multas in matrimonium ducere.

[7]). Sleid. L.X: Mox ille ternas ducit uxores, quarum una fuerat eius, de quo diximus antea, magni Prophetae, Ioannis Mathaei, coniux. Hoc deinde exemplum alii quoque sequntur, ita quidem, ut etiam in laude poneretur frequens matrimonii repetitio.

den Berg Zion und verkündete ſodann als Befehl Gottes, daß er, der Schneider, König von Zion ſein ſoll [8]).

Zu den Narrheiten kamen jetzt noch erhöhte ſinnliche Ausſchweifungen und ein höchſt unſittliches Treiben, ja ſelbſt grauſame Ermordungen von anders, d. h. vernünftig Denkenden.

Gleichwohl behaupteten ſich die Schwärmer ſiegreich gegen den Biſchof von Münſter, und ſuchten nun auch die Umgegend anzuſtecken. König Ferdinand, welcher von dem Biſchof um Hülfe angerufen worden war, machte es zu einer der Bedingungen des Kadaner Vertrags, daß der Landgraf von Heſſen zur Vertreibung der Münſteriſchen Wiedertäufer mitwirke. Philipp ſchloß hierauf im Jahre 1535 mit einigen andern Reichsſtänden die Stadt Münſter ein; doch auch jetzt vertheidigten ſich die Fanatiker mit der größten Standhaftigkeit. Die Eroberung der Stadt gelang nur dadurch, daß zwei Bürger einigen Bewaffneten des Biſchofs bei nächtlicher Weile über den Wall halfen, welche ſodann den Ihrigen die Thore öffneten. Solches geſchah am 24. Juni 1535, worauf der König von Zion nach vorgängigen Qualen mit zweien ſeiner eifrigſten Anhänger hingerichtet wurde [9]). In Folge der wiedertäuferiſchen Schwärmerei wurde die bereits begonnene Reformation in Münſter wieder unterdrückt. Sonſt äußerte der Unfug keinen Nachtheil für die Proteſtanten, da man ſchon ſo verſtändig war, die evangeliſche Sache nicht für die Albernheiten verrückter Schwärmer verantwortlich zu machen.

Inzwiſchen und zwar am 25. September 1534 war Papſt Clemens VII. verſtorben, welcher der Berufung einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung ſo ſehr ſich widerſetzt hatte. Die Kardinäle wählten einen weltklugen Mann aus dem Geſchlecht Farneſe, Paul III. zum Nachfolger, und dieſer beſchloß, die

---

[8]). Der Unſinn der Gütergemeinſchaft war meiſtens nur auf Eigennutz der inſpirirten Propheten abgeſehen. So kam der Seher Storch von Zwickau unter andern auch nach Hof im Voigtland, um dort ſeine Lehre zu verbreiten. Was aber eigentlich der Zweck war, zeigt folgende Stelle der dortigen Stadt-Chronik (zuſammengeſtellt von Heinrich Wirth. Seite 111—112.):

„Später kam dann Nikolaus Storch von Wittenberg aus auch hieher, um ſeine religiöſen Schwärmereien unter den hieſigen Einwohnern zu verbreiten.

Unter dem Scheine als gehe er ſeinem Handwerke nach, arbeitete er anfangs bei Simon Klinger, Bürgermeiſter und Tuchmachermeiſter allhier.

Nachdem er ſich aber ein wenig erwärmt hatte, und mit den Leuten bekannter geworden, fieng er auch die Verbreitung ſeiner Lehre an. Zunächſt fand er bei ſeinen Gewerbsgenoſſen und einigen Mönchen Eingang ſeiner Meinungen, und trieb mit Hülfe derſelben auch eine Zeit lang ſein Weſen. — Als er und ſeine Anhänger aber, unter dem Vorgeben, daß ſie ſich unſichtbar machen könnten, den Bürgern die Braten und andere Speiſen aus der Küche und vom Tiſche wegtrugen, dazu auch Wein und Bier aus den Kellern ſtahlen, ſo mußten ſie heimlich die Stadt verlaſſen; denn die Bürger hatten die Unſichtbaren abgelauert, über ihrem Diebſtahl ertappt und derb abgeprügelt."

Die klaren Höfer bezeigten ſich demnach wider die Wundergaben des Tuchmachers etwas mißtrauiſcher und geiſtvoller, als der gelehrte Melanchthon in Wittenberg.

[9]). Die Strafe des Zwickens mit glühenden Zangen in der Karolina wurde wider Bockhold vor der Hinrichtung angewendet.

Man ſieht alſo, daß es mit den grauſamen Geſetzen jener Zeit Ernſt war. Die Beſchreibung der Marterung Bockholds bei Sleidan iſt erſchütternd.

Postridie rex in locum editiorem productus, alligatur palo. Aderant bini carnifices ac forcipes igniti. Ad treis primos morsus conticuit: deinde misericordiam dei continenter implorans, cum horam et amplius ad hunc modum laceratus esset, transacto demum per pectus mucrone, decessit.

lutheriſche Neuerung auf dem Wege der Staatskunſt zu bekämpfen. Nach einem durchdachten Plan äußerte der neue Papſt verſöhnliche Geſinnungen gegen die Proteſtanten, und gab ſelbſt die Nothwendigkeit kirchlicher Reformen zu. Eben deßhalb ſtellte er ſich, als ob er eine allgemeine Synode nicht fürchte, ſondern vielmehr wünſche, ja zur unverzüglichen Einberufung derſelben entſchloſſen ſei. Im Hintergrund ſeiner Seele lagen freilich weſentlich andere Abſichten; gleichwohl ordnete er einen begabten Bevollmächtigten, den Legaten Paul Vergerius, nach Deutſchland ab, um das Friedenswerk mit den Proteſtanten ſcheinbar ernſtlich zu betreiben. Der päpſtliche Nuncius entledigte ſich ſeines Auftrages mit vollendeter Kunſt, und ſuchte den Evangeliſchen den Glauben beizubringen, daß es der Kurie mit der Berufung eines Konziliums dieſes Mal Ernſt ſei. Es fand ſogar eine Unterredung zwiſchen Luther und Vergerius ſtatt, in welcher beide Theile mit Höflichkeit und Würde ſich benahmen. Die Proteſtanten hegten nichts deſto weniger großes Mißtrauen wider die Abſichten des Papſtes, und ſuchten ſeinen Anträgen auszuweichen. Paul III. hatte Mantua als Verſammlungsort der Väter vorgeſchlagen, welche Stadt ja auch zum Reich gehöre; indeſſen die Proteſtanten machten Einwendungen gegen jedes Konzil außerhalb Deutſchland. Zugleich verlangten ſie über die Art der Leitung und der innern Einrichtung der Synode im Voraus Gewährſchaften, damit der Papſt dieſelbe nicht beherrſchen oder mittelbar nach ſeinem Willen leiten könne. Durch beide Bedenken erhoben ſich unüberwindliche Hinderniſſe wider das Concil. Da jedoch die Evangeliſchen jetzt die lange begehrte Maaßregel ablehnten, ſo ſchien der apoſtoliſche Stuhl ſeinen Zweck erreicht, nämlich den Schein der Unverſöhnlichkeit auf die Proteſtanten gewälzt, und dem Kaiſer nunmehr Grund zur Anwendung von Gewalt gegeben zu haben.

Ob die Lutheriſchen dieß ſelbſt fühlten, oder ob ſie nur durch ihr gegründetes Mißtrauen gegen die Abſichten des Kaiſers zur Thatkraft getrieben wurden, genug, ſie dachten ernſtlich an ihre Vertheidigung. Im Dezember 1535 fand deßhalb eine neue Zuſammenkunft in Schmalkalden ſtatt, und hier wurden dem Bunde wieder neue Mitglieder gewonnen, namentlich die Herzöge von Würtemberg und Pommern, die Fürſten von Anhalt, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Graf von Naſſau. Man beſchloß zugleich die Unterhaltung eines Heeres von 10,000 Fußgängern und 2000 Reutern, welches jedem Bundesglied gegen allenfallſiges Einſchreiten des Kammergerichts zum Schutze dienen ſollte.

Karl V. empfand über die Ablehnung der Kirchen-Verſammlung von Seite der Proteſtanten ohne Zweifel große Entrüſtung; allein er wurde im Jahr 1536 in einen neuen Krieg mit ſeinem alten Feind, Franz I. von Frankreich, verwickelt, und vermochte daher nichts gegen die Evangeliſchen zu unternehmen. Auch der Papſt wußte aus jenem Ereigniß Nutzen zu ziehen, weil während des Krieges eine Kirchen-Verſammlung unmöglich vor ſich gehen konnte. Um nun von einer ſolchen befreit zu bleiben, und doch den Schein zu erregen, daß es ihm mit der Maaßregel Ernſt geweſen ſei, ſchrieb er die Synode am 2. Juni 1536 für den Mai des folgenden Jahres nach Mantua wirklich aus.

In Deutſchland verbreitete ſich die Sage, daß ein beſonderer Legat des apoſtoliſchen Stuhles die Bulle mit der Einladung zur Erſcheinung den Evangeliſchen überbringen werde. Die Maaßregel ward darum für ſo wichtig gehalten, daß der Churfürſt Johann Friedrich in Sachſen von der Univerſität Wittenberg ein Gutachten forderte, wie man ſich gegen den päpſtlichen Bevollmächtigten zu benehmen habe. Luther gab bei dieſer Gelegenheit einen neuen Beweis ſeines klaren Geiſtes und durchdringenden Scharfſinnes. Er durchſchaute nämlich den Pabſt vollſtändig, und überzeugte ſich, daß jener das Konzil nicht weniger fürchte, als ſein Vorgänger, daſſelbe alſo vereitelt wünſche, doch die Schuld davon nur

auf die Proteſtanten zu ſchieben ſuche. Deßwegen rieth auch der Reformator, daß man ſich von einer Maaßregel, die keineswegs ſo gefährlich ſei, nicht einſchüchtern, und das Erſcheinen auf der Synode nicht unbedingt verweigern möge [10]). Trotz der triftigſten Gründe, blieb jedoch der Churfürſt von Sachſen anderer Meinung und verlangte, daß das Konzil ohne weiteres abgelehnt, ja der päpſtliche Bevollmächtigte ſchon an der Grenze zurückgewieſen werde. Letzteres geſchah zwar nicht, auch wurde Luther beauftragt, zur allenfallſigen Vertheidigung der evangeliſchen Lehre dieſe in ihren weſentlichſten Sätzen neu darzuſtellen. Eine Verſammlung der proteſtantiſchen Stände im Hornung 1537 zu Schmalkalden genehmigte ferner jenes Glaubens-Bekenntniß; aber am Ende ſprach die Verſammlung durch Stimmenmehrheit doch den Beſchluß aus, daß man das ausgeſchriebene Concilium nicht beſuchen werde.

Kaiſer Karl V. hatte ſeinen Vicekanzler Matthäus Held, nach Deutſchland geſendet, um mit den Proteſtanten zu unterhandeln, und ſie insbeſondere zur Beſchickung der ausgeſchriebenen Synode zu bewegen. Da die bemerkte Zuſammenkunft zu Schmalkalden (Hornung 1537) ſchon angeordnet war, als Held in Wien anlangte, ſo entſchloß er ſich zum Beſuch derſelben. Obgleich der kaiſerliche Geſandte hier in öffentlicher Rede den evangeliſchen Ständen eindringlich zuſprach, das Konzil zu beſuchen, ob er ihnen gleich ſogar Hoffnung machte, daß auf dieſer Verſammlung die Reform der Kirche durchgeſetzt und aller Zwiſt gütlich beigelegt werden würde, ſo beharrten die Proteſtanten gleichwohl bei ihrer Weigerung. Der Vicekanzler ward hierüber ſo betroffen, und hielt überhaupt die Stellung der evangeliſchen Stände für ſo drohend, daß er von Seite der Katholiken Vertheidigungs-Maaßregeln gegen allenfallſige Angriffe der Proteſtanten für nothwendig erachtete. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm, am 10. Juni 1538 in Nürnberg einen Bund der Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, und der Herzöge von Baiern, Georgs von Sachſen und Erichs ſowie Heinrichs von Braunſchweig zu Stande zu bringen. Dieſe Einigung, welche der heilige Bund genannt ward, ſollte den Zweck haben, zwar nichts gegen den Nürnberger Religionsfrieden zu unternehmen, dagegen wechſelſeitig ſich beizuſtehen, wenn die Proteſtanten einen An-

---

[10]). Die Erklärung Luthers iſt in der That ſo merkwürdig, daß wir ſie im Weſen mittheilen zu müſſen glauben. Ihr Inhalt iſt folgender:

„Mir iſt kein Zweifel, der Pabſt und die Seinen fürchten ſich, und wollten das Concilium gehindert ſehen, doch daß ſie mit Glimpf rühmen könnten, es hätte an ihnen nicht gemangelt, weil ſie es ausgeſchrieben, Boten geſandt, und die Stände hätten rufen laſſen — darum haben ſie uns einen Teufels-Kopf hingeſtellt, davor wir erſchrecken und zurückfliehen ſollen, nämlich daß ſie ein ſolch Concilium ausſchreiben, worinn ſie nichts von der Kirchen-Sachen, nichts von Art des Verfahrens, nichts von andern Sachen melden, ſondern allein von Ausrottung der giftigen Lutheriſchen Ketzerei — damit wollen ſie allein uns abſchrecken, daß wir's weigerten, ſo wären ſie dann ſicher, und ſprächen, wir hätten es gehindert. — Aber eben deßwegen, da wir noch dazu den Vortheil haben, daß es bei den Umſtänden der gegenwärtigen Zeit nur ein lauſigt verachtetes Concilium werden kann, darin wenig Potentaten ſein werden, auch ohnehin Concilien ſchon ins Geſchrei kommen ſind, daß ſie auch irren mögen, und ſchon oft geirrt haben — ſo wollte ich mich vor ſolchen Hanſputzen nicht fürchten, ſondern ſie laſſen fortfahren, und dem Legaten keine abſchlägliche Antwort geben, wenn ſchon auch dabei mich ſelbſt nicht verſtricken. — So brächte auch das groß Ärgerniß, vielleicht auch Abfall bei vielen guten Leuten, daß wir zu eben der Zeit, da der Türke vorhanden, und der Kaiſer in Arbeit, das Concilium ſollten weigern. Wiewohl ich es glaube, die Römiſchen Buben, weil ſie wohl gewußt, daß es mit den Türken und Franzoſen ſo ſtehen würde, haben ſie das Concilium eben in dieß Jahr verlegt, auf daß, wenn es ja die Lutheriſchen nicht möchten hindern, daß doch durch den Türken oder Franzoſen gehindert würde: wie wohl ſie gewiß am liebſten möchten daß es möchte heiſſen von den Lutheriſchen gehindert.“

griff verſuchen, oder die Unterthanen der Bundesglieder zum Aufruhr verleiten, oder in einem ſolchen unterſtützen würden.

Umgekehrt verſtärkte ſich auch die proteſtantiſche Partei bedeutend; denn es trat nicht nur Dänemark 1538 dem Schmalkaldiſchen Bunde bei, ſondern es wurde auch zwiſchen den Lutheriſchen und den Zwingliſchen ein friedfertiges Verhältniß hergeſtellt. Die Veranlaſſung zu der letztern Begebenheit gab der Uebertritt der vier oberländiſchen Städte zur lutheriſchen Lehre über das Abendmal. Jene Gemeinweſen, Straßburg, Konſtanz, Lindau und Memmingen, hatten früher in Augsburg ein beſonderes Glaubens-Bekenntniß übergeben, und waren durch ihre abweichende Meinung über das Abendmal von der lutheriſchen Partei ſtreng geſchieden. Im Jahr 1532 hatten ſie zwar die Augsburger Confeſſion angenommen; indeſſen es herrſchte immer noch ein gewiſſes Mißtrauen der Lutheriſchen wider ſie. Um den Frieden endlich gründlich zu ſtiften, ſandten die oberländiſchen Städte zwei ihrer ausgezeichnetſten Männer, Bucer und Capito, nach Wittenberg. Dort brachte jedoch die geiſtige Ueberlegenheit des ſächſiſchen Reformators die Wirkung hervor, daß Bucer und Capito, vielleicht wider Vorſatz und Willen, den Lutheriſchen Lehrſatz über das Abendmal annahmen. In Folge dieſer Einigung ward durch die oberländiſchen Städte auch eine Verſöhnung zwiſchen dem Reformator in Sachſen und den Schweizern vermittelt. Letztere traten der Einigung der oberländiſchen Städte mit Dr. Martin Luther im Jahre 1538 förmlich bei, und wenn auch beide Theile im Grunde bei ihren Meinungen blieben, ſo war doch äuſſerlich ein gutes Benehmen hergeſtellt, und dieß ſchon, den gemeinſchaftlichen Feinden gegenüber, ein beträchtlicher Gewinn.

Seit der Errichtung des heiligen Bundes in Nürnberg, hatten ſich die Beſorgniſſe eines Religionskrieges geſteigert, da man glaubte, daß die beiden feindlichen Einigungen leicht aneinander gerathen könnten. Von Seite der Katholiken hatte man beſonders den thätigen Landgraf von Heſſen im Verdacht, daß er auf Gewaltthätigkeiten ſinne, und zu dem Ende heimlich rüſte. Umgekehrt hegten die Evangeliſchen eine ähnliche Meinung von dem Herzog Heinrich zu Braunſchweig. Nun begab es ſich, daß Heinrich ſeinen Geheimſchreiber mit Briefen an den Churfürſt Albrecht von Mainz ſchickte, um dieſen zur Thätigkeit wider den Landgraf Philipp aufzufordern. Es war darin der Rath gegeben, dem Landgrafen durch das Kammergericht die Einſtellung der Rüſtungen bei Strafe der Reichsacht befehlen zu laſſen. „Wenn Philipp ſich weigere, ſolle die Acht wirklich verhängt, und die Vollſtreckung des Urtheils dem Herzog von Baiern und Heinrich von Braunſchweig übertragen werden.“ Der Geheimſchreiber reiste durch das Gebiet des Landgrafen und gab ſich für einen Beamten des Churfürſten von Mainz aus. Da er aber erkannt wurde, ſo erregte ſeine falſche Angabe Verdacht, und Philipp ließ ihn gefangen ſetzen. Da man ihm ſeine Briefſchaften abnahm, ſo erfuhr nun der Landgraf die Anſchläge Heinrichs von Braunſchweig. Dieſelben wurden ſogleich dem Churfürſten von Sachſen mitgetheilt, und die proteſtantiſche Partei bedeutend aufgeregt.

Gleichwohl ſollte noch ein Mal ein Verſuch gemacht werden, einen Frieden zwiſchen beiden Theilen zu vermitteln. Nachdem nämlich die Reformation im Jahre 1539 den großen Vortheil erlangt hatte, daß der neue Churfürſt von Brandenburg, Joachim II. zu ihr übergetreten war, ſollte ſie nach dem Wunſche dieſes Fürſten auch durch Erhaltung des Friedens befeſtiget werden. Joachim II. wandte ſich in ſolcher Abſicht zunächſt an den König Ferdinand, und ſeine Anträge fanden geneigtes Gehör, weil Fer-

dinand von den Türken neue Angriffe befürchtete. Von Seite des Kaiſers ſchien auch kein Hinderniß entgegen zu ſtehen: denn derſelbe hatte den heiligen Bund von Nürnberg, welchen der Vicekanzler Held in ſeinem Auftrage eingeleitet zu haben vorgab, keineswegs ausdrücklich beſtätiget. Ferdinand und Joachim II. brachten es daher durch viele Bemühungen dahin, daß eine Friedens-Unterhandlung für das Frühjahr 1539 nach Frankfurt ausgeſchrieben wurde. Eine Zuſammenkunft beider Parteien fand zwar ſtatt; allein ein wirklicher Friede konnte nicht zu Stande gebracht werden. Durch große Anſtrengungen der Vermittler gelang es jedoch am Ende, einen verlängerten Stillſtand der Waffen auszuwirken. Man vereinigte ſich nämlich, daß vom 1. Mai 1539 an auf weitere 15 Monate keine Acht wider die Proteſtanten vollſtreckt, auch ſonſt keine Gewalt wider ſie geübt werden, und überhaupt zwiſchen beiden Theilen Friede ſein ſoll. Dieſer Vertrag von Frankfurt gereichte wieder zum Vortheil der Proteſtanten; denn ſie gewannen abermals Zeit, und das führte nach der bisherigen Erfahrung immer zur Vergrößerung ihrer Partei.

Auch jetzt bewies ſich ſolches ſehr bald. Der größte Feind der Evangeliſchen, Herzog Georg von Sachſen, verſtarb nämlich am 24. April 1539 und ſein Nachfolger, Heinrich II., bekannte ſich ſogleich zur Reformation. Georg hatte für dieſen Fall ſeinem Bruder Heinrich freilich die Enterbung angedroht, und ſeine Länder dem Kaiſer vermacht, allein man kehrte ſich keineswegs an eine letztwillige Verordnung, deren Rechtsgültigkeit Zweifeln unterlag. Da jetzt Luther in Leipzig öffentlich predigte, alſo an dem Orte, von dem ſo viel Feindſeliges gegen die Reformation ausgegangen war, ſo erhob dieſes wichtige Ereigniß den Muth der Proteſtanten eben ſo ſehr, als es die Gegner betrübte.

Inzwiſchen hatten ſich am apoſtoliſchen Stuhle merkwürdige Veränderungen zugetragen, welche ganz dazu geeignet zu ſein ſchienen, einen entſcheidenden und zwar wohlthätigen Einfluß auf die Reformation auszuüben. Es trat nämlich in Rom ſelbſt eine kirchlich-reformatoriſche Richtung mit einer Entſchiedenheit hervor, wie es früher nie der Fall war. An der Spitze derſelben ſtand der Venetianer Contarini, ein Mann von Gelehrſamkeit, redlichem Willen, Gemeinſinn und ſittlicher Gemüthlichkeit. Von Paul III. zum Kardinal ernannt, übergab er dem Kirchenoberhaupt ſchon im Jahre 1538 Vorſchläge zu einzuführenden Verbeſſerungen. Paul III. wies die Verbeſſerungs-Anträge keineswegs kurz von der Hand weg, ſondern er geſtattete Berathungen und ſelbſt einleitende Schritte hierüber. Was aber die Sache vollends wichtig machte, war die Thatſache, daß Kardinal Contarini nicht blos in der äußeren Einrichtuug der Kirche, ſondern in den weſentlichſten Glaubens-Sätzen Reformen anſtrebte, welche jenen Luthers ſich ungemein näherten.

Wie oben gezeigt wurde, entſtand die proteſtantiſche Richtung durch die Lehre, daß der Menſch ohne eigenes Verdienſt nur vermöge des Glaubens an Chriſtus die Seligkeit erlange. Wurde dieſer Satz von katholiſcher Seite zugegeben, ſo war eine Vereinigung beider Religions-Parteien in der That nicht mehr geradehin unmöglich: denn alle weiteren Streitpunkte betrafen nur logiſche Folgerungen aus jenem oberſten Glaubensſatz, und konnten alſo bei der Vereiniguug über ihn, nach gegenſeitiger Billigkeit gütlich geordnet werden. Was bisher nie erlebt, und nie gehofft worden war, geſchah nun wirklich; das Haupt der reformatoriſchen Richtung am apoſtoliſchen Stuhle, Kardinal Contarini, geſtand die lutheriſche Theorie im Weſen als richtig zu. Er lehrte, wie der Reformator in Sachſen, daß der Glaube an Chriſtus allein den Menſchen rechtfertige. Daß eigenes Verdienſt nichts dabei bewirke, wurde ausdrück-

lich zugegeben, und nur die Einſchränkung gemacht, daß der Glaube in entſprechenden Handlungen ſich wirkſam bezeigen müſſe. Das Letztere hatte jedoch Dr. Martin Luther im Grund genommen ebenfalls gelehrt, und wenn ſohin der Papſt zur Beſtätigung der Grundſätze Contarini's bewogen werden konnte, ſo war in der That für die Vereinigung der Religions-Parteien und die allgemeine Durchführung der Reformation die Möglichkeit begründet. Paul III. hatte ſich nun freilich früher dem Konzilium auf liſtige Weiſe zu entziehen geſucht; ſeit 1538 zeigte er ſich aber nachgiebiger, und ſo ſchwer es auch dem Papſte fallen mochte, zur Kirchen-Verbeſſerung ernſtlich die Hand zu bieten, ſo gab doch Contarini wenigſtens die Hoffnung nicht auf, dieſes große Ereigniß herbeizuführen. Die Zeit war daher ungemein wichtig.

Unter ſolchen Verhältniſſen war es, als Kaiſer Karl V. abermals einen Verſuch zu machen beſchloß, durch eine wechſelſeitige Unterredung der Religions-Parteien eine endliche Vereinigung zu ermitteln. Nachdem zu dem Ende eine Zuſammenkunft zuerſt in Speier, und ſodann in Hagenau (1540) veranſtaltet werden ſollte, fand ſie im Jänner 1541 zu Worms wirklich ſtatt. Da die Beſprechung zu keinem Ziel führen wollte, ſo ward ſie auf einen eben ausgeſchriebenen Reichstag nach Regensburg verlegt. Im April 1541 begannen hier die Unterhandlungen, und ihnen wohnte von Seite der Kurie als päpſtlicher Legat bei . . . **Gaspar Contarini, der reformatoriſch, faſt lutheriſch geſinnte Kardinal!**

Niemals waren die Hoffnungen einer friedlichen Beilegung der Kirchenſpaltung größer, und nie ſchienen ſie ihrer Verwirklichung näher zu ſtehen, als in dieſem entſcheidenden Augenblick. Zuvörderſt waren von beiden Theilen gemäßigte Männer zur Leitung der Unterhandlungen gewählt worden. Kaiſer Karl V. hatte ſich dieſes Geſchäft nämlich ſelbſt vorbehalten, und für die Katholiken Johann Eck, Julius Pflug und Johann Gropper, für die Proteſtanten dagegen Philipp Melanchthon, Martin Bucer und Johann Piſtor zu Wortführern ernannt. Johann Eck war freilich ein heftiger Mann; ſtand aber um ſo entſchiedener in der Minderheit, als Contarini einen großen Einfluß auf die katholiſchen Collocutoren ausübte.

Nach einer weiſen Reformation ernſtlich verlangend, begann jener Kardinal und päpſtliche Legat das Friedensgeſchäft in Regensburg mit ſo wichtigen Zugeſtändniſſen zu Gunſten der Proteſtanten, daß man die kühnſten Erwartungen für übertroffen hätte halten ſollen. In dem Entwurfe, welcher mit ſeiner Zuſtimmung den Verhandlungen zum Grund gelegt wurde, waren nämlich die vier weſentlichſten Glaubensſätze über die Folgen des Sündenfalles, über den freien Willen, die Erbſünde und die Rechtfertigung im Weſen ganz nach der lutheriſchen Vorſtellung vorgetragen. Dieß war ſo ſehr der Fall, daß die evangeliſchen Wortführer, Melanchthon an der Spitze, die beiderſeitige Uebereinſtimmung im Weſen der Lehre anerkannten und nur über die Faſſung einzelner Sätze noch Ausſtellungen machten [11]. Da auch in dieſer Beziehung die Katholiken ſich nachgiebig erwieſen, ſo ward über die vier Hauptgrundſätze des Glaubens eine Vereinigung zu Stande gebracht.

Die Zugeſtändniſſe, welche hiebei den Proteſtanten gemacht wurden, waren wirklich ſo groß, daß ſie Erſtaunen erregen mußten. Aus unſerer frühern Darſtellung wird man ſich erinnern, daß die Theorie

---

[11]). Melanchthon drückt ſich in einem Briefe ſehr beſtimmt auf dieſe Weiſe aus:

„Adsentiuntur delecti, iustificari homines fide, & quidem in eam sententiam ut nos docemus. **Formula** composita est, quæ brevior est, quam causæ magnitudo postulat, tamen mediocris est.“

Luthers von der Unfreiheit des Willens in dem Reichstags-Abſchied von Augsburg thieriſch (Pecuina) genannt wurde. Und jetzt gaben die katholiſchen Wortführer in Regensburg zu: daß durch den Sündenfall auch die freie Willens-Beſtimmung des Menſchen vernichtet worden ſei: daß Niemand aus eigener Kraft ſittlich gut werden, ſondern nur durch den heiligen Geiſt vermöge des Glaubens an Chriſtus die Fähigkeit zum Guten erlangen könne. Das war alſo eine ächt lutheriſche Vorſtellung, und faſt eben ſo groß waren die Zugeſtändniſſe in den drei übrigen Fundamental-Lehren des Glaubens [12]).

Als die Verhandlungen zu den Folgeſätzen aus den Grundlehren und auf die äußere Einrichtung der Kirche übergingen, erhoben ſich dagegen unerwartet große Schwierigkeiten. Von katholiſcher Seite wollte man der Kirche allein das Recht zur Erläuterung der Bibel beilegen, während die Proteſtanten behaupteten, daß auch die Konzilien irren könnten. Gleichwie man in dieſer Beziehung ſich nicht vereinigen konnte, ergab ſich eine noch größere Spaltung bei den Grundſätzen über die Sakramente. Allmälig wurde die gegenſeitige Stimmung bitter, und man hob endlich die Verhandlung am 22. Mai 1541 mit der Erklärung auf, daß außer den verglichenen vier Sätzen eine weitere Vereinigung nicht möglich ſei. Als am 31. Mai dem Kaiſer über das Ergebniß der Vergleichs-Verſuche Bericht erſtattet wurde, bezeigte er ſein Wohlgefallen über die theilweiſe Einigung, ermunterte jedoch zugleich, auch in den noch ſtreitigen Sätzen aus allen Kräften nach einer Verſöhnung zu ſtreben. Karl V. äußerte hiebei ſogar den Wunſch einer allgemeinen Reformation der Kirche. Andrerſeits beſchloſſen einige evangeliſche Fürſten, der Churfürſt von Brandenburg und der Markgraf Georg, die möglichſten Anſtrengungen zu machen, um eine völlige Vereinigung der Religions-Parteien zu Stande zu bringen. Sie ordneten nämlich eine beſondere anſehnliche Geſandtſchaft, an deren Spitze der Fürſt von Anhalt ſtand, nach Wittenberg ab, und ließen durch ſie den Reformator Martin Luther erſuchen, daß er, als Schöpfer der neuen Lehre und Haupt der evangeliſchen Richtung, ſeinen Einfluß zur Vollendung des begonnenen Vergleichs benützen möge [13]).

Dr. Martin Luther konnte ſich indeſſen der Beſorgniß nicht erwehren, daß die römiſche Kurie eine Verſöhnung keineswegs ernſtlich wünſche, ſondern die Proteſtanten nur zu überliſten ſuche.

---

[12]). Wie entſchieden die Katholiken vornehmlich in dem Streit über den freien Willen nachgegeben hatten, beweiſt folgende merkwüdige Stelle ihrer deßfallſigen Erklärung in Regensburg:

Firma itaque et sana est doctrina, per fidem vivam et efficacem iustificari peccatorem. Nam per illam deo grati et accepti sumus propter Christum. Vocamus autem fidem vivam motum spiritus sancti, quo vere pœnitentes veteris vitæ, eriguntur ad deum, et vere apprehendunt misericordiam in Christo promissam, ut iam vere sentiant, quod remissionem peccatorum et reconciliationem propter meritum Christi, gratuita dei bonitate acceperunt, et clamant ad Deum Abba Pater, id quod tamen nulli obtingit, nisi etiam simul infundatur charitas sanans voluntatem, ut voluntas sanata quemadmodum D. Augustinus ait, incipiat implere legem. — Etsi autem is qui iustificatur, iustitiam accipit et habet per Christum etiam inhærentem, — quare ss. Patres iustificari etiam pro eo, quod est inhærentem iustitiam accipere, usurparunt: tamen anima fidelis huic non innititur, sed soli iustitiæ Christi nobis donatae sine qua omnino nulla est nec esse potest iustitia. Et sic fide in Christum iustificamur, seu reputamur iusti, i. e. accepti, per ipsius merita, non propter nostram dignitatem aut opera.

[13]). Die Botſchafter ſprachen in folgender ſchönen Weiſe zu Luther:

„Weil denn der Doctor durch göttlich Gnade und Erleuchtung, am erſten die Lahre wieder an Tag gebracht hat, ſo erſuchen ihn auch für alle ander, hochgedachte Chur- und Fürſten, mit gnedigem Begehr, wolle helfen verfördern,

Schon bei der Eröffnung der Unterhandlungen in Regensburg war dieſe Stimmung des Reformators an den Tag getreten, weil er den Churfürſten in Sachſen dringend vor dem Beſuche des Reichstags warnte [14]). Als die Nachricht nach Wittenberg kam, daß man ſich ſo ſchnell über die vier Hauptlehren vereiniget habe, wurde der Verdacht Luthers, daß Täuſchung im Spiele ſei, noch ſtärker. Nach den Berichten über die folgenden Anſtände ging jener Verdacht zur feſten Ueberzeugung über; denn der Reformator fand es unbegreiflich, wie man über Artikel Streit erheben könne, welche nur die logiſchen Folgerungen der verglichenen Fundamental-Grundſätze waren. Mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit ſtellte Luther alle dieſe wichtigen Bedenken der an ihn abgeordneten Geſandtſchaft vor, und erklärte unverholen, daß er an keine verſöhnlichen Abſichten der Katholiken glaube [15]). Gleichwohl wies er den Vergleich nicht ganz von der Hand, ſondern rieth nur, daß man die vier verglichenen Hauptſätze ganz rein lehren möge. Indem er für dieſen Fall die Hoffnung einer künftigen Vereinigung über die Nebenſachen ausſprach, zeigte er ſich auch bereitwillig, über dieſelben allen Streit für einige Zeit ruhen zu laſſen.

Doch nicht bloß von evangeliſcher, ſondern auch von katholiſcher Seite wurden Schwierigkeiten gegen eine endliche Vereinigung erhoben. Wie nach Wittenberg, mußten die verglichenen vier Sätze auch nach Rom zur Genehmigung geſendet werden, und hier erregten ſie großes Erſtaunen. Selbſt die gemäßigten und annäherungsweiſe mit Contarini gleichgeſinnten Kardinäle Caraffa und San Marcello äußerten ihr Befremden darüber. Der Pabſt ſelbſt wollte zwar die Genehmigung nicht unbedingt verweigern; gleichwohl erklärte er ſich ſo ausweichend, daß leicht Verdacht zu ſchöpfen war. Dagegen verwarfen deutſche katholiſche Fürſten, die Herzöge von Baiern, die vier Vergleichs-Artikel geradezu, auch der Erzbiſchof von Mainz widerſetzte ſich denſelben, und andere Katholiken äußerten gegen den Papſt Paul III.

---

das darinnen chriſtliche, leidliche Mittel getroffen werden, damit dieſe heilſame Lahre, auch weiter gebracht und weniger gewehret würde, denn zu verhoffen, da die Lehre vom Heuptartikel, weiter gebracht, müſſen alsdenn die andern Mißbräuche auch fallen."

„Bitten derwegen ſchießlich, der Herr wolle ſelber gute Mittel und Wege anzeigen, die bemeltete Chur- und Fürſten mit Fleiß verfordern wollten, damit die ſtreitigen Artikel gänzlich möchten abgeſchnitten, oder je denn gute Maß getroffen werden. Doch ſuchen in dem nichts anders, denn das ohne Abbruch göttliches Worts, und Ärgerniß, wohl beſchehen möchte, mit Bitte ſolchs im beſten, und uns treuer Wohlmeinung zu vermerken."

[14]). Luther ſchrieb an Johann Friedrich unter andern folgendes:

„Auffs ander Stück E. C. F. G. perſönlich Erſcheinen zu Regensburg. Wir haben zwar zuvor immerdar, ehe denn wir ſolch E. C. F. G. Beſchwerung gewußt, herzlich gewünſchet, auch Gott gebeten, daß E. C. F. G. ja nicht perſönlich auf den Reichstag zöge, in dieſer ſchwinden fehrlichen Zeit. Denn E. C. F. G. Perſon iſt der beſte Mann, den der Teufel für andern Fürſten ſuchet und meinet. Und iſt in keinen Weg zu rathen, daß ſich euer E. F. G. aus dem Lande begeben, dafür wir auch noch herzlich und um Gottes willen, E. C. F. G. wollen gebeten haben. Uns drücken. auch Urſachen.

„Demnach iſt unterthenigſt Rath und Bitte, E. C. F. G. wollten im Lande bleiben, ſoll ein Fahr daraus entſtehen, Kaiſer ungnädig und zornig werden, Land und Leute zu wagen ſein, ſo müſſens E. C. F. G. Gotte befehlen der uns bisher nicht verlaſſen." (Luth. W. Jen. Ausgb. Th. VII. Fol. 443.)

[15]). Seine ſcharfſinnige und bündige Erklärung lautete unter andern in nachſtehender Weiſe:

„Zum andern, daß die vier Artikel verglichen ſollen ſein, höret ich auch gern, ich habe aber der Formulen keine geſehen, ohne die eine von der Juſtification, ohne was ich des alſo höre geſchehen. Aber ich habe E. F. G. vorgeſtern geſagt, das unmüglich ſei, jenes Theil mit uns zu vertragen, und ſtehet auch nicht in Kaiſ. Maieſt. Vermögen, denn ob es gleich Kaiſerl. Maieſt. aufs allerhöchſt und gnedigſt ernſt und gut meint, ſo iſt es doch jenem Theil nicht Ernſt,

ihre Unzufriedenheit über die, den Proteſtanten gemachten Zugeſtändniſſe. Jetzt verſagte die Kurie den Vorſchlägen Contarini's ruckſichtlich des Vergleichs über die päpſtliche Macht und jene der Konzilien förmlich die Genehmigung, ja der Legat erhielt ſogar den Auftrag, noch andere ſeiner Erklärungen zurückzunehmen.

Man verwarf endlich auch den Vorſchlag, welchen Luther der an ihn abgeordneten Geſandtſchaft gemacht hatte, und bewilligte ſelbſt dem Kaiſer nicht die verlangte einſtweilige Duldung über die unverglichenen Lehren. Die Parteien ſelbſt wurden wieder gegen einander erhitzt und das Verſöhnungs-Werk ſcheiterte vollſtändig. Der Natur der Sache nach, war ein anderer Ausgang der Vergleichs-Verſuche nicht wohl möglich; denn die Proteſtanten wollten und konnten eine Obergewalt des Papſtes nie mehr anerkennen, und wie war von der Kurie jemals ein freiwilliger Verzicht auf ihre Macht zu erwarten? Der würdige Contarini täuſchte ſich daher, wenn er ſich wirkliche Hoffnungen einer Verſöhnung machte, und es war wiederum Dr. Martin Luther, welcher in der Sache ſogleich Anfangs klar und deutlich ſah.

Als ſich die Vergleichs-Unterhandlungen von Regensburg gänzlich zerſchlagen hatten, ergriff der Kaiſer in dem Reichstags-Abſchied vom 29. Juli 1541 das alte Mittel, die endliche Beilegung des Streites an ein künftiges allgemeines, oder wenigſtens nationales Konzilium zu verweiſen. Dabei wurde jedoch der Nürnberger Religionsfriede erneuert, und zugleich die vorläufige Einſtellung aller kammergerichtlichen Prozeſſe wider die Evangeliſchen eingeſchärft [16]). Der Reichstag in Regensburg vom Jahr 1541 gereichte daher wieder zum Vortheil der Reformation, und immer weiter dehnte ſich jetzt der Kreis derſelben aus.

Johann Friedrich, Churfürſt in Sachſen, beſetzte nicht nur den erledigten Biſchofſtuhl in Naumburg im Jahr 1542 mit einem eifrigen Lutheraner, Nicolaus von Amtsdorf, ſondern legte ſich auch die Landeshoheit über das Biſthum bei. Auf die Feindſeligkeiten des Herzogs Heinrichs von Braunſchweig gegen Goslar und ſeine eigene Hauptſtadt, griffen Johann Friedrich und der Landgraf von Heſſen dagegen vollends zu den Waffen. Da Herzog Heinrich unterlag, ſo wurde er zu Gunſten ſeiner Söhne der Gewalt entſetzt, und in ſeinem geſammten Fürſtenthum die lutheriſche Lehre eingeführt. Während ſogar der

---

mit Gott und nach der Warheit vertragen zu werden, wollen aber Kaiſerl. Maieſt. vielleicht alſo ein Naſen drehen, denn wo es ernſt were, ſo würden ſie die andern zehn Artikel nicht laſſen unverglichen ſein, als ſie wohl wiſſen und verſtehen, daß ſie alle zehen gewaltiglich und **in bona consequentia**, aus den vier verglichenen, ſonderlich aus dem Artikel der Juſtification, verdammt ſind. Sie aber haben aus allen, dieſe zehen, ſo am hefftigſten wider die verglichene vier Artikel ſtreiten und verdamnen, behalten, daraus ich wohl kann verſtehen, daß es jenes Theils Ernſt nicht iſt, daß ſie denſelbigen Artikeln ihren rechten Verſtand wollen laſſen."

[16]). „In dem Reichstags-Abſchied heißt es unter andern:

„Und was betrifft die Acten und Proceſſe, ſo bisher in Religion und andern geſchehen, an unſerm Kammergericht anhängig gemacht undergangen ſeind, derwegen bisher Streit geweſen, ob dieſelben im Nürnbergiſchen Friedſtand begriffen ſein ſollen oder nicht: dieſelben Acten und Proceß wollen wir zur Erhaltung Friedens, Ruhe und Einigkeit im heiligen Reich deutſcher Nation, und aus unſer Kaiſerlichen Macht und Vollkommenheit, ſo lang bis das gemeine oder National-Concilium, oder in dieſer Sachen eine gemeine Reichsverſammlung, wie obſteht, gehalten wird, ſuſpendirt und eingeſtellt haben."

Churfürſt von Köln proteſtantiſche Theologen zur Reformation ſeines Landes berief, erklärten ſich für die evangeliche Lehre auch der Pfalzgraf von Neuburg, ſowie die Städte Hildesheim und Regensburg. Selbſt in Öſtreich und Baiern verbreiteten ſich lutheriſche Gemeinden, und unaufhaltſam ſchien ſich die Reformation über ganz Deutſchland auszudehnen.

Karl V. konnte nichts wider die Proteſtanten unternehmen, weil er nach dem Reichstag in Regensburg vom Jahr 1541 zuerſt in eine unglückliche Unternehmung gegen Algier, und dann in einen neuen Krieg mit dem König von Frankreich verwickelt worden war. Als er aber mit Franz I. am 18. September 1544 zu Crespy Frieden geſchloſſen hatte, wandte er ſeine volle Thätigkeit der Beilegung der Religions-Spaltung in Deutſchland zu. Von Seite des Papſtes wurde eine neue Synode für das Jahr 1545 nach Trident ausgeſchrieben, deren Beſuch die Evangeliſchen abermals verweigerten. Der Kaiſer, nunmehr zu entſcheidenden Schritten entſchloſſen, machte im Jahr 1546 den letzten Verſuch der Güte, indem er zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen ein Religionsgeſpräch in Regensburg veranſtaltete. Da das Konzil von Trident wirklich eröffnet worden war, und entſchieden feindſelige Geſinnungen wider die Lutheriſchen offenbarte, ſo benahmen ſich auch die katholiſchen Theologen in Regensburg ſichtbar zurückhaltend. Ja ſie nahmen endlich alles zurück, was man bei der Verhandlung des Jahres 1541 den Proteſtanten zugeſtanden hatte. Nun verſchwand jede Hoffnung einer Verſöhnung, und das Geſpräch in Regensburg wurde plötzlich abgebrochen.

Obgleich die Evangeliſchen an der Vereitelung dieſes Sühne-Verſuchs keine Schuld trugen, zeigte Kaiſer Karl V. große Strenge wider ſie, und verrieth überhaupt die Abſicht, nach vieljährigen vergeblichen Unterhandlungen endlich die Entſcheidung durch die Waffen zu verſuchen. Bevor er dieſen Entſchluß in's Werk ſetzte, trat eine andere Begebenheit ein, welcher wir einen beſonderen Abſchnitt widmen müſſen.

Zwei und zwanzigſtes Hauptſtück.

Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers.

(Vom Jahr 1544 — 1546.)

Während über das Schickſal der Reformation im Jahr 1546 eine entſcheidende Kriſis ſich vorbereitete, rückte das Lebensende des Mannes heran, welcher das große Werk geſchaffen und mit bewunderungswürdiger Ausdauer durchgeführt hatte. Dr. Martin Luther hatte um dieſe Zeit noch nicht das drei und ſechzigſte Lebensjahr zurückgelegt; allein ſeine Anſtrengungen im Wirken für die Wahrheit, Aufklärung und Humanität waren zu anhaltend und zu auſſerordentlich, um nicht die größte Kraft frühzeitig aufzureiben. Wenn wir den Umfang der öffentlichen Thätigkeit des Reformators von 1517 bis 1546, alſo in dem langen Zeitraum von neun und zwanzig Jahren überblicken, ſo können wir des

Staunens unmöglich uns erwehren. Schon ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind von einer Ausdehnung, daß ſie ein Menſchenleben füllen konnten: denn welche Unternehmung war neben der Feſtſtellung der wahren chriſtlichen Lehre in allen ihren weſentlichen Theilen nur die Ueberſetzung der Bibel? Gleichwohl waren alle dieſe mühſeligen Studien und Leiſtungen, verbunden mit dem Lehramt an der Univerſität Wittenberg, und dem angreifenden Geſchäft des erſten Volks-Predigers, faſt unbedeutend gegen den harten Kampf, welchen Luther neun und zwanzig Jahre lang wider die Macht des Papſtthums führte!

Als ſeine Lehre Wurzeln gefaßt hatte, war der Doktor, wie er mit Recht vorzugsweiſe genannt wurde, der politiſche Mittelpunct ſeiner geſammten Partei. Nichts Weſentliches geſchah ohne ſeinen Rath, überall mußte er durch Gutachten die Entſchließungen der reformatoriſchen Richtung leiten. Wieviele Verſuche zur Vermittlung, wie viele Disputationen, Geſpräche und Unterhandlungen fielen nur in dem Zeitraume von neun und zwanzig Jahren vor, wie oft war die Reformation der Berathungs-Gegenſtand auf den Reichsverſammlungen? Und jederzeit hatte Luther in der Vertretung ſeiner Partei die Hauptgeſchäfte zu verrichten! Der Reformator war zugleich der Rathgeber aller ſeiner Anhänger in ihren beſonderen Angelegenheiten. Sollte eine Kirche oder Schule nach neuen Grundſätzen eingerichtet werden, ſo ward um das Gutachten Luthers gebeten; bedurfte man eines Pfarrers, mußte Er ihn vorſchlagen; entſtand ein Zweifel über irgend eine Religionsfrage, ſo berief man ſich auf Seine Entſcheidung. Ja ſogar im häuslichen Leben betrachteten die Lutheriſchen ihren Führer als Tröſter und Schützer. Wer an Gemüths-Unruhen litt, wer um der Religion willen verfolgt wurde, wer durch den Tod eines Familiengliedes in Schmerz verſetzt war, wendete ſich an Dr. Martin Luther, um Linderung ſeines Kummers zu erhalten. Und nie ließ der milde Mann den Hülferuf ohne Gewährung. So ſehr er auch von allen Seiten Deutſchlands mit Bitten der Art beſtürmt wurde, gleichwohl ſendete er immer ſeinen gemüthreichen Troſtbrief. Schon die ungeheure Maſſe von Antwortſchreiben der Art, welche in ſeinen Werken geſammelt ſind, erregen die Verwunderung: — wie viele mögen aber noch unbekannt ſein, und in den Archiven verborgen liegen [1]).

---

[1]). Auch die Stadt Hof, bald der Reformation zugethan, ſuchte bei Luther wegen erlittener Verfolgung Troſt Der Doctor ſchrieb den dortigen Proteſtanten folgenden ſchönen Brief:

„Martin Luther an die verehrten Brüder in Chriſto und treuen Bürger der Stadt Hof,
Kaspar Löhner, Pfarrer, und Nikolaus Medler, Schullehrer!

„Gnade und Friede in Chriſto. Ich habe euern Brief geleſen, meine beſten Brüder, in welchem ihr euch meinen „Rath erbittet: ob ihr jenen liſtigen Feinden des Evangeliums weichen ſollet? Ich meine aber, daß ihr auf keinen „Fall weggehet, damit es nicht ſcheine, als wollet ihr die Heerde wie Söldlinge verlaſſen. Fahret vielmehr in den „euch obliegenden Pflichten fort, und thut bei der von euch erkornen Kirche alles, was ihr zu thun für nöthig haltet, bis „ſie euch entweder mit Gewalt hinauswerfen, oder durch einen obrigkeitlichen Befehl ausweiſen. Sonſt müſſet ihr dem „Wüthen des Satans nicht weichen. Ihr ſeid auch die einzigen nicht, die ſolches Ungemach zu ertragen haben· Die „Verfolgung unſerer aller von Innen (Kirche) und namentlich von unſeren Brüdern, auch unter der beſten Obrigkeit, „iſt nicht zu bezweifeln. Weil wir indeß von der äußern Verfolgung frei ſind, die Lehre des Evangeliums aber ohne „Verfolgung weder beſtehen, noch wachſen kann, ſo muß wenigſtens jene innere ertragen werden. Es will und muß „doch gelitten ſein; ſei es von innen oder von auſſen. Seid daher ſtark, traget dieſes Ungemach wie Chriſtus, und ihr „werdet eure Seele beruhigt finden.

„Gott ſelbſt, unſer Führer und Rathgeber, ſchütze und tröſte euch mit ſeinem heiligen Geiſte, Amen.

„Wittenberg am 7. Juni 1531." (Höfer Chronik zuſammengeſtellt v. H. Wirth.)

Es iſt ſehr ſchwer, von dem Umfange einer neun und zwanzigjährigen Wirkſamkeit der Art eine genaue Vorſtellung zu gewinnen, dagegen leicht begreiflich, wie ſehr die Kräfte des Mannes frühzeitig nachlaſſen mußten. Dr. Martin Luther hatte ſich im Jahr 1525 nach dem Wunſche ſeiner Ältern mit Katharina von Bora verheirathet, und in zufriedener Ehe gelebt. Er hatte drei Söhne, und war bei ſeiner gemüthlichen Natur ein guter Familienvater. So gering ſeine Einnahme und Vermögensſtand auch waren, ſo lebte er bei ſeiner Genügſamkeit doch froh im häuslichen Kreiſe. Die Aufmerkſamkeit und liebreiche Pflege ſeiner Gemahlin, wie der nähern Freunde, bemühten ſich eifrig um Bewahrung ſeiner Geſundheit; deſſenungeachtet zeigte ſich vom Jahre 1544 an ein raſches Altern bei ihm. Sowie die Kräfte abnahmen, verlor ſich auch die frühere Heiterkeit des Geiſtes, und Luther wurde allmälig düſter, ja faſt mürriſch.

Aeuſſere Umſtände trugen noch dazu bei, um dieſe Stimmung zu vermehren, und die letzten Lebensjahre des großen Mannes zu trüben. Das bitterſte Gefühl, welches er in ſeinem ganzen Leben empfunden hatte, war ſeine Unzufriedenheit mit der abweichenden Lehre der ſchweizeriſchen Reformirten über das Abendmahl. Luther war ſich klar bewußt, welches Maaß von Muth, Charakterſtärke und Geiſteskraft nothwendig war, um den ungleichen Kampf mit dem Pabſtthum zu beginnen. Vor ihm hatte denſelben Niemand in ſo entſchiedener Weiſe gewagt, wie der ehrwürdige Zwingli ſelbſt gerecht anerkannte. Unerträglich ſchien es daher dem eigentlichen Urheber der Reformation, Dr. Martin Luther, zu ſein, daß diejenigen, denen er zum öffentlichen Bekenntniß der beſſern Lehre erſt Muth gemacht und die Bahn gebrochen, ihn über Glaubensſätze meiſtern wollten. Von dem Standpunkt geſchichtlicher Unpartheilichkeit kann man das Benehmen Luthers in dem Sakraments=Streit mit den Zwingliſchen allerdings nicht rechtfertigen, da Letztere in der Sache ſelbſt Recht hatten, und noch überdieß in dem Streite ſowohl verſöhnlicher als beſcheidener ſich erwieſen. Dagegen läßt ſich die Empfindlichkeit Luthers aus den angegebenen Gründen ſehr leicht erklären, und wer wollte dem unſterblichen Manne bei ſeinen auſſerordentlichen Verdienſten um die Menſchheit eine ſo kleine Schwäche nicht zu gut halten?

Wie dem aber auch ſei, ſo wurden dem Reformator durch den Zwieſpalt mit den Zwingliſchen jedenfalls ſeine letzten Lebensjahre verbittert. In ſeiner Seele ſetzte ſich nämlich der Verdacht feſt, daß Philipp Melanchthon insgeheim der Lehre Zwingli's ſich zuneige [2]). Bei der großen Abneigung, welche er gegen die Anhänger dieſer Lehre hegte, konnte ihm nichts entſetzlicheres begegnen, als den treuen Gehülfen ſeiner langen öffentlichen Wirkſamkeit, den Freund ſeiner Seele, ſein zweites Ich zu ſeinen Todfeinden übergehen zu ſehen. Luther litt unſäglich durch dieſe Befürchtung, und zog ſich nun verſchloſſen in ſich ſelbſt zurück.

---

[2]). Er erklärte ſich gegen den Kanzler Brück über dieſen Verdacht ſelbſt, und zwar in nachſtehender Weiſe:

„Er wiſſe freilich nicht, wie er mit Philipp wegen ſeiner Meinungen vom Sacrament daran ſei; denn er nennte es nicht anders und hielte es alſo auch wohl für nichts anders, denn für eine bloße Ceremonie: hätte ihn auch lange Zeit nicht geſehen das heilige Abendmahl empfahen, wohl aber hätte er ſchon allerhand argumenta vorgebracht, daraus er vernommen, wie er faſt Zwingli'ſcher Meinung wäre; doch wie es in ſeinem Herzen ſtünde, wiſſe er noch nicht. Aber er wollte ſein Herz mit Philipp theilen und wollte ganz gern, daß ſich Philippus als ein hoher Mann nicht möchte von ihnen und von der Schule allhier abthun — würde er aber freilich auf der Meinung verharren, ſo müßte die Wahrheit Gottes vorgehen."

Selbſt ſeine Stellung an der Univerſität Wittenberg ward jetzt unbehaglich, ja faſt unerträglich. Von allen ſeinen Amtsbrüdern geachtet, geliebt, bewundert, war er bisher auch an der hohen Schule der Mittelpunkt aller geiſtigen Thätigkeit, die eigentliche Seele der Anſtalt geweſen. Da aber auch Melanchthon mit Recht hochgeſchätzt und innig verehrt wurde, da man nur mit Schmerz eine heimliche Kälte zwiſchen beiden hochſtehenden Männern ſich anſpinnen ſah, ſo kehrte ſich das Mißtrauen Luthers auch gegen die Mehrheit ſeiner Collegen. Seine Gemüths-Stimmung war nun ſo trübe, daß er Wittenberg im Jahr 1544 ſogar zu verlaſſen beſchloß, und nur mit Mühe durch die Vorbitte der geſammten Univerſität von jenem Entſchluß abgebracht werden konnte [3]). Deſto heftiger erneuerte er dafür ſeinen Streit mit den Schweizern durch eine Schrift, welche im Jahr 1544 erſchien [4]).

Immer düſterer und verſchloſſener ward fortan die Gemüths-Stimmung des Reformators, und nur ein Vorfall gab ihm noch eine kleine Erheiterung. Man verbreitete nämlich im Jahre 1545 von Rom aus eine Schrift in italieniſcher Sprache, worin berichtet wurde, daß Dr. Martin Luther geſtorben, und daß ſein gottloſer Leib vom Teufel geholt worden ſei. „Durch dieſes Ergebniß“, hieß es ferner, „hätten Viele ihr Leben gebeſſert und zur rechten Kirche ſich zurückgewendet.“ Luther war über jene Schrift ſo ergötzt, daß er ſie ſelbſt ins Deutſche überſetzte und durch den Druck verbreitete [5]). Unter die Ueberſetzung ſchrieb er folgendes:

„Und ich Martinus Luther D. bekenne und zeuge mit dieſer Schrift, daß ich ſolchs zornig Getichte von meinem Tod empfangen hab am 21. Martii, ſehr gerne und frölich geleſen, ausgenommen die Gottesleſterung, da ſolche Lügen der hohen, göttlichen Maieſtet wird zugeſchrieben. Sonſt thut mirs ſanft auf der rechten Knieſcheiben, und an der linken Ferſen, das mir der Teufel und ſeine Schupen, Papſt und Papiſten ſo herzlich feind ſind, Gott bekere ſie vom Teufel. Iſts aber beſchloſſen, das mein Gebet für die Sünde zum Tod, vergeblich iſt, wolan, ſo gebe Gott, das ſie ihr Maaß voll machen, und nichts anders, denn ſolche Büchlin zu ihrem Troſt und Freuden ſchreiben. Laß immer hinfahren,

---

[3]). In einem Schreiben Crucigers an Veit Dietrich vom 14. Hornung 1544, heißt es,

»Non diu est cum levicula re offensus, sed conceptis suspicionibus, quas secum multas ac diu aluit tacite, credo adversus nos omnes, vix omnium precibus ac lacrimis placari potuit et retineri, ne et ecclesia et schola deserta abiret.«

[4]). Kurzes Bekenntniß vom Abendmahl. Luthers Werke Jen. Ausg. Th. VIII. fol. 174.

[5]). Es kommen darin folgende Stellen vor:

„Auff das das Volk abſtünde von ſolchem großen Irrthum, Zerſtörung und Verderbniß, welche obgenannter Luther in dieſer Welt hat angericht, darumb alsbald ſein Leib ins Begrebniß iſt geleget worden, iſt alsbald ein ſchrecklicher Rhumor und Gethümmel gehört worden, als fiele Teufel und Helle in einander.“

„Die folgend Nacht an demſelbigen Ort, da der Leib Martini Luthers war begraben, hat jedermann gemeinlich gehört ein größer Ungeſtüm denn das erſte. Darumb auch das Volk aufgeſtanden, und kam in eine große Furcht und Entſetzung. Derhalben, als es Tag ward giengen ſie hin, auffzuthun das Grab, da der gottloſe Leib des Martin Luther hingeleget war, welches Grab, als es auf ward gethan, ſahe man, daß da weder Leib, oder Fleiſch, noch Bein, noch einige Kleider waren, aber es war alles voll ſolch geſchwebliches Geſtankes, daß es Alle, die umher ſtunden, krank machte. Dadurch viel ihr Leben haben gebeſſert zu dem heiligen, chriſtlichen Gauben, zu Ehre, Lob und Preis Jeſu Chriſti und Befeſtigung und Bekrefftigung ſeiner heiligen, chriſtlichen Kirchen, die da iſt ein Pfeiler der Wahrheit.“

ſie fahrn recht, *sic voluerunt*, **ich will dieweil zuſehen, wie ſie wollen ſelig werden, oder wie ſie büſſen, und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gottesläſterungen, damit** ſie die **Welt füllen"** [6]).

Im Mai oder Juni 1545 hatte Luther ſeinen Vorſatz Wittenberg zu verlaſſen, wirklich ausgeführt, ja er ſchrieb ſogar an ſeine Gemahlin, daß er nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Da man von dieſem Schritt großen Nachtheil für die Univerſität Wittenberg befürchtete, ſo vereinigte ſich alles, um den Reformator zur Rückkehr zu bewegen, welche denn endlich auch erfolgte. Schon am 23. Januar 1546 reiste aber Dr. Martin Luther wieder von Wittenberg ab, um auf die Bitten der Grafen von Mansfeld durch ſeine überwältigende Perſönlichkeit verſchiedene Irrungen in ihrer Familie zu vermitteln und zu vergleichen. So hart ihm das Geſchäft in ſeiner damaligen Lage ankam, wollte er ſich demſelben doch willig unterziehen, um durch Verſöhnung der Grafen von Mansfeld ſeiner Heimatlandſchaft wieder Ruhe zu geben. Am 24. Januar 1546 langte der Reformator in Begleitung ſeiner drei Söhne Johann, Martin und Paul, in Halle an, und verweilte wegen hohen Waſſerſtandes bis zum 27. alldort. Auch dieſe Ruhezeit ſollte zum Wirken benützt werden, und darum predigte der Doctor am 26. in Halle. Nachdem er am 29. deſſelben Monats in Eisleben angekommen war, unterzog er ſich dort bis zum 17. Hornung täglich dem verwickelten Vermittlungs-Geſchäft zwiſchen den Grafen und predigte noch überdieß vier Mal in beſonders eindringlicher Weiſe.

Schon vor ſeiner Ankunft in Eisleben war Dr. Luther im Wagen ſo ſchwach geworden, daß man für ſein Leben fürchtete. Durch Reibung mit warmen Tüchern hatte man dem Uebel begegnet, und Luther war wieder ziemlich wohl. Im traulichen Zwiegeſpräch mit ſeinen Freunden äuſſerte er des Abends oft daß er bei ſeinem Alter die Laſt der Geſchäfte jetzt doch empfinde, darum endlich ein Mal ſich zur Ruhe zu ſetzen gedenke. Der alternde Mann erfreute ſich ſehr an dieſem Gedanken, und ſagte, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Wittenberg ſogleich in den Ruheſtand ſich verſetzen laſſen wolle. Allein die Freude, von ſeinen ungeheuern Arbeiten auszuruhen, und noch einige Jahre ſorgenlos und heiter zu verleben, ſollte dem Reformator nicht zu Theil werden; denn ſchon am 17. Hornung 1546 kehrte die Schwäche noch in Eisleben zurück, und ein ſegenreiches, vielbewegtes Leben ſtand nun an ſeinem Ziele.

Dr. Jonas, der bewährte Freund Luthers, umgab mit des Leztern drei Söhnen das Lager des Kranken. In der Nacht vom 17. auf den 18. Hornung nahm die Schwäche ſo zu, daß der Reformator ſein herannahendes Ende fühlte. „Ach lieber Doctor Jonas", ſagte er, „ich acht, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben." Zwei Aerzte eilten nun herbei; der Graf Albrecht von Mansfeld und ſeine Gemahlin begaben ſich der Pflege willen zu dem Kranken, und noch andere Perſonen, insbeſondere M. Celius, boten freundlich ihre Dienſte zu gleichem Zwecke an. Dr. Jonas und

---

[6]). Damit hatte Luther noch folgende Verſe verbunden, welche das Bewußtſein ſeiner Macht ausſprachen:

Papa quid ægroto sua fata precare Luthero,
Nil melius, vivat, seu moriatur, habes.
Is tua, dum vivit, pestis te affligit & urit:
Mors tua tunc certe, cum morietur, erit.
Dura lues pestis, sed mors est durior illa:
Elige nunc utrum, perfide Papa, velis.

M. Celius ſuchten dem Leidenden Hoffnung auf Geneſung einzuflößen; allein dieſer erklärte beſtimmt, daß er ſeinen Geiſt aufgeben werde Darauf begann Dr. Martin Luther in folgender Weiſe laut zu beten:

„O mein Himliſcher Vater, ein Gott vnd Vater vnſers HErrn Jheſu Chriſti, du Gott alles Troſtes, ich dancke dir, Das du mir deinen lieben Son Jheſum Chriſtum offenbaret haſt, An den ich gleube, Den ich gepredigt vnd bekand hab, Den ich geliebet vnd gelobet hab, Welchen der leidige Bapſt, vnd alle Gottloſen ſchenden, verfolgen, vnd leſtern, Ich bitte dich, mein HErr Jheſu Chriſte, las dir mein ſelichen befolhen ſein. O Himliſcher Vater, ob ich ſchon dieſen Leib laſſen, vnd aus dieſem Leben hinweg geriſſen werden mus, So weis ich doch gewis, Das ich bey dir ewig bleiben, vnd aus deinen Henden mich niemands reiſſen kan.“

Da die Krankheit ſichtbar zunahm, verſuchte ein Arzt noch die Wirkung einer Arznei, welche er für Nothfälle bei ſich trug; Luther betheuerte hingegen wiederholt die Unabwendbarkeit ſeines Todes, und ſprach deßhalb drei Mal ſehr ſchnell: »Pater, in manus tuas commendo spiritum meum. Redemisti me Deus veritatis. (In deine Hände befehle ich meinen Geiſt, Vater; Du haſt mich erlöst, Gott der Wahrheit).“

Hierauf ward er ſtill, und als man ihn rüttelte, rieb und ihm zurief, öffnete er die Augen nicht und gab auch keine Antwort.

Später gelangte Luther wieder zum Bewußtſein, und in dieſem Augenblicke richteten Dr. Jonas und M. Celius folgende Frage an ihn:

„Verehrungswürdiger Vater! Wollet ihr auf Chriſtum und die Lehre, wie ihr die gepredigt, beſtändig, ſterben?“

Es war gefährlich, eine ſolche inhaltſchwere Frage einem Sterbenden vorzulegen, deſſen Bewußtſein und klare Denkkraft im Schwinden war. Allein Dr. Martin Luther ſprach ſo feſt, daß man es deutlich hören konnte:

„Ja!“

Gleichſam als hätte er nun ſein letztes Geſchäft verrichtet, ſein Werk vollendet und gekrönt, ſeine Rechnung mit der Erde abgeſchloſſen, wendete ſich der Doktor auf die andere Seite, und begann zu ſchlummern. Nach einer Viertelſtunde wurde er plötzlich ſehr bleich, holte tief, doch leicht Athem und entſendete noch vor Anbruch des Tages ſeinen kühnen Geiſt.

Ruhig und ſanft war das Hinſcheiden des erhabenen Mannes!

So ſtarb Dr. Martin Luther am 18. Hornung 1546 zu Eisleben in der Grafſchaft Mansfeld.

Als ſchon die Heldenſeele entſchwunden war, wollten die Umſtehenden den Gedanken daran noch nicht ertragen. Vor dem Verſcheiden waren auch der Graf Heinrich von Schwarzenburg mit ſeiner Gemahlin an das Krankenbett gekommen. Dieſe mit jenen von Mansfeld jammerten laut, und rieben ſammt Jonas, Celius und Aurifaber den Todten noch längere Zeit, bis ſie der Gewißheit weichen mußten. Früh um vier Uhr erſchienen der Fürſt Wolf von Anhalt, mehrere Grafen und Herren, und alle erhoben ihre Stimme, und weinten laut, wie der große Verklärte ſo ſchön geſagt hatte. Alsdann ſtrömten auch die Bürger von Eisleben herbei und ergoſſen heiße Thränen über den todten theuren Leib.

Am 19. Hornung ward die Leiche in die Hauptkirche zu St. Andreas getragen, begleitet von vielen Großen und der geſammten Bevölkerung der Stadt. Dort predigte Dr. Jonas, während M. Celius vor dem Abgang der Ueberreſte des Reformators nach Wittenberg eine ergreifende Rede hielt.

Der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen wünſchte nämlich, daß der erhabene Todte ſeine lezte Ruheſtätte an dem Orte finde, wo er ſeine coloſſale öffentliche Wirkſamkeit eröffnet hatte. Nachdem die Grafen von Mansfeld nicht ohne Widerſtreben eingewilliget, fuhr die Leiche am 20. Hornung 1546 von Eisleben ab. Graf Hans und Hans Hojer von Mansfeld geleiteten dieſelbe mit 45 gerüſteten Pferden. Als der Zug der Stadt Halle ſich näherte, ſtrömte ihm der größte Theil der Bevölkerung entgegen. Unter den Thoren empfingen die Pfarrherren, der Rath der Stadt und die Schullehrer mit allen ihren Zöglingen ehrerbietig die Leiche.

Am 22. Hornung gelangte der Zug vor den Thoren von Wittenberg an, wo alle Profeſſoren und Studenten der Univerſität, der Rath und die ganze Bürgerſchaft verſammelt waren. Mit großer Feierlichkeit wurden die theuern Ueberreſte hierauf in die Schloßkirche gebracht, und dort hielt Dr. Bugenhagen eine rührende Predigt. Ihm folgte in lateiniſcher Rede Dr. Philipp Melanchthon, um die verwaiſte Kirche und hohe Schule einigermaſſen zu tröſten.

Der Eindruck, welchen der Tod des großen Reformators hervorbrachte, war überall gleich ...., *tief, überwältigend, unermeßlich*. Das Volk fühlte und wußte, daß ſein edelſter Wohlthäter, ſein Schirm und Hort, ſein Vater und Erzieher geſchieden ſei. Deßhalb floſſen die Zähren ſo bitter und heiß in Eisleben, deßhalb ſtrömten bei der Ueberfahrt der Leiche nach Wittenberg aus allen Ortſchaften zu beiden Seiten des Weges die Einwohner herbei, um ihren Schmerz auszuklagen, und die theuern Ueberreſte zu ſegnen. In jedem Dorfe, in jeder Stadt wurden die Glocken geläutet, und Männer wie Frauen, Greiſe, Jünglinge und Kinder gingen ſchluchzend dem Leichenwagen entgegen.

Nicht bloß Familien oder Gemeinden waren in Trauer verſunken, ſondern das Volk .... es war eine Landtrauer, nicht jene kalte Ceremonie, wie ſie bei fürſtlichen Todesfällen öfters nur in Folge des Gebotes abgehalten wird, ſondern eine tief gefühlte, allgemeine, heilige Volksklage!

Als Dr. Bugenhagen in der Predigt über der Leiche Luthers heftig weinend ausrief: „**Wer iſt jezt unſer Hort, unſer Vater! Wir ſind verlaſſen, verwaist!**“ brach die ganze Verſammlung in den Schrei der Verzweiflung aus. Das Volk ſtürzte nieder vom Schmerz zerriſſen .... es erkannte klar ſeinen ungeheuern Verluſt.

Dr. Martin Luther war einer der merkwürdigſten Charactere, vielleicht der ſeltenſte Mann der Weltgeſchichte! Je unermeßlicher und ſchwerer das Werk der Kirchen-Verbeſſerung war, welches durch Ihn vollführt werden ſollte, deſto ſorgſamer ſchien die Vorſehung in der geiſtigen Ausſtattung ihres Sendboten, deſto aufmerkſamer in der Wahl der Eigenſchaften geweſen zu ſein, welche zur Erfüllung ſeines Berufes nothwendig waren. Luther beſaß viel umfaſſendere Kenntniſſe und weit größere Gelehrſamkeit, als man ſpäter in Vergleichung mit Melanchthon gewöhnlich finden wollte. Er legte nur keinen Werth darauf, prunkte nicht damit, ſondern verbarg ſie eher. So mag ſein Schatz von Kenntniſſen Manchem freilich geringer erſcheinen; wer dagegen Jahre lang ſich mit ihm beſchäftiget, ſtößt auf unzweideutige Zeichen des Gegentheils. Die Gelehrſamkeit war zugleich bei dem Reformator geiſtig durchdrungen, durch klares Urtheil lebendig. Nichts zeigte ſich ſchärfer bei ihm ausgebildet, als der Verſtand. Darum war er ſo folgerichtig im Denken, daß er für die perſonificirte Logik gelten konnte. Es iſt öfters

der Fall, daß bei dem Menſchen Gemüth und Verſtand im umgekehrten Verhältniß ſtehen, eine Eigenſchaft auf Koſten der andern das Uebergewicht hat. Bei Luther ſtanden dagegen beide im reinſten Ebenmaaß. Gleichwie ſeine Denkkraft zu durchdringendem Scharfſinn, zur vollendeten Klarheit des Geiſtes ſich erhob, ſo war ſeine Bruſt von einem vollen, warmen, herrlichen Gemüth erfüllt. Luther war weich wie ein Kind, und dieß wird der rührendſte Zug in ſeinem Bilde. Wenn man die Donnerſtimme hört, mit der er die tauſendjährige Kirche erſchütterte, wenn man den eiſernen Trotz gewahrt, welchen er der ungeheuern Uebermacht des Papſtes entgegenſetzte, ſo kann nichts ergreifender, nichts wahrhaft rührender ſein, als in dieſer Heldengeſtalt die Unſchuld und das weiche Gefühl eines Kindes zu erblicken.

Ehrwürdig war ferner die offene Gradheit, die redliche, ächt-deutſche Aufrichtigkeit des Reformators. Auch in den geheimſten Falten ſeines Herzens konnte keine Falſchheit ſich verbergen: er war ſtets wahr und treu...... gerecht und gewiſſenhaft ſelbſt gegen Feinde. Damit verband er endlich den erhabenſten aller Vorzüge des Menſchen...... wirkliche, reine, unerſchütterliche Uneigennützigkeit. Dr. Martin Luther war Armin nach einer andern Richtung, der unbeſtechliche große Patriot in der Kirche, wie jener im Staate. Und hierdurch ward erſt ſeine wahre Größe vollendet.

In prachtvollen Palläſten, umgeben von allem Gepränge und allen Genüſſen fürſtlicher Größe lebten ſeine Gegner, die höchſten Würdeträger der Kirche, und der Mann des Jahrhunderts, der Erneuerer der Weltverhältniſſe, weilte in einem ſchlichten Stübchen zu Wittenberg, zufrieden mit einem Hering, als Mittagsmahl, und hocherfreut, wenn ihm, als aufheiternder Genuß, des Abends das gute Wittenberger-Bier in Geſellſchaft ſeines lieben Gevatters, des kunſtreichen Meiſters Lukas Kranach, zu Theil wurde. Dieſer Zug wird um ſo großartiger, als der Doktor kein Kopfhänger, kein trübſeliger Schwärmer war, welcher Selbſtpeinigung zur Schau tragen will, ſondern ein froher, heiterer Mann mit empfänglichem Sinn für alle anſtändigen Freuden des Lebens. Seine humoriſtiſchen Tiſchreden und vornehmlich einer ſeiner Lieblingsſprüche erwieſen ſolches. „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang," ſagte der frohe Mann, „der bleibt ein Narr ſein lebelang!"

Dr. Martin Luther beherrſchte durch ſein Wort die Welt. Als er ſprach:

„das ſollen ſie laſſen ſtahn!"

mußten Kaiſer und Papſt ſein Werk in der That unangetaſtet laſſen: keine Heere, nicht die Schätze beider Indien, ſelbſt nicht der geheimnißvolle Zauber des Schlüſſels St. Peters waren im Stande daran etwas zu ändern. Mit welchem unerſchrockenen Freimuth Luther die Laſter der Großen ſtrafte und rügte, haben wir oben geſehen. Hoch über den Fürſten ſtehend, behandelte er ſie faſt wie Untergebene, und dieß war bei Mißgriffen derſelben nicht nur gegen die feindlich geſinnten Machthaber, ſondern ſelbſt gegen ſeine Anhänger, ja ſelbſt gegen ſeinen Landesherrn der Fall [7]). Für die proteſtantiſchen Höfe war jeder ſeiner

[7]). Bei einem Streit zwiſchen dem Churfürſten von Sachſen und dem Herzog Moriz über das Städtchen Wurzen ſchrieb er an beide Fürſten:

„Iſt doch das Städtlein Wurzen nicht werth der Unkoſten, ſo bereits darauf gegangen ſind, geſchweige ſolches großen Zorns ſo großer mächtiger Fürſten und trefflicher Landſchaften, und würden bei vernünftigen Leuten nicht anders angeſehen, denn als zween volle Bauern ſich ſchlügen um ein zerbrochen Glas; ohne daß der Teufel und ſeine Glieder aus ſolchem Funken gern ein Feuer aufblieſen, und alſo den Feinden eine Freude, dem Türken ein Gelächter, und dem Evangelio eine ſonderliche Schande anthäten und bereiteten."

Wünſche ein Befehl für die katholiſchen ein jeder ſeiner Schritte ein Schrecken. Wie der eine Theil der Welt ihn liebte, fürchtete ihn der andere; und ein ſolcher Mann, dieſer Ordner und Leiter der Weltverhältniſſe, bedankt ſich tief gerührt bei dem Churfürſten von Sachſen, als ihm derſelbe zwei neue Röcke machen ließ, betheuernd, das Tuch ſei zu koſtbar für ihn.

„Welcher Meinung ihr auch ſein möget, ihr Deutſchen alle! Seid gerecht gegen ſolche Größe; empſindet mit Stolz . . . . daß Dr. Martin Luther ein Sohn eures ruhmwürdigen Vaterlandes, daß auch Er ein Deutſcher war!“

Nach dem Hinſcheiden des Reformators verfertigten zwei Maler noch im Sarge das Bildniß des großen Todten. Einer derſelben war Meiſter Lukas Kranach ſelbſt! Sein Bild des todten Luthers iſt noch vorhanden; es iſt im Beſitze von Winter, dem Vater, in Heidelberg. Ich ſah es, und es wird ſeitdem meiner Seele nicht mehr entſchwinden!

„Du aber, künftiger Geſchichtſchreiber, welchen ein hochſinniges Geſchlecht zu würdigen wiſſen wird, ſtelle das Bildniß des theuern Mannes auch geiſtig in dem ſchönſten Pantheon des Vaterlandes . . . . . . in dem Bewußtſein und der dankbaren Anerkennung der Deutſchen aller Meinungen auf!“

Drei und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ausbruch des Religions-Kriegs in Deutſchland.

(Das Jahr 1546.)

Seit dem lezten Frieden mit Frankreich hatte Kaiſer Karl V. den unwandelbaren Entſchluß gefaßt, die Reformation mit den Waffen zu unterdrücken, und die Vorbereitungen dazu wurden allmählig ruchbar. Sogar Franz I. ſchien ſeine Mitwirkung zugeſichert zu haben; denn in dem Vertrage von Crespy verbanden ſich beide Herrſcher, ernſtlich auf Vertilgung der Ketzerei hinzuwirken. Zugleich unterhandelte der Kaiſer mit dem Papſt über den Beiſtand in dem bevorſtehenden Krieg, und endlich wurde der Plan zu dieſem ſelbſt entworfen. Man beſchloß, die Proteſtanten mit drei Heeren auf ein Mal anzugreifen, indem das eine aus den Niederlanden im Churfürſtenthum Köln, das andere aus Italien in Oberdeutſchland, und das dritte von Böhmen in Sachſen einfallen ſollte. Eine Menge von Anzeigen verrieth die Abſichten Karls V. und hätte die evangeliſchen Stände nothwendig aufmerkſam machen ſollen. Zuvörderſt leitete das Reichsoberhaupt in den Niederlanden grauſame Verfolgungen der Lutheraner ein, wie z. B. der hochgeehrte Pfarrer Peter Brück zu Tornay verbrannt wurde. Hiernächſt ergaben ſich die beſtimmteſten Anzeigen, daß der Kaiſer rüſte, und mit dem Papſt über Beihülfe in dem bevorſtehenden Krieg unterhandle[1]).

[1]). (Sleidanus ad annum 1546. lib. XVII. — Dum his de rebus deliberatur, ecce, fama spargitur, a Cæsare & Ferdinando & Pontifice maximos fieri bellicos apparatus. — Cum ergo belligerari Cæsar omnino

Troz dieſer Warnungen thaten die Proteſtanten wenig, um ſich auf den unvermeidlichen Sturm vorzubereiten. Der Schmalkalder Bund ward im Gegentheil immer lockerer, ja es ſpannen ſich unter den evangeliſchen Ständen ſogar geheime Zwiſtigkeiten an. Auf Herzog Heinrich in Sachſen war nämlich deſſen Sohn Moritz gefolgt, ein unternehmender, doch auch ſehr ehrgeiziger Mann, und dieſer konnte ſich mit dem Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen nicht vertragen. Obſchon der Schwiegervater von Moritz, der Landgraf von Heſſen, ein gutes Benehmen beider herzuſtellen ſuchte, ſo fand doch ſtets Kälte unter ihnen ſtatt, und im Jahr 1542 wollten ſie wegen eines Streites über das Städtchen Wurzen ſogar die Waffen gegen einander kehren [2]). Es bedurfte des ganzen Einfluſſes des Landgrafen und Luthers, um dieß zu verhindern [3]). Aeuſſerlich ward der Friede dadurch wohl erhalten, aber innerlich griff die gegenſeitige Erbitterung mehr und mehr um ſich. Im Jahr 1543 ſagte ſich Herzog Moritz ſogar vom Schmalkalder Bunde los, und gab dadurch noch ernſtere Beſorgniſſe für die Zukunft. Mit dem König von England, welcher in Folge eines Eheſcheidungs-Prozeſſes vom Papſtthum abgefallen war, hatten die deutſchen Proteſtanten allerdings Unterhandlungen über ein gegenſeitiges Bündniß eingeleitet; allein Heinrich VIII. hielt ſie nur mit leeren Verſicherungen hin, und zog ſich zulezt ganz zurück. Als der Kaiſer mit dem König von Frankreich ſich verſöhnte, trug Heinrich den evangeliſchen Ständen ſeine Hülfe zwar wieder an; doch jezt wies dieſe der Churfürſt von Sachſen, gegen den Rath ſeiner Glaubensgenoſſen, zurück.

Landgraf Philipp von Heſſen, wie immer der Thatkräftigſte in der ganzen Partei, ſuchte nun wenigſtens zwiſchen ſich, dem Churfürſten von Sachſen und dem Herzog Moriz ein enges Bündniß herzuſtellen. Auch dieſe Bemühung war leider vergeblich; denn Johann Friedrich war gegen Moritz zu ſehr aufgebracht, und lehnte die Anträge des Landgrafen daher ab. Umgekehrt legte der Herzog von Sachſen die Neigung an den Tag, dem Kaiſer durch allerlei Gefälligkeiten ſich zu nähern. Das war alſo ein noch ſchlimmeres Zeichen, und die Lage der Proteſtanten überhaupt ſehr bedenklich.

Schon bei der Veranſtaltung des lezten Religions-Geſpräches in Regensburg, welches zu Anfang des Jahres 1546 vor ſich ging, ſchien Karl V. ſo beſtimmt zum Kriege entſchloſſen zu ſein, daß der neue Vermittlungs-Verſuch wohl nicht ernſtlich gemeint war, ſondern nur die nöthige Zeit zur Vollendung der Rüſtungen verſchaffen ſollte. Alle Umſtände der Unterredung bewieſen dieß, da die katholiſchen Bevollmächtigten nirgends einen Willen zum Vergleich verriethen, und haſtig auf die Abbrechung der Unterhandlungen hinwirkten. Auch nach der Aufhebung des Geſprächs kündigten alle Schritte des Kaiſers die Abſicht zur Ergreifung der Waffen an. Während er die proteſtantiſchen Fürſten dringend zur Beſuchung des Reichstags aufforderte, der im Sommer 1546 zu Regensburg auf das Religions-Geſpräch folgte, ſezte er ſeine Rüſtungen, und insbeſondere ſeine Unterhandlungen mit Paul III. über Hülfstruppen und

---

constituisset, nona die Iunii Tridentinum cardinalem celerrimo cursu Romam mittit cum mandatis ad Pontificem, auxilia promissa conquirendi causa.

[2]). Idem ad annum 1542. Ad idem fere tempus, orta fuit magna per Saxoniam simultas, inter electorem Principem & Mauritium, qui patri nuper mortuo successerat Henrico. Lis erat de finibus et oppido quodam. — Ad civile bellum res omnino spectabat. Nam ad arma convocabant uterque suos.

[3]). Bei dieſe Gelegenheit ſchrieb Luther den Brief, welcher in der 7. Anmerkung zum vorigen Hauptſtück enthalten iſt.

Subſidien fort. Ja, was noch anſtößiger war, Karl V. ließ ſich ſogar heimlich in Unterhandlungen mit Herzog Moritz von Sachſen, einem evangeliſchen Fürſten, ein.

Am 5. Juni 1546 wurde der Reichstag in Regensburg mit der Aufforderung des Kaiſers an die Stände eröffnet, ihm Vorſchläge zur endlichen entſcheidenden Beilegung der Religions-Zwiſtigkeiten zu machen. Da im Eingange des Vortrages erzählt ward, was für vielfältige Mittel und welche große Mühe von dem Kaiſer bisher vergeblich zu jenem Zweck angewendet worden ſeien, ſo konnte ſchon auf die eigentlichen Abſichten der Reichsoberhauptes geſchloſſen werden. In der That ertheilten die katholiſchen Stände auf die Aufforderung Karls V. ſogleich die Antwort, daß das Concilium in Trident den Religionsſtreit entſcheiden, und die Reichsgewalt die Proteſtanten zur Unterwerfung unter die Beſchlüſſe jener Synode zwingen möge. Nunmehr gab der Kaiſer den Befehl, daß ſeine Truppen in den Niederlanden, unter Führung des Grafen Maximilian von Büren, nach dem Innern des Reichs aufbrechen ſollten. Zugleich ward die Abſendung der Bundeshülfe bei dem Papſt Paul III. betrieben, und an verſchiedenen Orten Werbung von Söldnern für die Reichsgewalt angeordnet.

Nachdem die evangeliſchen Stände die katholiſchen vergebens um ihre Vermittlung erſucht hatten, forderten ſie am 16. Juni 1546 von Karl dem fünften förmlich Aufſchluß über den Zweck ſeiner Rüſtungen. Jetzt gab der Kaiſer die Verſtellung auf, und erklärte, daß er zur Ergreifung der Waffen entſchloſſen ſei. Um aber die Proteſtanten wieder nach einer andern Richtung irre zu führen, behauptete Karl V: ſeine bewaffnete Einſchreitung bezwecke keineswegs einen Religionskrieg, ſondern nur die Beſchützung des kaiſerlichen Anſehens und der Reichsverfaſſung [4]). In einer Erklärung vom 17. Juni 1546 hatte der Kaiſer nämlich vorgegeben: er wolle nur einige Fürſten ſtrafen, welche unter dem Vorwand des Evangeliums wider die Reichsgewalt ſich auflehnen, alle Geſetze verhöhnen, und das gemeinſame Vaterland unterdrücken [5]). Dieſe Fürſten waren freilich der Churfurſt Johann Friedrich in Sachſen und der Landgraf Philipp von Heſſen, ſohin gerade die Häupter der Evangeliſchen. Obgleich die eigentlichen Pläne Karls des Fünften demnach völlig ſich verrathen mußten, machte er doch einen Verſuch, die proteſtantiſchen Städte in Oberdeutſchland und der Schweiz, ſowie den Herzog Ulrich von Würtemberg und andere evangeliſche Fürſten zum Abfall von ihren Bundesgenoſſen zu überreden. In der bemerkten Erklärung vom 17. Juni 1546 ſagt nämlich der ſchlaue Karl. man möge denen nicht glauben, welche ihm bei Ergreifung

---

[4]). Dieß betheuerte er vornehmlich in einem Schreiben an die Reichsſtädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm vom Jahr 1546. Dort hieß es unter andern:

Ut ergo dignitas mihi mea conservetur, ut pax atque jus in suo gradu consistant, ut imminens periculum ab Imperio depellatur et a vestro capite, reipublicae perturbatores illos ad officium adducere, et Germaniam suo nitori atque libertati restituere constitui. (Sleid. Lib. X fol. 287.)

Wer die Unruheſtifter (perturbatores)ſeien ergiebt ſich ſogleich.

[5]). Das wären ſohin die Ruheſtörer, von denen der Kaiſer im Briefe der vorigen Anmerkung ſprach. Auch an die Schweizer ſchrieb er hierüber folgendes:

Germaniae quosdam esse principes, qui sub Evangelii praetextu multa seditiose faciant, leges omneis evertant, ut sublatis judiciis nihil sit amplius quod metuant. Eorum audaciam eo nunc progressam, ut contra suum honorem et Magitratum nitantur, et vim atque bella minentur, nec obscure prae se ferant, quasi per suam absentiam invadere cogitent et opprimere communem patriam. His ergo rebus coactum, arma sumere ut pro sui muneris atque loci dignitate, periculum a republica depellet, et illos coërceat. (Sleidan. Lib X. ad annum 1546. fol. 290.)

der Waffen andere Abſichten, als die oben bemerkten zuſchreiben, und muthet ſodann der Mehrheit der evangeliſchen Stände geradehin zu, den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen im Stich zu laſſen.

Die Proteſtanten ließen ſich von dieſer plumpen Vorſpiegelung nicht bethören, ſondern rüſteten ſich nun ihrerſeits mit äußerſtem Nachdruck. Sogleich nach der Kriegs-Erklärung Karls V. fand eine Verſammlung der oberländiſchen evangeliſchen Stände in Ulm ſtatt, und hier wurden eben ſo weiſe, als kräftige Vertheidigungs-Anſtalten getroffen [6]). Zugleich ergingen Schreiben an die Venetianer, daß ſie keine Truppen des Papſtes durch ihr Gebiet laſſen möchten, und auch die Glaubens-Verwandten in Oberalemannien wurden um freundliche Unterſtützung erſucht. Die Truppen-Werbungen hingegen vollzog man mit einem ſolchen Nachdruck und Erfolg, daß ſchon die ſchwäbiſchen Reichsſtädte in Verbindung mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg ein Heer aufſtellten, welches den Streitkräften des Kaiſers die Spitze zu bieten vermochte. Da der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen in den Rüſtungen nicht zurückblieben [7]), ſo war das Uebergewicht der Waffenmacht auf Seiten der Proteſtanten.

Karl V. ging nun zu ſeiner Verſtärkung einen Vergleich mit Herzog Moritz von Sachſen, dem Proteſtanten, wirklich ein, und ſchloß am 26. Juni 1546 auch den Schutz- und Trutz-Vertrag mit dem Papſt förmlich ab. Paul der Dritte verpflichtete ſich darin, dem Kaiſer 100,000 fl. zu bezahlen und 12,000 Mann Fußvolk, ſowie 500 Reuter zu ſtellen [8]). Da der heilige Vater für gut hielt, ſeinen Vertrag mit Karl V. öffentlich bekannt zu machen, ſo kam letzterer in bedeutende Verlegenheit. Es hieß nämlich in der Uebereinkunft ausdrücklich, daß der Kaiſer ſich verpflichte, die deutſchen Proteſtanten mit Waffengewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zurückzubringen [9]). Es war nun der Religionskrieg mit dürren Worten erklärt. Am 15. Juli 1546 erließ Paul III. zugleich eine Bulle, worin Faſten, Beten und Beichten angeordnet wurden, damit Gott den Krieg gnädig wende, welchen Papſt und Kaiſer zur Vertilgung der Ketzer, und zur Wiederherſtellung des Friedens der Kirche unternommen hätten [10]).

---

[6]). Superioris Germaniae civitates et dux Vuirtembergicus, audito Cæsaris responso, quod per Navium dedit, ut supra docuimus, continuo datis litteris ad Saxonem, atque Lantgravium, fœderis duces, quid agatur, ostendunt: & omnem fidem opemque polliciti, quantas omnino possunt, peditum copias conscribunt, & omnino primi fuerunt in armis. (Sleid. f. 290.)

[7]). (Sl. 293.) Eodem Saxo interim atque Lantgravius, quibus omnino præter exspectationem hic tam repentinus modus accidit, præsertim, quod amicissime Cæsar Spira nuper discesserat, certiores facti de re tota, magno studio copias & ipsi conducunt, & ad socios datis litteris, ut idem faciant, neve callidis quorundam consiliis divelli sese patiantur, monent.

[8]). Pontifex præter illa centum aureorum millia subministrat in hoc bellum & alat peditum Italorum millia duodecim, & levis armaturæ equites quingentos, per semestre tempus, & his copiis præficiat legatum, duces atque centuriones. (Sleid. f. 291.)

[9]). Ideo Pontificem atque Cæsarem, pro gloria dei, & pro reipublicæ maxime vero Germaniæ, salute, certis legibus inter se transegisse. Et primo quidem, ut Cæsar exercitum & quicquid est ad bellum necessarium proximo mense Junio comparet, & sit rebus omnibus instructus: *et eos qui concilium recusant, et errores illos defendunt, viribus et armis ad priscam religionem et sanctæ sedis obedientiam reducant*. (Sl. fol, 291.)

[10]). (Eod. f. 296.) Hortatur in universum omnes, ut jejuniis etqne precibus deum sollicitent, delicta sua confiteantur, et sacerdotem sibi quisque diligat quem velit, deïnde cœnam domini percipiant: quo

Den Proteſtanten gereichte indeſſen die Offenheit des heiligen Vaters nicht zum Nachtheil; denn die klare Erkenntniß der Gefahr ſteigerte ihren Eifer in den Vertheidigungs-Anſtalten. Kaum war die Bulle Pauls III. bekannt, ſo beſchloß ſchon eine Verſammlung der evangeliſchen Feldhauptleute in Ulm, entſcheidende Sicherheits-Maaßregeln vorzukehren. Man befahl nämlich dem bewährten Feldherrn Schärtlin, die Werbeplätze des Kaiſers zu überfallen, und alsdann die Gebirgspäſſe nach Italien, namentlich die Ehrenberger Klauſe zu beſezen, um dem heranziehenden päpſtlichen Hülfsheer den Eingang nach Deutſchland zu wehren [11]). Schärtlin ſezte ſich im Juli 1546 in Bewegung, und als er bei Fueſſen auf kaiſerliche Mannſchaft ſtieß, die ſich zu ihrer Rettung ins baieriſche Gebiet flüchtete, machte er Anſtalt, ſie dort anzugreifen. Der Kriegsrath in Ulm hoffte aber noch auf die Neutralität der Herzöge in Baiern, und verbot daher dem Feldhauptmann Schärtlin das Eindringen in das Gebiet jener Fürſten.

Nachdem Schärtlin wirklich die Ehrenberger Klauſe beſezt hatte, erhielt er unerwartet Befehl, nach Günzburg in Schwaben zu rücken. Dort vereinigte er ſich mit dem zweiten Heere der oberländiſchen Proteſtanten [12]), und es ſtand ſohin ſchon eine bedeutende Macht wider den Kaiſer zu Feld. So ſehr dieſer auch ſeine Rüſtungen betrieben hatte, ſo waren dieſelben doch bei weitem nicht vollendet, als ſeine Gegner ſo zahlreich unter den Waffen ſtanden. Weder das Hülfsheer aus Italien hatte zu ihm ſtoſſen können, noch ſeine eigene Mannſchaft aus den Niederlanden, welche Graf Büren herbeiführte. Karl V. welcher um jene Zeit (Juli 1546) noch in Regensburg verweilte, hatte nur 3000 ſpaniſche, ſowie 5000 deutſche Fußgänger und 700 Reiter bei ſich [13]). Da dieſen Streitkräften ſchon das oberländiſche Heer der Proteſtanten überlegen war, ſo ſchien für leztere nichts einladender zu ſein, als den Krieg durch einen plözlichen Ueberfall Regensburgs ſchnell zu beendigen. Eine ſolche Unternehmung mußte um ſo ſicherer gelingen, als ein weiteres ſtarkes Heer der Evangeliſchen unter dem Churfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen bereits gegen Franken vorrückte. Seltſamer Weiſe geſchah jedoch nichts, um die gegenwärtige ſchwache Stellung Karls V. zu benüzen.

Durch dieſen Mißgriff, welchen mit Recht viele Geſchichtſchreiber rügen, geſchah es zuvörderſt, daß der Kaiſer Zeit gewann, ein feſtes Lager bei Landshut zu beziehen. Man mußte um ſo mehr über

---

videlicet deus exoratus bene vertat hoc bellum, quod Cæsar & ipse necessario susceperint ad exstirpandum *hæresos et restituendam ecclesiæ pacem*.

[11]). (Eod. f. 296.) Prope ad exitum Alpium habet arcem Erebergum, editissimo loco positam, rex Ferdinandus, & ea est natura loci, propter angustias & crepidines viarum, & præcipitem despectum, ut qui hunc additum teneat, quantumvis magnas copias transitu prohibere possit. Contendit igitur eo cum mediocri manu, Julio mense, Sebastianus Schertelinus, mandatu legatorum, qui Ulmæ convenerant, ut ante diximus: & ex itinere capta Fiessa, oppido episcopi Augustani, quod est ad Lechum flumen, aditum etiam illum & arcem, decima die Julii, deditione facta per milites præsidiarios, occupat.

[12]). Nach Sleidan beſtand das oberländiſche Heer der Proteſtanten aus zwei Theilen; der eine war von den Truppen des Herzogs Ulrichs von Würtemberg, und der andere von den ſchwäbiſchen Städten gebildet:

Exercitus autem erat tripartitus. Unum agmen erat Ulrichi principis, ad viginti quatuor signa peditum, & in his ex nobilitate complures, alterum erat a civitatibus conductum.

[13]). (Sleid. f. 297.) Erat id temporis Ratisbonæ Cæsar, & præter Hispanos ad millia tria, peditum Germanorum millia circiter quinque, & ad septingendos equites, nullæ adhuc ad ipsum copiæ tunc convenerant.

jene Unthätigkeit der Proteſtanten erſtaunen, als der Kaiſer am 20. Juli 1546 über den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen förmlich die Reichsacht in harten Ausdrücken ausgeſprochen, neue Vermittlungs-Verſuche zurückgewieſen, und überhaupt die feindſeligſten Geſinnungen gegen die geſammte evangeliſche Richtung offenbart hatte.

Am 3. Auguſt 1546 hatte Karl V. das feſte Lager bei Landshut bezogen; doch ſchon am 4. desſelben Monats trafen von Sachſen her das Heer Johann Friedrichs und Philipps, von Günzburg her hingegen das geſammte oberländiſche Heer der evangeliſchen Stände in Donauwörth ein. Die Vereinigung fand ſtatt, und ſo ſtanden auf Seite der Proteſtanten fünfzig tauſend Mann unter den Waffen. Jetzt hätte doch die gewöhnlichſte Vorſicht einen unverzüglichen Angriff gegen den ſchwachen Feind gebieten ſollen; gleichwohl verlor man die Zeit mit unnützen Berathungen, und ſo gelang es dem päpſtlichen Hülfsheer von 12,000 Fußgängern und 500 Reitern, mit dem Kaiſer ſich wirklich zu vereinigen! Zwei ungeheure Fehler waren alſo von Seite der Evangeliſchen ſogleich bei der Eröffnung des Religionskrieges begangen worden, und hierin lagen üble Vorbedeutungen für die Zukunft!

Ende Auguſts 1546 rückte Karl V. von Landshut nach Ingolſtadt, und da ihm das vereinigte Heer der Proteſtanten entgegen gegangen war, ſo ſchien endlich ein entſcheidender Schlag bevorzuſtehen. Am 31. jenes Monats ſtanden die Maſſen der Verbündeten (Evangeliſchen) wirklich in Schlachtordnung, das grobe Geſchütz richtete ſchon große Verheerungen in den Linien des Kaiſers an; gleichwohl unterblieb der Hauptangriff. Ueber dieſer Begebenheit liegt leider ein gewiſſer Schleier, welchen die Geſchichte nicht mehr vollſtändig zu heben vermag. Sleidan, der gründliche und gewiſſenhafte Berichterſtatter über jene Zeit, erzählt, daß Landgraf Philipp von Heſſen die allgemeine Schlacht verlangt, doch von ſeinen Bundesgenoſſen überſtimmt worden ſei [14]). Umgekehrt behauptet der Feldhauptmann Schärtlin, als Augenzeuge, daß ihn Philipp mit Gewalt von dem Angriff zurückgehalten, und daß der Landgraf überhaupt die Schlacht verhindert habe.

Es iſt ſchwer, Schärtlin der Verläumdung für fähig zu halten; umgekehrt iſt die geſchichtliche Treue Sleidans ſo vielfältig erwieſen, und zugleich ſpricht für die Angabe dieſes Schriftſtellers der ganze Character des Landgrafen Philipp und deſſen geſammtes bisheriges Benehmen. Man muß alſo den eigentlichen Zuſammenhang der Sache in Ungewißheit laſſen. Allein wie dieſer auch beſchaffen ſein möge, den Verbündeten gereichte ihre unverzeihliche Saumſaal entſchieden zum Verderben.

Nachdem ſie ſich vor Ingolſtadt damit begnügt hatten, das Lager des Kaiſers erfolglos zu beſchießen, zogen ſie am 4. September dem Grafen Maximilian von Büren entgegen, um die Vereinigung deſſelben mit Karl V. zu verhindern. Büren war auf ſeinem Marſch von den Niederlanden her in die Gegend von

[14]). Eod. 303. Ubi jam Smalcaldicorum exercitus omnis convenisset eo, quem diximus, loco, cœptum est omnibus tormentis in castra Cæsaris fulminari, & vehementissime quidem. Ibi tum Lantgravius convocatis ad Saxonem belli consiliariis atque ducibus, quod si penes me solum, inquit, esset administratio, sicut tunc erat, quando Vuirtembergicum restitui, duabus equidem cum legionibus hostem adoriri primo velim, & fossoribus adductis, munitiones illorum disturbarem, & summis deïnde copiis impressionem facerem. Variantibus ibi sententiis, cum alii dissuaderent, ut rem summi discriminis: alii non improbarent quidem, modo ut ab Ingolstadiis, qui tormentis abundabant, nihil periculi sit metuendum, & equitatus etiam adhibeatur statim initio pugnæ: nihil actum fuit. Quod quidem ita reprehenditur a multis ut hic error, & ipsorum calamitatis, & victoriæ Cæsaris initium atque causa fuisse putetur. Nam & equitatu longe superabant, & humili tantum fossa.

Mainz gerückt, und hatte mit Hülfe des Erzbiſchofs allda, ſeinen Uebergang über den Rhein durchgeſetzt, obſchon ein proteſtantiſches Heer unter dem Grafen von Oldenburg dieß zu wehren ſuchte. Da der Graf v. Büren nur 14,000 Mann führte, ſo waren ihm die Verbündeten ſehr überlegen; aber er wußte ihnen durch Liſt auszuweichen, und erreichte ohne Unfall das kaiſerliche Lager in Ingolſtadt. Dieß war die erſte böſe Folge der Unthätigkeit der Verbündeten bei Landshut und Ingolſtadt; denn der Kaiſer war nun im Stande, im offenen Feld zu erſcheinen. Sofort ging auch das Reichsoberhaupt zum ſelbſtſtändigen Angriff über, und man muß geſtehen, daß Karl V. weit mehr Thatkraft und Energie entwickelte, als die evangeliſchen Fürſten. Er berennte nicht nur Donauwörth, und zwang die Stadt zur Uebergabe, ſondern beſetzte auch Dillingen, Höchſtadt und Neuburg [15]). Selbſt Ulm und Augsburg kamen in Gefahr, während die große verbündete Armee unthätig umherzog. Bald verſäumte die letztere, eine Schlacht zu ſchlagen, wo ſich eine günſtige Gelegenheit dazu darbot, bald einen vortheilhaften Handſtreich zu wagen. So war Kaiſer Karl V. im Oktober 1546 ſehr nahe daran, in Gefangenſchaft zu gerathen. Als er in der Gegend von Ulm mit geringer Begleitung die Stellung der Gegner ausforſchen (recognosciren) wollte, ſah er ſich plötzlich den Angriffen des ſächſiſchen Heeres ausgeſetzt. Karl V. warf ſich eiligſt auf die Flucht; doch er wurde von Johann Friedrich raſch verfolgt, und des Kaiſers Heer ſtand jenſeits des Fluſſes. Ein Entrinnen war kaum möglich, weil nur eine Brücke in weiter Entfernung zu finden, und auch kein Fahrzeug zum Ueberſetzen vorhanden war. Gleichwohl wurde der Churfürſt von Sachſen unbegreiflicher Weiſe in der Verfolgung auf ein Mal ſaumſelig, und Karl V. entging der Gefahr. Der Vortheil, welchen die Proteſtanten aus der Gefangennehmung des Kaiſers ziehen mußten, wäre natürlich unermeßlich geweſen, und hätte dem Kriege zum Vortheil der Reformation nothwendig ein Ende gemacht. Aeußerſt räthſelhaft und ſeltſam erſcheint daher die Läſſigkeit Johann Friedrichs.

Auch in der Folge häuften ſich im proteſtantiſchen Heere Fehler auf Fehler, und der energiſche Augsburger Feldhauptmann Schärtlin war darüber ſo erzürnt, daß er das Lager der Verbündeten verließ und nicht mehr dahin zurückkehrte. Der Feldzug von 1546 neigte ſich alſo entſchieden zu einem üblen Ausgang für die Proteſtanten. Mit Recht gibt Sleidan den Mangel **Eines** leitenden Oberhauptes als die Haupturſache des Unglücks an. Da der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen im Oberbefehl einander gleich ſtanden, und da alle Unternehmungen erſt in einem Kriegsrath beſchloſſen wurden, ſo fand kein raſches und einheitliches Zuſammenwirken ſtatt. Die Bewegungen wurden ſchwankend, häufig ſogar planlos, und dem geſammten Feldzug fehlte auf Seite der Proteſtanten Geiſt, Schnellkraft und Leben. So geſchichtlich nothwendig dieſes Geſtändniß auch iſt, ſo darf deſſenungeachtet nicht verkannt werden, daß ein unglückſeliges Ereigniß ohne Schuld der evangeliſchen Fürſten zu der ſchlechten Führung des Feldzuges von 1546 ſehr vieles beitrug. Herzog Moriz von Sachſen hatte nämlich nicht nur die Antheilnahme an dem Krieg abgelehnt, ſondern auch während der Abweſenheit des Churfürſten Johann Friedrich Schritte gethan, welche ſogar offene Feindſeligkeit gegen den letztern verriethen.

---

[15]). Bei der Einnahme von Neuburg ſcheint ſelbſt Sleidan auf die Unthätigkeit der evangeliſchen Heerführer anzuſpielen. (f. 308.) **Interea Cæsar promotis castris, Nuburgum petit: & cum nulla venirent auxilia, prædiarii deditionem faciunt.**

Der Churfürſt befürchtete deßhalb einen Einfall des Herzogs in ſein Land, und dieß machte ihn ſo unruhig, daß er den Krieg gegen den Kaiſer nur mit halber Seele führte. Leider waren ſeine Beſorgniſſe nur zu gegründet, wie ſich im folgenden Abſchnitt ergeben wird.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Der Verrath des Herzogs Moritz. Sieg des Kaiſers über die evangeliſchen Stände.

(Vom November 1546 bis zum Juli 1547.)

Als der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen mit ſeinem Heere nach Franken und Schwaben zog, hatte er ſeinem Vetter, dem Haupte der jüngern ſächſiſchen Linie in Leipzig und Dresden, Herzog Moritz, die Bewahrung ſeiner Beſitzungen anempfohlen. Der Vetter verſprach es, ob er gleich ſchon mit dem Feinde ſeines Anverwandten im geheimen Bunde ſtand. Es war am 19. Juni 1546, als dieſe unnatürliche Einigung zwiſchen Moritz und Karl V. zu Regensburg abgeſchloſſen wurde. Der Herzog verpflichtete ſich dadurch: dem Hauſe Öſtreich treu anzuhangen, in dem Religionsſtreit den Entſcheidungen der Kirchen-Verſammlung zu Trident in ſo weit ſich zu unterwerfen, als es andere deutſche Fürſten thun würden, und inzwiſchen keine weitern Veränderungen vorzunehmen, namentlich keine geiſtlichen Güter einzuziehen. Dagegen überließ ihm der Kaiſer die Schirmherrlichkeit über die Biſthümer Magdeburg und Halberſtadt [1]). Unmittelbar nach dem Abſchluß des Vertrags kehrte Moritz in ſein Land zurück, um zur Ausführung der Anſchläge, die er eigentlich im Sinne hatte, Vorbereitungen zu treffen.

Das Haupt der jüngern Linie des Hauſes Sachſen war der Reformation allerdings treu ergeben, doch zugleich von hochfahrenden Staatsplänen erfüllt. Dieſe beſtanden in nichts geringerem, als die jüngere ſächſiſche Linie an Macht und Würde über die ältere zu erheben, und zu dem Ende zunächſt von dem Gebiete der letzteren einen Theil an jene zu ziehen. Da der Churfürſt von Sachſen das eigentliche Oberhaupt der evangeliſchen Partei war, ſo ſchien der unſittliche Anſchlag ſeines Verwandten von einem Angriff auf die Reformation ſelbſt unzertrennlich zu ſein. Gleichwohl wollte Moritz das ſcheinbar Unmögliche leiſten, nämlich das churfürſtliche Haus in Sachſen berauben, und dennoch die Reformation retten. Wirklich

[1]). Die Vertrags-Urkunde ſelbſt wurde ſpäter in den Archiven aufgefunden. Schon Sleidan berichtete aber das Daſein des Vertrags zwiſchen Karl V. und Moritz in nachſtehender Weiſe:
Mauricius, vigesimo quinto die Maii Ratisbonam venerat, Junii die vigesimo discedit, ubi Cæsar privatim cum eo diu multumque sermocinatus fuit. Eius vero quæ fuerit summa colloquii, res ipsa post declarabit. (Sleid. f. 189.)

führte der Herzog nunmehr ein Schauſpiel auf, welches auf der einen Seite an Ränken, Heuchelei und Falſchheit, auf der andern hingegen an Geiſtesgegenwart, Kühnheit und Thatkraft ſo reich war, daß es kaum ein Seitenſtück in der Geſchichte findet, und wohl die ungetheilte Bewunderung aller ächten Politiker erregt hat.

Wenige Wochen nach dem Abſchluß des Vertrages mit dem Kaiſer, verſammelte Moritz ſeine Landſtände in Chemnitz, und machte ſie mit den Entwürfen des Reichsoberhaupts gegen die Proteſtanten bekannt. Das Land des Herzogs hing der evangeliſchen Lehre bereits eifrig an: offenbar mochte ſohin die öffentliche Meinung über Feindſeligkeiten gegen den Churfürſten von Sachſen Entrüſtung empfinden. Solche Stimmung konnte um ſo ſchlimmer ausfallen, als das Rechtsgefühl des Volkes vorzüglich durch einen hinterliſtigen Angriff des Herzogs gegen den eigenen Verwandten beleidigt werden mußte. Darum ſuchte der ſchlaue Moritz vorzubeugen, und der Zuſtimmung ſeiner Landſtände zu allen ſeinen Schritten ſich zu verſichern. Welche böſen Künſte er anwendete, um dieß durchzuſetzen, iſt nicht mehr zu ermitteln: doch die Täuſchung gelang, und die Landſtände gaben dem Herzog auf die Bitte um ihr Gutachten den Rath: daß er vor Allem von dem Kaiſer Gewährſchaften zu Gunſten der evangeliſchen Lehre auswirken, und nach erreichtem Zweck zwiſchen dem Reichsoberhaupt und dem Churfürſten in Sachſen den Frieden vermitteln möge. Schlage der letztere Verſuch fehl, ſo ſolle Moritz der Vorſicht wegen rüſten [2]). Das war es wohl, was der ſchlaue Mann wollte.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, beſchloß der Herzog im Oktober 1546 der Ausführung ſeiner treuloſen Anſchläge näher zu gehen. Abermals wollte er ſich jedoch durch die Zuſtimmung der Landſtände vor dem Ausbruch des öffentlichen Unwillens ſchützen. Die Art und Weiſe, wie er dieſes Mal die argloſen Volksvertreter hinterging, hat uns die Geſchichte überliefert, und man erſtaunt über die Vollendung in der Kunſt des Ränkeſchmidens und der feinen Heuchelei, welche Moritz hiebei an den Tag legte. Auf der Verſammlung in Chemnitz hatte derſelbe den Landſtänden die Erklärung abgelockt, daß man dem Reichsoberhaupt, mit Ausnahme der Religion, in allen Aufträgen Folge leiſten müſſe [3]). Wie nun, wenn der Kaiſer ihm, dem Herzog, die Vollziehung ddr Reichsacht auftrage, welche über den Churfürſt von Sachſen verhängt worden war? Mußte Moritz nach dem eigenen Ausſpruch ſeiner Landſtände einem ſolchen Befehl nicht Gehorſam leiſten?

Sofort bewirkte der argliſtige Herzog bei dem Kaiſer, daß ihm jener Auftrag wirklich zu Theil werde. Um aber die öffentliche Meinung noch mehr zu blenden, veranſtaltete der Ränkeſchmied auch noch allerlei verdächtige Bewegungen des Königs Ferdinand in Böhmen, welche einen beabſichtigten Einfall im Churfürſtenthum Sachſen anzukündigen ſchienen. Jetzt waren alle Rollen vertheilt, und das Spiel der feinen Intrigue hob ſogleich an. Moritz berief im Oktober 1546 einen zweiten Landtag nach Freiberg, um dort über die Vollziehung der Beſchlüſſe der Chemnitzer Verſammlung Rechenſchaft abzulegen.

---

[2]). **Sleid. f. 309. Porro, Mauricius, principio belli Ratisbona domum reversus, suæ ditionis ordines omnes convocat, & Chemnici quid facto sit opus, consultat. Illi suadent, ut e Cæsare plane cognoscat, an religionem velit esse salvam, deinde ut ipse & Brandeburgicus Elector intercedant: quod si religione caveatur, & intercessio locum non habeat, hortantur,** ***quandoquidem extra causam religionis teneatur in omnibus parere Cæsari*****, ut quiescat, & ad provinciæ defensionem copias conducat.**

[3]). Man ſehe die mit ausgezeichneter Schrift gedruckte Stelle der vorhergehenden Anmerkung.

Hier verſicherte er zuvörderſt, daß er für die Aufrechthaltung des evangeliſchen Glaubens von dem Reichsoberhaupt alle Gewährſchaften erhalten habe, welche man billiger Weiſe fordern könne. Dann folgte mit ſcheinbar großer Betrübniß die Meldung, daß er, der Herzog, von dem Kaiſer den unangenehmen, doch beſtimmten Auftrag erhalten habe, wider den Churfürſten Johann Friedrich die Reichsacht zu vollziehen. „Nach der Reichsverfaſſung,“ fuhr der Heuchler fort, „bin ich freilich zur Vollziehung der kaiſerlichen Befehle verpflichtet. Gerne würde ich den Auftrag deſſenungeachtet ablehnen, und ſelbſt das Land meines Vettern zu ſchützen ſuchen; allein dann wird der König Ferdinand von Böhmen aus in Sachſen einfallen, und mich überwältigen. So kann alſo nicht nur das Land meines Verwandten in fremde Hände gerathen, ſondern auch mein eigenes in Gefahr verſetzt werden!“ Man ſieht nun, zu welchem Zweck Moritz die Rüſtungen und Bewegungen Ferdinands in Böhmen veranlaßt hatte.

Die Landſtände ließen ſich in der That vollkommen täuſchen und gaben dem Herzog ſelbſt den Rath, daß er das Churfürſtenthum Sachſen beſetzen möge, da er ja ſpäter mit dem Vetter unterhandeln, und ſo dieſem das Land retten könne. Offenbar hat Moritz den Ständen dieſen Rathſchlag auf irgend eine geſchickte Weiſe ſelbſt untergeſchoben: denn er hatte ſich in ſeinen Entſchuldigungs-Briefen an den Churfürſt immer in dieſer Weiſe ausgedrückt, und ſtets behauptet, daß er in dem eigenen Intereſſe deſſelben, damit nämlich die Beſitzungen des ſächſiſchen Hauſes nicht an Fremde kämen, das Land ſeines Verwandten ſich zugeeignet habe [4]).

Geſtützt auf die Zuſtimmung ſeiner Landſtände fiel nun Moritz im November 1549 im Churfürſtenthum Sachſen wirklich ein. Da das treue Volk dem falſchem Fürſten hartnäckig ſich widerſetzte, ſo verübte letzterer auch große Gewaltthätigkeiten. Gleichwohl erklärte er in ſeinen öffentlichen Ausſchreiben fortwährend, daß er nur aus Liebe zu ſeinem Verwandten deſſen Landen ſich annehme. Der Widerſtand der churſächſiſchen Bevölkerung war übrigens vergeblich und das Land ſchon vor Ablauf Dezembers 1546 im Beſitze des Herzogs Moritz.

Als die Nachricht der Treuloſigkeit zum Feldlager des Churfürſten im ſüdlichen Deutſchland gelangte, ward der gekränkte Mann ſofort von dem heftigſten Zorn ergriffen. Wohl wäre es edler und ſelbſt klüger geweſen, wenn Johann Friedrich die Wiedereinnahme ſeines Landes zunächſt den Fürſten von Pommern, Lüneburg und Anhalt, ſowie den Städten Braunſchweig, Bremen, Goslar, Hamburg und Hanover überlaſſen hätte, deren Hülfe der Landgraf von Heſſen nachdrücklich für den Churfürſten angerufen hatte. Ohne Zweifel würde es dem Intereſſe der Sache ſelbſt förderlicher geweſen ſein, wenn der Churfürſt im Nothfall vorübergehend den Verluſt ſeiner Güter ertragen, und vorerſt mit Philipp und den oberdeutſchen Proteſtanten den Angriffen des Kaiſers mit Nachdruck ſich entgegengeſetzt hätte; denn nach dem Sieg in der Hauptſache mußte ihm auch ſein Land wieder zu Theil werden. Johann Friedrich war indeſſen zu gereizt, um auf ſolche Rathſchläge zu hören. Unwiderruflich beſchloß er vielmehr die eilige Rückkehr nach Sachſen. Mit ungemeiner Schnelligkeit rückte der Churfürſt über Mainz, Frankfurt und Fulda nach ſeinen Erblanden. Auf dem Marſche belegte er den Erzbiſchof von Mainz, und den Abt von Fulda mit ſtarken Contributionen, indem erſterer 40,000 und lezterer 30,000 Gold-Gulden bezahlen

---

4). Sl. f. 313. Quod cum ita sit, orare, ne quis aliorsum istud accipiat, nec iis, quæ de se forte spargentur, fides habeatur. Nam et in tuenda religione se fore constantem, & non alio spectare quam ne Saxonicæ domus facultates & ornamenta in peregrinas manus deveniant.

mußte, ja ſelbſt die Stadt Frankfurt hatte 9000 Gold = Gulden zu entrichten [5]). Bei ſeiner Ankunft im Churfürſtenthum griff Johann Friedrich hingegen ſeinen heimtückiſchen Vetter ſogleich mit Ungeſtüm an, und jagte denſelben binnen wenigen Monaten mit Triumpf aus ſeinem Lande. Schon zu Ende Hornungs 1547 war dieß vollbracht, und zugleich hatte der Churfürſt auch von dem Lande des Herzogs den größten Theil erobert. Moritz war tief gebeugt, und faſt demüthig flehte er um Bewilligung eines Waffenſtillſtandes, welchen ihm ſein gekränkter Verwandter mehr großmüthiger, als kluger Weiſe endlich zugeſtand.

Johann Friedrich hatte ſomit in kurzer Zeit die Macht ſeines Hauſes nicht nur vollſtändig wieder hergeſtellt, ſondern auch noch bedeutend vermehrt; anders ſtand es dagegen mit der Reformation, denn dieſe ſollte durch ſeinen ſchnellen Abzug aus Oberdeutſchland an den Rand des Verderbens gebracht werden. Da Landgraf Philipp von Heſſen mit ſeinen Kriegern ebenfalls in die Heimath zurückkehrte, ſo waren die evangeliſchen Stände in Schwaben und Franken rückſichtslos dem Kaiſer preisgegeben. Letzterer ſuchte dieſelben nun vollends einzeln an ſich zu ziehen, um ſodann ſeine ganze Macht zur Erdrückung des Churfürſten von Sachſen verwenden zu können. Zu dem Ende ließ er zuvörderſt den Herzog Ulrich von Würtemberg ſchriftlich auffordern, bei ſchwerer Ahndung ſich und ſein Land unbedingt der Gnade des Reichsoberhaupts zu übergeben. Ulrich bat hierauf in einem Schreiben demüthig um Verzeihung, und um mildere Bedingungen ſeiner Unterwerfung. Der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, welcher den Proteſtanten 400 Reuter zu Hülfe geſendet hatte, begab ſich hingegen perſönlich zu Karl V. und ſuchte ſich zu rechtfertigen. Letzterer bewilligte ihm die Verzeihung nur nach harten Vorwürfen. Beſonders ſchimpflich hatte ſich vollends die Reichsſtadt Frankfurt ergeben. Dieſe ſendete freiwillig an den Grafen von Büren, der eben Darmſtadt eingenommen hatte, und bot ihre Unterwerfung unter den Kaiſer an. Büren hatte gar nicht daran gedacht, Frankfurt anzugreifen; die Ergebung der Stadt überraſchte daher den kaiſerlichen Feldherrn ſo ſehr, daß er bei ſeiner nachmaligen Anweſenheit in Frankfurt ſelbſt über die Feigheit der Bürger ſpottete [6]). Beſtürzt über alle dieſe Vorgänge, beſchloß auch die Reichsſtadt Ulm, mit dem Kaiſer ſich zu verſöhnen. Es war dieß für die Reformation ein äußerſt empfindlicher Schlag, weil Ulm damals die angeſehenſte und mächtigſte Stadt in Schwaben war, deren Beiſpiel bedeutend auf die übrigen bürgerlichen Gemeinweſen einwirkte [7]). Die Ulmer bemerkten jedoch zu ihrer Rechtfertigung, daß ſie in jämmerlicher Weiſe von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen worden ſeien, und allein um ſo weniger der Macht des Kaiſers Trotz bieten könnten, als einige der vornehmſten Verbündeten heimlich ſchon

---

[5]). Sl. f. 315. Post, XII Decembris die Francfurtum venit, ab iisque novem aureorum millia consequitur. Moguntino autem, ad quadraginta millia imperat. Progressus deinde, Fuldensem Abbatem prædivitem & alios quosdam Pontificiæ religionis, eodem modo tractat.

[6]). Domum jam esset rediturus, ecce, Francofurtenses missis legatis, deditionem faciunt, & imperata se facturos demonstrant. Ille nihil cunctatus iter arripit, & cum exercitu oppidum ingressus, in Cæsaris potestatem illos redigit: & ut erat ingenii aperti, cum epulum ei senatus daret, jocatus in illos esse dicitur, ob tam leviter atque timide factam deditonem.

[7]). Sl. 316. Aliquot post diebus, veniunt ad Cæsarem legati Ulmenses. Huius civitatis præcipua est per Sueviam autoritas atque potentia. Permagni erat igitur hæc ipsorum a sociis divulsio.

die Verſöhnung mit dem Reichsoberhaupte eingeleitet hätten. Gegen ſolche Gründe war freilich wenig einzuwenden. Das Beiſpiel von Ulm hatte übrigens wirklich die vorauszuſehenden Folgen; denn nachdem Herzog Ulrich von Würtemberg zu Anfang des Jahres 1547 auf ſchwere Bedingungen mit dem Kaiſer ſich wirklich verglichen hatte, ſchickten an dieſen auch die proteſtantiſchen Städte Memmingen, Biberach, Ravensburg, Kempten und Isny Geſandte, und baten um Gnade. Jetzt verlor auch die mächtige Reichsſtadt Augsburg den Muth und ließ durch Anton Fugger ihren Frieden mit Karl V. vermitteln. Im März 1547 folgte endlich Straßburg dem Beiſpiel der übrigen Reichsſtädte, und ſuchte um die Verzeihung des Kaiſers nach.

So war denn der Bund der evangeliſchen Stände in Oberdeutſchland vollkommen aufgelöst, und zwar unter Umſtänden, welche die Macht des Kaiſers ungemein erhöhten. Ulrich von Würtemberg mußte ſich in der Unterwerfungs-Urkunde verpflichten, den Fürſten von Heſſen und Churſachſen nicht allein keine weitere Hülfe zu leiſten, ſondern gerade umgekehrt zur Vollziehung der Reichsacht gegen dieſelben mitzuwirken. Auſſerdem hatte er noch für Kriegskoſten 300,000 Goldgulden zu bezahlen, wovon die eine Hälfte ſogleich erlegt werden mußte. Zur Sicherheit für die andere Hälfte wurden Kirchheim, Schorndorf und der Aſperg verpfändet. Die Reichsſtadt Ulm mußte ferner dem Kaiſer 100,000 Goldgulden als Strafe bezahlen, Memmingen 50,000 und Augsburg 150,000. Bei Unterwerfung der letztern Stadt wurde der brave Schärtlin gezwungen, auszuwandern; er begab ſich mit ſeiner ganzen Familie nach Konſtanz. Straßburg allein hatte billigere Friedens-Bedingungen ausgewirkt, und als Strafe nur dreißig tauſend Goldgulden zu entrichten.

Karl V. hatte auch Bopfingen, Nördlingen, Oettingen, Dinkelsbühl und Rotenburg an der Tauber eingenommen, alſo im ſüdlichen Theil des Reichs den vollſtändigſten Sieg davon getragen. Jetzt ſollte vollends der Churfürſt und Erzbiſchof Hermann von Köln, welcher der Reformation ſich zugewandt hatte, die Rache des Reichsoberhauptes empfinden. Hermann war von dem Papſte ſchon im Frühling 1546 ſeiner Würde entſetzt worden, ohne dem Urtheil Folge zu leiſten. Im Januar 1547 ließ dagegen der Kaiſer die Landſtände des Churfürſtenthums Köln verſammeln, und, des Widerſtandes der Ritterſchaft und der Städte ungeachtet, die Entfernung Hermanns vollziehen.

Nach ſolchen glänzenden Erfolgen Karls V. hatte dieſer nur noch die Fürſten von Heſſen und Churſachſen zu überwältigen, um als vollendeter Sieger über die Reformation zu erſcheinen. Wenn aber jene beiden Machthaber in Verbindung mit allen ihren Glaubens-Verwandten in Oberdeutſchland nichts wider den Kaiſer auszurichten vermochten, wie ſollte bei ihrer gegenwärtigen Vereinzelung das Gegentheil zu beſorgen ſein? Karl V. beſchloß daher, die beiden Häupter der Proteſtanten noch im Frühjahr 1547 in ihren eigenen Ländern anzugreifen, und daher zunächſt nach Sachſen ſich zu wenden. Bevor er dieſen Vorſatz ausführte, fand auf Antrieb des Churfürſten von Brandenburg noch ein Vergleichsverſuch zwiſchen dem Kaiſer und dem Landgrafen von Heſſen ſtatt. Das Reichsoberhaupt forderte hiebei, daß Philipp allen künftigen Beſchlüſſen der Reichstage ohne irgend eine Ausnahme Folge leiſte: zur Verbürgung dieſes Verſprechens einen ſeiner Söhne als Geißel ſtelle: den Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Sohn ſofort der Gefangenſchaft entlaſſe: und daß er endlich nicht nur den Churfürſten von Sachſen und die übrigen Proteſtanten preis gebe, ſondern dem Kaiſer zur Unterdrückung derſelben auch noch ein Hülfs-

heer ſtelle[8]). Dieſe Bedingungen des Friedens waren ſo überaus ſchimpflich, daß ſich alle Gefühle des Landgrafen empörten, und derſelbe unwillig alle weitern Unterhandlungen abbrach.

Karl V. beſchleunigte nunmehr die Ausführung des bereits beſchloſſenen Feldzugs in Sachſen. Der Churfürſt dieſes Landes hatte einen Geſandten an den böhmiſchen Adel abgeſendet, um ein Bündniß zu unterhandeln, und hierdurch wurde der Kaiſer noch mehr zur Eile beſtimmt. In den erſten Tagen des April 1547 erſchien er in Eger, der Grenzſtadt Böhmens, um dort mit ſeinem Bruder Ferdinand ſich zu vereinigen. Da auch Moritz von Sachſen mit ſeinen Streitkräften ſich eingefunden hatte, ſo brach das Reichsoberhaupt am 12. April mit einer bedeutenden Macht nach Sachſen auf. Nach einem Marſche von zehn Tagen langte das kaiſerliche Heer am 22. April bei Meiſſen an, wo der Churfürſt Johann Friedrich ſich befand. Letzterer verließ ſogleich dieſe Stadt, nachdem er die Brücke zerſtört hatte, und bezog an der Elbe bei Mühlberg ein Lager. Kaiſer Karl V. befürchtete, daß ſich Johann Friedrich hinter die feſten Wälle von Wittenberg zurückziehen, alſo der offenen Feldſchlacht ausweichen möge. Nachdem er deßhalb ſeinem Heere nur einen Tag Ruhe gegönnt hatte, ſtand er ſchon am Morgen des 24. April an der Elbe dem Churfürſten entgegen. Der Strom trennte beide Heere, nnd mußte von dem Kaiſer erſt überſchritten werden, bevor es zum Angriff kommen konnte. Und ſogar dieſen für ihn ſo günſtigen Umſtand wußte Johann Friedrich nicht gehörig zu benützen. An dem rechten Ufer der Elbe hatte er zwar eine Beſatzung aufgeſtellt, welche den Uebergang des kaiſerlichen Heeres über den Strom wehren ſollte; allein dieſelbe vertheidigte ſich ſehr ſchlecht. Als ungefähr 1000 Spanier bis unter die Arme in den Fluß wateten, und mit Spießen zu werfen begannen, zog ſich die ſächſiſche Beſatzung allmählig zurück, obſchon dieſer Angriff nichts weniger als gefährlich ſein konnte. Jetzt ſchwammen einige ſpaniſche Fußgänger, mit dem Schwert in dem Mund, über den Strom, und erbeuteten mehrere Fahrzeuge. Mit dieſen begann nun die Ueberſchiffung des kaiſerlichen Heeres. Während ſo wichtiger Vorfälle hörte Johann Friedrich ſehr unzeitig die Predigt[9]). Durch dieſes unbegreifliche Benehmen geſchah es, daß Karl V. mit den erbeuteten Fahrzeugen und andern, die er inzwiſchen herbeigeſchafft hatte, eine Brücke ſchlagen konnte, auf welcher alsbald ſein geſammtes Heer übergeſetzt wurde. Ohne an weitere Vertheidigung zu denken, verließ der Churfürſt eiligſt das Ufer der Elbe, um Wittenberg zu erreichen; allein der Kaiſer holte ihn auf der Lochauer Heide ein, und zwang ihn zur Schlacht.

Auch jetzt noch war Karl V. nicht ohne Beſorgniſſe, ſondern hielt es für nothwendig, die Krieger durch eine Rede zur Tapferkeit anzuſpornen. Alsdann wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Das Heer des Reichsoberhaupts war in zwei Treffen getheilt, wovon das erſte durch Moritz von Sachſen und einige Spanier, das zweite hingegen von dem Kaiſer ſelbſt und ſeinem Bruder Ferdinand geführt wurde. Es wäre immer noch möglich geweſen, daß Johann Friedrich die Oberhand gewinne, wenn er nur jetzt

---

[8]). Sl. 322. Sed durissimæ ferebantur conditiones. Hæ erant, ut futura decreta senatus Imperii, sine omni exceptione probet: ut e suis filiis alterum det obsidem: ut Henricum Brunsuicensem atque filium dimittat, & Cæsaris cognitionem in eo subeat: *ut adversus electorem Saxonem atque socios auxilio Cæsari mittat equitum centurias aliquot, octo signa peditum*, in eosque per tempus semestre sumptum ipse faciat : ut Cæsari supplex fiat, & crimina sua palam profiteatur.

[9]). Sl. 325. In hoc rerum statu, Saxo, *qui tunc sacram concionem audiebat*, præmissis impedimentis, ipse postea subsequitur, & Vuirtembergam iter habet.

ſeine ganze Macht bei ſich gehabt hätte; allein er war durch Entſendung von Truppen unter Wilhelm Thumſer und die ſtarke Beſatzung, welche er nach Wittenberg warf, zu ſehr geſchwächt. So hatte denn Karl V. der Zahl nach eine bedeutende Uebermacht. Gleichwohl ſchlugen Johann Friedrich und ſeine Sachſen die Schlacht mit ruhmwürdigſter Tapferkeit. Der Churfürſt ſtürzte ſich überall in die dichteſten Schaaren der Feinde, erſchien ſtets im wildeſten Getümmel, und entflammte durch ſolches Beiſpiel die Seinigen zum Heldenmuth. Nachdem der heiße Kampf bis in die Nacht fortgeſetzt worden war, ſiegte endlich die Uebermacht des Kaiſers. Johann Friedrich wurde verwundet und von den Feinden umringt. Allerdings vertheidigte er ſich fortwährend mit der männlichſten Tapferkeit; doch vergebens..... nach langem Widerſtand wurde er endlich gefangen genommen [10]. Die Niederlage des ſächſiſchen Heeres war nun vollſtändig; was nicht auf dem Wahlplatz blieb, fiel größtentheils in die Gefangenſchaft, und nur vier hundert Mann retteten ſich nach Wittenberg. So endigte die entſcheidende Schlacht des 24. Aprils 1547 auf der Lochauer Haide bei Mühlberg.

Karl V. war gegen den gefangenen Churfürſten ſo aufgebracht, daß er ihn als Aufrührer ſogar zum Tode verurtheilen ließ. Es gereicht Johann Friedrich zur Ehre, daß er das ſtrenge Urtheil mit Standhaftigkeit vernahm [11]. Durch die Vermittlung des Churfürſten von Brandenburg wurde der Kaiſer inſofern anders geſtimmt, daß er das Todesurtheil zurücknahm. Dagegen ſollte ſich der Churfürſt verpflichten, allen Beſchlüſſen, welche eine Kirchen-Verſammlung oder der Kaiſer in dem Religionsſtreit faſſen werde, unbedingten Gehorſam zu leiſten. Mit Stolz und wirklicher Seelengröße verwarf der gefangene Churfürſt auch dieſe Bedingung. Man muß dieß rühmend anerkennen, je weniger das Benehmen Johann Friedrichs bei der Leitung des Krieges entſchuldiget werden kann.

Der Kaiſer gab ſelbſt in dem zweiten Punkt, über die Religion, endlich nach, legte aber im Uebrigen dem Beſiegten deſto härtere Bedingungen auf; denn das Haupt der ältern ſächſiſchen Linie mußte nicht nur die Hälfte ſeines Landes, ſondern auch die churfürſtliche Würde für ſich und ſeine Nachkommen abtreten. Mit beiden wurde Herzog Moritz von Sachſen beſchenkt..... als **Preis für den Verrath an ſeinen Glaubensgenoſſen, und an ſeinem Bluts-Verwandten.** Johann Friedrich hingegen mußte auch nach dem Friedensſchluß in der Gefangenſchaft Karls V. verbleiben.

Es iſt räthſelhaft, daß der Landgraf Philipp von Heſſen bei dem Zuge des Kaiſers nach Sachſen nicht das Mindeſte unternahm, um ſeinem Bundesgenoſſen Johann Friedrich zu Hülfe zu kommen. Allenthalben zeigten die Proteſtanten ſonach Schwäche, und die Stadt Bremen allein erwarb ſich unter ihnen den Ruhm eines energiſchen Widerſtandes. Jobſt von Krüningen, der ſie mit einem kaiſerlichen Heere belagerte, wurde mit Nachdruck bei allen Angriffen zurückgewieſen, und am Ende zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Unterſtützt von Hamburg, Braunſchweig und Magdeburg, ſetzte Bremen auch in der Folge den Widerſtand ſiegreich fort; allein die Niederlage des Churfürſten Johann Friedrich bei Mühl-

---

[10]. Eod. Itaque numero victus & multitudine, cum ad noctem usque pugnatum esset: ipse, per sinistram maxillam accepto vulnero adverso, cum fortiter sese defenderet, capitur.

[11]. Sl. 326. Capto Saxone Cæsar Vuirtembergam petit, eoque cum exercitu, Maii die quarta, pervenit, & triduo post, *Ioannem Fridericum ob rebellionem, ut ait, capitis damnat.* Ille vero, cum audisset, animi consternati significationem nullam dedit.

berg bewog ſelbſt die niederſächſiſchen Städte zur Einſtellung des Kampfes. Auſſer der Stadt Magdeburg die ſich nicht unterwarf, ſtand von dem mächtigen Bund der evangeliſchen Stände jetzt Philipp, Landgraf von Heſſen, allein noch in den Waffen. Wenn derſelbe aber vor der Schlacht bei Mühlberg nichts that, um den Siegeslauf des Kaiſers aufzuhalten, ſo konnte er nun noch weniger daran denken, Widerſtand zu leiſten. Er ließ alſo ebenfalls ſeinen Frieden mit dem Reichsoberhaupt unterhandeln. Karl V. wollte die Verſöhnung nur unter den härteſten Bedingungen zugeſtehen; denn Philipp ſollte dem Schmalkalder Bunde entſagen und alle Urkunden deſſelben ausliefern: in kein neues Bündniß treten, dem das Reichsoberhaupt nicht angehöre: ſeine feſten Plätze bis auf einen ſchleifen: alles Geſchütz herausgeben und 150,000 Gulden Strafe bezahlen. Auſſerdem müſſe der Landgraf ſeine Beleidigungen gegen den Kaiſer knieend abbitten, und gleichwohl noch unbedingt auf Gnade oder Ungnade ſich ergeben. Die letztere Forderung ließ den Landgrafen für ſeine Freiheit fürchten, und er ſuchte wenigſtens in dieſer Beziehung ſchützende Gewährſchaften auszuwirken. Da Karl V. nichts bewilligte, ſo unterwarf ſich Philipp endlich unbedingt, und leiſtete den 19. Juni 1547 zu Halle wirklich auf den Knieen Abbitte. Doch ſelbſt dieſe Erniedrigung des Widerſachers genügte dem Kaiſer noch nicht, ſondern letzterer behielt auch Philipp von Heſſen in Gefangenſchaft. So rächte ſich die Verrätherei des Herzogs Moritz an ſeinem eigenen Schwiegervater.

Nach der Unterwerfung des Landgrafen Philipp von Heſſen unter den Kaiſer war jeder Widerſtand der Proteſtanten verſchwunden, der Religionskrieg ſelbſt demnach beendigt; denn die Stadt Magdeburg, welche allein die Unterwerfung fortwährend verweigerte, war in der Vereinzelung ein gar zu geringer Gegner. Dem Reichsoberhaupt, als Vertreter der althergebrachten Kirche, war ſohin ein vollſtändiger Sieg zu Theil worden, und jede Hoffnung für die Erhaltung der Reformation ſchien zerſtört zu ſein. Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen, die Häupter und Beſchützer der Evangeliſchen, ſchmachteten, aller Macht entkleidet, in der Gefangenſchaft; die übrigen proteſtantiſchen Fürſten ſowie die Sädte hingegen zitterten vor dem Zorn und der Macht des Kaiſers. Von der Univerſität Wittenberg war die neue Lehre ausgegangen, und von dort wurde ſie während eines 29jährigen Zeitraumes ſtets wiſſenſchaftlich vertreten und geleitet. Wer fortan die evangeliſche Theologie ſtudiren wollte, beſuchte die hohe Schule von Wittenberg, und wegen des auſſerordentlichen Glanzes, mit dem ſie durch **Luther** und **Melanchthon** alle übrigen Univerſitäten verdunkelte, beſuchten auch viele der Recht=Befliſſenen aus dem Fürſten=, Grafen= und Herrenſtande jene Academie. Allein ſchon während des Krieges verließen wegen befürchteter Belagerung des feſten Platzes die meiſten Profeſſoren und Studenten die Stadt. So ward die mächtige Anſtalt für die Verbreitung der Reformation zerſtört, und auch dieſes Unglück brachte den Proteſtanten bedeutende, man möchte ſelbſt ſagen, bleibende Nachtheile. Für die Familie Luthers, welche erſt des Hauptes und Vaters beraubt worden war, wirkte der unſelige Ausgang des Krieges beſonders traurig. Johann Friedrich von Sachſen würde gewiß Vaterſtelle an den mittelloſen Hinterbliebenen des Reformators vertreten haben; doch er war im Gefängniß, und konnte nichts mehr thun: im Getümmel und der Beſtürzung des Augenblicks nach der Niederlage des Churfürſten kam vielleicht auch dem ganzen ſächſiſchen Hofe die Familie Luthers vorübergehend aus dem Sinne: die Wittwe des Reformators irrte daher mit ihren Kindern hülflos umher. Endlich fand ſie bei dem König von Dänemark Zuflucht. Melanchthon war ſo gütig und menſchenfreundlich, dieſelbe auf der Reiſe dahin eine Strecke zu begleiten, und überhaupt mit Rath und That zu unterſtützen. So kummervoll die

Lage ſo vieler einzelner proteſtantiſcher Familien durch den unglücklichen Ausgang des Krieges geworden war, ſo verzweiflungsvoll ſtellte ſich auch jene der evangeliſchen Richtung ſelbſt dar. Nichts ſchien dieſelbe mehr retten zu können. Und ein ſolches Mißgeſchick, das die Nation Jahrhunderte in die Finſterniß zurückſchleudern konnte, entſtand nur, weil ein Fürſt an Einfluß und Macht gewinnen wollte! Eine furchtbare Verantwortlichkeit lud alſo der treuloſe Herzog Moritz von Sachſen auf ſich.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Folgen des Siegs Karls des Fünften. Das Religions-Interim von Augsburg.

(Vom Jahr 1546 — 1549.)

Kaiſer Karl V. war ein denkender Staatsmann, welcher nach einem beſtimmten Plane zu handeln gewohnt, und denſelben mit Ausdauer zu verfolgen fähig war. Wie Alle ſeines Standes, auf die Größe ſeiner Familie eiferſüchtig, wollte er die Macht des Hauſes Oeſtreich bedeutend erhöhen. Da die Erblichkeit der Kaiſerwürde in dieſem Hauſe der Lieblingswunſch der meiſten Habsburger war, ſo mag auch Karl V. nicht ganz frei davon geblieben ſein. Zum Mindeſten hegte er den innigſten Wunſch, die ſo tief geſunkene Macht des Reichsoberhaupts wieder zu kräftigen. Daß dieſe Abſicht einer der Beweggründe zu dem Kriege gegen den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen war, hatten die Ereigniſſe ſelbſt erwieſen. Während gegen die Proteſtanten in Oberdeutſchland nach ihrer Niederlage nur Geldſtrafen und Verweiſe verhängt wurden, traf jene beiden Fürſten die Erſchütterung ihrer Macht, und ſogar das Gefängniß. In ihrer Eigenſchaft, als Führer der evangeliſchen Partei, lag der Grund dieſer Strenge nicht ausſchließend: denn Karl V. beſtand keineswegs auf weſentlicher Nachgiebigkeit derſelben in der Religion, ſondern nur auf glänzender Genugthuung für die Widerſetzlichkeit gegen den Kaiſer. Die Fürſten ſahen die Sache von dieſem Geſichtspunkt an. Es war lange nicht erlebt worden, daß ein Reichsfürſt, wie Philipp von Heſſen, zu den Füßen des Kaiſers lag, und wegen der Widerſetzlichkeit gegen die Würde der Reichsgewalt Abbitte leiſtete: es war etwas ſehr Ungewöhnliches, daß zwei Landesherren wegen deſſelben Vergehens von dem Kaiſer ſogar zur Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden: man machte deßhalb das Reichsoberhaupt darauf aufmerkſam, daß ſein Verfahren die Unzufriedenheit aller Fürſten erregen werde. Doch Karl V. kehrte ſich nicht an ſolche Vorſtellungen, und behielt den Landgrafen von Heſſen, trotz den Bitten ſeines Bundesgenoſſen, des Herzog Moritz, in der Gefangenſchaft. Schon dieß gab einen Fingerzeig über die eigentlichen Pläne des Kaiſers. Andere offenbarten ſich bald nachher.

Nach der Beendigung des Krieges in Sachſen, kehrte Karl V. eiligſt nach Oberdeutſchland zurück, und veranſtaltete eine Verſammlung der ſchwäbiſchen Herren und Städte in Ulm, um den alten Bund in Schwaben wieder aufzurichten. Dieſer hatte in dem Bauernkrieg gute Dienſte geleiſtet, und galt auch für einen Stützpunct der Reichsgewalt gegen die Fürſten: deßhalb wünſchte denn der Kaiſer die Erneuerung deſſelben.

Nachdem die Verhandlungen in Ulm auf einen Reichstag nach Augsburg verwieſen worden waren, welcher am 1. September 1547 ſeinen Anfang nahm, entwickelten ſich die Entwürfe Karls V. immer beſtimmter. Ob er gleich wider die Lehre Luthers eingenommen blieb, ſo war er gleichwohl wider die Mißbräuche der Kirche keineswegs verhärtet, ſondern im Gegentheil zu einer Reform derſelben feſt entſchloſſen. Nur ſollte dieſelbe von oben, alſo einer allgemeinen Kirchen-Verſammlung ausgehen. Eine ſolche befand ſich während des Krieges von 1546 in Trident; allein der Papſt, mit dem Kaiſer ſo unzufrieden, daß er ſeine Hülfstruppen ſchon im Dezember 1546 zurückgezogen hatte, verlegte das Konzilium im März des folgenden Jahres vollends nach Bologna. Während Paul III. ſchon auf die Synode in Trident einen ſo großen Einfluß ausgeübt hatte, daß man dort, ſtatt mit der Kirchen-Reform, nur mit der Verdammung der evangeliſchen Lehre ſich beſchäftigte, ſchien eine Verſammlung in Bologna vollends von dem Papſte abhängig zu ſein. Der Kaiſer bezeigte deßhalb ſowohl über die Verzögerung der Reform-Verhandlungen, als die Verlegung des Konzils ſein Mißfallen, und die Kälte zwiſchen ihm und dem heiligen Vater wurde immer größer. Da nun Karl V. die Reichsgewalt wieder zu Anſehen und Macht emporheben, daher von dem Papſte ſo wenig, als von den Fürſten ungebührlich ſich beherrſchen laſſen wollte, ſo ergriff er den Gedanken, ſich ausgleichend zwiſchen die Kurie und die Proteſtanten zu ſtellen, und jede der beiden Parteien zur Verhinderung des Uebergewichts der andern zu benützen. Bei einer ſolchen Politik konnte eine gänzliche Unterdrückung der Proteſtanten nicht in ſeinem Willen liegen: vielmehr wollte er dieſelben in ſo weit dulden, um den Papſt zur Bewilligung einer Kirchen-Reform zu zwingen.

Für ein Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes hielt er zunächſt die Herſtellung einer vorläufigen Ordnung in der Kirche, welche von beiden Religions-Parteien beobachtet werden ſollte. Gegen die Verlegung der Synode von Trident hatte der Kaiſer feierlich Einſprache erhoben: die neue Verſammlung in Bologna konnte alſo von ihm unmöglich anerkannt werden, und weil die Beilegung des Streites mit der Kurie ſo bald nicht zu hoffen war, ſo wollte Karl V. die interimiſtiſche Kirchenordnung, welche er wünſchte, durch den Reichstag feſtſetzen laſſen. Zu dem Ende ertheilte er den Theologen Julius Pflug, Michael Helding und Johann Agrikola den Auftrag zur Ausarbeitung eines Entwurfes für jene einſtweiligen Kirchenſatzungen. Die beiden erſtern Männer galten für gemäßigte Katholiken, und der Dritte war vollends Prediger am proteſtantiſchen Hof von Brandenburg; gleichwohl kam der Entwurf, welchen ſie dem Kaiſer vorlegten, einer gänzlichen Aufhebung der lutheriſchen Lehre gleich. Die Proteſtanten ſollten nämlich nicht nur alle katholiſchen Gebräuche, mit Einſchluß der Meſſe, Bilder und Ceremonien, ſondern auch die päpſtliche Theorie der Transſubſtantation wieder annehmen und über die Rechtfertigung, ſowie die übrigen Fundamental-Sätze des Glaubens zu Lehren ſich bekennen, wogegen ſie ſich immer geſträubt hatten. Die einzigen Zugeſtändniſſe, welche man ihnen machte, beſtanden darin, daß ihnen der Gebrauch des Kelchs im Abendmahl zugelaſſen, verſchiedene Feiertage abgethan und den verheiratheten Geiſtlichen die Fortſetzung der Ehe bis zu der künftigen endlichen Entſcheidung des Religions-Streites

geſtattet werden ſollten [1]). So wäre denn das mühſelige Werk Luthers vollſtändig wieder zerſtört geweſen. Und gleichwohl wollte auf dem Reichstag zu Augsburg kaum ein ernſtlicher Widerſpruch der Proteſtanten gegen den vorgelegten Interims-Entwurf zum Vorſchein kommen. Nur der neue Churfürſt Moritz von Sachſen erhob Bedenklichkeiten, an die ſich der Kaiſer nicht einmal kehrte. Letzterer ließ vielmehr den Entwurf der obengenannten drei Theologen am 15. Mai als Reichsgeſetz verkünden. Daſſelbe erhielt den Namen des Augsburger Religions-Interims (Interim Augustanum).

Unter den angegebenen Umſtänden ſchien die Maaßregel des Kaiſers freilich nur den Proteſtanten nachtheilig, dem Papſtthum dagegen unbedingt vortheilhaft zu ſein. Um indeſſen ſeinem Plane gemäß zugleich die Katholiken zu einer Kirchen-Verbeſſerung zu zwingen, wurde nach ſeinem Befehl den deutſchen Biſchöfen im Juni 1548 der Entwurf einer Reform vorgelegt. Dieſer erregte nun umgekehrt die Erbitterung der Katholiken, und es bewährte ſich alſo die Abſicht einer vermittelnden Stellung des Kaiſers; allein man ſah zugleich, daß lezterer ſich verrechnet, und nunmehr beide Theile gegen ſich habe. Von Seite der Proteſtanten zeigte ſich ſolches ſehr bald.

So gering nämlich der Widerſpruch der proteſtantiſchen Stände wider die vorläufige Kirchen-Ordnung bei der Berathung derſelben auf dem Reichstag geweſen war, ſo allgemein und energiſch zeigte ſich derſelbe nach ihrer Verkündung als Reichsgeſez. Jetzt wiederholte nicht nur der Churfürſt Moritz ſeine Einſprache, ſondern es proteſtirte noch nachdrücklicher der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Brandenburg-Küſtrin. Ungleich ſtärker ward jedoch der Widerſtand von Seite des evangeliſchen Volkes. Nachdem alle lutheriſchen Reichsſtädte gegen das Interim ſich erklärt hatten, widerſetzte ſich die Bevölkerung von Brandenburg und ſogar einiger Länder katholiſcher Fürſten der Einführung deſſelben. Die Maſſen der Lutheriſchen wurden jetzt erſt ſchwierig, und fuhren mit einer Erbitterung und ſelbſt Energie empor, welche nach den Erfahrungen des Schmalkalder Krieges kaum erwartet werden konnten. Aber es zeigte ſich jetzt, daß die proteſtantiſche Partei durch die Siege des Kaiſers nur vorübergehend betäubt, keineswegs hingegen überwältiget war. Gleichwohl offenbarte Karl V. den Vorſatz, die Einführung des Interims in den evangeliſchen Ländern mit Gewalt zu erzwingen. Nicht blos im Herzogthum Würtemberg war dieß wirklich geſchehen, ſondern auch in den Reichsſtädten Augsburg, Nürnberg und Ulm.

Wenn die Proteſtanten ſchon durch den Gewiſſenszwang an ſich entrüſtet werden mußten, ſo ſtieg ihre Erbitterung um ſo höher, als der Kaiſer nicht bloß mit Strenge, ſondern auch mit wirklicher Härte verfuhr. Die evangeliſchen Prediger in Ulm, welche wider das Augsburger Interim beharrlich ſich erklärten, wie z. B. Martin Frecht, wurden mit Ketten beladen in das Gefängniß geworfen, und alsdann in ſolchem Zuſtand dem kaiſerlichen Heere nachgeführt. Ein gleiches Schickſal war dem lutheriſchen Prediger Johann Brenz in Schwäbiſch-Hall, einem hochſtehenden Mann unter ſeinen Glaubensgenoſſen, zugedacht. Derſelbe mußte ſeine Gattin uud ſechs Kinder der Verzweiflung überlaſſen, und durch die Flucht ſich retten. Viele andere Familien von evangeliſchen Geiſtlichen hatten das nämliche bittere Loos,

---

[1]). Es lag eine merkwürdige Beſtimmtheit in der Interims-Verordnung. Sleidan Fol. 353.
In canone Missæ prorsus nihil immutetur & reliqua omnia serventur iuxta vetus præscriptum: *vestes, ornamenta, vasa, cruces, altaria, candelæ* & *imagines*, veluti monumenta quædam retineantur.
Wenn Luther dieß erlebt hätte!

da ihre Verſorger im Elend umher irrten. Ja ſogar die Gattin von Johann Brenz wurde gezwungen mit ihren ſechs Kindern auszuwandern. Dieſelbe war ſehr krank, und nicht einmal ein ſolcher Zuſtand konnte Barmherzigkeit erwecken. Die Arme ſchwankte mit ihren unglücklichen Waiſen hülflos umher, und unterlag auch bald ihrer Krankheit [2]). Durch das Mitleiden mit allen dieſen Märtyrern ihrer Ueberzeugung wurde der Haß der evangeliſchen Bevölkerung wider Karl V. von Tag zu Tag größer, und allmälig der Entſchluß, zum verzweifelten Widerſtand, bei ihr hervorgerufen. Obgleich ſich dieß im Großen erſt ſpäter zeigte, ſo trat ein Anzeichen gleichwohl noch im Jahr 1548 hervor.

Die freie Stadt Konſtanz, der neuen Lehre eifrig ergeben, ſendete Botſchafter an den Kaiſer, und ließ ihn inſtändigſt um Gewiſſens-Freiheit, ſohin um Verſchonung mit dem Augsburger Interim bitten. In gemüthlicher Weiſe ſtellte die würdige Reichsgemeinde ihrem Oberhaupt vor: „daß ſie ſich in großer Angſt und Noth befinde: denn bei einer Widerſpenſtigkeit gegen den Kaiſer ſeze die Bürgerſchaft alle ihre Glücksgüter, und ſelbſt das Leben auf das Spiel. Wenn ſie dagegen gehorche, ſo lade ſie wegen Verlezung ihres Glaubens die Strafe Gottes auf ſich: der Kaiſer möge daher menſchenfreundlich ſein, und die Stadt nicht zwingen, daß ſie gegen ihr Gewiſſen handle [3]). Selbſt dieſe einfache, rührende Sprache verfehlte bei Karl V. aller Wirkung, und lezterer beharrte bei dem Befehl unbedingter Unterwerfung. Jezt erwachte aber auch der Stolz der mannhaften Reichsſtadt, und die Bürger von Konſtanz beſchloſſen, der verhaßten Maaßregel des Kaiſers Troz zu bieten, und verweigerten mithin ſtandhaft die Annahme des Augsburger Interims.

Nunmehr ſprach Karl V. nicht nur die Acht über die muthige Reichsſtadt aus, ſondern ſchickte auch einen Kriegszug unter dem Oberbefehl zweier Spanier, Alphons von Vives und Diego von Cales, ab, um den Spruch zur Vollziehung zu bringen. Die Hoffnung der Spanier, Konſtanz zu überrumpeln, wurde vereitelt; denn die Bürger ſchloſſen bei Annäherung der kaiſerlichen Truppen die Thore, und vertheidigten nun mit der rühmlichſten Tapferkeit ihre Stadt. Dabei wurden Thaten verübt, welche durch die Tugend der patriotiſchen Hingebung an die lombardiſchen Städte zur Zeit Friedrichs Rothbart erinnerten. So umklammerten einige Jünglinge ſpaniſche Soldaten, und ſtürzten ſich mit ihnen in den Rhein. Die Spanier ertranken; doch jene heldenmüthigen Jünglinge ſchwammen triumphirend zu den Ihrigen zurück [4]). Durch dieſe und ähnliche Thaten wurde der Angriff der kaiſerlichen Truppen erfolgreich abge-

---

[2]). Sleidan Fol. 356. Uxor ejus autem, etsi gravi detineretur morbo, quo paulo post etiam extincta fuit, exulare jubetur. Itaque misera cum sex liberis vagatur sedibus incertis, & quo se recipiat, vix ullum habet perfugium, Hispanorum formidine concussis omnium & occupatis animis: eumque dolorem & ægrimoniam augebat etiam, quod interea, quæ mariti esset fortuna, nesciret.

[3]). Sleid. f. 361. Constantensium ad Cæsarem literæ.

Senatus, eo cognito, Iulii die decimo tertio datis literis admodum demissis, orant ne quid contra conscentiam & animæ salutem facere cogantur. Videre se periculum suum, & in maximis angustiis versari. Ni si enim parcant, omneis ſuas fortunas atque vitam in discrimen vocari. Quod si morem gerant, Dei vindictam atque judicium sibi subeundum esse. Parcat igitur.

[4]). Chronologia Constantiensis Fol. 350:

Tribus repente locis imparatos intercipere Alphonsus certum habuerat, & Petrusianum suburbium prius cepit, quam adesse crederetur, militibus repente per pontem in ipsam urbem contendentibus, mox tamen magna clade repressis cum quadraginta an sexaginta juvenes laniones, facto in Hispanos impetu,

ſchlagen, und ein Anführer der leztern, Alphons von Vives, verlor ſelbſt das Leben. Als man hierauf den braven Bürgern alle Zufuhr abſchnitt, ſo drang die Hungersnoth ihnen endlich den Wunſch ab, wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln. König Ferdinand, welcher von den Bürgern in Konſtanz um Fürſprache bei ſeinem Bruder, dem Kaiſer, erſucht wurde, wollte nur unter der Bedingung einwilligen, daß die beſagte Stadt unter den Schutz des Hauſes Öſtreich ſich begebe, ſohin ihrer Reichsfreiheit entſage. So hart dieſes Opfer auch war, ſo glaubten die Bürger von Konſtanz, daſſelbe dennoch darbringen zu müſſen. Die Huldigungs-Urkunde an das Haus Öſtreich wurde am 26. Januar 1549 unterzeichnet, und die Stadt von dem König Ferdinand in Beſitz genommen. Kaiſer Karl V. welcher die Vermehrung der öſterreichiſchen Macht ſehr gerne ſah, bewilligte nun die Aufhebung der Reichsacht. So war Konſtanz freilich gerettet; leider aber um einen entſetzlichen Preis: denn nicht nur die Reformation ward jetzt in jener freiſinnigen Bürgergemeinde wieder gänzlich unterdrückt, ſondern auch der Wohlſtand und die anſehnliche Macht der Stadt durch den Verluſt der Reichsfreiheit gänzlich zerrüttet. Bürgerliche Selbſtſtändigkeit iſt Leben, das Gegentheil Tod. An dem Schickſal von Konſtanz zeigte ſich dieß: denn ſeit der Ergebung der Stadt an einen Landesherrn ſank ſie immer tiefer und tiefer, bis ſie endlich nur noch der Schatten ihrer ehemaligen Größe ward.

Ein weiteres ruhmwürdiges Beiſpiel der Standhaftigkeit gab der gefangene Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen. Karl V. ließ ihm das Augsburger Interim vorlegen, und drang ſodann in ihn, dasſelbe anzunehmen. Mit Würde antwortete Johann Friedrich: „der Kaiſer habe ſchon früher (nach der Mühlberger Schlacht) erfahren, daß er, der Churfürſt, durch keinerlei Drohungen und Gewalt zum Abfall von ſeinem Glauben bewogen werden könne: heute ſtehe ſeine Ueberzeugung nicht minder feſt, und nie werde er ein Haar breit davon weichen". Vergebens machte man dem Gefangenen für den Fall der Nachgiebigkeit Hoffnung auf die Freiheit: er blieb ſtandhaft. Karl V. vermochte ſo klein zu handeln, daß er den Churfürſten härter behandeln ließ; doch auch das blieb vergeblich, und Johann Friedrich unerſchütterlich bei der Ablehnung des kaiſerlichen Begehrens.

Im ſüdlichen Deutſchland ſezte Karl V. die Einführung des Augsburger Interims endlich durch; dagegen ſpann ſich hierüber in Norddeutſchland ein bedenklicher Widerſtand an. Bevor die Ereigniſſe ſich weiter entwickelten, geſchah von dem Kaiſer noch ein Schritt, welcher das Mißtrauen wider ihn bedeutend ſteigerte. Derſelbe machte den Reichsſtänden nämlich den Vorſchlag, ſeinen Sohn Philipp nach Ableben ſeines Bruders Ferdinand, zum Nachfolger in der Kaiſerwürde zu ernennen. Zur Entſchädigung der deutſch-öſterreichiſchen Linie ſollte der Sohn Ferdinands, Maximilian, zum Nachfolger Philipps im Reiche ernannt werden. Da ſohin die Kaiſerwürde in mehreren Generationen dem Hauſe Öſtreich zugedacht war, ſo verrieth ſich ſo ziemlich der Staatsplan, jenem Hauſe allmälig die Erblichkeit der Reichskrone zu erwerben. Große Bedenken erregte darum der Antrag Karls V. bei den Churfürſten und übrigen Reichsſtänden. Am meiſten fühlte ſich der neue Churfürſt Moritz von Sachſen durch die Entwürfe des Kaiſers verletzt: denn ſein Gewiſſen mochte ihm vielleicht geſagt haben, daß er durch den Verrath an ſeiner Glaubenspartei und ſeinem Blutsverwandten die herrſchſüchtigen Beſtrebungen des Hauſes Öſtreich

---

pontem a suo tergo rescindi curarent, eoque facto, ut nando exerciti erant in Rhenum se præcipites darent, nonnulli una Hispanos traherent ac mergerent, ac dein ad suos se in muro expectantes reciperent.

weſentlich gefördert habe. Wie dem aber auch ſein mochte, in dem Geiſte des Churfürſten Moritz reiften endlich die Entſchlüſſe, welche er bei der Treuloſigkeit des Jahres 1546 ſich vorbehalten haben mochte. Die öffentlichen Zuſtände in Deutſchland ſollten daher plötzlich eine unerwartete, durchgreifende Veränderung erleiden.

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religionsfriedensſchlüſſe von Paſſau und Regensburg.

(Vom Jahr 1549. bis 1555)

Nachdem der Papſt Paul III. am 10. November 1549 verſtorben, und Julius III. zu ſeinem Nachfolger erwählt worden war, wollte das neue Kirchen = Oberhaupt ſogleich entſcheidende Schritte einleiten, um endlich die Religions = Wirren bleibend zu löſen. In Uebereinſtimmung mit dem Kaiſer berief er daher ein allgemeines Konzilium auf den 1. Mai 1551 nach Trident. Karl V. verbürgte den evangeliſchen Ständen völlige Sicherheit für ſich und ihre Geſandten bei Beſchickung der Synode, forderte aber dafür um ſo ſtrenger das Erſcheinen derſelben. Da das Reichsoberhaupt bei der Einführung des Augsburger Interims ſo nachdrückliche Maaßregeln ergriffen hatte, ſo ſchien wider die Proteſtanten eine nicht minder energiſche Einſchreitung bei der Ablehnung der neuen Kirchen = Verſammlung bevorzuſtehen. Die evangeliſchen Stände willigten deßhalb meiſtens in die Beſchickung des Konzils ein, und tröſteten ſich nur mit dem geheimen Entſchluß, im Nothfall an ihren Glauben Gut und Blut zu ſetzen. Auch der neue Churfürſt Moritz von Sachſen erklärte ſeine Bereitwilligkeit, an den Verhandlungen der Kirchen=Verſammlung Antheil zu nehmen: doch nun war die Rolle des Ueberliſteten dem Kaiſer zugedacht. Moritz hatte nämlich den feſten Entſchluß gefaßt, jede Wirkung der Synode zu vereiteln, und dem Augsburger Glaubens = Bekenntniß der Proteſtanten Achtung zu verſchaffen: — eben deßhalb ſtellte er ſich, als ob er ſo gerne den Wünſchen des Reichsoberhaupts in Beziehung auf des Konzil entſpreche. Nachdem er den Kaiſer ſicher gemacht hatte, ſann er auf ein Mittel zur Ausführung ſeiner Anſchläge, und bald war er mit einem Plane fertig, welcher für ſeine Meiſterſchaft in Liſt und Verſtellung ein neues Zeugniß gab.

Des Reiches freie Stadt Magdeburg hatte auch im Jahre 1551 immer noch die Unterwerfung unter den Kaiſer verweigert. Als das Religions = Interim von Augsburg verkündet worden war, wurde die Erbitterung jener Reichsgemeinde noch größer, und ihr Entſchluß, den Widerſtand bis auf das äußerſte zu treiben, noch feſter. Bei der Durchführung des kaiſerlichen Willens in andern Gegenden Deutſchlands legten verſchiedene evangeliſche Prediger ihr Amt nieder, um nicht wider ihr Gewiſſen zu handeln: zu den gewaltſam Vertriebenen, deren Anzahl fortwährend ſtieg, kamen alſo auch viele freiwillige Flüchtlinge, und

mehrere von beiden fanden in Magdeburg Aufnahme, weil dort dem Interim der Eingang nicht verſtattet worden war. Die ſonſt ſchon bedeutende Stadt ſchien jetzt gewiſſermaſſen der Mittelpunct des reinen Lutherthums zu ſein, von welchem aus vorerſt ein geiſtiger Kampf gegen die Unterdrückung Karls V. geführt wurde. Als das Beiſpiel anfing, gefährlich zu werden, regte man auf der Reichsverſammlung die Vollziehung der bereits ausgeſprochenen Acht an. Um den Kaiſer durch ein ähnliches Mittel zu verderben, wie einſt den Churfürſten Johann Friedrich von Sachſen, wußte Moritz, deſſen Nachfolger in der Churwürde, die Einleitung zu treffen, daß ihm die Vollziehung der Reichsacht auch gegen Magdeburg angetragen wurde. Moritz war von dort aus perſönlich angegriffen worden, indem die ſtrengen Lutheraner ihn kaum mit Unrecht den Renegaten und Apoſtaten hießen. Karl V. ging dadurch wirklich in die ihm geſtellte Falle: denn er glaubte, daß es dem perſönlich gereizten Churfürſten mit der Beſtrafung der ihm feindlichen Stadt Ernſt ſei. Ohne alles Mißtrauen wies der Kaiſer daher bedeutende Geldſummen zu den Rüſtungen an. Auch durch den großen Umfang der letztern ſchöpfte er keinen Argwohn, weil Magdeburg ſchon damals ſehr feſt war, und eine zahlreiche, bis zur Leidenſchaft erhitzte Bevölkerung hatte. Unter ſolchen Umſtänden ſchien in der That ein ſtarkes Heer zur Eroberung der Stadt nothwendig zu ſein.

Während Moritz mit Eifer rüſtete, war Kaiſer Karl V. auch mit Heinrich II., dem Nachfolger von Franz I. in Frankreich, in Krieg verwickelt worden, und dieſes Ereigniß benützte der Churfürſt ſogleich geſchickt für ſeine Pläne, indem er einen Subſidien-Vertrag mit Heinrich II. abſchloß. Letzterer verpflichtete ſich darin, in den erſten drei Monaten des Kriegs 240,000, und in jedem folgenden 60,000 Thaler Hülfsgelder zu zahlen, auch ohne Vorwiſſen des Churfürſten mit dem Kaiſer keinen Einzeln- oder Separat-Frieden zu ſchließen. Nachdem Moritz noch verſchiedene evangeliſche Fürſten, insbeſondere den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Herzog von Mecklenburg, den Landgrafen Friedrich von Heſſen ins Geheimniß gezogen und von ihnen die Zuſage von Hülfe erhalten hatte, wurde die Einnahme Magdeburgs noch im Spätherbſt 1551 mit Ernſt betrieben. Wider Erwarten ergab ſich die Stadt ſchon am 6. November jenes Jahres, ſo daß ihre Häupter alſo von dem Plane des Churfürſten wahrſcheinlich ebenfalls unterrichtet waren. Letzterer legte von ſeinen Truppen eine Beſatzung nach Magdeburg, und nahm die Soldaten, welche capitulirt hatten, größtentheils in ſeinen Sold. Da er auch nach erreichtem Zweck ſein Heer alſo vermehrte, anſtatt es zu entlaſſen, da er daſſelbe ferner auch während des Winters unter den Waffen hielt, ſo mußte ſein eigentlicher Plan ſich allmählig verrathen.

In der That verbreitete ſich in Norddeutſchland das Gerücht, daß ein Anſchlag wider den Kaiſer im Werke ſei, ja letzterer wurde ſogar ausdrücklich gewarnt [1]). Endlich berichtete man dem Reichsoberhaupt bei Anfang des Jahres 1552 von mehreren Seiten auf das beſtimmteſte, daß Moritz nur die beſſere Jahreszeit abwarte, um wider den Kaiſer und die Katholiken zu Feld zu ziehen. Karl V. hätte nun freilich Verdacht ſchöpfen, und an Vorbereitungen denken ſollen; allein ſo ſchlau er war, ſo ſollte er hierin doch an Moritz ſeinen Meiſter finden. Dieſer brachte es nämlich durch ein ſeltenes Gewebe von Liſt, Trug und Heuchelei dahin, daß der ſonſt argwöhniſche Kaiſer noch einmal ſich einlullen ließ, und

---

[1]). Sleidan ad annum 1552 p. 417. Paulo post, plerique cœperunt mussare, Concilium iri prorogatum, & Mauricium, facto cum Galliæ rege fœdere, bellum in Cæsarem parare. Subobscurus quidam erat hic rumor initio, sed invalescebat in dies, ac silentio missus fuit ad Cæsarem Tridento, qui de ipsius voluntate cognosceret.

ſeinem heimlichen Feinde ohne Gegenanſtalten die gewünſchte Zeit für ſeine Anſchläge verſtattete. So kam endlich der März des Jahres 1552 heran, und am zwanzigſten jenes Monats gab der neue Churfürſt von Sachſen zur Erhebung der gebeugten Proteſtanten wider den Kaiſer das Zeichen.

Zuförderſt wurde in einem feierlichen Manifeſte an die geſammte Nation ausgeführt, daß Karl V. nicht bloß die evangeliſche Religion gegen ſein Verſprechen verfolgt und unterdrückt habe, ſondern auch einen Reichsfürſten, den Landgrafen Philipp von Heſſen, widerrechtlich im Gefängniß halte, und überhaupt auf die Umſtürzung der Reichsverfaſſung ausgehe. Nach der üblichen Sprache der deutſchen Fürſten, erklärten nun auch Moritz und ſeine verbündeten Standesgenoſſen, daß ſie zur **Vertheidigung der deutſchen Freiheit** die Waffen ergriffen hätten [2]). Nachdem das Manifeſt in Umlauf geſetzt worden war, brach der neue Churfürſt von Sachſen am 20. März 1552 mit ſeinem Heere nach dem ſüdlichen Deutſchland auf, wo Karl V. verweilte. Am 22. und 25. März ſtießen die Heſſen unter Landgraf Wilhelm bei Biſchofsheim und Schweinfurt zu ihm. Faſt gleichzeitig vereinigten ſich auch die Streitkräfte des Markgrafen von Brandenburg mit Moritz, und ſchon am 31. März 1552 erſchien das große Heer der Proteſtanten vor den Thoren von Augsburg. Nicht nur dieſe Reichsſtadt ſchloß ſich ſogleich dem Unternehmen an, ſondern in allen Gegenden Deutſchlands wurde daſſelbe von den Evangeliſchen freudig begrüßt. So lag es denn klar am Tage, daß um Moritz binnen wenigen Wochen oder Monaten ein ungeheures Heer verſammelt ſein würde. Da zugleich der neue Churfürſt von Sachſen zur Führung deſſelben ganz andere Fähigkeiten beſaß, als ſein Vorgänger, ſo befand ſich der Kaiſer wirklich in der größten Gefahr.

Karl V. welcher noch überdieß zu Insbruck an der Gicht krank lag, erkannte dieſelbe vollkommen, und berief daher eiligſt ſeinen Bruder Ferdinand zu ſich, um den Sturm durch ihn mittelſt Unterhandlungen beſchwören zu laſſen. Damit der Kaiſer noch mehr beſtrickt werde, ließ ſich Moritz zum Scheine in einen Vergleichs-Verſuch ein. Bei einer Zuſammenkunft mit dem König Ferdinand zu Linz ſchloß er am 1. Mai ſogar einen vorläufigen Vertrag mit demſelben, nach welchem am 26. Mai 1552 in Paſſau eine Friedens-Verhandlung eröffnet, und zugleich von jenem Tage an bis zum Abſchluß des Friedens ein Waffenſtillſtand beſtehen ſollte. Ohne dieſen abzuwarten, überfiel jedoch Churfürſt Moritz die Truppen des Kaiſers bei Reuten, und brachte ihnen am 18. Mai eine vollkommene Niederlage bei. Nun ward ſofort die Klauſe bei Ehrenberg erſtürmt, und der Lauf des ſtürmiſchen Siegers alsdann gen Insbruck geleitet. Karl V. war ſo tief gebeugt, ſo ohnmächtig, daß er ſeine Vertheidigung nicht einmal wagen konnte, ſondern bei Nacht und Nebel über die Gebirge entfliehen mußte [3]). Das ſcheinbar Unmögliche war demnach

---

2). Sleid. f. 423. in terg. Denique id prorsus agi, ut in fœdam & ignominiosam servitutem adducantur omnes. Quo quidem nomine posteritas & nepotes habituri sint justissimas causas, ignaviam hujus temporis atque socordiam detestandi, quo pulcherrimum illud ornamentum, patriæ nimirum libertas, occubuit.

Selbſt von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg berichtet Sleidan bittere Klagen über die Unterdrückung der deutſchen Freiheit:

Albertus autem Marchio Brandeburgicus, in eandem prope sententiam scriptum edit, et opprimi queritur Germaniæ libertatem ab iis ipsis, qui tueri illam ex officio debebant, & amplificare.

3). Sleid. f. 430. Cæsar autem, ubi de capto Erebergo cognovit, noctu, maxima celeritate tumultuarie discedens Œniponte, cum Ferdinando fratre, qui persuadendæ pacis causa nuper eo venerat, ut ante dixi-

wirklich geleiſtet worden. Herzog Moritz hatte der ältern Linie ſeines Hauſes nicht nur die Churwürde und die Hälfte ihres Landes abgedrungen, ſondern auch die Reformation gerettet: denn der Sieger über die Proteſtanten floh in verzweiflungsvoller Betäubung vor ihm.

Der unerwartete Schlag hatte den Kaiſer mit einer ſolchen Gewalt getroffen, daß er auch ſpäter die Folgen nicht mehr abzuwenden vermochte. Allerdings ſtemmte er ſich einige Zeit mit Verdruß gegen die Anforderungen von Moritz: volle Religions-Freiheit für die Evangeliſchen, Abſtellung der Beſchwerden der Stände wegen Verletzung der Reichsverfaſſung, und Freigebung des Landgrafen Philipp. Da ihm aber die Fortſetzung des Krieges bei ſeiner gänzlichen Erſchöpfung an Leibes-Kräften, Geld und Truppen unmöglich war, ſo mußte er ſich dem Verlangen des Churfürſten endlich fügen. In ſeinem Auftrag ſchloß daher König Ferdinand am 31. Juli 1552 zu Paſſau einen vorläufigen Frieden mit den evangeliſchen Ständen ab, wodurch die Reformation für immer ſicher geſtellt wurde. Ob gleich darin nach hergebrachter Weiſe die Beſeitigung der Religions-Spaltung einer allgemeinen oder wenigſtens nationalen Kirchenverſammlung vorbehalten blieb, ſo geſtand man den Proteſtanten bis dahin doch die ruhige Ausübung ihres Glaubens zu. Ja es wurde ſogar feſtgeſetzt, daß alle und jede Verfolgung der Evangeliſchen, ſie mag gerichtlich oder durch die Waffen geſchehen, von jetzt an eingeſtellt, ſohin die ihnen nachtheiligen Reichstags-Beſchlüſſe ſammt und ſonders auſſer Wirkung geſetzt ſein ſollten, und auch in Zukunft niemals ein anderer Verſuch, als ein gütlicher gemacht werden dürfe, um den Zwieſpalt zu heben. Umgekehrt wurde auch den Katholiken die ungeſtörte Ausübung ihrer Religion und der friedliche Beſitz aller ihrer Güter verbürgt. Das war alſo endlich die Bewilligung der „**Gewiſſens-Freiheit**", auf welche Dr. Martin Luther ſchon Anfangs ſo weiſe angetragen hatte. Welches Maaß von Jammer und Elend wäre erſpart worden, wenn man jenem erleuchteten Rathſchluß ſogleich Anfangs, oder wenigſtens von jetzt an, unverbrüchliche Folge geleiſtet hätte. Der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſowie der Landgraf Philipp von Heſſen wurden nach fünfjähriger Gefangenſchaft nunmehr in Freiheit geſetzt, und beide kehrten in ihre Erblande zurück.

Wenn es dem Herzog Moritz mit den Betheurungen ſeiner Uneigennützigkeit Ernſt geweſen wäre, ſo mußte er es jetzt beweiſen, alſo ſeinem Vetter die Churwürde mit der geraubten Landeshälfte zurückgeben. An einen Widerſtand des Kaiſers war unter den gegebenen Zeit-Umſtänden nicht zu denken. Allein Moritz behielt alles, was er ſo heimtückiſch und unedelmüthig an ſich geriſſen hatte. Man kann darum über den plötzlichen Sieg der Reformation keine volle oder reine Freude empfinden, denn es bleibt äuſſerſt ſchmerzlich, daß die Erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen für ihre treue Förderung der evangeliſchen Lehre ſo hart geſtraft wurde. Die Redlichkeit unterlag, und das Laſter behauptete bleibend den Sieg; geſchichtliche Erfahrungen der Art erfüllen aber das Gemüth mit Traurigkeit. Auch für die Zukunft brachte die ſchnöde That des Herzogs Moritz der Reformation großen Nachtheil. Zu den Gebietstheilen, die das ſächſiſche Churhaus an ihn abtreten mußte, gehörte unter andern auch Wittenberg, und um die dortige berühmte Univerſität zu erhalten, bewog er Melanchthon, in ſeine Dienſte zu treten. Dieſer Gelehrte mochte freilich

mus, & per alpes, qua Tridentum itur, ad lævam deflectens, Villacum, quod est in Carnis oppidum, ad Drauum flumen, sese recipit.

dem Wunſche des neuen Churfürſten nur aus guten Beweggründen, um der Sache ſelbſt zu nützen, entſprochen haben; gleichwohl war jener Schritt nach den höhern Grundſätzen menſchlicher Würde durchaus nicht zu rechtfertigen. Niemals würde ſich Luther dazu verſtanden haben, von dem Verräther an ſeinem Churfürſten ein Amt anzunehmen, und der treue Gehülfe des Reformators hätte auch nicht anders handeln ſollen. Durch jene Schwäche Melanchthons wurden nun alle warmen Freunde Luthers ſo empört, daß zwiſchen ihnen und den Wittenberger Theologen eine entſchiedene Feindſchaft entſtand. Dieſelbe ward noch vermehrt, als die Erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen, um für den Verluſt der Univerſität Wittenberg Erſatz zu finden, eine neue hohe Schule in Jena gründete. Zwiſchen beiden Akademien entſtanden die heftigſten Reibungen, und endlich in der geſammten evangeliſchen Richtung ein Zwieſpalt, welcher ſich ſehr lange Zeit fortſetzte.

Nach dem Abſchluß des Paſſauer Religions-Friedens begab ſich Kaiſer Karl V. über Straßburg nach Lothringen, um den Krieg mit dem König von Frankreich perſönlich zu leiten. Man hatte bei den Verhandlungen in Paſſau verabredet, zur Vollendung des Religions-Friedens nach ſechs Monaten einen Reichstag zu verſammeln; dieß wurde nun durch den Krieg in Lothringen verhindert. Ein weiteres Hinderniß jener Reichsverſammlung ergab ſich durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, indem dieſer heftige Unruhen erregte. Albrecht war an den Rhein gezogen, um dem König von Frankreich wider Karl V. beizuſtehen; da er jedoch wegen des Lohnes mit dem König nicht einig werden konnte, ſo ſchloß er ſich umgekehrt dem Kaiſer an[4].) Alsdann bekriegte der heftige Markgraf die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, ſowie die Stadt Nürnberg. Albrecht raubte und plünderte dabei in dem Maaße, daß er eine allgemeine Entrüſtung wider ſich erregte[5]). Dieſe wurde noch größer, als der Markgraf noch vollends zu Grauſamkeiten überging[6]). Da der Kaiſer nicht gebührend einſchritt, und ſelbſt der Begünſtigung Albrechts beſchuldigt wurde, ſo ſank auch er noch tiefer in der öffentlichen Meinung. Sogar König Ferdinand erklärte nun dem Markgrafen den Krieg; doch das Verdienſt der endlichen Beruhigung des Reichs erwarb Moritz von Sachſen. Nachdem derſelbe wider den Unruheſtifter zu Feld gezogen war, erfolgte am 9. Juli 1553 eine entſcheidende Feldſchlacht bei Sievershauſen, in welcher Albrecht von

---

4) **Sleidan ad annum 1552 (fol. 442.): Erat tum in Lothringiæ finibus, ad opidum Pontamossum, Albertus Brandeburgicus, cum quinquaginta signis peditum, & equitatu non parvo. Cumque de stipendiis tam præteriti quam futuri temporis inter ipsum Galliæque regem non conveniret, interventu quorundam reconciliatur Cæsari, qui & culpam omnem ei condonat, & actionem in eum institui belli causa, vetat, & transactionem cum episcopo Bambergensi factam atque Wirciburgensi, confirmat.**

5) **Sleidan fol. 444. in terg. Interim Albertus, conductis copiis progreditur, & per episcoporum atque Noribergensium fines omnia vastat incendiis atque direptionibus & Bambergam, oppidum regionis primarium capit.**

6) **Sleidan fol. 448. in terg. Inter alia illius facinora, hoc veluti singulare quoddam inauditæ crudelitatis exemplum recitant, quod cum ipsorum ditionis oppida duo, Altorfum atque Laufum nuper occupasset, non oppidanos modo, sed ex agris etiam coactos homines, atque pecudes incluserit, & diversis deinde locis incenderit, præcipue autem ad portas, eo plane consilio, ut omnes exureret. Hoc autem incendio, pueros, et mulieres aliquot gravidas, & complures ægrotos, qui perruptis & effractis muris evadere non possent, miserabiliter ibi conflagrasse dicunt.**

Brandenburg völlig geſchlagen wurde. Moritz empfing hiebei eine tödtliche Wunde, und verſchied zwei Tage nach der Schlacht; die Ruhe ward dagegen durch ſeinen Sieg endlich in Deutſchland wieder hergeſtellt. Der in Paſſau verabredete Reichstag wurde jetzt für den Frühling 1554 wirklich nach Augsburg einberufen. Da ſich neue Hinderniſſe ergaben, ſo geſchah die Eröffnung freilich erſt im folgenden Jahr 1555; dafür leiteten die Verhandlungen auf ein ſehr glückliches Ergebniß. Man beſtätigte nicht nur, ſondern befeſtigte und erweiterte auch noch die gütliche Einigung von Paſſau. Am 21. September 1555 kam nämlich ein förmlicher Religionsfriede in Augsburg zu Stande, welcher ſowohl den Proteſtanten von der Augsburger Confeſſion, als den Katholiken die Gewiſſens-Freiheit feierlich verbürgte. Es ward darin ausdrücklich feſtgeſetzt, daß die Evangeliſchen in der ruhigen Ausübung der Augsburger Confeſſion verbleiben, und durch keine Gewaltthätigkeiten davon abgebracht werden dürfen. Allen weltlichen Reichsſtänden räumte man das Recht ein, zwiſchen der alten Religion und dem Augsburgiſchen Glaubens-Bekenntniß frei zu wählen, nur müßten alsdann die Unterthanen der Religion des Landesherrn folgen. Ausgeſchloſſen von dieſem Frieden wurden alle diejenigen, welche dem katholiſchen Glauben und der Augsburger Confeſſion nicht angehören [7]). Die evangeliſchen Stände hätten das Recht der freien Wahl zwiſchen beiden Confeſſionen auch gerne auf die geiſtlichen Stände, und auf die Prieſter überhaupt ausgedehnt. Da in dieſem Fall von Seite der katholiſchen Fürſten die allmählige unaufhaltſame Verbreitung der Reformation über ganz Deutſchland befürchtet wurde, ſo widerſetzten ſie ſich jenem Verlangen entſchieden. Deſto hartnäckiger beſtanden die Proteſtanten auf der Ausdehnung der Gewiſſens-Freiheit auf die Geiſtlichen. Zugleich widerſetzten ſich die Evangeliſchen dem Verlangen, daß die Unterthanen die Religion ihres Landesherrn annehmen ſollen. Kein Theil wollte nachgeben, ſo daß man denn über beide Punkte ſich nicht vereinigen konnte. Die Katholiken behielten ſich insbeſondere vor, daß jeder Geiſtliche, welcher zur evangeliſchen Religion übergehe, ſein Erzbisthum, Bisthum, ſeine Prälatur oder andere Pfründe der katholiſchen Kirche abtreten müſſe. Dieſe Bedingung wurde der geiſtliche Vorbehalt genannt, und in dem Friedensſchluſſe ſelbſt eingerückt. Dagegen wurde der Widerſpruch der Proteſtanten durch das Verſprechen des Königs Ferdinand beſchwichtiget, den geiſtlichen Vorbehalt im Wege Kaiſerlicher Erläuterungen (Declarationen) für ſie weniger läſtig zu machen. Die Entſcheidung Ferdinands, im Vollmachts-Namen des Kaiſers, fiel in Beziehung auf den

[7]) Der Inhalt des Augsburger Religions-Friedens vom Jahr 1555 lautet im Weſentlichen alſo:

„Und damit ſolcher Fried, auch der ſpaltigen Religion halben, — deſto beſtändiger — erhalten werden möchte: ſo ſollen die Kaiſerl. Majeſtät, Wir, auch Churfürſten, Fürſten und Stände des heil. Reichs keinen Stand des Reichs wegen der Augspurgiſchen Confeſſion und derſelbigen Lehr, Religion und Glaubens halben mit der That gewaltigerweis überziehen, beſchädigen, vergewaltigen, oder in andere Wege wider ſeine Conſcienz, Wiſſen und Willen von dieſer Augspurgiſchen Confeſſions Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, ſo ſie aufgerícht, oder nochmals aufrichten möchten in ihren Fürſtenthumben Landen, u. Herrſchaften tringen, oder durch Mandat, oder in einiger anderer Geſtalt beſchweren oder verachten, ſondern bei ſolcher Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, auch ihren Haab, Gütern — ruhiglich und friedlich bleiben laſſen. Und ſoll die ſtrittige Religion nit anderſt dann durch chriſtliche, freundliche Mittel und Wege zu einhelligem chriſtlichen Verſtand und Vergleichung gebracht werden. Alles bey Kaiſerlichen und Königlichen Würden, Fürſtlichen Ehren, wahren Worten und Pön des Landfriedens. Dargegen ſollen die Stände, ſo der Augspurgiſchen Confeſſion verwandt die Röm. Kaiſ. Maj. Uns und Churfürſten, Fürſten und andere des heil. Reichs Stände der alten Religion anhängig gleichergeſtalt bey ihrer Religion, auch ihren Haab, Gütern — unbeſchwert bleiben — laſſen. — Doch ſollen alle andere, ſo obgemeldten beyden Religionen nicht anhängig, in dieſem Frieden nit gemeynt, ſondern gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn."

geiſtlichen Vorbehalt freilich zu Gunſten der Katholiken aus [8]); dagegen verordnete der Kaiſer, in Anſehung des zweiten unverglichenen Punktes, daß der Adel und die Gemeinden geiſtlicher Territorien, welche ſchon länger der neuen Lehre zugethan waren, davon gewaltſam nicht abgebracht werden dürften [9]). Es blieb nunmehr bei der Verſöhnung, und der Religions-Friede vom 21. September 1555 wurde am 26. deſſelben Monats mit dem geiſtlichen Vorbehalt verkündet und vollzogen. Durch ein förmliches Reichs-Grundgeſetz war nun den Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten ihre Religion feierlich verbürgt, die Reformation ſelbſt alſo bleibend gerettet.

Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück.

Abdankung Karls des Fünften. Anerkennung Ferdinands des Erſten als Kaiſer. Innere und äußere Lage des Reichs.

(Vom Jahr 1555 bis 1561.)

Der Religionsfriede von Paſſau betrübte das Reichsoberhaupt tief, weil ſeine Lieblingswünſche vereitelt, und die weſentlichſten Beſtrebungen ſeiner Staatskunſt zerſtört waren. Als auch in der Folge der

[8]) Ferdinand drückte ſich bei ſeiner Deklaration in nächſtſtehender Weiſe aus:

„Und nachdem bey Vergleichung dieſes Friedens Stritt fürgefallen, wo der Geiſtlichen einer oder mehr von der alten Religion abtreten würden, wie es der von ihnen bis daher beſeſſenen und eingehabten Erzbiſtumb, Biſtumb, Prälaturn und Beneficien halben gethan werden ſoll, welche ſich aber beede Religionsſtände nit haben vergleichen können: demnach haben wir in Kraft hochgedachter Röm. Kaiſ. Maj. uns gegebenen Vollmacht und Heimſtellung erklärt und geſetzt, thun auch ſolches hiemit wiſſentlich, alſo, wo ein Erzbiſchof, Biſchof, Prälat oder ein anderer geiſtliches Stands, von unſer alten Religion abtreten würde, daß derſelbig ſein Erzbiſtumb, Biſtumb, Prälatur, und andere Beneficia, auch damit alle Frucht und Einkommen, ſo er davon gehabt, alsbald ohn einige Verwiderung und Verzug, jedoch ſeinen Ehren ohnnachtheilig, verlaſſen, auch den Capiteln, und denen es von gemeinen Rechten — zugehört, ein Perſon der alten Religion verwandt — zu wählen und zu ordnen zugelaſſen ſeyn — ſollen, jedoch künftiger chriſtlicher, freundlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergreiflich.“

[9]) Dieſe Entſcheidung des Königs hatte folgenden Inhalt:

Daß der Geiſtlichen eigen Ritterſchaft, Städt und Communen, welche lange Zeit und Jahr hero der Augspurgiſchen Confeſſion und Religion anhängig geweſen, und derſelbigen Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien öffentlich gehalten und gebraucht, und bis auf heute dato noch alſo halten und gebrauchen, von deroſelben ihrer Religion, Glauben, Kirchengebräuchen und Ceremonien hinfüro durch jemand nicht gedrungen, ſondern darbey bis zu obberührter chriſtlicher und endlicher Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelaſſen werden ſollen. Und daß auf ſolch unſer Declaration umb ſoviel deſtoweniger angefochten werden möcht, haben gemeine chriſtliche Stände — uns zu unterthänigen Ehren und Gefallen bewilliget, daß die Derogation in gemeinem Religionfrieden dieſes Reichstags (inhaltende, daß wider denſelben Religionfrieden keine Declaration — nit gegeben, — noch angenommen werden, ſondern unkräftig ſein ſoll) obberührter unſer Erklärung und Entſcheid unabbrüchig, aber ſonſt bei ihren Würden und Kräften beſtehen und gelaſſen werden ſoll.“

ganze Gang der Begebenheiten den Sieg der Reformation ankündigte, zugleich auch andere Entwürfe Karls V. mißlangen, ſo entſtand in ſeiner Seele allmälig ein Widerwille gegen die Staatsgeſchäfte und die Neigung, den Thron mit einem einſamen, beſchaulichen Privatleben zu verwechſeln. Körperliche Leiden beſtärkten noch einen Vorſatz, welchen der Kaiſer längere Zeit bei ſich herumgetragen hatte, und kurz nach dem Abſchluß des Augsburger Religions-Friedens ſchritt er zur Ausführung deſſelben. Das Vorſpiel erfolgte zu Brüſſel, indem er dort die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes Philipp II. feierlich niederlegte.

Als zu dem Ende die Landſtände am 25. Oktober 1555 verſammelt worden waren, kündigte der Staatsrath Philibert aus Brüſſel denſelben in einer Rede den Willen Karls V. an. Letzterer nahm hierauf ſelbſt das Wort, bat wegen allenfallſiger Mißgriffe in ſeiner Verwaltung um Verzeihung, und für ſeinen Nachfolger Philipp II. um Liebe und Treue. Karl V. ſchloß ſeinen Vortrag mit einer Anrede an ſeinen Sohn, worin er dieſen ermahnte, ſeine Dankbarkeit für den freiwilligen Zurücktritt des Vaters durch eine wohlthätige Regierung der Niederlande an den Tag zu legen. Der ganze Auftritt war ſehr feierlich, doch mehr theatraliſch, da die blutigen Verfolgungen der Proteſtanten in den Niederlanden mit den ſchönen Worten des Kaiſers im Widerſpruch ſtanden. Nachdem Karl V. im Januar 1556 auch die Krone von Spanien niedergelegt hatte, erfolgte am dritten Auguſt jenes Jahres vollends der Verzicht auf die Kaiſerwürde, und zwar zu Gunſten des Königs Ferdinand. Bald darauf reiſte Karl nach Spanien, und begab ſich dort in das Kloſter des heiligen Juſtus, ohnweit Plascenzia, wo er nur mit mechaniſchen Arbeiten und mit Gebet ſich beſchäftigte. Schon am 21. September 1558 erfolgte aber ſein Tod, nachdem er er einige Wochen vorher ſelbſt ſein Leichenbegängniß gefeiert hatte. Der Haupt-Characterzug Karls V., die Anhänglichkeit an den althergebrachten Kirchenglauben, entſchied über den Ausgang ſeiner öffentlichen Laufbahn. Seine Abſicht, die Reichsgewalt wieder zu Macht und Anſehen zu bringen, war ſehr lobenswerth; allein ihre Durchführung nur durch den Anſchluß an den Geiſt der Zeit, ſohin die Reformation möglich. Wäre dieſe von den Habsburgern geſchützt, anſtatt verfolgt worden, ſo mochte das genannte Fürſtenhaus in der That den Wunſch erfüllt ſehen, auf die Kaiſerkrone ein Erbrecht zu erlangen. Und dann würden wohl auch alle Verhältniſſe Deutſchlands weſentlich anders ſich geſtaltet haben. —

Nachdem Ferdinand I., in Folge der Abdankung ſeines Bruders, die Regierung des deutſchen Reichs als Kaiſer angetreten hatte, machte der Papſt Paul IV. noch einen Verſuch, die alte Anmaßung der Kurie in Betreff der Verfügung über die Reichskrone wieder hervorzuſuchen. Der heilige Vater behauptete nämlich, daß ohne ſeinen Beirath weder Karl V. auf die Kaiſerwürde rechtsgültig verzichten, noch Ferdinand dieſelbe erwerben konnte. Deßhalb ließ Paul IV. den Oberſtkämmerer Gusmann, der ihm die Erhebung Ferdinands amtlich ankündigen ſollte, in der Eigenſchaft als kaiſerlichen Botſchafter nicht vor ſich. Allein der Papſt hatte nicht bedacht, wie wenig die Zeit ſeinen überſpannten Anſprüchen günſtig ſei. Während Forderungen der Art ſchon vor der Reformation allgemeinen Widerſpruch in Deutſchland gefunden hatten, ſo mußten ſie jetzt vollends als ſeltſam, ja faſt als lächerlich erſcheinen, da das Papſtthum durch die Friedensſchlüſſe von Paſſau und Augsburg ſo ſehr erſchüttert worden war. Man fand ſich deßhalb ſelbſt auf katholiſcher Seite durch die Anmaſſung Pauls IV. beleidiget, und rieth dem Kaiſer, daß er die Unabhängigkeit der Reichskrone von der römiſchen Kurie aufrecht erhalten möge. In einem ausführlichen Gutachten zeigte insbeſondere der Vicekanzler Ferdinands I., daß die Macht des

Papſtes unwiederbringlich zerrüttet ſei, und daß der Bannfluch deſſelben jetzt Lachen, ſtatt Schrecken errege [1]). Deſto unpaſſender ſeien alſo die überſpannten Forderungen Pauls IV. Kaiſer Ferdinand I. folgte dem Rathe ſeines Staatsmannes, und von jetzt an wurde weder die Krönung des Reichsoberhaupts durch den Papſt für nothwendig erachtet, noch ein Recht der römiſchen Kurie zur Beſtätigung der Kaiſerwahl anerkannt.

Von Seite der Churfürſten fand kein Widerſtand gegen die Anerkennung Ferdinands I. als Kaiſer ſtatt. Man verabfaßte nur eine neue Wahl-Kapitulation, und als ſie beſchworen worden war, wurde Ferdinand I. im Jahr 1558 zu Frankfurt in Gegenwart der Churfürſten als Kaiſer ausgerufen. Im folgenden Jahre fand ein Reichstag in Augsburg ſtatt, wo von beiden Religions-Parteien wieder lebhafte Beſchwerden gegen einander erhoben wurden. Das neue Reichsoberhaupt ſuchte, wie gewöhnlich, einen Mittelweg einzuſchlagen, und ſo blieben die Verhältniſſe im Weſen unverändert. Außer dem Religionsſtreite kam auf dieſem Reichstag noch ein anderer Gegenſtand von der größten Wichtigkeit vor. Liefland, eine Provinz des deutſchen Reichs, wurde von dem ruſſiſchen Czaar Iwan Waſilowitſch II. hart bedrängt, und bat den Kaiſer dringend um Hülfe. So wichtig die Erhaltung Lieflands für Deutſchland aber auch war, ſo wußten die Reichsſtände doch keinen andern Rath, als daß der Kaiſer den ruſſiſchen Czaaren anweiſen möge, die Liefländer, als Mitglieder der deutſchen Nation, in Ruhe zu laſſen. Ein ſolcher Beſchluß zeigte die ſchon weit gediehene Hinfälligkeit des Reichs, und die üblen Folgen offenbarten ſich bald. Waſilowitſch II. kehrte ſich natürlich nicht im mindeſten an Vorſtellungen des deutſchen Kaiſers, welche von keiner Waffenmacht unterſtützt waren, ſondern ſetzte die Feindſeligkeiten gegen Liefland fort. Da der Heermeiſter allda dem Kaiſer nun ſchrieb, daß er ſich ohne ſeinen Beiſtand nicht länger behaupten könne, ſo ließ Ferdinand I. die Sache im Jahre 1560 auf einem Deputationstag zu Speier noch ein Mal anregen; allein die Reichsſtände wollten den Liefländern nur eine Geldhülfe von 200,000 Gulden leiſten. Nicht einmal dieſe wurde jedoch wirklich gegeben, und ſo beſchloſſen die Liefländer in der Verzweiflung, an Polen ſich zu ergeben. Der letzte Heermeiſter Ketler erhielt Kurland als polniſches Lehen.

Im Jahr 1561 ging ferner Eſthland an Schweden über, und ſo hatte das Reich alſo drei bedeutende Länder an der Oſtſee verloren. Das Traurigſte dabei war die Gleichgültigkeit, mit welcher die Stände ſolchen Verluſten zuſahen. Selbſt die innigſten Bitten der bedrängten Landſchaften konnten die Reichsſtände nicht zur Thätigkeit bewegen. Die Liefländer beſchwerten ſich daher äußerſt bitter, daß man

[1]). Das Gutachten des Vicekanzlers war ſo merkwürdig, daß wir einige der wichtigſten Stellen hier mittheilen wollen:

„Jetzund ſo das Reich — auf Ew. Maj. erwachſen, ſo hebt man den alten verlegnen Zank wieder an, — und bedenkt doch hergegen nicht, daß mittlerzeit, von den vorigen Bäbſten her, die Sachen weit ein andere Geſtalt gewonnen. Dann da man vormals den Röm. Stuhl gar nahend angebetet, und für Gott gehalten, da wird derſelbe jetzund von einem großen Theil der Chriſtenheit verachtet; und da man vormals den Bäbſtlichen Bann übler, dann den zeitlichen Tod gefürchtet, da lachet man jetzunder deſſelben; und da man vormals, was von Rom kommen, für göttlich und heilig gehalten, da iſt das römiſche Weſen und Leben jetzund der ganzen Welt dermaſſen bekannt, daß ſchier männiglich, er ſey wer er wolle, der alten oder neuen Religion, dafür ausſpeiet.“

ſie hülflos den äußern Feinden überlaſſe [2]). So ward denn zum erſten Mal das Beiſpiel gegeben, daß die deutſchen Stände Provinzen des Reichs bei auswärtigen Kriegen ohne Schutz ließen, und dadurch zwangen, von dem Mutterland ſich abzutrennen. Der Kaiſer hätte gerne geholfen, aber er war zu ohnmächtig; es rächte ſich ſohin auch die planmäßige Entkräftung der Reichsgewalt. Während die Ruſſen im Oſten auf Koſten Deutſchlands ſich vergrößerten, geſchah ein Gleiches im Weſten von Seite Frankreichs; denn die Franzoſen hatten die Bisthümer Metz, Toul und Verdün an ſich geriſſen. Auch in dieſer Angelegenheit begnügte ſich der Reichstag mit Abordnung einer Geſandtſchaft an den franzöſiſchen König, welche nichts ausrichtete.

Was die innern Zuſtände Deutſchlands betrifft, ſo trat um dieſe Zeit eine Erſcheinung auf, welche ebenfalls außerordentliche Uebel erzeugte ..... das Einniſten der Jeſuiten.

Unter dem Schutze des Reichsgrundgeſetzes vom 21. verkündet den 26. September 1555, welches den Augsburger Confeſſions-Verwandten die Gewiſſens-Freiheit verbürgte, erſtarkte nicht nur die Reformation, ſondern dehnte ſich auch immer weiter aus. Man erfuhr jetzt, wie wichtig der geiſtliche Vorbehalt war; denn ohne dieſe Einſchränkung der Glaubens-Freiheit würde die Nation der Deutſchen ihre Einheit behauptet, nämlich vollſtändig zu der Reformation übergetreten ſein. Dieß ergab ſich aus ſo vielen Thatſachen, daß die eifrigen Anhänger des Ultramontanismus ſogar dem geiſtlichen Vorbehalt für die Dauer nicht die Macht zutrauten, die weitere Verbreitung der Kirchen-Verbeſſerung zu verhindern. Darum ſuchte man aus der Rüſtkammer des Fanatismus eine andere Waffe gegen die ſiegende Wahrheit hervor, und dieſe erwies ſich in der That als wirkſam, ... denn die Jeſuiten nahmen es auf ſich, die Reformation um jeden Preis und durch jedes Mittel wieder zu zerſtören, oder wenigſtens auf engere Grenzen einzuſchlieſſen. Jener Orden hatte ſich überhaupt die Vernichtung aller geiſtigen Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Menſchengeſchlechts zum Ziele geſetzt. Um für dieſen Zweck mit Schnelligkeit und überwiegender Macht zu wirken, wurde die geſellſchaftliche Einrichtung der Verbindung zunächſt auf den Grundſatz der ſtrengſten Subordination, oder eigentlich der reinſten Wiſſenloſigkeit der untergeordneten Mitglieder gebaut. Letztere mußten nicht nur ihre geheimſten Gedanken ihren Oberen eröffnen, ſondern wurden auch mit Spähern umgeben, die jeden ihrer Schritte und jedes ihrer Worte belauerten. Nach ſolcher Organiſation der Geſellſchaft Jeſu machte man nun die fähigſten Mitglieder derſelben zu vollendeten Meiſtern in den Künſten der Heuchelei, der Spitzfindigkeiten (Sophiſtereien), der Verſtellung und aller böſen Ränke. Dabei wurden freilich ſelbſt Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft nicht als ein Mittel zum Zwecke der Abtödtung des Geiſtes verſchmäht, ſo daß es auch viele fein gebildete und gelehrte Jeſuiten gab. In Baiern eröffnete die Geſellſchaft ihren Kampf gegen die Reformation zuerſt. Nachdem drei ihrer Mitglieder, die Väter le Jay, Salmeron und Caniſius, im Jahr 1549 als Profeſſoren in Ingolſtadt aufgenommen worden waren, entſtand dort im Jahr 1557 eine förmliche Colonie derſelben,

---

[2]). Ihre Klage lautete alſo:

„Da ß ſie arme von Adel ſammt allen Einwohnern des Landes von der Römiſch-kaiſerlichen Majeſtät und allen Churfürſten, Fürſten und Ständen des H. Röm. Reichs Deutſcher Nation wider der Ruſſen unerhörten Mord, Brand, Raub, Verheeren, Verderben, Verwüſten, ungeachtet ihres unaufhörlichen Klagens, Flehens und Bittens, nun in das vierte Jahr hülf- und troſtlos nicht allein verlaſſen, ſondern auch von andern, die ſie retten ſollten, feindlich wären angegriffen worden."

d. h. es wurde ein Jeſuiten-Collegium errichtet. Dieſem folgte 1559 ein zweites in München. Die Jeſuiten ſuchten ſich jetzt auch in hohen Familien der Erziehung zu bemeiſtern, um in künftigen einflußreichen Staatsmännern oder Machthabern frühzeitig den Saamen der Unduldſamkeit, der Glaubens-Finſterniß und des Fanatismus auszuſtreuen. In kurzer Zeit waren ſie ſchon ſo mächtig, daß ſie im Jahr 1558 eine Art von Inquiſition in Baiern durchſetzten. Man verabfaßte nämlich ein und dreißig rechtgläubige Artikel, und ließ alle, welche der Ketzerei verdächtig waren, über ihre Anerkennung vernehmen. Im Jahr 1561 wurden dieſe Sätze vollends zur oberſten Glaubens-Norm erhoben, und alle, welche ihre Beobachtung nicht beſchwören wollten, zur Räumung des Landes aufgefordert. Die Werkzeuge zur Vollziehung dieſer Verordnung waren wiederum die Väter der Geſellſchaft Jeſu.

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Königswahl Maximilians des Zweiten. Konzilium in Trident. Vorboten eines Aufſtandes der Niederlande.

(Vom Jahr 1562 bis 1563)

Ferdinand I. ſuchte ſeinem Sohne Maximilian noch bei Lebzeiten die Nachfolge im Reich zu ſichern, und hatte darüber Unterhandlungen mit den Churfürſten angeknüpft. Wenn jedoch die Wahl eines deutſchen Königs ſchon früher mancherlei Schwierigkeiten unterlag, ſo wurden dieſe durch die Religions-Spaltung jetzt noch größer. Ein Theil der Wahlfürſten gehörte der katholiſchen, der andere der evangeliſchen Religion an, und jeder mußte natürlich den künftigen Kaiſer aus ſeiner Glaubens-Partei zu nehmen wünſchen. Den drei geiſtlichen Churfürſten, als Katholiken, ſtanden drei proteſtantiſche entgegen, Sachſen, Brandenburg und Rheinpfalz, und wenn auch die Krone Böhmen, als ſiebente Churwürde, zu Gunſten der Katholiſchen den Ausſchlag geben konnte, ſo war dieß im Fall der Einmüthigkeit der evangeliſchen Wahlherren nicht wohl thunlich. Man würde ſich vielmehr von Seite der Evangeliſchen über Unterdrückung beklagt haben, und der Zwieſpalt hätte am Ende zur Trennung des proteſtantiſchen Deutſchlands vom katholiſchen führen können. Offenbar wurden daher die Staatsverhältniſſe des Reichs immer ungünſtiger. Wider alle Erwartung hatte indeſſen die Religions-Verſchiedenheit der Churfürſten bei den erſten Wahlverhandlungen keine Reibungen zur Folge. Schon bei der Beſtätigung Ferdinands I. (1558) waren dieſelben vielmehr übereingekommen, daß man der Glaubens-Spaltung keinen Einfluß auf die Königswahl einräumen, ſohin kein Theil darauf beſtehen wolle, nur einen Kandidaten von ſeiner Confeſſion zu erwählen. Dieſer verſtändige Beſchluß wurde auch befolgt, indem die Proteſtanten Ferdinand I., trotz der Anhänglichkeit deſſelben an den alten Glauben, willig als Kaiſer anerkannten. Eine gleiche rühmliche Duldſamkeit zeigte ſich nun auch bei der neuen Königswahl. Maximilian, des

Kaiſers Erſtgeborner, neigte ſich freilich ſichtbar der evangeliſchen Lehre zu, und ſo ſchien demnach von Seite der proteſtantiſchen Churfürſten kein Widerſtand gegen ſeine Erhebung zu befürchten zu ſein; deſto entſchiedener konnte hingegen ein ſolcher bei den drei geiſtlichen Wahlfürſten hervortreten. Doch auch dieſe nahmen an den religiöſen Geſinnungen des vorgeſchlagenen Kandidaten keinen Anſtoß. Nachdem ſämmtliche evangeliſche Fürſten dem Wunſche des Kaiſers die Gewährung zugeſagt hatten, wurde im Jahr 1562 die Wahlhandlung nach Frankfurt ausgeſchrieben, und Maximilian einmüthig zum König der Deutſchen erkoren. Man muß dieß ein glückliches Ereigniß nennen; denn der Erſtgeborne Ferdinands war durch große Geiſtesgaben, Gemüthlichkeit und ſittlichen Ernſt ausgezeichnet, auch mit reichen Kenntniſſen zur Erfüllung ſeines Berufes ausgeſtattet *).

Als Ferdinand I. dieſe wichtige Angelegenheit ſeines Hauſes geordnet ſah, wollte er noch einen letzten ernſtlichen Verſuch machen, durch eine kirchliche Reform von Oben die Religionswirren zu mildern. Zu Trident hatte ſich im Jahr 1562 eine neue Synode verſammelt, und dieſer ließ der Kaiſer beſtimmte Reformations-Artikel vorſchlagen. Es ward hier unter andern der Zulaſſung der deutſchen Sprache bei dem Gottesdienſt, des Kelchs im Abendmahl und ſogar der Prieſterehe das Wort geredet, auch manche andere nützliche Verbeſſerung in Antrag gebracht. Allein auch dieſe wohlmeinenden Vorſtellungen hatten bei der römiſchen Kurie, wie gewöhnlich das Schickſal, daß ſie zu keinem Ziele führten. Bei wiederholten Unterhandlungen in Rom ſelbſt zeigte der Papſt höchſtens über das Abendmahl in beiderlei Geſtalten einige Nachgiebigkeit, während er die Bewilligung der Prieſterehe entſchieden ablehnte. Es mußte alſo auch Ferdinand I. erfahren, daß von der römiſchen Kurie niemals eine ernſtliche Reform der Kirche zu erwarten ſei. Zugleich ergaben ſich traurige Beweiſe, daß die fanatiſchen Anhänger des Ultramontanismus immer leidenſchaftlicher der Geiſtesfreiheit ſich entgegenſtemmten.

Während nämlich die Jeſuiten in Baiern ihren Widerſtand gegen die Reformation einleiteten, traten auch bedenkliche Erſcheinungen in den Niederlanden hervor. Nach der Abdankung Karls V. war ſein Nachfolger ebenfalls in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und hiedurch zunächſt beſchäftigt worden. Am 3. April 1559 wurde endlich zu Cambreſis Friede geſchloſſen, und nun wandte Philipp II. ſeine Thätigkeit bald ſeinen Lieblings-Entwürfen zu. Dieſelben beſtanden darin, im Staate dem Könige eine unumſchränkte Machtvollkommenheit und eiſerne Herrſchaft zu erwerben, vor der jeder Widerſpruch, jeder Eigenwille verſchwinde, und in der Kirche dieſelbe Macht dem päpſtlichen Prieſterthum zu verſchaffen. Philipp war tief in finſteren Aberglauben verſunken, und zugleich hart bis zur Gefühlloſigkeit. Da er hiemit noch große Halsſtarrigkeit verband, ſo konnte Niemand ein beſſeres Werkzeug in

*) Ferdinand I. ertheilte ſeinem Erſtgebornen folgendes ſchöne Zeugniß, das keineswegs unrichtig war:

„Er ſey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürſtlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabet, von gerechtem, ehr- und friede liebendem Gemüth, und trage gegen das H. R. Deutſcher Nation und alle deſſen Stände und Glieder große Liebe und Zuneigung, deren Ehre, Aufnehmen, Wohlfart möglichſt zu befördern er zum höchſten begierig ſey. Endlich ſey er auch der ſechs vornehmſten in der Chriſtenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, alſo daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu verhandeln ſeyn würde, ſelbſt würde verſtehen, reden und expediren können.“

den Händen der Jeſuiten oder überhaupt herrſchſüchtiger Prieſter ſein, als **Philipp II. von Spanien.** Schon während ſeines Aufenthalts in den Niederlanden hatte derſelbe die Neigung zu erkennen gegeben, die Ketzerei mit äuſſerſter Strenge zu unterdrücken. Er folgte hierin freilich nur dem Beiſpiele ſeines Vaters; allein ſeine Sinnesart oder Staatsanſchläge wurden den Niederländern bald ſo verdächtig, daß ſie nach dem Friedensſchluß zu Cambreſis auf Entfernung des nun entbehrlichen ſpaniſchen Kriegsheeres im verfaſſungsmäßigen Wege drangen. Philipp II. ſah ſich zur Nachgiebigkeit gezwungen, kehrte aber finſter nach Spanien zurück (26. Auguſt 1559), um dort ſeinen Plan reifen zu laſſen. Schon im Jahre 1560 wurden Anſtalten bemerkbar, die Verfaſſung der Niederländer allmählig zu untergraben, und einen prieſterlichen Deſpotismus an die Stelle bürgerlicher und religiöſer Freiheit zu ſetzen. Es wurden nicht nur drei Erzbisthümer und vierzehn Bisthümer ohne Zuſtimmung der Landſtände errichtet, ſondern es ſchien dieſe Maaßregel ſogar eine Vorbereitung zur Einführung der Inquiſition zu ſein. Das Volk, ohnehin ſchon gereizt, weil ein verhaßtes Werkzeug Königlicher Willkür und prieſterlicher Tyrannei, der Biſchof und Cardinal Antonio Perenotti Granvella, die Seele des niederländiſchen Staatsraths war, zeigte nun die Entſchloſſenheit zur Vertheidigung ſeiner Rechte. An verſchiedenen Orten ergaben ſich Widerſetzlichkeiten, und die Energie der Maſſen wußte Hinrichtungen von Proteſtanten durch Vertreibung der Henker zu verhindern. Doch nicht bloß in den Maſſen, ſondern ſelbſt in dem Adel bildete ſich ein geheimer Widerſtand gegen die Politik Philipps II. So kam es, daß auch hochſtehende Männer, obſchon einer gemäßigten Ariſtokratie huldigend, allmälig znr Leitung der Volkspartei hingedrängt wurden. Zu ihnen gehörten Wilhelm, Fürſt von Oranien, ein gewandter Staatsmann, Lamoral, Graf von Egmont und Fürſt von Gaveren, ein vorzüglicher Feldherr, und Philipp, Graf von Hoorne, ein tapferer Krieger und entſchloſſener Vertheidiger der Reformation. Dieſe drei Männer verſuchten zunächſt aufrichtig den Weg der Güte, indem ſie im Jahr 1562 bei dem Hofe in Madrid auf die Gefahren der Politik Granvella's aufmerkſam machten. Um die Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung zu beweiſen, baten ſie ſämmtlich um ihre Entlaſſung aus dem Staatsrathe, weil ſie neben Granvella nicht dienen könnten. Damit war die Erklärung verbunden, daß ohne die Entfernung des letztern die öffentliche Ruhe in den Niederlanden dringenden Gefahren ausgeſetzt bleibe. Zur Oberſtatthalterin daſelbſt hatte Philipp der Zweite ſeine natürliche Schweſter Margaretha von Parma, eine uneheliche Tochter Karls des Fünften, ernannt. Dieſe benahm ſich im Verhältniß zu Granvella noch gemäßiget, und als daher nach verweigerter Entlaſſung des Kardinals die Erbitterung der Niederländer noch größer wurde, ſo machte auch Margaretha den König auf die ſteigende Gefahr aufmerkſam. Philipp II. widerſtand lange, und erſt im Jahr 1564 entließ er den Cardinal aus dem Staatsrath. Die Maaßregel ſelbſt war übrigens nicht aus einer Aenderung des Syſtems, ſondern nur aus dem Wunſche, Zeit zu gewinnen, hervorgegangen. Dieß erwies ſich bald; denn im Oktober 1565 gab Philipp II. der Oberſtatthalterin den Befehl, die Ketzer mit erhöhter Strenge zu verfolgen, und, da alles Unheil nur durch die Läſſigkeit der Gerichte entſtanden ſei, **dem weltlichen Arm der Juſtiz durch die Einrichtung der Inquiſition zu Hülfe zu kommen.** Zugleich wurde den Inquiſitoren empfohlen, daß ſie rückſichtslos zu Werk gehen möchten.

Die freiſinnigen Niederländer erblickten in einem ſolchen Staatsſchritt mit Recht einen Angriff auf ihre Landesverfaſſung, bürgerliche Selbſtſtändigkeit und überhaupt alle Gerechtſame des Volkes. Mit Kraft erhob ſich daher die öffentliche Meinung wider denſelben, und einmüthig war der Wille, die bei-

ligen Volksrechte bis aufs äuſſerſte zu vertheidigen. Als die Oberſtatthalterin nach dem Willen des Königs die Einſchreitung der Inquiſition gegen die Ketzer befehlen ließ, erklärten ſelbſt viele Unterſtatthalter die Durchführung der Maaßregel für unmöglich, und boten ihre Entlaſſung an. Im Volke ſelbſt zeigten ſich alle Vorboten eines entſchloſſenen Widerſtandes. Während man ſich in Geſellſchaften gegenſeitig zum Schutze der Verfaſſung ermunterte, wurden in öffentlichen Anſchlägen alle hochſtehenden Männer zur Vertheidigung der religiöſen und bürgerlichen Freiheit aufgefordert. In Brabant berief man ſich auf den Augsburger Religionsfrieden vom 21. September 1555, welcher den Lutheranern die Gewiſſens-Freiheit feierlich verbürgt habe, und als ein Reichs-Grundgeſetz auch auf Brabant, als einer deutſchen Provinz, Anwendung finde. Es wurde ſelbſt der Vorſchlag gemacht, den Schutz des Reichs-Kammergerichts wider Philipp II. anzurufen. Umgekehrt blieb dieſer zur gewaltſamen Durchführung ſeiner finſtern Anſchläge entſchloſſen, und es bereiteten ſich demnach wichtige Ereigniſſe vor.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Die Regierung Kaiſer Maximilians des Zweiten.

(Vom Jahr 1564 — 1576.)

Ferdinand I. hatte ſich nach Erwerbung der Kaiſerwürde mit Mäßigung gegen die Reformation benommen, obgleich er der alten Kirche treu ergeben war. Noch günſtiger ſchienen ſich die Verhältniſſe der Proteſtanten zu geſtalten, als Ferdinand im Jahre 1564 verſchied, und ſein Sohn Maximilian, als Kaiſer, in der Reichs-Regierung ihm folgte. Maximilian II. war ein milder Mann mit ſehr lobenswerthen Eigenſchaften, und namentlich von aufgeklärterer Denkungsart. Derſelbe fürchtete die freie Forſchung in den Glaubensſachen keineswegs, ja er war im Stillen ſogar ſelbſt den kirchlich-reformatoriſchen Ideen zugethan, wie bereits bemerkt worden iſt. Im Jahre 1566 berief der neue Kaiſer eine Reichsverſammlung nach Augsburg, um von den Ständen Hülfe gegen die Türken auszuwirken, und zugleich die wichtigſten innern Staats-Angelegenheiten, namentlich das Juſtiz- und Münzweſen, zu ordnen. Die größte Wichtigkeit erlangte jener Reichstag aber dadurch, daß die Proteſtanten einen förmlichen Verſuch machten, das Reichsoberhaupt zur Annahme der evangeliſchen Religion zu bewegen. Da ein ſolcher Schritt ohne allen Zweifel ganz Deutſchland der Reformation zugewendet haben würde, ſo ſprachen die proteſtantiſchen Stände dem Kaiſer ſehr eindringlich zu, dasjenige, was er im Geheimen denke, auch öffentlich zu bekennen, alſo für den neuen Glauben ſich zu erklären [1]). Gerne hätte Maximilian II.

[1]) In einer Denkſchrift an den Kaiſer vom 25. April 1566 drückten ſie ſich in nachſtehender Art aus: „Sie hätten nun viele Jahre her Sr. Majeſtät ſelbſt gutherzigen Eifer gegen ihre wahre chriſtliche Religion in vielen für-

dieſen Ermunterungen vielleicht Folge geleiſtet; allein politiſche Gründe rückſichtlich des Königreichs Spanien hielten ihn davon ab. Aus denſelben Gründen wußte er auch dem Antrage auf Aufhebung des geiſtlichen Vorbehalts auszuweichen: denn er wollte mit den Katholiken nicht gänzlich brechen.

Nächſt der Religionsſache kam auf dem Reichstag, wegen beſonderer Vorfälle, auch die Befeſtigung des Landfriedens zur Erörterung. Zu den Anhängern des unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach gehörte nämlich unter andern der ſtreitluſtige Ritter Wilhelm von Grumbach. Der Biſchof von Würzburg war über deſſen Verbindung mit Albrecht ſo erzürnt, daß er die Familien-Güter Grumbachs einziehen ließ. Als letzterer die Zurückgabe nicht erwirken konnte, ſo wollte er Rache nehmen, und ſandte gedungene Leute ab, welche den Fürſtbiſchof mitten in ſeiner Stadt ermordeten. Grumbach behauptete freilich, daß er nur zur Gefangennehmung des Gegners Auftrag gegeben habe, und an dem Morde unſchuldig ſei; allein die Würzburger glaubten ihm nicht, und hegten darum die größte Entrüſtung. Vergebens hatte Kaiſer Ferdinand I. den Streit zu vermitteln geſucht; kein Theil wollte davon hören, und Grumbach, der auch Söldner hielt, berannte und brandſchatzte im Jahr 1563 ſogar die Stadt Würzburg. Die Acht, welche der Kaiſer jetzt wider ihn verhängte, half nichts; der ſtreitluſtige Ritter rühmte ſich vielmehr, daß er auf die Unterſtützung der ganzen Reichsritterſchaft rechnen könne. Mochte ſolches Vorgeben nun wahr oder erdichtet ſein, genug die Fürſten kamen in Angſt, weil ſie einen allgemeinen Aufſtand des niedern Adels befürchteten. Ihre Beſorgniſſe wurden noch größer, als Grumbach bei dem Herzog Johann Friedrich von Sachſen, dem Sohne des unglücklichen Churfürſten gleichen Namens, Unterſtützung fand. Der Ritter hatte den Plan entworfen, der Erneſtiniſchen Linie des Hauſes Sachſen mit Hülfe Frankreichs die Churwürde wieder zu verſchaffen; ja es ſoll ſogar der Entwurf gemacht worden ſein, den Herzog Johann Friedrich zum Kaiſer zu erheben. Auf dem Reichstag zu Augsburg vom Jahr 1566 wurde daher vornehmlich durch den Churfürſten von Sachſen die Vollziehung der Reichsacht gegen Grumbach und deſſen Freunde, die mitgeächteten Herren von Stein nnd Mandelslohe, in Antrag gebracht und beſchloſſen. Zugleich wurde eine Geſandtſchaft an den Herzog Johann Friedrich angeordnet, um denſelben zur Auslieferung derjenigen Geächteten, welche bei ihm Zuflucht gefunden hätten, aufzufordern. Der Herzog ſchlug jedoch dieſes Verlangen ſowohl einem beſondern Botſchafter des Kaiſers Maximilians II., als der feierlichen Geſandtſchaft der Reichsverſammlung ab. Jetzt ſprach das Reichsoberhaupt die Acht auch über Johann Friedrich aus, und ertheilte dem Churfürſten Auguſt von Sachſen den Auftrag zur Vollziehung derſelben. Auguſt belagerte Gotha, den Sitz des Herzogs, noch zu Weinachten 1566. Als noch andere Reichsſtände, ja ſogar der eigene Bruder Johann Friedrichs, der Herzog Wilhelm, zur Vollſtreckung der Reichsacht mitwirkten, hielt man endlich ſogar zu Gotha den Herzog für ſchuldig, und es brach in der Stadt ſelbſt eine Empörung unter der Beſatzung aus. Die letztere nahm Wilhelm von Grumbach ſowie den Kanzler Brück gefangen, und lieferte ſie an den Churfürſten von Sachſen aus. Auch die Stadt ſelbſt ergab ſich an denſelben, und Johann Friedrich ward in die Gefangenſchaft nach Oeſtreich abgeführt, in welcher er bis zu ſeinem Tode, und zwar 29 Jahre

---

geloſſenen Handlungen auf ſeiner ſelbſt geſchehene Erklärung und Werbung vielfältiglich geſpüret, und jetzt ſey allenthalben nicht allein in Deutſchland, ſondern auch in den benachbarten Königreichen der Chriſtenheit bei frommen gottesfürchtigen gutherzigen Leuten große Hoffnung und Vertrauen zu ihm und dem gegenwärtigen Reichstag, es werde in der ſpaltigen Religion ein Weg zur Ausbreitung des göttlichen Worts getroffen werden."

lang verblieb. So wirkte in Folge des Verrathes von Herzog Moritz das Unglück in der Erneſtiniſchen Linie des Hauſes Sachſen fort. Grumbach und Brück hatten übrigens ein noch härteres Loos; denn beide wurden lebendig geviertheilt, ein neuer Beweis, daß es mit den grauſamen Strafen der Karolina Ernſt war. —

Einige Jahre nach Beendigung der Grumbachiſchen Händel trug ſich ein anderes Ereigniß zu, welches erfreulicher ſein ſollte. Vertrauend auf die Duldſamkeit und die freiſinnigen Religions-Grundſätze des Kaiſers Maximilian II., bekannten ſich unter dem öſterreichiſchen Adel Viele jetzt öffentlich zur lutheriſchen Lehre, welcher ſie ſchon früher im Geheimen eifrig anhingen. Da endlich die Mehrheit des Herrenſtandes in jener Landſchaft die Reformation annahm, ſo wurde bei dem Kaiſer ſchon im Jahr 1566 um Geſtattung des evangeliſchen Gottesdienſtes nachgeſucht. Dortmals wurde der Bitte noch nicht entſprochen; dagegen ertheilte der aufgeklärte Kaiſer in den Jahren 1568 und 1569 den evangeliſchen Rittern und Herren in Oeſterreich die Erlaubniß, in ihren Wohnungen und Guts-Bezirken ihre Religion ungeſtört auszuüben. Den Grundſätzen der Duldung gemäß, forderte Maximilian II. nur Vermeidung aller Schmähungen gegen den katholiſchen Glauben [2]. Die ausdrückliche, landesherrliche Duldung der lutheriſchen Religion in Oeſterreich war eine Thatſache von ungemeiner Wichtigkeit; denn ſie bewies, mit welcher Macht die neue Lehre in Deutſchland um ſich gegriffen hatte. Verſetzen wir uns überhaupt lebhaft in den Geiſt jener Zeit zurück, ſo werden wir bald überzeugt, daß die Reformation wirklich die ungeheure Mehrheit unſeres Volkes für ſich hatte, und ohne unnatürliche Gegenanſtalten über ganz Deutſchland ſich ausgedehnt haben würde. Alle damaligen ſchärfern Beobachter der eigentlichen Nationalſtimmung kamen darin überein, daß ſowohl der Adel, als der gemeine Mann, geiſtloſe Kirchen-Ceremonien und abergläubiſche Gebräuche verachteten, und nach der reinen Lehre des Evangeliums verlangten. Vornehme und Geringe laſen eifrig lutheriſche Bücher, und wo ſie nicht offen zu der Reformation ſich bekannten, geſchah es nur darum, weil man ſie gewaltſam daran hinderte [3]. Bei einer ſolchen Stim-

---

2) Da die Verordnung Maximilians II. beweiſt, wie ſehr dieſer Kaiſer vom Geiſt der wahren Duldung durchdrungen war, ſo wollen wir ſie im Auszug hier mittheilen. Es heißt dort: „Daß die Proteſtanten nach dieſem Zulaſſen und Nachſehen (Geſtattung der freien Ausübung ihrer Religion) die alte katholiſche Religion und derſelben Verwandte hoch und niedern Standes nicht verachten, noch mit läſterlichen Scheltworten antaſten, noch auch jemand derſelben geiſtlich oder weltlich ſammt ſeinen Unterthanen einige Beſchwerung der Religion halben zufügen, an ihren Gütern, Renten, Zinſen, Zehnten und allen andern Einkommen auſſer ordentlichen Rechtens nichts entziehen, noch in ihren Beſitz ſtören; oder auch ſonſt in andere Wege weder an Leib noch Gut beſchweren, noch geſtatten ſollen, daß es von den Ihrigen geſchehe; und neben dem fürnehmlich auch das bishero geübt ſchädliche und ärgerliche Schänden und Schimpfen in den Predigen und andern ihren Verſammlungen gänzlich aufhören und ferner hin nicht geduldet werden ſoll.“

3) Nichts iſt geeigneter, der Seele ein treues Bild von wichtigen geſchichtlichen Begebenheiten einzudrücken, als hervorragende Männer über die Zuſtände ihrer Zeit unmittelbar ſprechen zu laſſen. So wird uns die eigentliche Stimmung des Volkes über die Reformation zur Zeit Maximilians II. vorzüglich durch eine Schilderung des Feldhauptmanns Lazarus von Schwendi in „Goldaſt's politiſchen Reichshändeln“ mit ungemeiner Klarheit vorgeführt. In einem Bedenken an den Kaiſer Maximilian II. vom Jahr 1574 erklärte ſich Schwendi in folgender merkwürdiger Weiſe: „Der Adel iſt faſt durchaus im Reich unter katholiſchen und lutheriſchen Obrigkeiten der geänderten Religion zugethan, und wo ſie es nicht offentlichen ſeyn dörfen, ſo ſeind ſie es doch heimlichen in Gemüthern, oder iſt ſchon ein Theil der römiſchen Religion noch anhängig, ſo iſt es doch ein kalt halb Werk, und wenig Eifers dahinten, und die Alten, ſo noch mit Andacht und Eifer dahin geneigt, die ſterben täglich hinweg, die Jugend aber kann man

mung des Volkes trat nun die duldſame Regierung Maximilians II. ein, und fortan erlangte die Reformation entſchieden das Uebergewicht.

Als ſich der Nachfolger Ferdinads I. ſeinem Lebensende näherte, (1574 — 1576) trat jedoch durch die Anſtrengungen der Jeſuiten wieder eine Reaction ein. Dieſe treuen Organe des Ultramontanismus machten den katholiſchen Fürſten, in deren Gebiete Proteſtanten ſich befanden, über die Geſtattung der evangeliſchen Religions-Uebung Vorwürfe. Als ſich die Landesherren auf die zweite Declaration Ferdinands I. beriefen, nach welcher die Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten ihres Glaubens wegen nicht verfolgt werden dürfen, ſo brachten die Jeſuiten durch Verdrehungen, Deuteleien und Spitzfindigkeiten den gerade entgegengeſetzten Sinn der kaiſerlichen Erklärung heraus. „So gut“ ſagten ſie, „die Evangeliſchen in ihren Ländern Klöſter und mit ihnen die katholiſchen Kirchengebräuche aufheben dürfen, eben ſo gut können die katholiſchen Fürſten in ihren Ländern den evangeliſchen Cultus verbieten.“ Solche gehäſſige Rathſchläge fanden bei dem Churfürſten von Mainz wirklich Eingang, und dieſer hob die proteſtantiſche Religions-Uebung im Eichsfelde auf [4]). Der Abt von Fulda that das Gleiche, indem er

---

alſo nicht zugeben, ſondern da man ſchon Fleiß dabey thut, ſo wills doch bei dieſen Zeiten und Exempeln nnd Gemeinſchaften nicht haften. Zudem ſo reißt ſolche Veränderung unter den Geiſtlichen eben ſo wol ein. Alſo findet ſich auf den Stiften an mehr Oertern, daß ein guter Theil der Thumbherren der Augsburgiſchen Confeſſion heimlich zugethan ſeyn, und daß die andern auch je länger je mehr neutral und kalt werden, und daß ſich in Summa ſchier Niemand unter ihnen um ſeinen Beruf und geiſtlichen Stand recht annehmen will, ſondern iſt das meiſt um die Nießung der feiſten Pfründen und das gut müßig Leben zu thun. So ſtehets mit dem gemeinen Manne faſt alſo durchaus, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römiſchen Geiſtlichkeit nit mehr hält, denn ſo weit er von ſeiner Obrigkeit darzu angehalten wird. Und ſiehet man faſt uberall, wenn die Predigt aus iſt, daß das Volk aus der Kirchen lauft. Item, daß auch faſt überall an den catholiſchen Orten die Leute ihre ſondere lutheriſche oder evangeliſche Bücher haben, darinn ſie zu Haus leſen, und einander ſelbſt predigen und lehren. Item ſo findt man aus der Erfahrung, da man ſchon die geänderte Religion wieder abgeſtellt, und die Catholiſche angericht, als zu Conſtanz und andern mehr, daß man doch auch durch ſonder fleißiges Zuthun der Geiſtlichen in ſo langen Jahren die Gemüther nicht wieder gewinnen, und der römiſchen Religion anhängig machen kann. So hat auch ſolches bisher weder in Niederland, noch in Frankreich keine Gewalt, Obſieg, Straf, Tyranney mögen zuwege bringen, und da man ſich ſchon ein Zeitlang duckt oder leidt, ſo brennen doch inwendig die Gemüther, und warten und hoffen auf ein beſſere Zeit und Gelegenheit, und wollen ehe das Äufferſt darüber zuſetzen. So mangelt es an Mitteln zu ſolchem Werk nicht wenig bey dem Stuhl zu Rom, daß er nämlich kein chriſtliche Reformation wolle zulaſſen, und giebt ſich derhalben gegen der Welt ganz bloß, als ob er nicht Gottes Ehre und die Wahrheit, ſondern nur ſein eigen Geitz, Gewalt, Ehr, Reputation und Vortheil ſuche. Und läuft unter andern auch dieſe große Verſtockung und Blindheit dießfalls bey ihme für, daß er gar dem armen gemeinen Mann die chriſtliche Gebet, und die Bücher des Evangelii, und Gottes Wort in ſeiner Sprach an denen Orten, da er Gewalt und Oberhand haben mag, nicht will zulaſſen, ſondern unterſtehet, ihn bei Verluſt des Lebens und des Guts dahin zu dringen und zu zwingen, daß er ſeinen lieben Gott in einer fremden Sprache muß anbeten, und weiß nicht, was er bittet, und vermeint alſo nachmals die Religion allein durch Unwiſſenheit, und mit äußerlicher Andacht, Zucht und Ceremonien zu erheben und wiederzubringen, da doch die Grundfeſten unſers chriſtlichen Glaubens und Heils nicht auf äußerlichen Zwang und Kirchendisciplin, ſondern auf der Erkänntnuß und Vertrauen auf Gott ſtehet, und Chriſtus ſelbſt und ſeine Apoſtel, und ihre Nachfolger die Gebot und das Wort Gottes in gemeiner Sprach allen Völkern verkündiget und gelehrt haben. Darum ſichs dann abermals bey jetziger Welt deſto mehr ärgern nnd ſtoßen wird, und läßt ſich deſto mehr anſehen und muthmaßen, daß die vorſtehende Veränderung nicht am Ende, ſondern noch künftiglich, wie in den vergangenen Jahren fortſchreiten und würken werde, und daß Gottes heimlich Urtheil, Straf und Fürſehung nicht fürlaufe.“

[4]). In Heiligenſtadt entſtand ein förmliches Jeſuiter-Collegium, gleichſam als Mittelpunct der Reaction in jener Gegend.

den bereits eingerichteten evangeliſchen Cultus in der Stadt Fulda verbot. Als die gekränkten Proteſtanten auf den Grund der zweiten Declaration Ferdinands I. die Zurücknahme des rechtswidrigen Verbots verlangten, wurde ſogar das Daſein jener Erläuterung des Kaiſers abgeläugnet [5]). Zugleich war in Baiern die Reformation wieder unterdrückt worden, und ſo hatte denn die Reaction ſchon wieder einigen Boden gefaßt.

Im Jahr 1575 bemühte ſich der Kaiſer Maximilian II. die Ernennung ſeines Sohnes Rudolph zum deutſchen König auszuwirken. Weder die katholiſchen, noch die proteſtantiſchen Churfürſten erhoben in der Sache ſelbſt Schwierigkeiten; dagegen ſuchten die leztern den Wunſch des Reichsoberhaupts zur beſſern Sicherſtellung der Reformation zu benützen. Darum forderten ſie, daß in der Wahlkapitulation der geiſtliche Vorbehalt aufgehoben, und die zweite Erläuterung des Augsburger Religionsfriedens, deren Daſein man von einigen Seiten läugne, aufgenommen werde. Seltſamer Weiſe zogen die geiſtlichen Churfürſten die zweite Declaration Ferdinands I. ebenfalls in Zweifel, und behaupteten, daß ſich in ihren Archiven keine Spur davon finde [6]). Ja ſie ſezten ihren Widerſpruch gegen die Aufnahme der Erläuterung in die Wahlkapitulation ſelbſt dann noch fort, als ihnen das Original der erſtern vorgelegt wurde. Nun beſchloſſen die proteſtantiſchen Churfürſten, alle weitern Verhandlungen abzubrechen. Da hierdurch die Wahl Rudolphs verhindert worden wäre, ſo zeigte Maximilian II. große Bekümmerniß. Auf die Zuſprache des Churfürſten von Sachſen gaben die Proteſtanten endlich dem Kaiſer zu lieb nach, und begnügten ſich nur mit der Erklärung, daß ſie der zweiten Declaration Ferdinands I. als eine vollgültigen und rechtsverbindlichen Urkunde, alle Kraft vorbehalten. So ward denn Rudolph zum Nachfolger des Vaters erwählt, und am 1. Nov. 1575 gekrönt. Maximilian II. ſelbſt ſtarb bald

---

[5]). Der Abt von Fulda erklärte ſich in folgender Art:

„Desgleichen wäre der Appendix und Declaration des Religionsfriedens unerfindlich und in rerum natura nit geweſen, werde ſich auch weder in der Mäntziſchen noch Cammergerichts = Canzley einig Original oder Bekräftigung befinden; ſo auch ſchon 10 Originalia bey Handen, würden ſie in Rechten wenig gelten, dieweil der Religionsfried des Appendicis mit keinem Wörtlein gedenkt, ſondern inhält, daß keine Declaration von Würden und kräftig ſeyn ſoll.“

[6]). Nach den vorhandenen Verhandlungen des Reichstags lauteten die Abſtimmungen der geiſtichen Churfürſten alſo:

I. Mainz: „Der Churfürſt habe bisher nichts davon gewußt, außer was kürzlich durch ein gemeines Gerücht ausgebracht worden; habe aber ungeachtet alles fleißigen Nachforſchens nichts davon in ſeinem Archive geſunden, und könne daher nicht glauben, daß ſolches mit Vorwiſſen und Willen gemeiner Stände geſchehen; woraus er mit Cöln und Trier ſchließe, daß es bey der vorigen Capitulation zu laſſen ſey, und man ſich dabey nicht ferner aufhalte, als in welche ohne Zuthun andrer Stände etwas Neues einzuführen ſich nicht geziemen wollte.“

II. Trier: „Man ſolle es lediglich bey dem Religionsfrieden bewenden laſſen, als der von allen Ständen angenommen worden, und alles Nöthige enthalte. Auch in ſeinem Archive finde ſich keine Spur von dieſer Declaration, und er halte ſie daher nicht für authentiſch; es gehöre auch dieſe Sache nicht hieher, ſondern vor die gemeine Stände, welchen dißfalls zu präjudiciren ſich nicht gebührte.“

III. Köln: „Auch Chur = Cöln konnte nicht glauben, daß dieſe Dinge ordinarie oder legitime wären verhandelt worden; ſeine Landhofmeiſter und Kanzler, die bei der Aufrichtung des Religionsfriedens geweſen, und noch lebten, könnten ſich einer ſolchen Declaration nicht erinnern; und endlich wolle es ſich auch nicht geziemen, damit andern dabey intereſſirten Ständen etwas zu vergeben.“

nachher, und zwar am 12. Oktober 1576. Von jetzt an wurde die Gegenwirkung wider die Reformation immer mächtiger, ſo daß denn in die Regierung Maximilians II. die hoffnungsvollſte Zeit der Kirchen-Verbeſſerung und zugleich ihr entſcheidender Wendepunct gefallen war.

Dreißigſtes Hauptſtück.

Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs.

(Vom Jahr 1566. bis 1568)

Ein Philipp II. von Spanien war nicht der Mann auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, wenn der geiſtige Aufſchwung eines freiſinnigen Volkes ſchon bei den erſten Regungen wieder erdrückt, und dem Fanatismus des Wahnes Ausſichten auf eine ewige Herrſchaft errungen werden ſollten. Die Härte und finſtere Entſchloſſenheit des Königs waren auch den Niederländern ſchon bekannt genug, um von ihm keine Billigkeit oder Nachſicht zu erwarten; man ſah daher bald die Nothwendigkeit ein, auf die Vertheidigung der Rechte des Volkes ſich vorzubereiten. Der Adel war es, welcher zuerſt das Beiſpiel und die Aufmunterung dazu gab. Als nämlich die Anſtalten getroffen wurden, die Befehle Philipps II. vom 17. Oktober 1565, welche im 28. Hauptſtück angeführt wurden, ihrem geſammten Inhalt nach zur Vollziehung zu bringen, ſo ward Ende 1565 oder Anfangs 1566 von vierhundert Edelleuten ein Bund unter Führung der Grafen Heinrich von Brederode und Ludwigs von Naſſau, des Bruders Wilhelms von Oranien, abgeſchloſſen. Die Verbündeten übernahmen die Verpflichtung, der Einführung der Inquiſition ſich zu widerſetzen, und zu dem Ende Einer für Alle, und Alle für Einen zu ſtehen. Doch wurde die Treue gegen den König ausdrücklich vorbehalten, auch feſtgeſetzt, daß man nach Kräften Aufruhr und Bürgerkrieg zu verhindern ſuchen wolle. Sofort entwarf man eine Bittſchrift, welche die Beſchwerden des Volkes ſchilderte und der Oberſtatthalterin von den Verbündeten ſelbſt in einem feierlichen Zuge überbracht werden ſollte. Man war im Staatsrath zu Brüſſel anfangs nicht einig, ob man nicht ſogleich Gewalt wider den Verein gebrauchen, oder die Demonſtration der Uebergabe der Bittſchrift geſtatten wolle. Nach dem Rath des Fürſten von Oranien entſchloß man ſich endlich zu dem letztern Schritt. Im feierlichen Zuge begaben ſich am 5. April 1566 die verbundenen Edelleute, 400 an der Zahl, in die Wohnung Margarethens von Parma und überreichten die Petition. Der Inhalt derſelben ging kurz dahin: die Oberſtatthalterin möge dem König die Abneigung des niederländiſchen Volkes wider jeden Glaubenszwang, alſo die Gefahr einer gewaltſamen Einführung der Inquiſition auseinanderſetzen, und bis zur Einlangung der königlichen Entſchließung die Wirkſamkeit des verhaßten Glaubensgerichts einſtellen laſſen. Margaretha von Parma, mit dem Character ihres Bruders bekannt und doch auch über die Entſchloſſenheit des niederländiſchen Adels beſtürzt, gab die ausweichende Antwort: daß ſie das Begehren der Bittſteller bei dem Hofe in Madrid durch ihren ganzen Einfluß unterſtützen werde, die vorläufige

Einſtellung der Inquiſition bei der Beſtimmtheit der königlichen Befehle jedoch nicht bewilligen könne. Dagegen ſollte den Inquiſitoren rückſichtsvolle Mäßigung eingeſchärft werden. Eine zweite Vorſtellung des Bundes wurde den 8. April übergeben, und wiederum in ausweichender Art erwiedert. Als aber jezt die Verbündeten eine ernſte Sprache annahmen, ſo ertheilten zwei Beamte der Statthalterin, Hoogſtraten und Berty, in deren Namen die Verſicherung, daß bis auf weiteres der Befehl zur Einſtellung der Inquiſition in Glaubensſachen bereits ergangen ſei. Nur für den Fall des Aufruhrs habe man die Einſchreitung derſelben ſich vorbehalten. Die Verbündeten feierten nun noch am nämlichen Tage (8. April 1566) ein Gaſtmahl, um ihrem Vereine noch feſtern Zuſammenhang zu geben. Graf von Barlaimond hatte bei der erſten Ueberreichung der Bittſchriften der beſtürzten Statthalterin leiſe zugerufen: „daß ſie ſich vor einem Haufen von bettelhaftem Geſindel (Gueux) nicht fürchten möge,“ eine Anſpielung auf die zerrütteten Vermögens-Umſtände mehrerer Mitglieder des Bundes. Dieſe Aeußerung ward bei dem heitern Gaſtmahl wiedergegeben, und in der Begeiſterung des Augenblicks hieß es ſogleich: „es leben die Geuſen, d. i. Bettler! Da man den Toaſt mit Jubel aufnahm, ſo legte ſich der Bund nunmehr förmlich den Namen der „Geuſen“ bei. Margaretha von Parma hatte zwei Botſchafter nach Madrid geſendet, den Marquis von Bergen und den Freiherrn von Montigny, um Philipp II. von dem gefährlichen Stand der Dinge zu unterrichten, und zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Inzwiſchen blieb die Aufregung in den Niederlanden fortwährend im Steigen. Die Volksmaſſen, durch den Bund des Adels ermuthiget, erklärten ſich nun laut wider den Gewiſſenszwang, und jeden Eingriff in die bürgerliche Freiheit. Von Seite der proteſtantiſchen Partei wurde jene Stimmung benützt, um die Reformation weiter auszubreiten. Da zu ſolchem Zwecke ſowohl Lutheraner aus Deutſchland, als Kalviniſten oder Hugenotten aus Frankreich die Niederlande bereisten, ſo entſtand eine ganz eigenthümliche geiſtige Bewegung. In den Kirchen und öffentlichen Verſammlungen ergriffen die Verbreiter der neuen Lehre bald in deutſcher, bald in welſcher Sprache das Wort, und überſchütteten die alte Kirche wegen ihrer Mißbräuche, Irrthümer und Unduldſamkeit mit heftigen Anklagen. Hin und wieder ſprachen die Redner mit wirklicher Begeiſterung, und entflammten daher das Volk. Gemeiniglich gingen die Ausfälle derſelben gegen das Päpſtthum freilich in Spott und Hohn über, welche nicht allzu gebildet geweſen ſein mögen; doch gerade dieſer Ton fand bei den untern Volksklaſſen Anklang, und die Wirkſamkeit der Vorträge wurde nur um ſo größer. Als vollends die andächtigen Verſammlungen der Reformer unter freiem Himmel abgehalten wurden, und viele Tauſende herbeiſtrömten, um ihnen beizuwohnen, ſo wurde die Oberſtatthalterin Margaretha von Parma ſehr unruhig. In Antwerpen, dem großen Handelsplatz, war die Aufregung am größten, und dort konnte ſich bei der großen Bedeutung der gewerbreichen Stadt für eine Staatsumwälzung ein mächtiger Stützpunct bilden. Margaretha von Parma, unterrichtet, daß der Rath alldort vergeblich um Wiederherſtellung der Ruhe ſich bemüht habe, ſandte den Grafen von Megen zu dieſem Zweck nach Antwerpen ab; doch das Erſcheinen des Grafen vermehrte gerade umgekehrt die Erbitterung des Volkes, weil er für einen Feind der Geuſen und der freiſinnigen Richtung galt. Der Botſchafter der Statthalterin mußte deßhalb unverrichteter Sache nach Brüſſel zurückkehren. Nur der Popularität des Fürſten Wilhelm von Oranien, welchen die Statthalterin jetzt nach Antwerpen abordnete, gelang es, den Ausbruch von Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Das Volk empfing jenen

Staatsmann mit ungemeinem Jubel, und erklärte ihn für ſeine Hoffnung und Stütze. Wilhelm von Oranien ſprach den Maſſen freundlich, doch mit Ernſt zu, und erreichte ſo den Zweck ſeiner Sendung.

Da aber von Madrid über den Erfolg der Geſandtſchaft, welche dahin abgegangen war, keine Nachricht eintreffen wollte, ſo wurde jetzt wieder der Geuſen-Bund ſchwierig. Graf Heinrich von Brederode benützte eine Aufforderung der Oberſtatthalterin an den Verein, zur Wiederherſtellung der Ruhe mitzuwirken, um eine allgemeine Verſammlung der Geuſen zu veranſtalten. Noch im Jahre 1566 fand dieſelbe ſtatt, und hier erſchienen ſchon 2000 energiſche Mitglieder des Bundes. In Auftrag der Regentin Margaretha von Parma unterhandelten Wilhelm von Oranien und der Graf von Egmont mit den Verbündeten; allein die Forderungen derſelben waren jetzt ſchon geſteigert. Man beſtand nämlich auf Gewährſchaften für die Sicherheit des Bundes, und Einberufung der Landſtände oder der Generalſtaaten: zugleich ſchlug man Schiedsrichter oder Mittler des Streites vor, und dieſe waren: **der Fürſt von Oranien, ſowie die Grafen von Egmont und von Hoorn!** Die Oberſtatthalterin getraute ſich nicht, ſolche Zugeſtändniſſe zu machen, und verhieß ausweichend eine Entſcheidung durch die Ritter des goldenen Vließes.

Während ſo die allgemeine Gährung ſich fortſpann, auch ſonſt von der Regentin keine durchgreifende Maaßregel zur Beſchwichtigung derſelben ergriffen werden konnte, war die Entſchließung Philipps II. auf die Beſchwerden des niederländiſchen Volkes erlaſſen worden. Alles, was die Rathſchläge zur Mäßigung von Seite einiger wohlwollender Staatsräthe in Madrid auswirken konnten, beſtand in den drei Zugeſtändniſſen des Königs: daß die biſchöfliche Inquiſition in den Niederlanden wieder an die Stelle der päpſtlichen zu ſetzen ſei, die Härte der Plakate vermindert werden ſolle, und die Oberſtatthalterin zur Begnadigung derjenigen ermächtigt ſei, welche noch nicht ſchwer ſich vergangen hätten, oder nicht ſchon verurtheilt wären. Die Verzeihung, von welcher übrigens ketzeriſche Prediger ausdrücklich ausgenommen blieben, ſollte auch auf den verbündeten Adel ſich ausdehnen, ſoferne er ſeine Verſammlungen unterlaſſen und ſeinen Einfluß zur Herſtellung der Ruhe verwenden würde. In Madrid ſah man dieſe Bewilligungen Philipps II. als das Uebermaaß von Milde an; allein ob ſie den Niederländern bei der weit gediehenen Aufregung würden genügt haben, war ſehr zweifelhaft. Wie die Lage der Dinge inzwiſchen ſich geſtaltet hatte, kam jedoch auf das Mehr oder Minder einer Nachgiebigkeit des Hofes nichts mehr an: denn ſchon vor dem Eintreffen der königlichen Entſchließungen waren in den Niederlanden Begebenheiten vorgefallen, welche nach der Sinnesart Philipps II. jede Ausſicht auf einen Vergleich zerſtören mußten.

Wir haben früher erzählt, daß eine heftigere Richtung unter den kirchlichen Reformern vorzüglich an dem Gebrauch der Bilder in den Kirchen Ärgerniß fand, und z. B. unter Anführung Karlſtadts gewaltthätige Auftritte in Wittenberg erregte, welchen nur die Weisheit und die Kraft Dr. Martin Luthers ſogleich im Entſtehen zu ſteuern wußte. Vorgänge gleicher Art, nur noch leidenſchaftlicher, und ohne die zügelnde Hand eines Luther, traten nun auch in den Niederlanden auf. Im weſtlichen Theile Flanderns, zwiſchen der Lys und dem Meere, ſtürmten im Jahre 1566 plötzlich erhitzte Volksſchaaren die Kirchen in der Gegend von Sct. Omer, und zertrümmerten nicht nur die Bilder, ſondern beraubten auch die Altäre. Nachdem ſich der wilde Haufe hierauf zu gleichem Zweck nach Ypern gewendet, und auch hier ähnliche Ausſchweifungen verübt hatte, ſo wurden mit reiſſender Schnelligkeit ganze Gegenden in den ſchrecklichen Taumel mit fortgeriſſen. Allenthalben boten die Kirchen das Schauſpiel der zügelloſeſten

Zerſtörung dar, ſo in Utrecht, Leiden, Middelburg, Lille, Breda, Gent, Antwerpen und vielen andern Städten, ſo auſſer Flandern überhaupt in einem großen Theile von Brabant, Holland, Seeland, Geldern und Friesland. Beſtürzt verſammelte Margaretha von Parma auf die Nachricht dieſer Ereigniſſe den Staatsrath in Brüſſel, und in der Sitzung deſſelben empfahlen die Grafen von Egmont und von Hoorn in Uebereinſtimmung mit dem Fürſten von Oranien wiederholt Zugeſtändniſſe zu Gunſten der Gewiſſens-Freiheit: . . . . . die Oberſtatthalterin zauderte. Jetzt ward ſelbſt ein Theil der Bevölkerung in Brüſſel ſchwierig: mit eiligſter Haſt drängten ſich die Begebenheiten: Margaretha von Parma, ſogar mit Verhaftung bedroht, ſann auf die Flucht: man ſperrte die Thore, und die Regentin, von den Ereigniſſen überwältiget, bewilligte jetzt endlich alles, was die gemäßigte Volkspartei bisher ſtandhaft gefordert hatte, nämlich, außer Abſchaffung der päpſtlichen Inquiſition und der Ketzer-Edicte, auch die Bürgſchaft für vollſtändige Sicherheit des adeligen Bundes. Dagegen verpflichtete ſich der Letztere, nicht bloß der Bilderſtürmerei ſich zu widerſetzen, und die Beſtrafung der Urheber des Greuels zu befördern, ſondern auch ſeinen ganzen Einfluß zur Beruhigung des Volkes zu verwenden. Jetzt entwickelten auch Wilhelm von Oranien, ſowie die Grafen von Egmont und Hoorn die größte Energie, um die beſſere Sache durch Zurückführung auf Maaß und Ziel vor dem Untergang zu retten. In die Provinzen beordert, um nach Bewilligung der gerechten Volkswünſche die geſetzliche Ordnung wieder herzuſtellen, lösten ſie die ſchwierige Aufgabe mit vollſtändigem Erfolg. Oranien beruhigte mittelſt durchgreifender Maaßregeln die wichtige Stadt Antwerpen, und alsdann die Bezirke von See- und Holland; Hoorn ſtellte dagegen in Tournay, und Egmont in Gent die Ruhe wieder her. Selbſt Hinrichtungen wurden zu ſolchem Zwecke nicht geſcheut.

Da das Anſehen des Königs überall wieder befeſtiget, und den Geſetzen Achtung verſchafft worden war, ſo hoffte man nun auf die bleibende Erhaltung von Friede und Eintracht. Hätte der Hof früher die Zugeſtändniſſe gemacht, welche der Oberſtatthalterin nur die Noth abdringen konnte, ſo würden die Ausſchweifungen der Bilderſtürmerei nicht erfolgt ſein: wurde alſo nur jetzt der geſchloſſene Vergleich der Regentin mit der gemäßigten Volkspartei gewiſſenhaft erfüllt, ſo ſchienen alle Wirren gründlich beſeitiget zu ſein. Wer aber glauben wollte, daß Philipp II. von Spanien einen ſolchen Vergleich genehmigen werde, der kannte die Gemüthsart des Mannes wenig. Schon bei der Ueberſendung der ſcheinbar nachgiebigen Entſchließungen, welche in Folge der Geſandtſchaft Martigny's und Bergen's erlaſſen und oben ihrem Inhalte nach angegeben worden ſind, hatte der König durch geheime Inſtructionen der Statthalterin befohlen, niemals in eine Berufung der Stände-Verſammlung zu willigen, und zur gewaltſamen Niederbeugung der Oppoſition im Stillen zu rüſten, nämlich in Deutſchland 10,000 Lanzknechte und 3000 Reiter werben zu laſſen. Da zugleich die nöthigen Geldſummen beigefügt waren, ſo ſah die Regentin über die eigentlichen Abſichten ihres Bruders völlig klar. Deſto größere Bangigkeit fühlte ſie aber auch, ihm über den Vergleich Bericht zu erſtatten, welchen ſie mit dem Volke einzugehen gezwungen wurde, und um den vorausſichtlichen Ingrimm des Königs auf Andere zu leiten, klagte ſie vornehmlich den Fürſten von Oranien als die Urſache der erlittenen Kränkung an. Margaretha von Parma hatte ſich nicht geirrt, Philipp II. war über die letzten Vorgänge in den Niederlanden auf das äuſſerſte erbittert, und feſt entſchloſſen, das freiſinnige Volk mit blutiger Gewalt unter die Inquiſition und die unumſchränkte Königsgewalt zu beugen. Um indeſſen zu ſolchem Zwecke völlig ſichere Vorkehrungen

zu treffen, verbarg er für einen Augenblick ſeinen furchtbaren Zorn, und ließ den Vertrag der Statthalterin mit dem Volke vorläufig beſtehen.

Im Staatsrath zu Madrid, welcher nach den Ereigniſſen in den Niederlanden über die nunmehr zu befolgende Politik gutachtlich ſich äußern ſollte, riethen einige wohlwollende Männer zwar abermals zur Milde und Mäßigung; allein des Königs Günſtling, Herzog von Alba, wie der Gebieter finſter und blutgierig, den Launen des Herrſchers durch Wohldienerei ſchmeichelnd, forderte die Anwendung von Waffengewalt zur unbedingten Unterwerfung der Niederländer. Alba wußte wohl, daß er dem König bei ſolchen Anträgen aus der Seele ſpreche: ſeine Meinung behauptete daher den Sieg, und bald wurden Anſtalten getroffen, ein ſpaniſches Executions-Heer nach Belgien überzuſetzen. Natürlich erhielt Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, den Oberbefehl über dasſelbe mit ſo unumſchränkten Vollmachten, wie ſie zur Durchführung eines despotiſchen Werkes als nothwendig erſchienen. Bevor indeſſen die Vorbereitungen vollendet waren, trat plötzlich in den Niederlanden ein unerwarteter Wechſel der Dinge ein.

Bald nach dem Abſchluße des Vergleichs der Statthalterin mit dem Volke verbreiteten ſich düſtere Gerüchte: die Nachgiebigkeit Margarethens ſei nicht ernſtlich gemeint, vielmehr ein Rache-Verſuch des Hofes im Werke. Gleichzeitig erhielten der Fürſt von Oranien, ſowie die Grafen von Hoorn und Egmont, heimliche Warnungen, daß ſie von der Regierung für die Anſtifter oder doch Beförderer des Aufruhrs gehalten würden, demnach auf ihrer Huth ſein möchten. Dieſes heimliche Geflüſter erlangte mit einem Mal ein bedeutendes Gewicht, als ein Brief des ſpaniſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe aufgefangen wurde, welcher über die Pläne der Kamarilla Philipps II. beſtimmtere Aufſchlüſſe zu geben ſchien. Anſtatt der Bund der niederländiſchen Patrioten nun kräftige Gegenanſtalten machen ſollte, brach aber gerade umgekehrt Uneinigkeit in demſelben aus. Graf Lamoral von Egmont, dem königlichen Hauſe aufrichtig zugethan, ergab ſich der unglücklichen Meinung, daß Philipp II. keineswegs auf grauſame Unterdrückung der Niederländer ausgehe, ſondern zu einem billigen Vergleich bewogen werden könne. Ein weiteres Unglück hatte die rohe Ausſchweifung der Bilderſtürmerei geſtiftet. Unter dem Bunde der Geuſen befanden ſich nämlich viele aufrichtige Katholiken, und dieſe fühlten ſich durch die fanatiſche Verwüſtung ihrer Kirchen gekränkt. Es entſtand ſohin eine gewiſſe Lauheit in dem Vereine, und als vollends Lamoral von Egmond, trotz aller Vorſtellungen ſeiner Freunde, wider den König nicht ernſtlich Partei ergreifen wollte, ſo überzeugten ſich die ſcharfſinnigen Männer der Opoſition, daß dieſe ein trauriges Ende nehmen werde. Schon jetzt trat bei Manchem an die Stelle des früheren Vertrauens düſtere Sorge, die Haltung der Volkspartei wurde überhaupt ſchwankend, ja ſelbſt der Geuſenbund erſchüttert. Margaretha von Parma wußte dieſe Wendung der Dinge, namentlich die Unzufriedenheit der katholiſchen Mitglieder des Adels-Vereins über die Bilderſtürmerei, geſchickt zu benützen, um einzelne Mitglieder des Geuſenbundes wieder auf die königliche Partei hinüber zu ziehen. Zugleich beſchloß die Oberſtatthalterin, zur Unterwerfung der unzufriedenen Städte ſelbſt mit den Waffen einen Verſuch zu machen. Nachdem ſie dem Auftrage Philipps II. gemäß, wirklich Söldner aus dem innern Deutſchland an ſich gezogen, auch 5 neue Regimenter Wallonen angeworben hatte, entſandte ſie eine bedeutende Heeresmacht unter Philipp Noirkarmes zur Einnahme der mächtigen Stadt Valenciennes. Letztere weigerte ſich ſtandhaft, die ihr zugedachte Beſatzung aufzunehmen, und ſelbſt der Geuſenbund verſammelte zur Unterſtützung der bedrohten Gemeinde einige Streitkräfte. Bald waren dieſe jedoch geſchlagen, und die Belagerung von Va-

lenciennes begann. Gleichzeitig rückte Graf von Megen in Auftrag der Stadthalterin vor Herzogenbuſch, während umgekehrt Graf von Brederode, das Haupt des Geuſenbundes, für den Widerſtand zu rüſten begann. So war denn der Bürgerkrieg eröffnet. Allerdings ſtrengte Wilhelm von Oranien alle Kräfte an, um die Volkspartei zum energiſchen, einheitlichen Handeln zu bewegen, auch die Vorbereitungen Brederode's hatte größtentheils Er veranlaßt; indeſſen die Verbündeten kämpften überall unglücklich. Eine Heer-Abtheilung derſelben, unter Johann von Toulouſe, wurde aufgerieben, Valenciennes nach einer verheerenden Beſchießung wirklich beſetzt, und eine bedeutende Anzahl anderer Städte zur Unterwerfung gezwungen. Der Geuſenbund hatte ſich als ohnmächtig erwieſen, die abgedrungenen Zugeſtändniſſe der Oberſtatthalterin waren zurückgenommen, und mit Glanz die Macht derſelben wieder hergeſtellt worden.

Nunmehr entſtand plötzlich eine ſo ſchnelle Umwandlung der öffentlichen Stimmung, daß wieder Verfolgungen gegen die Volksparte: eingeleitet wurden. Wilhelm von Oranien, welcher ſeine Entlaſſung aus dem Staatsrathe genommen hatte, wollte noch einen Verſuch machen, den Grafen Lamoral von Egmond von ſeiner gefährlichen Verbindung mit der Oberſtatthalterin und dem Könige abzubringen. Als er zu dem Ende eine Zuſammenkunft mit dem Grafen veranſtaltet hatte, ſprach er ihm ergreifend zu, ſeiner Selbſttäuſchung in Anſehung des Charakters und der Abſichten des Königs endlich zu entſagen, und mit ihm, dem Fürſten, zur Rettung der niederländiſchen Freiheit ſich zu vereinigen. Leider waren auch die ſchlagendſten Beweisgründe vergeblich, Egmond vielmehr in der Anhänglichkeit an den König unerſchütterlich. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick die ganze Politik des Madrider Hofes durchſchauend, bemerkte nun Wilhelm von Oranien dem Grafen Egmond, daß die ſpaniſche Kamarilla ſich ſeiner als eines Werkzeuges für ihre Pläne bedienen, allein nach erreichtem Zwecke ihn zuerſt opfern werde. „Du wirſt", rief Wilhelm bekümmert aus, „den Spaniern zur Brücke dienen, um in unſer Land zu kommen, und wenn ſie übergeſetzt ſind, werden ſie die Brücke zerſtören." Leider beharrte Graf Lamoral auch jetzt noch auf ſeiner Meinung, und die Freunde trennten ſich. So wollte denn ſelbſt ein Egmond den Triumph des Abſolutismus befördern. Der verſtändige Wilhelm von Naſſau und Fürſt von Oranien war nicht gemeint, an ſolchen ungeheuren Staatsfehlern Theil zu nehmen, und zugleich ſich dem fanatiſchen Abſolutismus zu opfern: er begab ſich im Frühling 1567 von Antwerpen auf ſeinen Familienſitz in Breda, und von dort bald nachher nach der Grafſchaft Naſſau in Deutſchland. Da auch die Häupter des Geuſenbundes, Heinrich von Brederode und Ludwig von Naſſau, die Niederlande verließen, ſo kam jener Bund der Auflöſung nahe. Die Uneinigkeit und Entmuthigung des Adels theilte ſich jetzt auch den Mittelklaſſen mit, und die frühere, ſchöne Begeiſterung des Volkes gieng auf ein Mal zur unbedingten Unterwerfung über. So wie die Häupter der Oppoſition vorher vergöttert worden waren, wurden ſie jetzt von dem wankelmüthigen Volke als die Urſache alles Unglücks angeklagt. Und ſo ward denn auch in den Niederlanden das Schauſpiel aufgeführt, welches die menſchliche Würde ſo ſehr befleckt und bei politiſchen Reactionen doch ſo häufig iſt, daß die größten Schreier der Oppoſitions-Partei nun der Regierung Weihrauch ſtreuten, und daß überhaupt alles wetteiferte, der Gnade der Machthaber ſich zu verſichern. Der Sieg der Oberſtatthalterin war nunmehr ſchon vor der Ankunft eines Executions-Heeres aus Spanien ganz vollſtändig. Nachdem ſich die mächtigen Städte unbedingt ergeben hatten, ſchritt Margaretha ſofort ans Werk, die Macht des Königs höher als je zu ſtellen. Nicht bloß wider die Bilderſtürmer wurden maſſenweiſe harte Todesurtheile vollzogen, ſondern umgekehrt jetzt die neugebauten pro-

teſtantiſchen Kirchen zerſtört. Um dem Wiederaufleben der Oppoſition zu begegnen, mußten zugleich viele Mitglieder des Geuſenbundes in die Verbannung wandern, andere ihre Begnadigung dagegen durch reumüthige Unterſtützung des Abſolutismus erkaufen. Der Bund des Adels ward vollſtändig aufgelöst, und jede Spur eines Widerſtandes des Volkes ſchien für immer verſchwunden zu ſein.

Bei einem ſo vollſtändigen Sieg, bei der namenloſen Demüthigung der Volks-Partei und den zahlreichen Opfern, welche durch die Hinrichtungen der Bilderſtürmer der Rache des Hofes gebracht worden waren, glaubte ſelbſt Margaretha von Parma, daß dem königlichen Anſehen hinreichende Genugthuung geſchehen, noch größere Rache-Uebung alſo unmenſchlich, ja ſelbſt unklug ſei. Sie beſchwor darum den Bruder, daß er ſelbſt und zwar ohne Heer nach Belgien ſich begeben, und die Beruhigung der Bevölkerung durch Güte vollenden möge. Dem finſtern Fanatiker ſchien indeſſen alle Strenge ſeiner Stellvertreterin noch unzeitige Gnade, die demüthige Unterwerfung der entmuthigten Niederländer noch rebelliſcher Trotz zu ſein. Philipp II. wollte das Blut in Strömen vergoſſen, die Blüthe des belgiſchen Adels unter dem Henkersbeil hinſterben, und in dem Volke auch jeden künftigen Gedanken an die bürgerliche oder religiöſe Freiheit, an die Rechte und Würde des Menſchen erſtickt ſehen. Und zu dieſem Höhepunkt glorreicher Herrſchermacht hoffte er auf dem Wege einer Grauſamkeit zu gelangen, durch deren Anſchauung oder Schilderung bei Mit- und Nachwelt das Blut in den Adern ſtocken ſollte. Es blieb daher bei dem Beſchluſſe der Sendung Alba's und den ihm ertheilten Vollmachten. Nach der Weigerung Frankreichs, den Durchzug des ſpaniſchen Heeres zu verſtatten, ertheilten in Folge von Unterhandlungen die Herzöge von Savoyen und Lothringen die Erlaubniß, die Spanier durch ihre Länder ziehen zu laſſen; Genua hingegen, ſowie der Herzog von Florenz, ſorgten für die nöthigen Fahrzeuge zur Ueberſchiffung des Heeres. In der erſten Hälfte des Mai's 1567 landete Ferdinand Alvarez von Toledo mit 10,000 Mann zu Genua. Als die nöthigen Vorbereitungen zur Verpflegung des Heeres auf dem beſchwerlichen Marſche über die Gebirge getroffen waren, ſetzte ſich der Herzog in Bewegung. Ihn begleiteten ſeine beiden Söhne Friedrich und Ferdinand von Toledo, wovon letzterer die mittlere Abtheilung des Zuges führte. Der Marſch ging über den Berg Cenis unter großer Vorſicht, da das Heer in den ſavoyiſchen Alpen leicht überfallen und aufgerieben werden konnte; doch es zeigte ſich kein Feind, und Alba erreichte, den burgundiſchen und lothringiſchen Grenzen entlang, glücklich die freie Grafſchaft (Franche Comté). Hier ſtießen einige Fähnlein Reuter und drei Regimenter Fußvolk zu ihm, jene in Burgund, dieſe im innern Deutſchland angeworben. Mit der ſo verſtärkten Mannſchaft erſchien Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, am 22. Auguſt 1567 vor den Thoren von Brüſſel, und das Trauerſpiel konnte alſo beginnen.

Nachdem der Einzug in die Stadt noch am nämlichen Tage vor ſich gegangen war, begab ſich der Herzog zu der Oberſtatthalterin Margaretha von Parma, um ihr ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, und zugleich der Aufträge des Königs ſich zu entledigen. Nach der Beſtallungs-Urkunde, welche Alba zuerſt vorzeigte, ſchien er nur zum Befehlshaber über die Waffenmacht ernannt, der Oberſtatthalterin hingegen die eigentliche Leitung der Landes-Verwaltung vollſtändig belaſſen zu ſein. Bald kam jedoch eine zweite Vollmacht zum Vorſchein, worin dem Herzog die Befugniß zur Ein- und Abſetzung der Beamten, und die Unterſuchung über die vorgefallene Empörung mit unumſchränktem Recht zu ſtrafen und zu belohnen übertragen war. Jetzt wußte die Oberſtatthalterin, daß ſie nur dem Namen, Alba hingegen der That nach an der Spitze der Regierung ſtehen ſolle. Als der Herzog auf ihre Frage keineswegs läugnete, viel-

leicht auch eine dritte noch umfaſſendere Vollmacht zu beſitzen, deren Vorlegung für beſondere Fälle vorbehalten bleibe, ſo fühlte ſich Margaretha von Parma tief gekränkt, und ſandte die Bitte um ihre Entlaſſung von der Statthalterſchaft an den Hof nach Madrid.

Während Alba nun über die nächſten Schritte zur Einleitung ſeines furchtbaren Unterdrückungs-Werkes brütete, herrſchte eine dumpfe Stille in dem ſonſt ſo geräuſchvollen und prächtigen Brüſſel. Man ahnete die finſtern Anſchläge des angekommenen neuen Gebieters, und Adel wie Bürgerſchaft zogen ſich verſtört in ihre Wohnungen zurück. Ferdinand Alvarez von Toledo wollte ſich vor allem der Männer bemächtigen, welche einem bis zur Verzweiflung getriebenen Volke vielleicht zu Führern im Widerſtande dienen konnten, und auch ſonſt ſchon den Argwohn oder den Haß Philipps II. erregt hatten. Zu dieſen gehörten vornehmlich die Grafen Lamoral von Egmond, und Philipp von Hoorn. Jener hatte den Herzog von Alba, als alten Bekannten, ſchon in Lothringen bewillkommt, und war, trotz einer verdächtigen Aeuſſerung deſſelben*), zu einem ſo ſorgloſen, faſt leichtfertigen Vertrauen ſeiner Sicherheit zurückgekehrt, daß er auch unter der Herrſchaft eines Alba ſeine fröhlichen Feſtlichkeiten in Brüſſel wieder beginnen wollte. Graf von Hoorn benahm ſich anfangs vorſichtiger, und vermied die Nähe Alba's; endlich ließ er ſich jedoch ebenfalls täuſchen, und nach der belgiſchen Hauptſtadt locken. Dagegen entging ein drittes auserſehenes Opfer, der Graf von Hoogſtraten, durch empfangene Warnung der Gefahr, indem er ſeine ſchon beſchloſſene Reiſe nach Brüſſel plötzlich in die Flucht nach dem innern Deutſchland umwandelte. Toledo wollte zugleich mit den genannten Grafen den Bürgermeiſter Strälen in Antwerpen, ſowie den geheimen Rath Egmond's, Caſembrod von Backerzele, in Verhaft nehmen laſſen, um zugleich der Briefſchaften Lamorals ſich zu bemächtigen. Als die Aufträge dazu nach Antwerpen abgegangen waren, ſetzte Alba einen Tag an, um ſich mit den niederländiſchen Großen über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen. Auf dieſem erſchienen, außer den Grafen Hoorn und Egmond, der Herzog von Arſchot, die Grafen von Mansfeld, Aremberg und Barlaimont, ſowie mehrere ſpaniſche Edle. Im Laufe der ſcheinbaren Erörterungen über Staatsſachen ward dem Herzog im Geheimen die Nachricht überbracht, daß die Verhaftungen in Antwerpen glücklich vollzogen ſeien, und ſofort die Sitzung aufgehoben. Nach dem Abtreten der Verſammlung weilte Lamoral von Egmont noch im Pallaſt, um mit dem Sohne des Herzogs ein Spiel fortzuſetzen, oder mit letzterem ſelbſt zu verkehren: da ſah er ſich auf ein Mal von Bewaffneten umgeben, und hörte den Zuruf Alba's: „Ich verhafte euch im Namen des Königs! Gebet euer Schwert ab!“ Ein Blick zeigte dem Grafen die Unmöglichkeit des Widerſtandes: er nahm darum ruhig die Waffe von der Seite und ſprach mit Würde: „Nehmet das Schwert hin, das ſo oft den König mit Ruhm bedeckt hat!“ Gleichzeitig erfolgte in einem andern Theile des Hauſes die Verhaftung des Grafen von Hoorn. Die ganze Größe der Gefahr ahnend, fragte Hoorn ſchnell: „Wo iſt Egmond?“ Das Stillſchweigen der Spanier war die beredteſte Antwort: — der Graf ſeufzte und ſagte traurig: „Freilich werde ich mit Recht der Schickſals-Genoſſe des Mannes, deſſen Beiſpiel ich ſo unbeſonnen folgte.“ Nach wenigen Tagen wurden beide Staatsgefangene unter ſtarker Bedeckung nach Gent gebracht, wo kurz vorher die walloniſche Beſatzung von einer ſpaniſchen abgelöst worden war. Selbſt

*) Als Egmond bei der Ankunft Alba's dieſem ſich näherte, um ihn zu begrüßen, rief der Herzog halblaut, doch ſo, daß der Graf es vernehmen konnte: „Sehet, hier kommt ein arger Ketzer!“

Margaretha von Parma wurde durch die Gewaltthat gegen die Grafen von Egmond und von Hoorn ſo entrüſtet, daß ſie in Madrid auf ihre Entlaſſung drang. Mit ſcheinbarem Bedauern ertheilte ihr Philipp II. dieſelbe, den Herzog von Alba zu ſeinem Stellvertreter in den Niederlanden ernennend. ein weiterer Fingerzeig, was in dem Gemüthe des Despoten beſchloſſen war.

Nachdem man in ſolcher Weiſe die Einleitungen zu einer Regierung des Schreckens getroffen hatte. ſchritt das gräßliche Werk raſch vorwärts. Zuförderſt füllte man die Gefängniſſe mit zahlreichen Opfern, welche ſich die prieſterlich-königliche Herrſchaft in den verſchiedenen Gegenden des Landes ausgeſucht hatte, und dann wurde zu ihrer Hinmetzelung eine beſondere oberſte Commiſſion von 12 Mitgliedern eingeſetzt. Ferdinand Alvarez von Toledo, das furchtbare Werkzeug des Tyrannen, nannte jene Helfershelfer den „*Rath der Unruhen*“, das Volk hieß die Special-Commiſſion hingegen das „**Blutgericht**!“ Schon die Verhaltungs-Befehle, welche dem ſchauderhaften Tribunal gegeben wurden, zeigte, wie richtig das Volk geurtheilt hatte. Nicht bloß wirkliche Theilnahme an der Empörung wider die königliche Gewalt, ſondern ſchon die Unterzeichnung von Bittſchriften für die Entfernung des ſpaniſchen Heeres nach dem Regierungs-Antritte Philipps II. wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Ja der frevelhafte Uebermuth des Tyrannen ging ſo weit, daß diejenigen für ſchuldig erklärt wurden, welche der Einführung der Inquiſition ſich widerſetzt, und nichts gethan hätten, um die Bittgeſuche der Geuſen, ſowie die Ausſchweifungen der Bilderſtürmer zu verhindern. *Schuldig* ſollte ferner jeder ſein, wer das Recht des Königs bezweifle, die Niederlande wegen Aufruhrs ihrer verfaſſungsmäßigen Freiheit zu berauben: ſchuldig endlich ein Jeder, *dem das Mitleiden oder die Entrüſtung über die unmenſchliche Tyrannei die Mißbilligung einer Hinrichtung entlocke, oder der gar die Richter des Herrſchers grauſam nenne.* So wollte denn Ferdinand Alvarez von Toledo die Rechte des Menſchen offen verſpotten. Um ſein Werk zu krönen, befahl er vollends, daß zur Verurtheilung der ausgeſuchten Schlachtopfer die beſchworne Anklage zweier Männer hinreiche, und gegen die Erkenntniſſe des Blutgerichts keine Berufung ſtatt finde.

Nun begann das Hinmetzeln im Großen. Während in Valenciennes auf ein Mal 55 Perſonen enthauptet wurden, geſchahen ähnliche Gräuel innerhalb weniger Wochen zu Gent (von der Mitte Jenners bis Anfang Hornungs). Zugleich wurden die ordentlichen Behörden des Landes überall außer Thätigkeit geſetzt, ſelbſt der Staatsrath nur zum Schein beibehalten, und alle öffentlichen Angelegenheiten vor den Blutrath gebracht, in welchem natürlich **Alba** den Vorſitz führte. *Vorladung* eines Angeklagten vor das Schreckensgericht war jederzeit auch *Verurtheilung zum Tode*: nur wem die Flucht gelang, konnte das Leben retten. Tauſende von betriebſamen Bürgern verließen nun die Niederlande; doch ſelbſt eine ſolche Entvölkerung, welche dem monarchiſchen Intereſſe keineswegs förderlich war, vermochte nicht die Vertilgungswuth eines Philipps II. und eines Alba's zu ermäßigen. Erſterer befahl ſogar, daß alle Niederländer für Ketzer und Beleidiger der Majeſtät erklärt, und nur diejenigen verſchont werden ſollten, welche er ſpäter bezeichnen werde. Da ſohin der Tod die Regel und die Begnadigung nur Ausnahme ſein ſollte, ſo kann es kaum mehr auffallen, daß Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, auf dem ſogenannten Juſtizwege bis zu 18,000 Menſchen in den Niederlanden ermorden ließ. Zu Anfang 1568 begannen die Würgereien, und noch am 1. und 2. Juni deſſelben Jahres wurden zu Brüſſel auf ein Mal zwei und zwanzig Angeklagte enthauptet, welche meiſtens dem Adelſtande angehörten. Alba wollte planmäßig die Kraft des freiſinnigen Volkes brechen, darum nicht nur ſeine edelſten

Mitbürger umbringen, sondern auch den Begüterten die Macht des Reichthums entziehen. Das Vermögen der Flüchtlinge wie der Hingerichteten wurde eingezogen, und daraus den Schergen, Spähern und andern elenden Werkzeugen der Gewalt zur Erhöhung ihres Eifers ansehnliche Geschenke gereicht. Gegen Wilhelm, Fürst von Oranien, erging das Urtheil lebenslänglicher Verbannung und der Einziehung seiner Herrschaft Breda. Um jedoch wegen des Aergers, den Todfeind nicht fangen zu können, einigermassen sich zu entschädigen, ließ Alba den unschuldigen Sohn desselben, einen Knaben von 13 Jahren, verhaften, und dieser mußte wirklich 28 Jahre als Gefangener in Spanien bleiben.

Um den Schrecken endlich auf die höchste Spitze zu treiben, wollte nun Ferdinand Alvarez von Toledo zu der gerichtlichen Ermordung zweier Männer schreiten, welche durch ihre Persönlichkeit und Stellung im Leben besonderes Mitleiden erwecken mußten ...... der **Grafen Lamoral von Egmond** und **Philipp von Hoorne**. Schon im Januar 1568 hatten die Verhöre der Angeklagten in einer unförmlichen Art begonnen. Beide Grafen beriefen sich auf ihre Standesrechte als Ritter des goldenen Vließes, doch vor dem Blutgerichte war jeder gerechte Antrag vergeblich, ja man ließ den Beschuldigten nicht einmal einen Vertheidiger zu. Die Anklagen selbst waren sämmtlich erdichtet oder lächerlich; denn sie bestanden meistens darin, daß Hoorne und Egmond mit andern Verschwornen die Niederlande unter sich theilen wollten, und nicht nur die Plakate saumselig vollzogen, sondern auch den Aufrührern allen Vorschub geleistet hätten. Graf Egmond zeigte sehr gut, wie sein Verfahren von den Umständen geboten gewesen sei, und er stets in gutem Glauben nach dem Vortheil des Königs gestrebt habe. Diese Behauptung war nur zu richtig; allein was sollte sie bei einem Alba nützen, der längst den Untergang Lamorals und seines Freundes beschlossen hatte? Am 3. Juni wurden die beiden Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus ihrem Gefängniß in Gent nach Brüssel gebracht, und schon am Abend des folgenden Tages zur Hinrichtung durch das Schwert verurtheilt. Die Gemahlin Amuraths von Egmond, eine Schwester des Churfürsten in der Pfalz, hatte schon früher den Schutz des Kaisers Maximilians II. angerufen, auch Hoorne konnte durch Verwendung bei dem Könige vielleicht gerettet werden, so hoffte man wenigstens, wenn freilich ohne allen Grund: darum bat der Bischof von Ypern den Herzog Alba fußfällig um Aufschub. Natürlich wurde auch dieses Gesuch mit Härte zurückgewiesen.

Graf Lamoral von Egmont, Fürst zu Gaveren hatte sich nicht grundlos gerühmt, wenn er bei seiner Verhaftung auf die dem Könige geleisteten Dienste hindeutete. Er hatte als ausgezeichneter Feldherr die Schlachten Philipps II. geschlagen, und dessen Waffen in der That mit Ruhm bedeckt. In verschiedenen entscheidenden Treffen waren vor ihm die Auserwähltesten des französischen Adels gefallen, die stolze Macht Frankreichs erlegen. Diesen glorreichen Siegen Egmonts hatte Philipp II. größtentheils den Frieden von Cambresis, und seinen politischen Einfluß in Europa zu danken; jetzt sollte nun der heldenmüthige Feldherr erfahren, wie die Dankbarkeit eines Despoten sich äußere. Am fünften Tage des Brachmonats oder Junius 1568 früh zehn Uhr erschien Lamoral, Graf von Egmont und Fürst zu Gaveren, vor dem Stadthause zu Brüssel auf dem Blutgerüste. Mit Standhaftigkeit hatte er die Verkündigung des Urtheils angehört, mit Ruhe und männlicher Fassung bestieg er auch das Schaffot. Nachdem er nur den Wunsch geäußert hatte, auf dem Schlachtfelde gefallen zu sein, warf Egmont den Mantel ab, kniete auf ein Kissen nieder, und empfing den Todesstreich. Nach ihm starb sein Freund Hoorn

auf gleiche Weiſe, die beſſere Ueberzeugung bis zum lezten Augenblick mit Würde bekennend. Schmerzlich, ja faſt verletzend erſcheint es, daß Egmont noch zwei Stunden vor ſeiner Ermordung einen ehrerbietigen Brief an Philipp II. ſchrieb, worin er demſelben ſeine Unſchuld und Treue verſicherte. Einem ſo feigen Despoten hätte eine andere Erklärung gebührt; allein der Graf war um ſeine zahlreiche Familie, eine Gemahlin mit neun Kindern, ſowie um ſeine Dienerſchaft bekümmert. Von dieſen wollte er die Rache des königlichen Wüthrichs abwenden, und das entſchuldigt den ſonſt auffallenden Schritt. Graf Philipp von Hoorn zeigte dagegen noch auf dem Blutgerüſte ſeine Verachtung des Tyrannen: denn er verweigerte ſtolz ein reumüthiges Zugeſtändniß, wider den König ſich vergangen zu haben.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, ſchien nun ſeine blutige Sendung vollkommen erreicht, alle Niederländer bis zur Erſtarrung erſchreckt, ſeinen würdigen Gebieter auf den Gipfel der abſoluten Herrſchaft gehoben zu haben. Das Volk, mochte man glauben, werde fortan demüthig am Boden kauern, und ängſtlich auf die Mienen ſeiner Zuchtherrn lauſchen, um ſogleich jede ihrer Launen zu befriedigen. Die heilige Inquiſition möge auf ihren glänzenden Trophäen, den Leichen von 18,000 ermordeten Bürgern, mit ſeliger Genugthuung nun ſchwelgen, und nur den Finger erheben dürfen, um die geſammte Bevölkerung eines freiſinnigen Landes zu ihren blutigen Altären kriechen zu ſehen. Glücklicher Weiſe giebt es aber nicht zu allen Zeiten, und nicht bei allen Volksſtämmen die Auswürflinge des Menſchengeſchlechts, welche jedes Maaß von Tyrannei geduldig ertragen, um nur ihr elendes Leben unter Schmach und Schimpf fortzuſchleppen; glücklicher Weiſe giebt es vielmehr Geſchlechter, denen wenigſtens das Uebermaaß ſchändlicher Gewaltherrſchaft das Schwert in die Hand giebt, um der Wuth verächtlicher Despoten ein Ziel zu ſezen. So geſchah es denn endlich in den Niederlanden, als Herzog von Alba von der Erreichung aller ſeiner Zwecke ſo feſt überzeugt war. Die Ermordung der Grafen von Egmont und von Hoorn kündigte einen bevorſtehenden Wendepunct in dem Schickſale des unglücklichen Volkes an; denn es ergaben ſich wieder unzweideutige Zeichen der allgemeinen Entrüſtung und des Entſchluſſes, lieber dem Tod im männlichen Kampf, als der hinterliſtigen Ermordung im ſogenannten Juſtizwege zu erliegen. Als das Haupt des Grafen Lamoral gefallen war, tauchten viele Umſtehende ihre Taſchentücher in das Blut des Lieblings, während andere ihre Ehrerbietung den Ueberreſten deſſelben im Sarge bezeigten. Das Volk küßte vor den Augen der Schergen den Sarg, und weil dieß natürlich ein todeswürdiges Verbrechen war, ſo zeigte ſich, daß der allgemeine Schrecken der Entrüſtung, die feige Erduldung der Unterdrückung dem Vorſatze zum Widerſtande weiche. Auch unter dem Adel traten Anzeichen einer ſolchen Stimmung hervor; denn der Graf Wilhelm von Lumay leiſtetete den feierlichen Eid: „er wolle ſein Haupt nicht ſanft legen, nicht eher feſtlich ſich kleiden, weder den Bart ſcheeren, noch die Haare glätten, bis er den Tod ſeiner Freunde gerächt habe!“

Ein und dreißigſtes Hauptſtück.

Erneuerung des Freiheits - Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent.

(Vom Jahr 1568 bis 1576.)

Unmittelbar nach der Hinrichtung der Grafen von Egmond und Hoorn ſetzte der Oberſtatthalter Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, ſein Unterdrückungs-Werk gegen die freiſinnigen Niederländer fort. Nicht nur der Bürgermeiſter Anton Strälen von Antwerpen und Egmonds geheimer Rath Backerzele wurden enthauptet, ſondern verſchiedene Angeklagte auch verbrannt. Alsdann ließ Herzog Alba ſogar den Palaſt des Grafen von Culemburg niederreiſſen, weil darin der Geuſenbund geſchloſſen worden war. Doch ſchon hatte das Uebermaaß der Grauſamkeit das Volk wieder zur Erringung ſeiner Freiheit ermuthiget. Wilhelm von Oranien, durch die Leiden der Niederländer zur Rückkehr bewogen, ſchilderte in Rundſchreiben und öffentlichen Anſchlägen die Tyrannei der Spanier, und indem er mit großer Klarheit zeigte, daß Philipp II. unter dem Vorwand des Schutzes der Religion nur die bürgerliche Freiheit und alle verfaſſungsmäßigen Rechte Belgiens zerſtören wolle, gelang es ihm an mehreren Orten, den Entſchluß des Widerſtandes hervorzurufen. Mit der Klarheit des Vortrags verband der populäre Fürſt noch eine gewiſſe Wärme der Beredſamkeit, ſo daß denn wirklich ein Heer von mehr, als 20,000 Mann unter ſeinen Fahnen ſich verſammelte. Gleichzeitig war der Bruder des Fürſten, Graf Ludwig von Naſſau, in der Bekämpfung des Despotismus unermüdlich geweſen. Nachdem ein Theil des niederländiſchen Adels am 24. Mai 1568 den Bund zum Widerſtand erneuert hatte, rückte Ludwig mit einem kleinen Heere wider den Grafen von Aremberg in's Feld, ſchlug denſelben entſcheidend bei Heiligerloe, und belagerte alsdann Gröningen. Dieß war ſchon vor der Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorn geſchehen, und Alba hatte die Kataſtrophe eben deßhalb beſchleuniget. Noch im Jahre 1568 zog nun der Oberſtatthalter in Perſon wider Ludwig von Naſſau, und war theils durch Uebermacht, theils durch die Unzufriedenheit der gegneriſchen Lanzknechte über Sold-Rückſtände ſo glücklich, den Verbündeten am 21. Juli eine bedeutende Niederlage beizubringen. Indeſſen Wilhelm von Oranien befand ſich bereits mit einem größern Heere ſchlagfertig, und gegen die Maas im Anzug. Der Sieg Alba's hatte deßhalb keine entſcheidenden Folgen, vielmehr ſah ſich der Herzog genöthiget, nach Maſtricht zu eilen, und dort zu ſeiner Sicherheit nur eine vertheidigende Stellung anzunehmen. Wilhelm von Oranien wollte dem Oberſtatthalter eine Schlacht liefern, und verſuchte alle Mittel, ihn zur Annahme derſelben zu nöthigen; allein Alba zügelte das Ungeſtüm ſeiner Soldaten durch ſtrenge Kriegszucht, und bot, geſtützt auf feſte Plätze, nirgends eine Möglichkeit zur Feldſchlacht dar. Durch dieſe geſchickte Taktik brachte er es wirklich dahin, daß im gegneriſchen Heere endlich Mangel einriß, und der Fürſt von Oranien gezwungen wurde, die um Sold geworbenen Lanzknechte zu entlaſſen. Als Sieger kehrte demnach Ferdinand Alvarez von Toledo im November 1568 nach Brüſſel zurück, und wenn er ſchon vor dem Feldzug die rückſichtloſeſte Tyrannei entwickelt hatte, ſo war nach ſeinen glücklichen Erfolgen noch weniger

eine Ermäßigung derſelben zu hoffen. In der That nahm die Bedrückung des unglücklichen Volkes jetzt in dem Maaß zu, daß es auf gänzliche Vertilgung deſſelben abgeſehen zu ſein ſchien.

Gleichſam als Prolog oder als Ankündigung der nun folgenden Scenen, ließ Herzog Alba aus den erbeuteten Kanonen ſich ſelbſt ein Siegerdenkmal auf der Burg in Antwerpen mit der Inſchrift errichten: „Zu Ehren Ferdinands Alvarez von Toledo, des Ueberwinders der Empörung, des Retters der heiligen, katholiſchen Kirche, des Vollſtreckers der Gerechtigkeit!“ Nicht lange ließ dieſe Gerechtigkeit auf ſich warten: denn die Inquiſition wurde mit erhöhter Wuth geſchärft, und die gerichtliche Ermordung der Anhänger Oraniens oder der neuen Religionslehre bis zum Wahnſinne geſteigert. Kaiſer Marimilian II. war mit dem ganzen Verfahren Philipps II. in den Niederlanden ſehr unzufrieden, und äußerte ſich hierüber zu verſchiedenen Zeiten mit ſtrenger Mißbilligung gegen ſeinen Verwandten*). Der Madrider Hof ſetzte aber allen vernünftigen Vorſtellungen eine fanatiſche Verhärtung entgegen, und ſo konnte auch ſein Werkzeug, der Herzog von Alba, die Verwüſtung Belgiens ungeſtört fortſetzen. Während die Auswanderungen der Bürger in einem Maaße zunahm, daß der ſo wichtigen niederländiſchen Induſtrie gänzlicher Untergang drohte, ſann der Oberſtatthalter auf neue Mittel, die innere Entkräftung der Provinzen zu vollenden. Er gebot nämlich, daß jeder Bürger und Bauer bei dem Verkaufe unbeweglicher Güter den zwanzigſten, bei jenem von beweglichen hingegen den zehnten Theil des Werthes als Steuer bezahlen, und daß noch außerdem ein jeder von ſeinem geſammten Vermögen jährlich den hundertſten Theil abgeben müſſe. Wäre auch die leztere Laſt noch weniger drückend geweſen, ſo mußte gleichwohl durch die ungewohnte Steuer bei Vermögens-Veräuſſerungen der Handel, wie die Induſtrie, vollends zu Grunde gerichtet werden. Solche Gefahr war ſo dringend, ihre nothwendige Folge zugleich ſo bedenklich, daß ſelbſt der unſelbſtſtändige Staatsrath im Jahre 1571 ſich Gegen-Vorſtellungen erlaubte; doch vergeblich, Ferdinand Alvarez von Toledo vermaß ſich mit übermüthigen Schwüren, daß eher die Welt untergehen, als ſein Wille unerfüllt bleiben werde. Glücklicherweiſe ſollte er jetzt erfahren, daß bei Muth und Thatkraft ein Volk auch in der verzweiflungsvollſten Lage dem Uebermuth der Tyrannen widerſtehen könne.

---

*). Der Kaiſer beſchloß ſogar, Philipp den Zweiten durch eine beſondere Geſandtſchaft von ſeinem grauſamen Verfahren gegen die Niederländer abzumahnen. Er machte ihn dabei auch aufmerkſam, daß jenes Verfahren der deutſchen Reichsverfaſſung zuwiderlaufe, und um dem Schritt eine noch größere Bedeutung zu geben, wählte er zum Botſchafter ſeinen eigenen Bruder, den Erzherzog Karl von Öſtreich. Philipp II., taub gegen die Vernunft und gegen die Stimme der Menſchlichkeit, gab jedoch folgende hochfahrende Antwort:

„Daß er anſtatt ſolcher Vorſtellungen vielmehr Glückwünſchungs-Complimente von andern Fürſten wegen des guten Erfolgs ſeiner Waffen, ihre Gutheiſſung, und noch dazu ihren Dank wegen des Beiſpiels erwartet, welches er durch Aufrechthaltung des Anſehens der Souverains, und Befeſtigung des Gehorſams der Unterthanen gegeben; wenn der Kaiſer, die Churfürſten und übrigen Reichsſtände anders geſinnt ſeien, ſo könne es von nichts als falſchen Nachrichten, von denen ſie ſich hintergehen laſſen, herrühren, an die Reichsgeſetze ſey er nicht weiter gebunden, als es in den mit dem Reich geſchloſſenen Tractaten beſonders jenen vom J. 1548. enthalten ſey, durch welche die Religion und innere Verfaſſung ſeiner Niederländiſchen Provinzen nicht die geringſte Aenderung erlitten; ſeit dem Antritte ſeiner Regierung habe er ſeine größte Sorge dahin verwendet, die wahre alte und katholiſche Religion, zu der er ſich bekenne, und in der er zu leben und zu ſterben gedenke, zu erhalten; in dieſer Sache glaube er nicht, daß Mittelwege, oder Nachſehen Statt haben könne; die Erfahrung lehre es auch klar, wie ſchädlich und gefährlich das Nachſehen ſey, weil daher hauptſächlich der Untergang und der erbärmliche

Viele Bürger in Brüſſel ſchloſſen ihre Buden und Verkaufsläden, weil die Abgabe des zehnten Pfennings ihnen die Fortſetzung ihres Gewerbes unmöglich mache. Da ſich hierunter meiſtens Bäcker, Fleiſcher und Bierbrauer befanden, ſo wurde alsbald gefährlicher Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Während der Oberſtatthalter den gerichtlichen Mord nun auch als Mittel gebrauchen wollte, um die beſagten Gewerbsleute zur Feilbietung von Lebensmitteln zu zwingen, hatte der unternehmende Fürſt von Oranien ein neues Mittel zur Bekämpfung der Spanier vorgekehrt, welches bald von dem beſten Erfolg begleitet war. Man benützte nämlich die Uebung der Niederländer im Seefahren, um Kaperſchiffe einzurichten, mit denen man reichbeladene Fahrzeuge des Feindes wegnahm. Da nicht nur viele tapfere Männer dem Unternehmen ſich anſchloſſen, ſondern daſſelbe auch durch die Duldung der Königin Eliſabeth von England einen Stützpunkt an der engliſchen Küſte fand, ſo wurde die Sache bald wichtiger, als man Anfangs glauben wollte. Endlich verſchafften ſich die kühnen Seefahrer, welche man die Bettler zu Waſſer oder Waſſergeuſen genannt hatte, einen Anhaltpunkt in Holland ſelbſt, indem ſie am 1. April 1572 die Stadt Briel wegnahmen. Der Volks-Aufſtand erlangte hierdurch den bedeutenden Vortheil, daß nunmehr eine Art proviſoriſcher Regierung ſich bildete; denn Wilhelm von Oranien trat als Statthalter in Holland auf, und genehmigte in ſolcher Art die Beſetzung Briels durch die Waſſergeuſen.

Herzog Alba hielt jetzt doch für gut, die Todesurtheile gegen die widerſpenſtigen Gewerbsleute, welche er bereits beſchloſſen hatte, vorläufig unvollzogen zu laſſen, und Briel wieder zu nehmen; doch der Wendepunkt ſeines Glückes war im Intereſſe der Menſchlichkeit endlich eingetreten. Die Bürger der wichtigen Feſtung Vlieſſingen, von den Erfolgen Oraniens in Briel ermuntert, griffen mit Begeiſterung zu den Waffen, und jagten die ſpaniſchen Unterdrücker aus ihren Mauern. Dieß gab das Zeichen zum einmüthigen kraftvollen Aufſtand von ganz Seeland. „**Nieder mit den blutigen Tyrannen! Rettet die Freiheit und das Menſchengeſchlecht**!“ erſcholl es jetzt in Holland und Seeland von Gemeinde zu Gemeinde, und überall fand der muthige Zuruf in den Herzen mannhafter Bürger Anklang. Man gab Geld, Lebensmittel und Waffen, um neue Kriegsfahrzeuge auszurüſten, man drängte ſich ſchaarenweiſe unter die Fahnen des ehrwürdigen Volksführers, Wilhelms von Oranien, um den Zerſtörer des gemeinen Wohles, den kalten Tyrannen, Ferdinand Alvarez von Toledo endlich nieder zu werfen. Wohl war dieſer herbeigeeilt, um dem Sturm zu begegnen; allein ſchon in Vließingen, welches er durch Verſtärkung der Beſatzung zu behaupten hoffte, hatte er die Scheiterung ſeines Planes erfahren müſſen. Jetzt hingegen, man ſtand im Juli 1572, ward der Hafen in Vließingen, von 150 Kriegsfahrzeugen des Volksaufſtandes geſchützt, und gegen ſiebenzig Bürgergemeinden ſtanden in Holland und Seeland unter den Waffen. Damit der Widerſtand nun eine noch mehr geordnete Geſtalt empfange, und hierdurch ſowohl an Anſehen, als an moraliſcher Kraft gewinne, verſammelten ſich die Landſtände Hol-

---

Zuſtand, in welchem die Religion ſich befinde, erfolgt ſey. Wolle man ſich auch in Dingen, welche den Dienſt, die Ehre Gottes und die Religion angehen, in deren Vergleich jedoch keine zeitliche Sache der ganzen Welt von einigem Werthe ſeyn könne, bloß nach Staatsabſichten und der Vernunft richten, ſo ſehe man, daß weder das Anſehen der Fürſten, noch Fried und Eintracht der Unterthanen, die allgemeine Ruhe ſich erhalten könne, ſo lang eine Verſchiedenheit in der Religion herrſche.“

lands im Juli 1572, und erklärten den Fürſten von Oranien für den alleinigen, rechtmäßigen Statthalter der Provinz. Jetzt ergriff das Oberhaupt der Volkspartei die Offenſive, indem er mit einem Heere von 20,000 Mann viele wichtige Plätze in Geldern und Brabant beſetzte. Gleichzeitig hatte Graf Ludwig von Naſſau den Kampf mit Nachdruck erneuert, und ſchon Bergen in Hennegau eingenommen, als die Pariſer Bluthochzeit vom 24. Auguſt 1572 die proteſtantiſche Partei in Frankreich mit namenloſen Schreckniſſen überzog. Dieſer Schlag wirkte ſo verderblich auf den niederländiſchen Freiheitskampf, daß der Glücksſtern der Spanier noch ein Mal ſich erheben wollte. Herzog Alba verſuchte wieder mit Erfolg ſeine Taktik, die Gegner durch Vermeidung entſcheidender Treffen zu ermüden, und die Söldner im Heere Oraniens begannen wegen ausgebliebener Zahlung von Neuem zu murren. Schon ſchien die Sache der Freiheit abermals verloren zu ſein, weil Oranien in der That ſeine Lanzknechte entlaſſen mußte, auch Bergen und andere Städte in die Hände des Feindes gefallen waren, als die heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Harlem in dem blutigen Unterdrücker vielleicht den erſten Zweifel erregen mochte, ob ein Volk von ſolcher Tapferkeit und Ausdauer bleibend unterjocht werden könne? Harlem ſchlug nicht nur alle Angriffe der Spanier ab, ſondern bot auch dem Hunger Trotz. Wie einſt Friedrich Rothbart in der Lombardei wollte Ferdinand Alvarez von Toledo die ſtandhaften Bürger endlich durch Hinrichtung von Gefangenen erſchüttern. Da die Belagerten Gleiches mit Gleichem vergalten, ſo wiederholte ſich auch hier der blutige Gräuel der gegenſeitigen Ermordung wehrloſer Menſchen; doch ohne Erfolg für den grauſamen Urheber des Elends. Nachdem die Heroen in Harlem den Widerſtand ſo lange fortgeſetzt hatten, daß nicht einmal Pferdefleiſch, vielmehr nur Ratten und Mäuſe ihre erbärmliche Nahrung waren, drang ihnen die furchtbarſte Noth endlich die Ergebung ab. Ohne Achtung für die erhabene Seelengröße, ohne Mitleiden mit halbtodten Männern, ohne alles Menſchengefühl, ließ Alba auch in Harlem enthaupten, henken und erſäufen. So ſtarben mehrere hundert edle Kämpfer der Freiheit, und doch konnten alle dieſe gräßlichen Thaten den Ritter der Inquiſition nicht zum Ziele führen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, beſchloß vielmehr im Jahre 1573, den Schauplatz ſeines Henkeramts zu verlaſſen; denn er hielt bei ſeinem Herrn und Meiſter um Zurückberufung an, welche dieſer auch zugeſtand. Triefend von Blut, und begleitet von der Anklage der mißhandelten Menſchheit, kehrte das ſchreckliche Werkzeug des Fanatismus im December 1573 nach Spanien zurück. Sein Nachfolger in der oberſten Verwaltung des Landes, Requeſens-Zuniga, wollte einen andern Weg einſchlagen, und durch mildere Maaßregeln die erbitterten Niederländer zum Gehorſam gegen Philipp II. zurück führen. Allein der ausgeſtreute Saamen Alba's brachte zugräßliche Früchte, als daß noch eine Verſöhnung möglich geweſen wäre. In dem namenlos gequälten Volk war vielmehr ſchon der Gedanke angeregt worden, das ſpaniſche Joch für immer abzuwerfen. Der Bürgerkrieg entzündete ſich daher von Neuem, und zwar unter Wechſelfällen, welche mit den früheren Aehnlichkeit hatten. An der Stelle von Harlem gab jetzt Leiden das Beiſpiel eines denkwürdigen Widerſtandes. Wie in jener Stadt erhoben ſich die Bürger über die Qualen des Hungers, ja der Bürgermeiſter Adrians bot dem verzweifelten Volke, als es die Uebergabe der Stadt verlangte, ſeinen eigenen Leib zur Nahrung dar. Da verſtummte auch bei den Troſtloſen das Verlangen der Ergebung, und das Beiſpiel ſolcher Seelengröße wirkte mit unendlicher Kraft auf die Vertheidiger der Freiheit. Dieſe fuhren nun durch Einſetzung eines vollziehenden Rathes, und durch Ernennung des Fürſten von Oranien zum proviſoriſchen Staatsoberhaupt in der Organiſation des Aufſtandes mit großer Umſicht fort. Da man endlich eben ſo verſtändig dem Fürſten Wilhelm in der Leitung

des Krieges freie Bewegung und ziemlich unumſchränkte Vollmachten einräumte, ſo wandte ſich die Sache der Freiheit allmählig entſchieden zum Sieg. Dieſer ward vollendet, als der neue und fähige Statthalter Philipps, der Großcomthur Requeſens, am 5. März 1576 plötzlich ſtarb, und nunmehr in dem ſpaniſchen Heere Meuterei ausbrach. Die lange Dauer des Kampfes hatte nämlich auch die Schätze des zweiten Philipps, trotz allen Erpreſſungen in den Niederlanden, aufgezehrt, und das Unvermögen zur Bezahlung der Söldner war nun auf Seite des Tyrannen. Deßhalb empörte ſich das ſpaniſche Heer in den Niederlanden, und plünderte die reiche Stadt Antwerpen. Da umgekehrt in den Reihen der Freiheitskämpfer durch die erwähnten Maaßregeln die ſchönſte Ordnung herrſchte, ſo entſank dem Tyrannen allmählig der Muth. Wenigſtens wollte er Zeit gewinnen, um für die Vollendung ſeines blutigen Werkes neue Kräfte zu ſammeln. Es wurden daher Friedensunterhandlungen angenommen, welche endlich in Gent wirklich zum Abſchluß kamen. Die belgiſchen Stände errichteten daſelbſt den feierlichen Vertrag: daß die Spanier vertrieben, die Blutgeſetze Alba's auſſer Wirkung geſetzt, und von einer Verſammlung der Generalſtaaten über freie Religions-Uebung der Proteſtanten ſowie die Sicherſtellung der bürgerlichen Freiheit die geeigneten Beſchlüſſe erlaſſen werden ſollen. Inzwiſchen werde Wilhelm, Fürſt von Oranien, als Statthalter fortwährend der Regierung vorſtehen. Philipp II. ſah ſich durch die Noth zur Genehmigung dieſes Vertrages gezwungen, und er war alſo weiter von ſeinem Ziele entfernt, als vor der Sendung ſeines Günſtlings Ferdinand Alvarez von Toledo.

Zwei und dreißigſtes Hauptſtück.

Kaiſer Rudolph der Zweite. Vorläufer eines allgemeinen oder des dreißigjährigen Religionskrieges.

(Vom Jahr 1576 — 1612.)

Während in den Niederlanden die bürgerliche und religiöſe Freiheit mit ſo großer Ausdauer und Aufopferungsfähigkeit vertheidiget wurden, daß ſie früh oder ſpät nothwendig bleibend ſiegen mußten, verwickelten ſich die innern Zuſtände im übrigen Deutſchland in einer Weiſe, welche die größten Beſorgniſſe erregten. Als Rudolph II. nach dem Tode des Vaters die Reichsregierung antrat, ſchien er Anfangs dieſelbe im Geiſte und nach den Grundſätzen des Vorfahrers fortzuſezen. Er beſtätigte nicht nur dem Ritter- und Herrenſtande in Öſtreich das Recht zur Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes, ſondern er ſuchte auch in dem Kampfe der Niederländer gegen Philipp II. vermittelnd zwiſchen die Parteien zu treten. Allmälig offenbarte ſich aber leider eine weſentlich andere Geſinnung des neuen Kaiſers, und man ge-

wahrte mit Betrübniß, daß derſelbe dem päpſtlichen, ja ſelbſt dem ſpaniſchen Einfluſſe ſich hingebe. Unzweideutige Belege dieſer unglücklichen Wendung der Dinge ergaben ſich nur zu bald.

Maximilian II. hatte die Ausübung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes allerdings nur dem Adel, keineswegs den Bürgern und Bauern erlaubt. Gleichwohl war der evangeliſche Cultus von dem öſterreichiſchen Adel auch in dem ſogenannten Landhaus zu Wien eingeführt, und die Neuerung ſtillſchweigend geduldet worden, obgleich jetzt auch die Bürger an dem lutheriſchen Gottesdienſt Antheil nahmen. Leider legte nun der evangeliſche Prediger am Landhauſe, Joſua Opitius, die größte Unduldſamkeit, und ſelbſt eine wahre Wuth gegen die katholiſche Confeſſion an den Tag [1]). Der Unfug ward ſo groß, daß Maximilian II. ſchon krank und kurz vor ſeinem Tode einſchritt, und den Befehl ertheilte, den giftigen Eiferer aus der Stadt wegzuweiſen. Opitius behauptete ſich jedoch auch bei dem Regierungs-Antritt Rudolphs II. als Prediger am Landhauſe, und es ward der Beſuch des Gottesdienſtes von Seite der Bürger in Wien dort ſogar größer. Da außer Opitius noch zwei evangeliſche Prediger im Landhauſe angeſtellt waren, ſo wurden auch in den Häuſern mehrerer Bürger religiöſe Handlungen nach dem evangeliſchen Brauch verrichtet. Rudolph II. erſchrack darüber ſehr; denn er fürchtete das gänzliche Unterliegen der katholiſchen Confeſſion in Öſtreich, und in ſolchem Fall ſogar Verluſt oder Beſchränkung ſeiner Fürſtenmacht. Um ſich der weitern Ausbreitung der lutheriſchen Lehre zu widerſezen, befahl er daher, daß außer dem Landhauſe in Wien kein evangeliſcher Gottesdienſt verrichtet, und daß auch dort nur dem Adel, keineswegs den Bürgern der Zutritt verſtattet werden dürfe. Die evangeliſchen Prediger weigerten ſich nun, irgend Jemanden den Beſuch ihres Gottesdienſtes zu wehren, der freiwillig und nach dem Drange ſeines Gewiſſens ſich einfinde. Eben ſo erklärten die öſtreichiſchen Landſtände, daß ſie zu der Beſchränkung des evangeliſchen Gottesdienſtes ihre Zuſtimmung nicht geben könnten. Der Kaiſer ward jetzt noch ängſtlicher, und entſchloß ſich, trotz ſeiner ſonſt friedlichen Sinnesart, zur Anwendung von Gewalt. Nicht nur die evangeliſchen Prediger in Wien wurden aus dem Land gewieſen, und der proteſtantiſche Gottesdienſt auch für die Folge in jener Stadt unterſagt, ſondern es fielen auch ähnliche Beſchränkungen deſſelben auf dem Lande vor. Um der katholiſchen Religion zugleich durch andere Mittel allmählig das Uebergewicht wieder zu verſchaffen, beſezte man die Landesbehörden ausſchließend mit Katholiken, ja an der Univerſität Wien wurde kein Lehrer mehr angeſtellt, welcher nicht das Bekenntniß des althergebrachten Kirchenglaubens ablegen wollte. Endlich mußten die neuen Bürger als Bedingung ihrer Aufnahme über ähnliche Artikel, wie in Baiern, ſich vernehmen laſſen, um von ihrer Rechtgläubigkeit Beweiſe zu erhalten.

---

1). Selbſt unbefangene Proteſtanten geſtehen dieß zu. Auch liegen merkwürdige Zeugniſſe hierüber vor. So ſagte der Reichshofrath Eder in ſeiner Warnungsſchrift an den vierten Stand der Städte und Märkte in Öſtreich, „daß Opitius durch ſeine Vorträge die Zuhörer ſo ſehr verreizt, auch ſie ſo unſinnig gemacht, wann und ſo oft ſie zu ſeiner Predig gangen, daß ſie Luſt gehabt, die Päpſtlichen, welche er jederzeit als Abgötter verdammt, und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreiſſen; darunter auch der frommen und chriſtlichen Obrigkeit nicht verſchonet, ſondern dieſelbe, ſo viel als an ihm, ſo verhaßt machen wollen, daß allbereit etliche rohe grobe Geſellen ſagen dürfen, ſie wollten mit ihrer Confeſſion lieber bey Türken, als an denen Orten ſeyn, da der Römiſchen, Katholiſchen und Apoſtoliſchen Kirchen Lehr und Religion gehalten werde.“

Alle dieſe Schritte (1578 und 1579) brachten nicht nur in Öſtreich eine bedeutende Aufregung hervor, ſondern erfüllten auch die evangeliſche Partei in ganz Deutſchland mit Bitterkeit und Mißtrauen. Wenige Jahre nachher kam noch eine Reihe beſonderer Ereigniſſe hinzu, um die Kluft immer mehr zu erweitern. In Köln war der Churfürſt, Gebhard von Waldburg, öffentlich zur evangeliſchen Religion übergetreten, und hatte ſich ſelbſt vermählt. Ein Beiſpiel der Art ſchien den Katholiken bei der allgemeinen Hinneigung der Deutſchen zur Reformation überaus gefährlich zu ſein, und es wurde von der römiſchen Kurie daher die Abſetzung Gebhards ausgeſprochen, von den katholiſchen Reichsſtänden hingegen die Anwendung des geiſtlichen Vorbehalts, ſohin die Beſtätigung des päpſtlichen Urtheils verlangt. Vergebens ſtellten die evangeliſchen Fürſten vor, welche gefährliche Macht dem Biſchofe in Rom eingeräumt werde, wenn er einem Reichsfürſten ohne weiteres ſeine landesherrliche Gewalt entziehen könne; der Churfürſt von Köln wurde wirklich aus ſeinem Lande getrieben. Während alſo in Öſtreich die zweite Declaration Ferdinands I. über den Augsburger Religionsfrieden durch das Verbot des proteſtantiſchen Gottesdienſtes verletzt worden war, beſtand man umgekehrt von katholiſcher Seite, bei der Religions-Veränderung des Churfürſten von Köln, ſtrenge auf der Vollziehung des geiſtlichen Vorbehalts. Hierdurch fühlten ſich die Proteſtanten ſo ſehr verletzt, daß ihre heimliche Erbitterung bis zur Leidenſchaft ſtieg. Als nun der Papſt Gregor XIII. in dem nämlichen Jahr 1582 einen verbeſſerten Kalender herausgeben ließ, welcher in den katholiſchen Ländern ohne Anſtand eingeführt wurde, lehnten die Proteſtanten die Annahme deſſelben entſchieden ab, wenn gleich dadurch einem lange gefühlten Bedürfniß abgeholfen wurde. Die Sache war rein wiſſenſchaftlicher Art, und wenn deſſenungeachtet die evangeliſchen Fürſten Aergerniß daran fanden, ſo kann man ſich vorſtellen, wie weit ihr Mißtrauen ſchon gekommen war. Unglücklicherweiſe nahmen die Ereigniſſe fortwährend einen Gang, wodurch noch mehr Oel in das Feuer gegoſſen werden mußte.

Nachdem im Jahr 1585 auch zu Paderborn ein Jeſuiten-Collegium errichtet worden war, begann dort ebenfalls die Verfolgung der Proteſtanten. Schon im Jahr 1586 wurden hingegen im Würzburgiſchen von dem Biſchof allda ſämmtliche Evangeliſchen aus dem Lande getrieben, während auch in Münſter im Jahre 1588 nach Aufnahme der Jeſuiten die Proteſtanten vollends unterdrückt wurden. Nicht genug, daß ſchon hierdurch die verderbliche Wirkſamkeit der Jeſuiten an den Tag getreten war, ſo ergaben ſich noch größere Beſorgniſſe durch die Maſſe argliſtiger Schriften, welche durch jenen Orden in Deutſchland ausgebreitet wurde. Es ward darin nämlich die größte Feindſeligkeit gegen die Reformation entwickelt, und eine gefährliche Kunſt dargelegt, dieſelbe auf alle mögliche Weiſe herabzuſetzen. Was jedoch am meiſten erbitterte, das waren die Verdrehungen, ſo ſich die Jeſuiten mit dem Augsburger Religionsfrieden erlaubten, und ihre von den ärgerlichſten Sophismen unterſtützte Behauptung, daß derſelbe nicht als ein verbindliches Reichsgrundgeſez zu betrachten ſei. Sichtbar ſtieg nun die Gährung in den Gemüthern, und der Unfriede ward noch größer, als nach dem Uebertritt des Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg zu der katholiſchen Religion im Jahre 1590 auch im Badiſchen die Verfolgung der Proteſtanten anhob. Nebenumſtände trugen dazu bei, unter den leztern namentlich die Lutheraner in eine noch düſterere Gemüths-Stimmung zu verſezen. Die leidenſchaftliche Erbitterung Luthers über die Zwingliſchen hatte ſich nach deſſen Tode einem großen Theil ſeiner Anhänger mitgetheilt, und der Streit

mit Ingrimm ſich erneuert. Da jetzt aber auch die Lehre Kalvins weit um ſich griff, und insbeſondere in den Niederlanden das Uebergewicht erlangte, ſo wurden die Lutheraner im Geheimen überaus entrüſtet. In eine ſolche reizbare Gemüths-Stimmung fiel nun die bedenkliche Reaction gegen die Kirchen-Verbeſſerung von Seite der katholiſchen Fürſten, und das immer deutlicher hervortretende Streben der Jeſuiten, den Proteſtantismus planmäßig zu zerſtören. Wenn man wahrnahm, wie kräftig die Anhänger des alten Kirchenglaubens zuſammen wirkten, während umgekehrt die Evangeliſchen mehr und mehr durch innere Spaltungen geſchwächt wurden, ſo ſtieg mit der Bekümmerniß fortwährend auch Aerger und Unwille, und die Leidenſchaften nahmen in einer bedenklichen Weiſe zu. Auf den Reichstagen beklagten ſich die evangeliſchen Stände häufig über die Bedrückungen, welche die Bekenner ihrer Religion neuerdings wieder zu erleiden hätten, und es war dieß insbeſondere bei jenem zu Regensburg im Jahre 1594 der Fall. Die Proteſtanten trugen dort ihre Beſchwerden ſehr ausführlich und mit großem Nachdruck vor [2]); allein die katholiſchen Stände geſtanden dieſe keineswegs als gegründet zu, ſondern ſetzten gerade umgekehrt andere Klagen entgegen [3]). Unter ſolchen Umſtänden ging die Reichsverſammlung auseinander, ohne für

---

[2]). Dieſelben lauteten alſo:

„Der Religionsfriede wird nicht gehalten und will zuweilen in einen andern Verſtand gezogen werden, darzu dann der Papſt und ſeine Legaten und Nuntii, ſo hin und wieder im Reich umziehen, auch jetzo noch bey dieſer währender Reichsverſammlung zur Stelle ſeyn, nit wenig helfen. Denn es wird offentlich ausgeben, daß weiland König Ferdinand hochlöblichſtem Gedächtnus ohne päpſtlichen Conſens nicht gebührt habe, ein Religionfrieden zwiſchen den Ständen im Reich zu treffen, daß auch derſelb länger nicht, dann bis nach vollendetem Tridentiſchen Concilio kräftig ſeyn ſoll: derhalben er nunmehr ſein Endſchaft erreicht, und länger nit bindlich ſeye. Dahero dann die Augspurgiſche Confeſſion unſchuldig für eine verdampte Religion angezogen, und die dawider in das Reich geſchickte päpſtliche Bull mit augedrohter Execution wiederum offentlich angeſchlagen, auch die im Religionfrieden ſuspendirte geiſtliche Jurisdiction wider männiglichen wieder aufzurichten unterſtanden werden will. Wie dann der Papſt und ſeine Nuncii ihre Jurisdiction durch die Jeſuiter ihrer im Reich angemaßten Gewalt und Botmäßigkeit ſo weit extendiren, daß ſie die andern zu excommuniciren und degradiren, die Zeit und Jahr zu verändern ſich unterſtehen, auch wohl die Kaiſerliche Majeſtät dahin bewegen wollen, daß Ihre Maj. keinem geiſtlichen Stand ſeine Regalia leihen ſoll, er habe dann des Papſts Confirmation über ſeine Election oder Poſtulation zuvor erlangt, zu welchem Ende er dann auch die Juramenta und Statuta auf den hohen und andern Stiften, auch Ritter- und andern Orden von Tag zu Tag dermaſſen geſchärfet und geändert, daß den Evangeliſchen aller Zutritt abgeſchnitten wird. — Ueberdieß wird fürgegeben, als ſollten diejenigen, welche vor dem Religionfrieden nicht zur Augsp. Confeſſion getreten, jetzo daſſelb nit fürzunehmen Macht haben, und derwegen keinem Stand, ſonderlich den Reichsſtädten einige Reformation zu verſtatten ſein. Derohalben es bei etlichen Städten dahin gebracht, daß ſie ſich vermittelſt Eids verbunden und reverſirt, bey der jetzigen Römiſchen Religion zu bleiben, keinen evangeliſchen Bürger in Rath zu ziehen, den Bürgern kein Exercitium, wie flehendlich auch von viel tauſend Bürgern darum angeſucht wird, zu verſtatten, wie in der Stadt Cöln geſchieht, allda die evangeliſchen Bürger mit neuen vom Rath angerichteten fiscaliſchen Prozeſſen geplagt, gethürnet, um Geld geſtraft, und den Uebelthätern gleich gehalten werden. — Wie in gleichem auch bey etlichen andern oberländiſchen Städten, als zu Schwäbiſchen Gmünd, wie auch der Stadt Kaufbeurn und andern faſt dergleichen unterſtanden, da der freye Lauf des h. Evangelii wider die Reichs-Constitutiones gehindert, auch präjudicirliche Decreta und Beſcheid ertheilt. —

[3]). Es heißt darin zum Beiſpiel:

„Zum Andern, iſt nit die geringſte Beſchwernuß katholiſcher Seiten, daß gegen den Inhalt Religionfriedens von des andern Theils Predigern und andern Dienern in Kirchen, Schulen und täglichen Schriften, von den Herrſchaften, und dem gemeinen Volk der katholiſchen Religion vielerley unerfindliche Lehren und Zulagen, ohne allen Grund zugelegt und ufgemeſſen, und gleich darauf von ihnen, den Augsb. Confeſſionsverwandten — für

das Uebel eine Abhülfe gefunden zu haben, ohne für die gefährliche Gährung auch nur eine Milderung ermitteln zu können. Einige Jahre ſpäter traten aber vollends Ereigniſſe ein, wodurch die wechſelſeitige Spannung auf den höchſten Grad gebracht werden mußte.

In Steiermark, Kärnthen und Krain war im Jahre 1596 Erzherzog Ferdinand zur Regierung gekommen. Da ſein Vater Karl, der jüngſte Sohn des Kaiſers Ferdinand I., ſchon 1590 ſtarb, wo Ferdinand erſt das zwölfte Jahr erreicht hatte, ſo wurde der minderjährige Prinz von ſeiner Mutter, einer Schweſter des Herzogs Wilhelm in Baiern, und eifrigen Katholikin, ſogleich an den Hof des leztern geſendet, damit er in Öſtreich nicht von der lutheriſchen Ketzerei angeſteckt werde. Herzog Wilhelm führte zugleich die Vormundſchaft über den Neffen, und übergab ihn Kraft derſelben der Erziehung der Jeſuiten in Ingolſtadt. Hier ſtudierte der junge Erzherzog unter Anleitung von Mitgliedern jenes Ordens und ſog in reichem Maaße Haß und Ingrimm gegen die Reformation ein. Von Seite des Vormundes wurde ſolche Geiſtesrichtung nachdrücklich befördert, indem Wilhelm ſeinem Neffen fortwährend betheuerte, daß aller Erfolg ſeiner Regierung und ſein ganzer politiſcher Einfluß durch Aufrechthaltung der katholiſchen Religion, oder vielmehr des Ultramontanismus, bedingt ſeien. In der That ſchlugen die empfangenen Lehren bei Ferdinand ſo gut an, daß er ſogleich bei ſeinem Regierungs-Antritt (1596) die feindſeligſten Geſinnungen gegen die Evangeliſchen an den Tag legte. Vor der Huldigung verlangten nämlich die Landſtände die Beſtätigung der proteſtantiſchen Religions-Uebung, welche Karl, der Vater Ferdinands, ſchon1578 bewilliget hatte; allein der neue Landesfürſt verweigerte ſolche entſchieden. Während ſchon hierdurch über die Abſichten Ferdinands deutliche Fingerzeige gegeben waren, wurde der Entſchluß deſſelben zur gänzlichen Unterdrückung der Reformation in Steiermark, Kärnthen und Krain endlich im Jahre 1598 wirklich zur Ausführung gebracht. Nicht nur alle evangeliſchen Geiſtlichen wurden mit Gewalt aus dem Lande getrieben und ihre Stellen mit Katholiken beſetzt, ſondern auch die Bürger und Bauern erhielten ſämmtlich den Befehl, entweder zu der alten Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern. Da in jenen Landſchaften über zwei Drittheile der Bevölkerung zur evangeliſchen Lehre ſich bekannten, ſo ſchien eine Durchſetzung der Entwürfe Ferdinands ganz unmöglich zu ſein. In der That empörte ſich auch das Volk; allein die Erbauung von Galgen und Rabenſteinen ſetzte daſſelbe in einen ſolchen Schrecken, daß der Widerſtand bald aufhörte, und die Reformation durch ganz Steiermark, Kärnthen und Krain unterdrückt wurde.

---

abgöttiſche Idololatrae und Unchriſten ausgerufen, dem Türken und Feinden verglichen, ja unmilder angegeben, ausgeſchrieen und verdammt werden, welchs ja zu anders nichts dienen mag, dann die Gemüther ſowol bey des heil. Reichs Ständen, den Oberkeiten, als den Unterthanen zu verbittern, gegen einander zu verhetzen, und gefährliche Unruhen zu erwecken. — Auch nit ohne, daß ſelbig der Augsp. Conf. — ungleiche Lehren und Nachfolger ſich anfänglich, die ſie in Landen, Städten und Communen einſchleifen, ſtill eingezogen, und in politiſchen Dingen der Oberkeit willfährig erzeigen: ſo giebt aber die Erfahrung, wenn ſie durch ihre Practiken ſich ſtärken, zunehmen und gewaltig werden, wie ungeſtüme ſie ausbrechen, was Unruhe ſie erwecken, was für gefährliche, abſcheuliche Trennung, Zerrüttung und Veränderung des Religion- und Profan-Weſens, Verhinderung der Commercien, Schmälerung des gemeinen Nutzes, überſchwängliche Theurung, Ufrührungen, Blutvergießen, Verderbung und Verwüſtung, Land und Leut gefährliche Verändrung der Oberkeiten und Regimenten daraus zu gewarten ſeyen, deſſen allein die betrübte Niederland und angrenzende Ort nur zu viel offenbare Zeugnuß und faſt gefährliche Exempla ſowol den Ständen Augsb. Conf. als katholiſcher Religion ſeyn könnten. —

Zugleich war in demſelben Jahr (1598) ein Zögling der Jeſuiten auch in Baiern zur Regierung gelangt, Maximilian, ein kräftiger Mann, doch mit äußerſter Abneigung gegen die evangeliſche Lehre erfüllt. Derſelbe ging planmäßig darauf aus, die Reformation wieder zu erſticken, und bemühte ſich zu dem Ende vor allem, den Pfalzgrafen von Neuburg zur katholiſchen Religion zurückzubringen. Ein Religionsgeſpräch, welches er im Jahr (1601) zu Regensburg zwiſchen Jeſuiten und evangeliſchen Gottesgelehrten zu Stand gebracht hatte, brachte jedoch die gehoffte Wirkung nicht hervor, und der Plan Maximilians ſcheiterte demnach. Dagegen bot ſich einige Jahre ſpäter eine Gelegenheit ihm dar, der Reformation einen empfindlichen Schlag beizubringen.

In der Reichsſtadt Donauwörth war nämlich die geſammte Bürgerſchaft zur evangeliſchen Lehre übergetreten, und der katholiſche Kultus wurde nur noch im Kloſter zum heiligen Kreuz ausgeübt. Unter ſolchen Umſtänden hatte man die öffentlichen Umgänge oder Proceſſionen nach katholiſchem Ritus auf den Straſſen der Stadt ſchon lange eingeſtellt. Der Abt jenes Kloſters begehrte jedoch plötzlich, die Umgänge wieder abhalten zu laſſen, und dieß wollte der evangeliſche Rath der Stadt auf den öffentlichen Straſſen nicht dulden. Es entſtand nun ein Streit, in welchen ſich endlich der Kaiſer ſelbſt einmiſchte, und Rudolph II. verhängte wider die Reichsſtadt Donauwörth ſogar die Acht, und beauftragte den Herzog Maximilian von Baiern zur Vollziehung derſelben. Im Jahr 1607 zwang der Herzog die Stadt wirklich zur Ergebung, und jetzt wurde unter Verhöhnung der Staatsverfaſſung dieſe freie Reichsgemeinde in eine bairiſche Landſtadt umgewandelt. Zugleich ward in derſelben die Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes gänzlich abgeſtellt. Ereigniſſe der Art mußten nothwendig die geſammte evangeliſche Partei in ernſte Beſorgniſſe verſetzen.

Dieß erwies ſich nur zu bald; denn unter den Proteſtanten liefen nun düſtere Gerüchte um, daß es nicht nur auf völlige Unterdrückung ihrer Religion abgeſehen ſei, ſondern von den katholiſchen Fürſten Deutſchlands in Verbindung mit Spanien bereits Vorkehrungen getroffen würden [4]). Solche Gerüchte waren freilich ſchon öfter in Umlauf; allein durch die offenbare Verletzung des Augsburger Reli-

---

[4]). Die ſchweren Beſorgniſſe der Evangeliſchen und die vielfachen Ausſtreuungen über die vorhandene drohende Gefahr, ergeben ſich am beſten aus folgender Erklärnng Churſachſens:

„Es iſt bey etlichen Evangeliſchen eine ſolche Opinion eingewurzelt, als ob die Katholiſchen gefährliche Praktiken vorhätten, und willens wären, die Lutheraner ganz zu vertilgen; ſie ließen ſich auch durch den Religionsfrieden davon wenig abhalten, weil ſie **pro maxima** hielten, **quod haereticis non sit servanda fides**; ſo ſey auch der Religionsfrieden keine **pragmatica sanctio**, noch **lex perpetua** ſondern nur ein **Interim** und **toleramus usque ad Concilium Tridentinum**, welches nun vorlängſten alle Evangeliſchen anathematiſirt, und zum Feuer verdammt, darüber wäre eine **liga sancta** beſchloſſen, darin ſchon gewiſſe Verordnungen gemacht, wie ſtark der Pabſt und König von Hiſpanien anziehen, welche katholiſche Churfürſten und Stände Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig, Heſſen, Magdeburg, und andere einziehen folllten, wie man ſich des Donau- und Rheinſtroms unten und oben bemächtigen ſollte, damit man die Ketzer, gleichwie die Maus in der Falle, beklippen könnte. Es mangle auch an weltweiſen Leuten und Discurrenten nicht, die hätten Zeitung aus Rom, auch wohl Correſpondenten, die in dem **secreto Consistorio Papae et Cardinalium** mit geweſen, hätten Copey von des Königs in Hiſpanien Teſtament, ſeines Sohnes intercipirte Briefe, und geheime Discurſe, (ſo ſie wohl theils ſelbſt fingirt und geſchmiedet); da liege ſo viel Kriegsvolk in Mayland, ſo viel in Savoyen, und anders wo, nnd wolle man bald dieſem, bald jenen zum Römiſchen König machen; wer nun das nicht alsbald glauben wolle, der müſſe ein **stupidum cerebrum** haben, daß er ſolche augenſcheinliche Dinge nicht faſſen, und ſich dahin reſolviren könne; man müſſe nicht zu lange ſchlafen, ſondern die Augen aufthun, und die Pfaffengaſſe viſitiren."

gionsfriedens in der Donauwörther Angelegenheit ſchienen ſie nun ihre Beſtätigung zu erhalten. Das Mißtrauen der Proteſtanten ließ ſich darum jetzt nicht mehr beſchwichtigen, und der Saame blutiger Zwietracht war mit vollen Händen ausgeſtreut. Leider ließen die unglücklichen Folgen nicht lange auf ſich warten; denn die evangeliſchen Reichsſtände durch ſo viele Angriffe gegen ihre Religion zur Vorſicht aufgefordert, verſammelten ſich theilweiſe ſchon im Jahre 1608 zu Auhauſen im Ansbachiſchen, um über die Lage der Dinge zu berathen. Dort kam nun zum Schutz der Reformation am 4. Mai jenes Jahres ein Bund zu Stande, welcher die **evangeliſche Union** genannt wurde [5]). Bald darauf neigten ſich die Ereigniſſe für einige Zeit wieder zu Gunſten der Reformation, weil in dem Hauſe Öſtreich, dem Haupte der katholiſchen Partei, bedenkliche Zwiſtigkeiten ſich ergaben.

Rudolph II. hatte ſchon durch die Beſchränkung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in Öſtreich die Augsburger Confeſſions-Verwandten gegen ſich geſtimmt, und die Unzufriedenheit derſelben noch vermehrt, als er bei Gelegenheit eines Aufſtandes in Ungarn auch in letzterem Lande der Begünſtigung der Jeſuiten und der Vertreibung lutheriſcher Prediger beſchuldiget wurde [6]). Als er durch ſeine Unentſchloſſenheit in den Staatsſachen hiernächſt ſelbſt unter den katholiſchen Fürſten manchen Tadel ſich zuzog, ſo baute ſein älteſter Bruder Matthias auf alle dieſe Umſtände den ehrgeizigen Plan, an die Stelle Rudolphs

---

[5]). Der Bundes-Vertrag hatte im Weſentlichen folgenden Inhalt:

„In Sachen, ſo der Deutſchen Chur-Fürſten und Stände Freiheit und Hoheit, wie auch der evangeliſchen Stände auf dem letzten Reichstag vorgetragene gravamina belangt, ſollen ſie, ſo viel deren der Chur-Fürſten und Stände Freiheiten und des H. Reichs constitutionibus abbrüchig ſeyn wollen, ſo wohl bey Reichs- als Creyßverſammlungen, als auch ſonſt nicht allein gute vertrauliche Correſpondenz halten, ſondern daß dieſelbe wirklich fortgeſetzt, und dermaleinſt erörtert werden, ſich angelegen ſeyn laſſen, auch bemühen andere evangeliſche Stände zu gleichmäßiger Verſtändniß darein zu vermögen.“ — Soll dieſe Verein nicht hindern, daß in etlichen Religions-Puncten ungleicher Verſtand ſeyn möchte ungeachtet derſelben dieſe Verſtandnuß in gutem Beſtand und Weſen verbleiben. Im Fall einer von ihnen oder ihren Unterthanen mit feindlichem Gewalt angegriffen, und da einem ſowohl itziger Unruhe halber als allen andern von einigen, der ſey wer er wolle, wider Recht und unbilliger Weiſe zugeſetzt werden ſollt, oder einer eines Uiberzugs ſich zu befahren, ſoll alsdann dem Beleidigten auf ſein Anmahnen von den übrigen Mitunirten aus der geſammten Anlag, deren man ſich verglichen, zugeſprungen und geholfen werden. Wofern aber die Sachen ganz eilends und unverzüglich fürfielen, auch alſo beſchaffen, daß die Bedrangnuß offenbar, ſo ſoll dem Directori und zugeordneten Räthen zugelaſſen ſeyn, ohne längern Verzug die Obriſten und Befehlshaber auf die verglichene Beſtallung aufzumahnen, zu werben, und den Bedrangten zu Hülf zu kommen. Das Directorium aber ſelbſt ſoll zu Friedenszeiten dem Churfürſten von der Pfalz gelaſſen werden, doch daß auch mit Vorwiſſen, Rath und Zuthun der andern Unirten dasjenige, ſo dem gemeinen Werk zum Beſten und einem wie dem andern zu gut gereichen mag, jederzeit wohl wohl in Acht genommen werde. Bei den Zuſammenkünften ſollen den Churfürſten ihre unterſchiedliche Stimmen bleiben, auch folgends jeder regierende Fürſt eine haben, ſodann die ſämmtlichen Grafen und Herrn in jedem Crayß, ſo zu dieſer Handlung gezogen und die Städte gleichfalls eine Stimme haben. Ein Stand ſoll dem andern das Oeffnungsrecht in ſeinen Landen, Gebiethen, Städten und Schlöſſern nöthigen Falls geſtatten, davon jedoch die Feſtungen ausgenommen ſind. Was an Land und Leuten durch gemeinſame Koſten wird erobert werden, ſoll nach dem Verhältniß des Beitrages eines jeden vertheilet werden. Der Verein ſoll zehn Jahre währen.“

[6]). Der Churfürſt von der Pfalz ſchrieb nämlich an Churſachſen:

„Es ſeyen ihm und andern evangeliſchen Fürſten eine Zeit her von vielen unterſchiedlichen Orten allerhand Bericht einkommen, welche mit einander und durchaus dahin einſtimmten, daß berührte Ungariſche Unruhe fürnehmlich zwoer Urſachen wegen entſprungen, und hergefloſſen ſey, als erſtlich, daß nach denen in Steyermark,

ſich zum Oberhaupt des Hauſes Öſtreich zu erheben. Der Kaiſer ſchob den Vorwurf der Verfolgung ungariſcher Proteſtanten zwar auf den Bruder zurück 7)., und rief ſogar den Schutz der Churfürſten an, indem er ſich bitter über das Betragen von Matthias beklagte 8); allein er zog gleichwohl den Kürzern. Erzherzog Matthias ſchloß nämlich mit den Landſtänden in Ungarn und Öſtreich ein förmliches Bündniß wider den Kaiſer. Vergebens drohte der letztere jetzt mit ernſtlichen Maaßregeln; ſein ehrgeiziger Bruder begab ſich im Frühjahr 1608 vielmehr nach Böhmen, um auch dieſes Land zu ſich herüberzuziehen. Da er in Mähren von den Ständen gut aufgenommen worden war, ſo eilte nun Rudolph II. ſelbſt nach Böhmen, um der Gefahr zu begegnen. Durch verſchiedene Zugeſtändniſſe erlangte er hier von den Landſtänden das Verſprechen treuer Beihülfe; gleichwohl hielt er es für beſſer, mit ſeinem Bruder ſich zu vergleichen. Die Nachgiebigkeit war natürlich auf Seite des Kaiſers, und ſo trat dieſer am 29. Juni 1608 dem Erzherzog Matthias nicht nur Ungarn, ſondern auch Öſtreich ob und unter der Ens feierlich ab, und verſprach ihm noch überdieß die Nachfolge in Böhmen. Dagegen überließ Matthias dem gekränkten Bruder ſeinen Antheil von Tyrol und den vorderöſterreichiſchen Ländern. Dieſer innere Unfriede im öſterreichiſchen Hauſe kam nun in der That den Proteſtanten zu ſtatten; denn Erzherzog Matthias mußte, um ſich in Öſtreich zu behaupten, die durch Rudolph eingeführten Beſchränkungen des evangeliſchen Gottesdienſtes wieder aufheben. Die evangeliſchen Stände jener Landſchaft waren dem Kaiſer wegen ſeines unduldſamen Verfahrens in der Religionsſache ſehr abgeneigt, und Matthias hatte hierauf größtentheils ſeine Pläne gegen den Bruder gebaut. Als dieſelben vollführt waren, erwarteten nun die Proteſtanten, welche den Regierungswechſel befördert hatten, daß der neue Landesherr ſich noch inniger mit ihnen verbinden, und folglich alle Einſchränkungen ihrer Religions-Uebung ſofort beſeitigen werde. Schon vor der Huldigungs-Feierlichkeit (1609) baten ſie daher in einer überreichten Denkſchrift, daß außer der Geſtattung des evangeliſchen Gottesdienſtes auch die öffentlichen Aemter mit Proteſtanten eben ſo gut, als mit Katholiken beſetzt, und insbeſondere die Landes-Regierung zur Hälfte aus Evan-

---

Kärnthen, Krain ꝛc. durchgedrungenen, auch in Öſtreich, Mähren, Schleſien, Böhmen ꝛc. ohne ſonderbare Hinderniß angefangenen Verfolgungen der wahren chriſtlichen Religion man vermeint hab, dergleichen auch dießmal in Ungarn zu thun und zu Werk zu richten; und zum andern, daß das kaiſerliche Kriegsvolk der enden bey gehorſamen kaiſ. Unterthanen unerträgliche Beſchwerungen, Muthwillen und Ueberdrang continuirt habe, und keine disciplina militaris gehalten worden."

7). „Zum Hungariſchen Aufruhr" ſagte das Reichsoberhaupt, „habe Matthias ziemliche Urſache gegeben, wenigſtens daß er ſtärker fortgegangen ſey, indem er die Biſchöfe und Jeſuiten in die Städte geſchickt um die proteſtantiſchen Prediger auszuſchaffen, wie mit Caſchau, aber zu unrechter Zeit, geſchehen, und wider den Rath des Kaiſers. Als die Rebellion überhand genommen, und Mathias nicht gewußt, wie zu helfen, habe er mit des Kaiſers Bruder den übrigen Erzherzogen ein Bündniß geſchloſſen, und anſtatt daß er demſelben Herz und Muth hätte machen ſollen, habe er ihn mit ſchimpflichen Fürſchlägen zum Frieden, und anderen verdrüſſigen Händeln aufgezogen."

8). „Kurz, es werde alles dahin geſpielt, daß der Kaiſer thun ſolle, was Mathias wolle, und daß man dem Kaiſer ſeine Reputation und Nahmen, den er durch ſo viele anſehnliche Victorien und andere Sachen bekommen, abſtricke, demſelben die Waffen aus den Händen nehme, da doch ein Caesar armatus allzeit mehr Reſpect habe als ein anderer, welches auch die Urſache geweſen, daß ſich die vorigen alten Kaiſer ſtäts darauf befliſſen. Er hoffe demnach, die Churfürſten als Säulen und Stützen des Reiches werden nicht zulaſſen, daß des Kaiſers Autorität und Würde geſchwächt werde."

geliſchen gebildet werden möge. In einigen Gegenden wurde der lutheriſche Kultus noch vor der förmlichen Aufhebung des Verbots wieder eingeführt, wie dieß namentlich ob der Ens und zu Inzersdorf in Unteröſterreich der Fall war. Dieß verdroß den neuen Landesherrn Matthias, und er ließ nicht nur den evangeliſchen Gottesdienſt in Inzersdorf ſofort einſtellen, ſondern forderte auch von den proteſtantiſchen Ständen unbedingte Huldigung. Jetzt ſchritten indeſſen auch dieſe zu dem Aeußerſten, und ergriffen einmüthig die Waffen. Durch die Vermittluug der Mähriſchen Landſtände kam endlich ein Vergleich zu Stande, worin die Nachgiebigkeit vollſtändig auf Seite des Herzogs war. Es wurden nämlich die Bewilligungen Maximilians II. für den Herren- und Ritterſtand erneuert, zugleich den Städten ob der Ens das Recht zur freien Ausübung der proteſtantiſchen Religion eingeräumt, und andern Gemeinden dieſelbe Befugniß mündlich zugeſagt.

Gleichzeitig fielen in Böhmen Ereigniſſe von ſo großer Wichtigkeit vor, daß ſie in der Folge eine weltgeſchichtliche Bedeutung erlangten. In dieſer Provinz Deutſchlands blieb ſeit Johannes Huß die Vorliebe für eine Kirchen-Reform weit verbreitet. Nicht nur die Utraquiſten, welchen man das Abendmahl in beiderlei Geſtalten erlaubt hatte, ſondern auch die mähriſchen Brüder wußten ſich theilweiſe zu erhalten, und ſeit der Reformation kamen zu den Anhängern einer neuen Glaubenslehre auch noch Lutheraner und Zwingliſche. Unter der Regierung Kaiſer Maximilians II. vereinigten ſich nun die Augsburger Confeſſions-Verwandten, die Zwingliſchen und die mähriſchen Brüder in Böhmen zu **Einer** Confeſſion, welche ſie dem Reichsoberhaupt im Jahr 1575 zur Beſtätigung vorlegten. Maximilian II. ſagte denſelben, ſeinen Grundſätzen gemäß, Duldung und ſchonende Behandlung zu; dagegen wollte ſein Nachfolger Rudolph II. nur die Utraquiſten nach dem Basler Vertrag geduldet wiſſen. Die vereinigten Proteſtanten erklärten nun, daß ihr Glaubens-Bekenntniß mit dem Augsburgiſchen übereinſtimme, folglich durch ein Reichsgrundgeſez geſchützt ſei, weil der Religionsfriede von Augsburg in dieſer Eigenſchaft auch für Böhmen, als einer deutſchen Provinz, verbindliche Kraft habe. Im Mai 1609 verſammelten ſich hierauf die evangeliſchen Stände dem Verbote des Kaiſers zu Trotz, in Prag, um über die Sicherſtellung ihrer Religion zu berathen. Vergebens erließ Rudolph II. Verordnungen auf Verordnungen gegen die Stände, dieſe forderten ſtandhaft die Beſtätigung ihrer Religion in einer förmlichen Urkunde. Da der Kaiſer fürchtete, daß ſein Bruder Matthias auch dieſe Vorfälle benützen möge, um durch Unterſtützung der Proteſtanten ihm ſelbſt Böhmen zu entreiſſen, ſo gab er endlich nach, und fertigte die begehrte Urkunde aus. Man hieß dieſelbe den „**Majeſtäts Brief**“ welcher eine ſo große Bedeutung in der deutſchen Geſchichte erhalten ſollte [9]).

---

[9]). Derſelbe hatte im Weſentlichen folgenden Inhalt:

„Weil es ſchon in der Landtagsordnung von 32. ausgeſetzt ſey, daß die sub una und sub utraque einander nicht bedrängen, ſondern vor einen Mann als gute Freunde bey einander ſtehen, auch kein Theil den andern ſchmähen ſoll, ſo werde es dabey vollkommlich gelaſſen. Und weil die sub una ihre Religion in dem Königreich frey und ungehindert in Uebung haben, ſollen zu Erhaltung einer billigen Gleichheit auch die sub utraque ſo wohl der Herrn- und Ritterſtand als auch die Präger, Kuttenberger und andere Städte mit ihren Unterthanen, und in Summa alle diejenigen, die ſich zu der Böhmiſchen weiland Kaiſer Maximilian beym gemeinen Landtag 1575. und dem Kaiſer auch jetzt überreichten Confeſſion bekennet und bekennen, keinen hievon ausgeſchloſſen, ihre chriſtliche Religion sub utraque nach Inhalt der Confeſſion und ihrer mit einander aufgerichteten Vergleichung und Verbündnuß, geraum, frey, an allen und jeden Orten üben und treiben, bey ihrem Glauben und Religion,

Während durch das Verfahren Rudolphs II., die Umtriebe der Jeſuiten und die übrigen oben geſchilderten Verfolgungen der Reformation die proteſtantiſche Partei bisher in ernſte Beſorgniſſe geſetzt worden war, wurde die Furcht in Folge der glänzenden Erfolge der Evangeliſchen in Öſtreich und Böhmen nun umgekehrt auf Seite der katholiſchen Reichsſtände angeregt. Gleichſam als wäre ein allgemeiner Religionskrieg von unabwendbarer Nothwendigkeit geboten geweſen, trat nun vollends eine Begebenheit hinzu, welche die Unruhe der Katholiken ungemein vermehrte. Am 25. März 1606 ſtarb nämlich der Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Dagegen hatte Wilhelm vier Schweſtern, welche ſämmtlich vermählt worden waren, nämlich Maria Eleonora mit Herzog Friedrich Albrecht in Preuſſen, Anna mit einem Pfalzgrafen von Neuburg, Magdalena mit dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, und Sybilla mit Karl von Öſtreich. Da durch beſondere Staatsverträge die Theilung des Landes verboten war, ſo erſchien die Entſcheidung über die Erbfolge als eine Sache von unendlicher Schwierigkeit. Zwar forderte der Sohn der zweiten Schweſter, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Nachfolge im erledigten Herzogthum als ein Vorrecht des Mannesſtammes, weil die inzwiſchen verſtorbene älteſte Schweſter des Herzogs Wilhelm nur eine Tochter, die Gemahlin des Churfürſten von Brandenburg, hinterlaſſen habe. Allein das Fürſtenthum Jülich-Cleve war ein Weiberlehen, und ſo widerſprachen nicht nur der Churfürſt von Brandenburg, ſondern auch die dritte Schweſter, die verwittwete Pfalzgräfin von Zweibrücken und Karl von Öſtreich für die vierte, Sybilla. Während die beiden leztern die Theilung des Landes forderten, erhoben, um die Verwirrung vollkommen zu machen, ſogar die beiden Linien des ſächſiſchen Hauſes Erbanſprüche. Ohne ſich lange zu bedenken, hatten der Churfürſt von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg 1609 von dem beſtrittenen Lande größtentheils Beſitz ergriffen. Jezt ließ zwar der Kaiſer die Parteien vor ſich laden, um den Streit zu entſcheiden, allein man verweigerte ihm den Gehorſam. Noch größer ward die Verwirrung, als ein öſterreichiſcher Prinz, Leopold, der Bruder Ferdinands von Steiermark und Biſchof in Straßburg, der Feſtung Jülich ſich bemächtigte, und jezt nicht nur die evangeliſche Union, ſondern auch der König Heinrich IV. von Frankreich dem Churfürſten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg Hülfe zuſagten. Im Frühling 1610 kam es ſogar zur Anwendung von Waffengewalt, indem die Union im Elſaß einfiel, und die Truppen des Erherzogs Leopold verjagte.

---

die jetzo unter ihnen iſt, oder angerichtet werden möchte, bis zu gänzlicher chriſtlichen einhelligen Vergleichung wegen der Religion im heiligen Reich gelaſſen werden."

„Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieſes Königreichs sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuſer, deren ſie allbereit im Beſitz ſeyn, und die ihnen zuvor zuſtändig, dabey ſie friedlich gelaſſen, und geſchützt werden ſollen, es ſey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuſer und Kirchen zum Gottesdienſt, oder aber auch Schulen zu Unterrichtung der Jugend aufbauen laſſen wollte, werden ſolches ſo wohl der Herrn- und Ritterſtand, als auch die Präger, Kuttenberger und alle andere Städte geſammt und ſonders jederzeit geraum und frey thun können, ohne aller männigliches Verhindern."

„Wider dieſe den Ständen sub utraque gethane beſtändige Verſicherung ſoll kein Befehl und nichts dergleichen, was ihnen darin in dem geringſten Hinderung oder Veränderung bringen möchte, von dem Kaiſer, ſeinen Erben und künftigen Königen zu Böheim, auch von keinen andern ausgehen und angenommen werden, und wenn auch gleich nicht ſolches ausgienge oder von jemanden angenommen worden ſeyn möchte, daſſelbe doch keine Kraft haben, und in ſolcher Sache mit und ohne Recht nichts mehr geurtheilt und geſprochen werden."

Zugleich hatte dieſer evangeliſche Bund großen Eifer gezeigt, um neue Mitglieder zu gewinnen. Bei der Verſammlung zu Auhauſen waren dem Verein beigetreten: Churfürſt Friedrich von der Pfalz, Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Pfalzgraf von Neuburg, und die Markgrafen Chriſtian ſowie Joachim, Ernſt von Brandenburg. Auf einem ſpätern Bundestage, abgehalten zu Schwäbiſch Hall, traten dagegen nicht nur die Reichsſtädte Straßburg, Nürnberg und Ulm der Union bei, ſondern es wurde auch auf den Beitritt von Churbrandenburg Ausſicht eröffnet. Das churſächſiſche Haus lehnte die Theilnahme zwar ab, dafür ſchloß ſich Frankreich dem Bunde an. In dem erſten Jahre nach dem Abſchluß der evangeliſchen Union, und bis im Frühling 1609 hatten die katholiſchen Reichsſtände keine Neigung verrathen, einen Gegenbund wider jenen Verein zu bilden. Sie ließen die Sache vielmehr auf ſich beruhen, ohne ihr eine beſondere Wichtigkeit beizulegen. Nach der Entſtehung des Jülich'ſchen Erbfolge-Streites, und bei der drohenden Stellung, welche jetzt die evang. Union anzunehmen ſchien, wurden aber auch die Katholiken ſo unruhig, daß ſie gleichfalls ſich zu einigen beſchloſſen. Herzog Maximilian von Baiern war es wiederum, welcher die Reichsſtände ſeiner Glaubenspartei bewogen hatte, zu ihrer Sicherheit über Gegenanſtalten zu unterhandeln. In Folge fortgeſetzter Thätigkeit des Herzogs wurde nun von ihnen am 10. Juli 1609 zu München wirklich ein Bündniß geſchloſſen, welches den Namen der **katholiſchen Liga** wählte. Außer Maximilian von Baiern, dem Haupte der Einigung, nahmen die drei geiſtlichen Churfürſten, ſowie mehrere Biſchöfe und Aebte Antheil [10]).

Wenn alſo abermals zwei förmliche Bünde der beiden Religionstheile einander feindlich gegenüberſtanden, ſo konnte unter ſolchen Umſtänden ſchon die geringſte Kleinigkeit zur Erneuerung des Religionskrieges führen; allein dieſes Mal kündigte ſich der Bürgerkrieg ungleich gefährlicher an, weil eine auswärtige Macht an der Union der Proteſtanten Antheil nahm, ſohin die Fremden in die innern Angelegen-

---

[10]). Der Bundes-Vertrag, deſſen Haupt-Grundſätze ſchon in einer vorbereitenden Berathung zu Würzburg feſtgeſtellt worden waren, enthielt unter andern folgende wichtige Beſtimmungen. Die Verbündeten ſollen einander mit unverbrüchlicher Treue beiſtehen:

„Wenn ein Mißverſtand unter ihnen ſelbſt erwachſen würde, ſoll der Oberſte der Lige ſich bemühen, ſie mit einander zu vergleichen, und, wenn es vonnöthen, der Mitverbundenen Hülfe ſich dabey bedienen. Keiner ſoll wiſſentlich des andren Feind in ſeinem Gebieth dulden, vielweniger demſelben Vorſchub leiſten. Die Verbundenen ſollen aller Orten fleißige Acht haben, und alles, was ſie vernehmen, ſo ihnen zum Schaden gereichen möchte, dem Oberſten berichten. Wenn einer von den Verbundenen angefallen würde, ſoll der Oberſte ihn ſogleich hören, und alles, was zur Defenſion nothwendig, vornehmen; demjenigen aber, der von den Verbundenen ſelbſt einen andern unbilliger Weiſe angreifen würde, ſoll man keine Hülfe dazu leiſten. Wenn in den Berathſchlagungen gleiche Vota wären, ſoll der Oberſte entſcheiden. Die Defenſion ſoll nicht bis auf den wirklichen Angriff verſchoben werden, ſondern man ſich bey Zeiten dazu anſchicken. Der Oberſte ſoll Herzog Maximilian von Baiern ſeyn, dem die Biſchöfe von Würzburg, Paſſau und Augſpurg beigegeben werden. Wenn die Verbundenen auf verſchiedenen Seiten angegriffen würden, ſoll die zu leiſtende Hülfe nach Gelegenheit und Noth der Gefahr zertheilt werden. Wenn die Nothdurft erfordert, ein Kriegsheer zu formiren, ſoll dem Oberſten allein das Directorium heimgeſtellt werden. Wenn die Verbundenen ſich einmahl der Sache angenommen, ſoll dem Beleidigten nicht frey ſtehen, ohne ihre Einwilligung ſich in einen Vergleich einzulaſſen. Die Hülfe ſoll nach dem Anſchlag der Reichs-Matrikel geleiſtet, und, ſo bald möglich, ein anſehnlicher Geldvorrath zuſammen gebracht werden. Die Lige ſelbſt ſoll auf neun Jahre lang dauern."

heiten Deutſchlands ſich einmiſchten. Beſchützung der Reformation konnte unmöglich der Grund ſein, wodurch der franzöſiſche Hof zum Bündniß mit den evangeliſchen Reichsſtänden in Deutſchland bewogen wurde; es war alſo auf politiſche Entwürfe abgeſehen, und wie konnten dieſe etwas anderes betreffen, als die Vergrößerung der Macht Frankreichs auf Koſten der Deutſchen? Daß die Verbindung der Proteſtanten mit den Franzoſen im hohen Grade tadelnswürdig war, iſt keineswegs ein Urtheil vom Standpuncte der Gegenwart, ſondern wurde ſchon dortmals ſehr lebhaft gefühlt. Als nämlich Heinrich IV., König von Frankreich, bereits vor dem Abſchluß der evangeliſchen Union einen Verſuch gemacht hatte, mit den Proteſtanten in Deutſchland ſich zu verbinden, nannte der würtembergiſche Rath Benjamin von Buwinkhauſen einen ſolchen Bund eine Löwen-Geſellſchaft (Societas Leonina), wo aller Vortheil auf Seite der Fremden ſei, und ſchilderte überhaupt die Gefahren ſehr lebhaft, welche aus einer Einmiſchung der Franzoſen in innere Reichsangelegenheiten für unſer Vaterland entſpringen mußten [11]).

Ein weiteres übles Zeichen, unter dem der allgemeine Religionskrieg in Deutſchland ſich ankündigte, war das Verfahren der Belgier gegen das Mutterland. Nach dem Tode des Statthalters Requeſens hatte Philipp II. ſeinem natürlichen Bruder, Don Juan von Öſtreich, die oberſte Verwaltung in den Niederlanden übertragen, und dieſer ſuchte ebenfalls den Weg der Güte einzuſchlagen. Am 12. Hornung 1577 kam zwiſchen dem Volk und der königlichen Gewalt auch ein Vertrag zu Stande, welcher das ewige Edict genannt wurde. Philipp II. beſtätigte darin die verfaſſungsmäßige Freiheit Belgiens, verpflichtete ſich zur Einberufung der Landſtände oder Generalſtaaten, ſowie zur Entfernung der ausländiſchen Soldaten, und erkannte ſelbſt das Recht der Niederländer an, daß alle Staatsämter nur mit Eingebornen beſetzt werden dürfen. Dagegen verſprach das Volk, die Waffen niederzulegen, kein Bündniß mit fremden Mächten einzugehen, und auf die Erhaltung der katholiſchen Religion Bedacht zu nehmen. Gegen dieſe Uebereinkunft erhoben freilich die Staaten Holland und Seeland Einſprache, und der Krieg erneuerte ſich überhaupt bald wieder; indeſſen Philipp II. vermochte ſeine Herrſchaft durchaus nicht mehr bleibend herzuſtellen. Im Januar 1576 ſtifteten vielmehr die Staaten Holland, Seeland, Geldern, Friesland, Zütphen, Oberyſſel und Gröningen die Utrechter Einigung, wodurch ſie, wie die Oberallemannen, in eine freie Eidgenoſſenſchaft traten. Nachdem ſpäter auch Brabant und Flandern hinzugekommen waren, erklärten die Staaten mit Mecheln und Utrecht am 26. Juli 1581 ihre völlige Unabhängigkeit von dem Könige in Spanien. Auch jetzt ſetzte ſich der Kampf allerdings noch bis ins folgende Jahrhundert fort, und erlitt vielfältige Wechſelfälle; gleichwohl blieb die Volksfreiheit für immer gegründet und konnte nicht mehr erſchüttert werden. Leider ſollte nun dieſes glückliche Ereigniß abermals dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande zum Nachtheil gereichen. Schon im obern Allemannien hatte man die Erfahrung gemacht, daß

---

[11]). Buwinkhauſen erklärte ſich auf folgende merkwürdige Weiſe:

„Seine, und wie er verſpürt habe, auch der Pfälziſchen Räthe Meinung ſey nie geweſen, daß der Herzog ſich mit Frankreich oder einem andern mächtigern Potentaten in eine ſolche Bündniß einlaſſen ſollte, dadurch demſelben eine Präminenz oder Fürſetzung über ihn eingeräumt würde, dann der Herzog hochverſtändig und wohl erwogen, wie andere politiſche Lehren ſolches mitbrächten, daß die Mächtigere darunter jederzeit etwas zu ſuchen pflegen, und endlich leonina societas, wie die Fabel lehre, daraus werden könne. Indem ein ſolcher hernach alles nach ſeinem Kopf richte und die ſchwächern zwar zu allen ſeinen Abſichten helfen, und das ihrige ſeines Gefallens darſtrecken müßten, den Nutzen aber allein an ſich ziehen und ſich zueignen könne. Aus welcher Urſach der Herzog billig die vorgeſchlagene Union, die zu des Königs und der Holländer Beſten gemeint geweſen, von ſich abgelehnt.“

die Bevölkerung in eben dem Maaße dem Mutterſtamme ſich entfremdete, in welchem ihre Freiheit ſich entwickelte und befeſtigte. Ein gleiches Verhältniß ſchien ſich nun auch in den Niederlanden auszubilden; denn dieſelben nahmen bald nach der Erklärung ihrer Unabhängigkeit gegen das innere Deutſchland eine äußerſt feindſelige Stellung ein. Auf dem Reichstage des Jahres 1582 machten nämlich die Churfürſten der Verſammlung die Anzeige: „daß nach eben eingegangenen Nachrichten der Rheinſtrom von den Holländern gänzlich geſperrt, und den rheiniſchen Städten aller Seehandel abgeſchnitten ſei." Die Reichsſtädte verbanden ihre Bitten mit jenen der rheiniſchen Churfürſten, daß die Reichsverſammlung die Niederländer zur Zurücknahme ihrer feindlichen Maaßregel veranlaſſen möge; allein wie gewöhnlich wußte dieſe Verſammlung keinen Rath, um die Würde und die Wohlfart der Nation zu ſchützen. Es blieb alſo bei dem vermeſſenen und ärgerlichen Unternehmen, daß die Holländer den vaterländiſchen Strom ihren eigenen Stammgenoſſen verſperrten, und dadurch dem deutſchen Handel eine empfindliche Wunde beibrachten.

Damit das Uebel noch größer werde, und Deutſchland überhaupt immer raſcher der innern Zerrüttung entgegen gehe, beſchleunigte ſich um dieſelbe Zeit auch der Verfall der Hanſa. Der ariſtokratiſche Geiſt der Verbindung war endlich auch in ſo unmäßigen Eigennutz übergegangen, daß die Monopole derſelben zur Vertheuerung der Lebens-Bedürfniſſe verwendet wurden. Allgemein war deßhalb die öffentliche Meinung gegen die bevorrechteten Handels-Geſellſchaften entrüſtet, und im Baurenkrieg war die Aufhebung derſelben eine der Forderungen des Aufſtandes [12]). Auch Luther ſchrieb ſehr nachdrücklich gegen die Hanſa. In der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts kamen vollends die Beſchwerden der kleinern Bundesſtädte zum Vorſchein, daß ſie von den größern bedrückt würden. Im Jahr 1554 verzweifelte man hingegen ſchon an der Fortdauer des Vereines; denn es wurde wegen der eingeriſſenen, innern Zerrüttung ſogar der Antrag zur Auflöſung deſſelben geſtellt. Karl V. hatte zu dem Verfall der Hanſa ebenfalls beigetragen, indem er die Niederlande durch beſondere Vorrechte vor dem übrigen Deutſchland im Verkehr begünſtigte. Gleichzeitig ſtieg der innere Unfrieden des Bundes immer höher. Während 1558 Göttingen austrat, weil man die Stadt in der Noth ſich ſelbſt überlaſſen habe, wurde einige Jahre ſpäter der wichtige Handelsplatz Bremen in Folge von Religions-Streitigkeiten von der Einigung ausgeſchloſſen. Ueberhaupt gereichte die Kirchenſpaltung der Hanſa entſchieden zum Nachtheil. In den Jahren 1560 und 1561 wurde zwar der Verſuch angeregt, den Bund durch die Aufnahme ſämmtlicher Reichsſtädte wieder mit Macht zu heben, 1566 erließ ferner der verdiente Kaiſer Maximilian II. die dringendſte Ermahnung an den Bund zur Abſtellung des innern Unfriedens und zur neuen kräftigen Organiſation deſſelben; doch alle dieſe Rettungs-Verſuche waren vergeblich. Die innere Auflöſung der Hanſa ſetzte ſich vielmehr ſo entſchieden fort, daß nicht nur Lübek um die Enthebung von den Directorial-Geſchäften nachſuchte, ſondern die bedeutendſten Mitglieder des Bundes überhaupt das nahe Ende deſſelben ahneten.

Die Anzeichen, unter denen der allgemeine Religionskrieg in Deutſchland herannahete, waren alſo im äußerſten Grade traurig. Zuvörderſt war die Reichsgewalt durch die Wahlcapitulationen, welche man jedem neuen Kaiſer ſeit der Erwählung Karls V. vorlegte, noch mehr zerrüttet worden, und jetzt ſchon ſo ſchwach, daß das Reichsoberhaupt wenig für die allgemeinen National-Angelegenheiten thun konnte. Gleichzeitig ſank im Innern der Handel und der Wohlſtand des Volkes, und während die ein-

[12]) Man ſehe oben S. 98 Band III. die Organiſations-Entwürfe der Bauern und zwar den Satz XII.

zelnen deutſchen Stämme, welche die bürgerliche Freiheit errungen hatten, von dem Mutterlande ſich loszureiſſen begannen, drohte der übrige Theil der Nation durch die Religionsſpaltung vollends in zwei feindſelige Hälften ſich zu theilen. In dem Maaße Deutſchland ſank, erhob ſich umgekehrt die Macht Rußlands und Frankreichs, welche beide ihre Grenzen durch Abreiſſung deutſcher Gebietstheile zu erweitern ſtrebten. Wo aber auch eine von den Ruſſen überfallene Provinz den ſchönſten Nationalſinn zeigte, und durch Abgeordnete an Kaiſer und Reich das Mutterland dringend um Schutz bat, gab die Reichsverſammlung eine gefühlloſe, unedle und kurzſichtige Unthätigkeit an den Tag. Wenn Deutſchland demnach ſowohl im Innern, als gegen Auſſen täglich mehr an Macht und Würde abnahm, was ſollte vollends aus der Nation werden, wenn ſie in den Strudel eines wilden und langwierigen Religions-Krieges hineingeriſſen wurde, an dem zugleich fremde Staaten mit hinterliſtigen Abſichten Antheil nahmen? Die Ausſichten in die Zukunft waren daher zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts für Deutſchland düſter, ja ſogar troſtlos.

Drei und dreißigſtes Hauptſtück.

Kaiſer Matthias. Eröffnung des dreißigjährigen Kriegs.

(Vom Jahr 1612 bis 1618.)

Rudolph II. war von ſeinem ehrgeitzigen Bruder Matthias endlich auch zur Abtretung des Königreichs Böhmen gezwungen worden: mißmuthig und ſogar gleichgültig ließ er den Gang der Dinge nunmehr unthätig gewähren, bis er im Jahre 1612 verſchied. Wider alles Erwarten erhoben die evangeliſchen Churfürſten auch in der gegenwärtigen Lage des Reichs keine ernſtlichen Schwierigkeiten, um den neuen Kaiſer abermals aus dem Hauſe Oeſterreich zu nehmen, ſondern ein Theil derſelben wünſchte nur, daß die Wahl nicht auf Matthias, ſondern auf ſeinen geachteten Bruder, den Erzherzog Maximilian, fallen möge. Da letzterer jedoch die ihm zugedachte Ehre entſchieden ablehnte, ſo ernannten die Churfürſten den König Matthias am 13. Juni 1612 einſtimmig zum Reichsoberhaupt. Für das folgende Jahr wurde eine Stände-Verſammlung nach Regensburg einberufen, um zu der Verſöhnung und Beruhigung der Nation wirkſame Anſtalten zu treffen. Allein die wechſelſeitige Erbitterung der Religions-Parteien war ſchon ſo weit gediehen, daß Friedensverſuche zu keinem Ziele mehr führen konnten. Zudem hatten die katholiſchen Fürſten durch verſchiedene künſtliche Mittel, über Vererbung der Stimmrechte auf den Reichs-Verſammlungen, die Mehrheit erlangt, ſo daß denn alle Beſchlüſſe von ihnen allein gefaßt werden konnten. Die evangeliſchen Fürſten verlangten daher eine billigere Gleichſtellung der Parteien, und verweigerten bis dahin die Theilnahme an den Verhandlungen. Es ergab ſich nun, wie ſehr die ſtaatlichen Verhältniſſe Deutſchlands durch eine bleibende Kirchen-Spaltung ſich verſchlimmern mußten. Befand ſich eine Partei bei den Abſtimmungen der Reichstage in der Mehrheit, ſo beklagte ſich die andere über Unterdrückung: wäre dagegen die Forderung der Proteſtanten, Gleichheit

der Stimmen, bewilliget worden, ſo hätte gar kein Beſchluß zu Stande gebracht werden können, die Staats-Regierung demnach ſtille ſtehen müſſen. Die Gründe, durch welche Kaiſer Matthias die evangeliſchen Reichsſtände überzeugen wollte, daß bei allen repräſentativen Verſammlungen die Beſchlüſſe nach der Stimmen-Mehrheit gefaßt würden, und die Minderheit zur Unterwerfung unter die Majorität verpflichtet ſei, waren freilich ſehr triftig und bündig [1]; gleichwohl beſtanden die Proteſtanten auf ihrem Begehren. Zuletzt zogen ſich die evangeliſchen Fürſten von dem Reichstag ganz zurück, welchem ſie, trotz der Bitten des Kaiſers um perſönliches Erſcheinen derſelben, ohnehin nur durch Botſchaften beigewohnt hatten.

Von Seite der katholiſchen Stände drang man nun geradezu in das Reichsoberhaupt, wider die Evangeliſchen Gewalt zu brauchen, und die Liga theilte ihm zu dem Ende ſelbſt das Geheimniß ihrer verborgenen Rüſtungen, ſowie ihrer wirklichen Macht mit. Dagegen ergriff Matthias die Politik Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II., mehr vermittelnd zwiſchen den Parteien zu ſtehen, oder zur Erhaltung eines Gleichgewichts die Evangeliſchen wenigſtens nicht ganz fallen zu laſſen. Der Nachfolger Rudolphs II. neigte ſich freilich ebenfalls mehr auf die Seite der alten Kirche, aber an der eigenmächtigen Verbindung, welche der Herzog von Baiern in der Liga zu Stande gebracht hatte, fand er, als einer Mißachtung des kaiſerlichen Anſehens, auch keinen großen Gefallen. Matthias würde daher ſeine vermittelnden Verſuche vielleicht längere Zeit fortgeſetzt haben, wenn er nicht ſelbſt von den Ereigniſſen fortgeriſſen worden wäre.

Der Churfürſt von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, welche das erledigte Herzogthum Jülich-Cleve in Beſitz genommen, und bisher gemeinſchaftlich regiert hatten, geriethen nämlich plötzlich in heftigen Streit, welcher ſehr unglückliche Folgen nach ſich zog. Wolfgang Wilhelm vermählte ſich nicht nur mit einer bairiſchen Prinzeſſin, ſondern trat ſogar zur katholiſchen Religion über, um mit Hülfe des angeſehenen Herzogs Maximilians, ſowie der Spanier ſich den alleinigen Beſitz der Jülich-Clev'ſchen Erbſchaft zu verſchaffen. Der Churfürſt von Brandenburg ſuchte ſich zu gleichem Zweck auf die Niederländer zu ſtützen, denen er durch Vertauſchung der lutheriſchen Religion mit der reformirten zufälliger, oder berechneter Weiſe näher getreten war. In der That zogen nun die Spanier dem Pfalzgrafen von Neuburg, die Niederländer hingegen dem Churfürſten von Brandenburg zu Hülfe, und beide nahmen Theile von Jülich in Beſitz. Wie es gewöhnlich der Fall iſt, dachten die angerufenen Beſchützer mehr an ihren Vortheil, als an jenen ihrer Bundesgenoſſen, und letztere wünſchten ſelbſt wieder ihre Entfernung; allein ſowohl Spanier, als Niederländer, machten gerade umgekehrt Anſtalten, ſich bleibend in ihren Eroberungen zu behaupten. Schon dieſe Ereigniſſe regten die beiden Religionstheile ungemein gegen einander auf, und noch heftiger ward die Erbitterung, von Seite der

---

[1]) Das Reichsoberhaupt drückte ſich in nachſtehender Weiſe aus:

„Er erinnere ſich, aus was erheblichen Urſachen er mit Einwilligung und Gutachten der Churfürſten dieſen Reichstag ausgeſchrieben, daß nehmlich des Reichs gemeine Sachen berathſchlaget, und Fried und Recht in demſelben erhalten werde. Seine Meynung ſey auch, daß die Beſchwerden, dergleichen auch der andere Theil übergeben habe, erörtert werden ſollten. Dieſes ſollte aber billig die gemeinen Berathſchlagungen nicht hindern, als mit denen ein für allemal fortzufahren wäre, indem es der Natur und aller Völker Recht, der goldenen Bulle, den Reichs-Conſtitutionen und dem Herkommen gemäß ſey, daß in dergleichen Berathſchlagungen die mehreren Stimmen die wenigeren an ſich ziehen. Er wollte ſich alſo verſehen, daß ſich die Geſandten wieder bey dem Rath einſtellen, und das Werk nicht hindern werden."

Evangeliſchen, als der Pfalzgraf von Neuburg in Folge ſeines Religionswechſels die Reformation auch im Neuburgiſchen wieder zu unterdrücken begann. Umgekehrt zeigten die geiſtlichen Churfürſten über die fortdauernde Feſtſetzung der Niederländer in dem Jülich'ſchen eben ſo große Verdrießlichkeit, als Beſorgniſſe. Sie baten darum den Kaiſer äuſſerſt dringend, zur Entfernung der Holländer aus dem Jülich'ſchen Ernſt zu gebrauchen; indeſſen Matthias hatte weder den Willen, noch die Macht dazu.

Einige Jahre wurde der allgemeine Durchbruch der Gährung durch die Politik des Reichsoberhaupts noch hingefriſtet, und dieſe Zeit zu einem Verſuche benützt, die Erbfolge nicht nur im Reiche, ſondern auch in der Hausmacht Oeſterreichs durch Verträge zu ordnen. Da Matthias eben ſo wenig, wie ſeine Brüder, Kinder hatte, ſo fiel nach ihrem Ableben die Nachfolge in den öſterreichiſchen Landen vollſtändig an Ferdinand in Steiermark, und dieſer Fürſt wurde, nach langen Verhandlungen in der Familie, noch bei Lebzeiten des Kaiſers und mit Zuſtimmung der betreffenden Landſtände, als König von Böhmen gekrönt. Matthias ſuchte ſeinem Vetter nun auch auf die Kaiſerkrone Ausſichten zu eröffnen; doch bevor dieſer Zweck erreicht werden konnte, traten in Böhmen plötzlich Ereigniſſe ein, welche den Kaiſer, wie geſagt, aus ſeiner vermittelnden Stellung in den Taumel der Gährung hineinzogen, und zum Ausbruch des lange befürchteten Religionskrieges das Zeichen gaben. Es wurde oben angeführt, daß ſich beide Parteien in dem Augsburger Religionsfrieden über zwei Punkte nicht vergleichen konnten, nämlich über die beiden Forderungen der Katholiken: 1) daß ein geiſtlicher Reichsſtand durch Uebertritt zum Lutherthum ſeiner weltlichen Güter und Einkünfte verluſtig werden müſſe, (geiſtlicher Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum), und 2) daß nur dem Landesherrn die freie Wahl zwiſchen der katholiſchen Religion und der Augsburger Confeſſion der Proteſtanten zuſtehe, die Unterthanen dagegen dem Glauben des Landesherrn folgen müßten. Wir haben ferner erfahren, daß durch Berufung auf kaiſerliche Declarationen ein Mittelweg eingeſchlagen wurde, und daß die Erläuterung des Reichsoberhaupts (Ferdinands I.) über den erſten Streitpunkt den Katholiken, und über den zweiten den Proteſtanten günſtig war [2]). Sowie nun ſogar das Daſein der letzteren Declaration von katholiſchen Reichsſtänden geläugnet worden iſt, ſo wollte man in Böhmen auch den Majeſtäts-Brief Kaiſer Rudolphs II. ſo auslegen, daß nur ein Landſtand zwiſchen den beiden erlaubten Religionen wählen, die Unterthanen wider deſſen Willen aber keine Kirche bauen oder einen Gottesdienſt einrichten dürfen, vielmehr bei abweichendem Glaubensbekenntniß zur Räumung des Landes angewieſen werden könnten. Als nun die evangeliſche Bevölkerung der böhmiſchen Städte Kloſtergrab und Braunau ſich für ihren Gottesdienſt eigene Kirchen bauen wollten, wehrten ihnen dieß ihre Gutsherren, nämlich den Bewohnern von Kloſtergrab der Erzbiſchof von Prag, und jenen von Braunau der Abt daſelbſt. Man achtete indeſſen den Widerſtand beider Prälaten keineswegs, ſondern brachte den Bau der Kirchen wirklich zur Vollendung. Mittlerweile war die Krönung Ferdinands von Steiermark als Nachfolger des Matthias im Königreich Böhmen vor ſich gegangen, und obſchon gegen ſolche Maaßregel kein Widerſtand von Seite der Bevölkerung ſtatt gefunden hatte, zeigte ſich doch bald nachher eine ſchwierige Stimmung der Gemüther.

---

[2]) Die beiden Declarationen Ferdinands I. ſind oben (Bd. III.) S. 196 eingerückt. Wir haben ſie eben deßwegen mitgetheilt, weil ſie eine ſo wichtige Bedeutung erlangten.

Ferdinand beſchränkte ſeine Abneigung gegen die evangeliſche Religion keineswegs auf Feindſeligkeit der Geſinnung, ſondern war vielmehr zur Verfolgung derſelben entſchloſſen. Hierüber hatte ſein Verfahren in Steiermark, Kärnthen und Krain Beweiſe geliefert, welche die Proteſtanten um ſo mehr verletzten, als die Ausrottung des Lutherthums in jenen Landen kaum möglich zu ſein ſchien, und doch ſo leicht zu Stande gebracht wurde. Da dieſes Ereigniß bei den Katholiken eben ſo große Freude, als Hoffnungen für die Zukunft erregt hatte, und auch jetzt noch in Aller Erinnerung lebte, ſo wurde von den Bekennern des alten Glaubens ſchon die Krönung Ferdinands als König von Böhmen mit Jubel begrüßt. Nun nahm aber vollends die Kränklichkeit des Kaiſers Matthias in dem Maaße zu, daß ein baldiger Hintritt deſſelben erwartet wurde. Je näher der Regierungswechſel in Böhmen zu rücken ſchien, deſto lauter ſprachen die Katholiken ihre Hoffnungen aus, welche ſie darauf ſetzten. Feſt überzeugt, daß der neue König in Böhmen eben ſo verfahren werde, als in Steiermark, Kärnthen und Krain. trugen ſie allmählig auch keine Scheu, ſolches öffentlich auszuſprechen. Während ſchon hierdurch unter den Proteſtanten Mißtrauen entſtand, wurden dieſelben noch unruhiger gemacht, als ſelbſt Äußerungen über bevorſtehende Beſtrafungen der Häupter ihrer Partei ruchbar wurden. Zum Unglück ſchienen alle dieſe Ausſtreuungen durch die Thatſachen beſtätiget zu werden; denn verſchiedene katholiſche Machthaber in Böhmen, namentlich der Erzbiſchof von Prag, ſo wie die Standesherren und kaiſerlichen Statthalter von Slawata und von Martinitz, ſtellten wirklich ſchon ſchwere Verfolgungen der Evangeliſchen zur Schau. Als vollends der beliebteſte Vertreter und Sprecher der letztern, Graf Matthias von Thurn, nach dem Willen des Kaiſers des Burggrafenamtes von Karlſtein entſetzt wurde, ſo glaubte man wirklich an förmliche Anſchläge zur Unterdrückung der kirchlichen wie der ſtaatlichen Freiheit der Böhmen. Eine düſtere, dumpfe Gährung herrſchte darum unter der geſammten reformatoriſchen Richtung.

Unter ſolchen Umſtänden war es, daß Kaiſer Matthias in der Kirchenbau-Angelegenheit zu Kloſtergrab und Braunau auf Anrufen der Gutsherren gegen die widerſpenſtige Bürgerſchaft beider Städte durchzugreifen beſchloß. Er befahl nämlich, die evangeliſchen Kirchen daſelbſt zu ſchließen. Der Erzbiſchof von Prag, als Vollſtrecker des kaiſerlichen Auftrages in Kloſtergrab, begnügte ſich jedoch nicht mit der Sperrung des Gotteshauſes, ſondern ließ daſſelbe ſogar niederreiſſen. Als zugleich bei der Schließung der proteſtantiſchen Kirche in Braunau mehrere Bürger gefangen geſetzt wurden, ſo entbrannte der heimliche Zorn der reformatoriſchen Richtung in hellen Flammen. Graf von Thurn trat ſodann an die Spitze der Partei, indem er vorſtellte, daß es auf Vernichtung des Majeſtäts-Briefes abgeſehen ſei, und daß daher energiſche Widerſtandsmittel vorgekehrt werden müßten. Nach ſeinem Vorſchlag verſammelten ſich die Landſtände ſehr zahlreich in Prag, um zunächſt im verfaſſungsmäßigen Wege auf Abſtellung der Beſchwerden anzutragen. Man beſchloß hier, nicht nur an die kaiſerlichen Statthalter, ſondern an das Reichsoberhaupt ſelbſt die Bitte zu ſtellen, den Verfolgungen der evangeliſchen Religion Einhalt zu thun, und insbeſondere die gefangenen Bürger zu Braunau in Freiheit zu ſetzen. Der Kaiſer ſah die eigenmächtige Verſammlung der Landſtände als eine Mißachtung ſeiner Gewalt an, und zeigte ſich über den geſammten Schritt ſo gereizt, daß er denſelben für eine Beleidigung gegen ſeine Perſon erklärte. Anſtatt den Beſchwerden der Stände abzuhelfen, ertheilte er ihnen in ſeinem an die Statthalter gerichteten Antwort-Schreiben noch bittere Verweiſe, denen ſelbſt verſteckte Drohungen beigemiſcht wa-

ren [3]). Am 23. Mai 1618 traten die böhmiſchen Landſtände zuſammen, um aus dem Munde der Statthalter die Entſchließung des Reichsoberhauptes auf ihre Bittſchrift zu vernehmen. Der Inhalt war indeſſen den Häuptern der Proteſtanten ſchon längſt bekannt, und durch ſie auch dem Volke mitgetheilt worden.

Wie es in den Zeiten der Aufregung gewöhnlich iſt, wurden die Drohungen des Kaiſers vielleicht noch ernſter genommen, als ſie gemeint waren: man ſprach alſo von blutigen Abſichten, Hinrichtungen evangeliſcher Wortführer, kurz von äußerſter Gefahr. Die Vertreter des Landes erſchienen daher ſchon bewaffnet in der Verſammlung des 23. Mai, und zwar in einer Erhitzung, welche die heftigſten Auftritte beſorgen ließ. An der Spitze der Landesverwaltung ſtanden vier kaiſerliche Statthalter, die Herren von Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martiniz, unter denen die beiden Letztern wegen ihrer Verfolgungen der Proteſtanten ungemein verhaßt waren. Man richtete nun die Frage an dieſelben, ob das kaiſerliche Schreiben, von welchem die Stände gehört, mit ihrem Beirath und Gutheißen erlaſſen worden ſei? Das bedenkliche Schweigen der Statthalter war nicht geeignet, die Erbitterung der Landſtände zu beſchwichtigen: vielmehr ging der Unwille ſofort zur That über. Die Wortführer der Stände waren ſehr gut unterrichtet: denn ſie wußten, daß Sternberg ſowie Lobkowitz das Antwortſchreiben des Kaiſers widerrathen und nur Slawata mit Martiniz dafür geſtimmt habe. Nachdem man dieß offen erklärt hatte, wurden die beiden erſtgenannten Statthalter aus dem Saale entfernt, um in Sicherheit gebracht zu werden. Dann ſtürmte aber die Verſammlung auf Slawata ein, bemächtigte ſich deſſelben und ſtürzte ihn durch die Fenſter des hohen Schloßſaales in den Graben. Gleiches Schickſal erlitt Martiniz und ſogleich darauf der Geheimſchreiber Fabricius. Für die Opfer der Volksrache ſelbſt hatte der kühne Schritt der Landſtände keine lebensgefährliche Folgen, denn ſie fielen, wie jener Schulmeiſter in Langbein's Gedichten,

---

[3]) Da das Schreiben des Kaiſers Matthias welthiſtoriſche Folgen nach ſich zog, ſo wollen wir daſſelbe ebenfalls dem Weſen nach mittheilen. Es heißt dort:

„Der Kaiſer habe ſowohl aus der Stände eigenem Schreiben, als anderen Berichten gefunden, daß ihre Zuſammenkunft gegen ſeine eigene Perſon ausgeſchrieben ſey, weil die Kloſtergraber und Braunauer Sachen zum Vorwand gedienet hätten, in welchen alles auf ſeinen eigenen Befehl geſchehen; von den Ständen ſey weiter gegriffen worden, als der Majeſtätsbrief und die zwiſchen dem Theil sub una und sub utraque getroffene Vergleichung zulaſſe, indem ſie ſich fremder Unterthanen in unbilligen Sachen wider die kaiſerliche Reſolution anmaßten, und ihren öffentlichen Ungehorſam und Aufſtand wider den Kaiſer vertreten, und ſie darin ſtärken wollten, wie man dann in der Zuſammenkunft ſelbſt zu verſtehen gegeben, und es ſo gar in die Einberufungsſchreiben geſetzt habe, als wenn gedachter Majeſtätsbrief caſſirt werden ſollte; unter das gemeine Volk aber ausgeſprengt habe, als wenn Kriegsvolk einen Einfall in das Königreich thun ſollte, wodurch der Kaiſer bei dem gemeinen Mann in einen böſen und ſchädlichen Verdacht gebracht, und bei ſeinen treuen Unterthanen verhaßt gemacht werde.“

„Eines ſolchen habe er ſich zu etlichen Perſonen, ſo deſſen Urſache ſind, nicht verſehen; weil ſie aber ſeiner Gütigkeit ſich mißbrauchten, und je länger je weiter als ihnen gebührte, und der angeregte Majeſtätsbrief und die Vergleichung mit ſich bringe, greifen wollten, ihm auch als König und Herrn des Landes ſolchem zeitlich, ehe das Feuer weiter über ſich gehe, vorzukommen gebühre, als wolle er nicht unterlaſſen, ferneren Bericht einzuziehen, und ſich gegen ſie rechtmäßig nach eines jeden Verdienſt zu verhalten. Denjenigen Perſonen, die andere beſchicket, ſollten die Statthalter im Namen oder anſtatt des Kaiſers ernſtlich befehlen, daß ſie immittelſt bis er ſelbſt nach Böhmen kommen werde, oder bis auf fernere Verordnung keine dergleichen Zuſammenkünfte mehr ausſchreiben, ſich der Braunauiſchen und anderer fremden Unterthanen nicht annehmen, und keine Urſach zum Aufruhr und Zwietracht geben ſollen ꝛc.“

auf einen Berg von Dünger. Gleichwohl knüpften ſich an den Vorfall welthiſtoriſche Folgen, da durch ihn der Religionskrieg entzündet wurde, welcher Deutſchland dreißig Jahre lang verheeren ſollte.

Die böhmiſchen Landſtände waren von der Ueberzeugung erfüllt, daß der Kaiſer Matthias über die Rache an Slawata und Martinitz auf das heftigſte zürnen, und alles aufbieten werde, ſich Genugthuung zu verſchaffen. Sie glaubten ferner, daß alsdann der Majeſtätsbrief werde aufgehoben, und die Landesverfaſſung werde erſchüttert werden. Deßhalb beſchloſſen ſie, ihre kirchliche und bürgerliche Freiheit durch energiſche Maaßregeln zu ſichern. Man ernannte nämlich ſofort eine proviſoriſche Regierung, beſtehend aus dreißig Mitgliedern, welcher die Landesverwaltung allein übertragen wurde, bemächtigte ſich der öffentlichen Kaſſen, befahl die Aufſtellung eines Vertheidigungs-Heeres, und ließ alle Beamten für die einſtweilige Regierung in Pflicht nehmen. Gleichzeitig wurden alle Jeſuiten aus dem Lande getrieben. Als der Aufſtand in ſolcher Weiſe organiſirt war, erklärte die proviſoriſche Landesregierung in öffentlichen Urkunden, daß man keineswegs wider das geſetzmäßige Anſehen des Kaiſers, als Reichsoberhaupt und Landesherrn in Böhmen, ſich auflehnen, ſondern nur die verfaſſungs- wie vertragsmäßige Freiheit des Volkes wider die vorgefallenen Uebergriffe der kaiſerlichen Statthalter ſchützen wolle. Ja der Aufſtand erklärte ſogar, daß er eigentlich im Intereſſe des Königs handle, überhaupt nach dem gemeinſamen Wohl des Landesfürſten und des Volkes ſtrebe. Auch die Waffen-Rüſtungen, welche die proviſoriſche Regierung ernſtlich betreiben ließ, ſollten nur zum Beſten des Kaiſers vorgenommen ſein.

Matthias zeigte über die Nachrichten aus Böhmen allerdings viele Empfindlichkeit, und wirklichen Verdruß; deſſen ungeachtet hatte er wenig Luſt, ſein Anſehen durch Anwendung von Waffengewalt wieder herzuſtellen. Da er befürchtete, daß auch in den andern öſterreichiſchen Ländern die Proteſtanten dem Beiſpiele ihrer Glaubensgenoſſen in Böhmen folgen würden, ſo beſchloß er, den Weg eines gütlichen Vergleichs einzuſchlagen. Weſentlich anderer Meinung war dagegen der ernannte Nachfolger des Kaiſers im Königreich Böhmen, Ferdinand von Steiermark. Dieſer hatte, wie Philipp II. von Spanien, den Grundſatz, daß man in Sachen der Religion niemals nachgeben dürfe, ſondern alles wagen müſſe, um den Neuerungen ſich zu widerſetzen. Zugleich floß ſein Haß gegen die Reformation auch größtentheils aus Herrſchbegierde und ariſtokratiſchem Stolz, welche an dem freien Aufſtreben der Völker Aergerniß nehmen, und das erwachende Selbſtgefühl derſelben als eine Beleidigung der geheiligten Herrſcherrechte anzuſehen gewohnt ſind [4]). Mit Hülfe des Erzherzogs Maximilian drang die Meinung Ferdinands im

[4]) Man erkennt den Geiſt Ferdinands von Steiermark am beſten aus ſeinen eigenen Erklärungen. Wir wollen daher daraus einige Stellen mittheilen:

„Seit die Ketzerey", ſagte er, „in dieſe Königreiche und Länder eingeriſſen, habe allezeit der Ungehorſam, Trotz, Rebellion nebſt Drohung, Widerſetzung, Verachtung aller obrigkeitlichen Gebothe, Zuſammenrottung, Aufſtand und Aufruhr vorgeſchlagen; da man dagegen von Seite der katholiſchen Obrigkeit allezeit die Güte, Gnade, das Nachgeben, Weichen, und ſich dieſer ungehorſamen Unterthanen Willen Accomodiren gebraucht, um Fried, Ruhe, Königreich und Lande zu erhalten, dadurch ſeyen die Secten täglich wider ihre Obrigkeit ſtärker und inſolenter geworden, und hätten der landesfürſtlichen Gewalt ſich unterfangen, ſo daß die Landesherrn unter dem Schein des Gewiſſens auch in politiſchen Sachen ihr Anſehen verlören, indem die Unkatholiſchen, nachdem ſie im Geiſtlichen alle ihre Abſichten erreicht, auch zum Weltlichen getreten, nach der Landesfürſten Regiment gegriffen, nnd Regierung und Räthe nach ihrem Gefallen erſetzt und dirigirt haben wollen."

„Durch dieſes Verfahren ſey dem Kaiſer und Landesherrn nichts als ſeine Reſidenz, Wohnungen, Burg und Schlöſſer nebſt den Klöſtern und Geiſtlichen übrig geblieben. Nun aber weil man auch deſſen Statthalter

Rathe des Kaiſers endlich durch, und ſo war denn die Vorkehrung ſtrenger Maaßregeln gegen die Böhmen beſchloſſen. Während in Madrid um die Unterſtützung des ſpaniſchen Hofes nachgeſucht wurde, warb man in Deutſchland eifrig Söldner, zu deren Führung die Grafen Dampierre und Buquoi Auftrag empfingen. Alsdann erging die feierliche Aufforderung an die böhmiſchen Stände, daß ſie ihr Heer entlaſſen, und die Abſtellung ihrer Beſchwerden einer Unterſuchung anheim geben ſollen, welche der Kaiſer vornehmen laſſen werde. Für ſolchen Fall war die Verſicherung ertheilt, daß Matthias die Rechte des Volkes nicht habe verletzen wollen, für den entgegengeſetzten aber die Drohung ſtrenger Maaßregeln beigefügt. Die Stände trauten dem öſterreichiſchen Hofe keineswegs, ſondern blieben vielmehr unter den Waffen, und eröffneten ſelbſt den Krieg. Da ſich auſſer Pilſen auch die Städte Krummau und Budweis der Volksbewegung nicht anſchließen wollten, ſondern vielmehr durch kaiſerliche Beſatzungen ſich verſtärkten, ſo erſchien Graf Matthias von Horn mit Heeresmacht vor den Thoren beider Städte, und forderte die Entlaſſung der kaiſerlichen Truppen. Krummau fügte, Budweis widerſetzte ſich hingegen dem Verlangen und konnte auch nicht überwältiget werden. Matthias wollte dieſen günſtigen Umſtand benützen, um die Böhmen ſchnell zur Unterwerfung zu zwingen: er gab alſo ſeinen Generalen Dampierre und Buquoi Befehl, ſofort mit allen ihren Truppen in Böhmen einzurücken. Die Hoffnung eines ſchnellen Sieges verſchwand bald vor dem energiſchen Widerſtand der Bürger, und es kam zu Unterhandlungen, da zur Vermeidung des weiteren Blutvergießens auch die Stände einen billigen Vergleich wünſchten. Matthias wiederholte jedoch ſeine früheren Forderungen, und der Sühne-Verſuch ſchlug alſo fehl. Nunmehr nahm der Krieg allmählig einen ſehr ernſten Character an: denn nicht genug, daß die ſchleſiſchen Proteſtanten den Böhmen Hülfe zuſagten, auch die evangeliſche Union beſchloß zum Schutze der Reformation handelnd aufzutreten. Peter Ernſt, Graf von Mansfeld erhielt nämlich von ihr im Geheimen den Auftrag, die Söldner, welche er für den Herzog von Savoyen, einen Bundesgenoſſen der Union, in Deutſchland geworben hatte, zur Unterſtützung der Stände nach Böhmen zu führen. Dieſer Befehl wurde ſogleich vollzogen; ja Mansfeld eroberte nach ſeinem Erſcheinen bald die wichtige Stadt Pilſen. Durch die Freude über ſolchen Sieg, und die unerwartete Hülfe überhaupt, wuchs das Selbſtvertrauen der böhmiſchen Stände, ſo wie ihre Entſchloſſenheit, für die Vertheidigung ihrer kirchlichen und bürgerlichen Freiheit die äußerſten Opfer darzubringen.

---

angreife, ſie aus deſſen eigener Burg zum Fenſter auswerfe, der königlichen Einkommen und landtäglichen Verwilligungen ſich gegen denſelben ſelbſt gebrauche, die Geiſtlichen zwar noch geduldе, jedoch in einem Tage ausrotten könne, ſo ſtehe es nun bloß an des Kaiſers und deſſen Nachfolgers und des ganzen Hauſes Oeſterreich Perſonen ganz und allein, und hätten die Unkatholiſchen keine Staffel mehr übrig, als ſich auch an ihnen ſelbſt zu vergreifen."

„Sey nun die Obrigkeit aus Gott, ſo müße dieſer Unterthanen Betragen aus dem Teufel ſeyn, und könne alſo von Gott nicht anders als geſtraft werden; eben ſo wenig ſey Gott das Betragen der Obrigkeit, ſo ſie bis daher gehalten, gefällig, das man nehmlich allein connivirt, nachgeben, gewichen, diſſimuliret, alles was die Ungehorſamen verlangt, gethan, und ſo weit gewichen, bis man an dieſe Spitze gekommen, deswegen dergleichen Abſurda verhänget worden, damit die Obrigkeit dieſer Knechtſchaft auf einmal erledigt werden möchte; geſchehe ſolches nicht bald, ſo ſey es nicht möglich, daß nicht dieſe Länder endlich unter ihnen eine Republik errichteten, oder ihre Herren in noch größere Dienſtbarkeit brächten."

Vier und dreißigſtes Hauptſtück.

Wichtige wiſſenſchaftliche Fortſchritte. Johann Kepler, der Reformator der Sternkunde.

(Vom Jahr 1600 — 1622.)

Mitten in den religiöſen Wirren, mitten in den Vorbereitungen zu dem dreißigjährigen Kriege, und ſelbſt in dem Getümmel deſſelben ſollte ſich der menſchliche Geiſt durch das Genie eines Deutſchen zu einer Höhe erheben, welche die Bewunderung aller Zeiten erregen wird. In der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Weil lebte im 16. Jahrhundert Heinrich Kepler aus einem edlen Geſchlecht, doch durch Bürgſchafts-Leiſtungen in den Vermögens-Umſtänden ſo herabgekommen, daß er ſich durch Gaſtwirthſchaft zu ernähren ſuchte. Ihm ward von ſeiner Hausfrau, Katharina, im Jahre 1571 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Johann empfing, und bei zunehmendem Alter zur Unterſtützung des Vaters in ökonomiſchen Arbeiten verwendet wurde. Heinrich Kepler ſtarb bald, ferne von ſeiner Familie, und ſeiner Wittwe blieb allein die Erziehung ihres Erſtgebornen, Johann, ſo wie ihrer andern drei Kinder, Margaretha, Chriſtoph und Heinrich. Die großen Geiſtes-Anlagen Johann's wurden bald bemerkt; indeſſen es war äußerſt mißlich, die Koſten für das Studiren aufzubringen. Da aber die Eltern Keplers auch in der würtembergiſchen Stadt Leon- oder Löwenberg verbürgert waren, ſo konnte Johann durch die Unterſtützung des Herzogs von Würtemberg glücklicherweiſe wiſſenſchaftliche Ausbildung erlangen [1]). Er beſuchte die Kloſterſchule in Maulbronn, und bezog ſodann die Univerſität Tübingen, wo er ſich dem Studium der proteſtantiſchen Theologie ergab. Nachdem Johann Kepler zum Baccalaureus und Magiſter der Theologie befördert worden war, unternahm er im Auftrag ſeines Landesherrn wiſſenſchaftliche Reiſen.

---

[1]) Kepler erzählt dieß ſelbſt in einem Brief an den Herzog von Würtemberg, und zwar auf nachſtehende Weiſe:

„Gnädiger Fürſt und Herr, Obwol ich auſſer dem Land Würtemberg, da meine liebe Eltern in E. F. Gn. Statt Löwenberg (Leonberg) verbürgert, da auch ich durch Landsfürſtl. Miltigkeit bein Studiis in Klöſtern und Tübingen auferzogen bin, nun eine lange Zeit abweſend und anderwärts mit Kayſerlichen und andern Dienſten verhaftet, ſo bin und bleib jedoch E. F. Gn. als meinem Herrn und Landesfürſten, ich mit unterthäniger pflichtſchuldiger Treue und Devotion hold und beigethan, und wünſche mir nichts mehr, denn daß Deroſelben ich, da es mit Gott und Ehren ſeyn wollte, in meinem Vatterland mit meinen Mathematicis Studiis auch wirklich dienen möchte. Inmaßen ich denn niemalen unterlaſſe, die von E. F. Gn. Vorvordern und dann auch von E. F. Gn. ſelbſten mir erwieſene landesfürſtliche hohe Gnaden mit begebender Gelegenheit gegen männiglichen zu rühmen, auch ſo ich durch Gottes Segen etwas namhafts in meinen Studiis zu Werck gerichtet, daſſelbig alſo fürbring, daß der dannenhero verhoffte Ruhm nit weniger auf E. F. Gn. und mein geliebtes Vaterland, als auf andere meine gebietende Obrigkeiten erfolgen möge. Deſſen ich denn eine geringfügige Demonstration mit gegenwärtigem allerneulichſt in Druck verfertigten Bericht von meinem Hauptwerk Tabularum Rudolphi im anderen Bogen und deſſen zweiten Blatt „unter dieſer Zeit. ꝛc." hiermit in gehorſamſter Ehrerbietung fürzeige."

Bald erhielt er den Antrag zur Annahme einer Stelle als Aſtronom; doch Kepler beſaß in dieſem Fache keine eigentlich-wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und zugleich war der ehrwürdige Beruf eines Sternkundigen in jenen Zeiten . . . . . **tief verachtet**! Der kühne Geiſt überwindet große Schwierigkeiten; unſer genialer Landsmann ſetzte ſich alſo über die Geringſchätzung roher Geſchlechter hinweg, und vertraute auch ſeinem angebornen Scharfſinn ſo ſehr, daß er ohne gelehrtere Kenntniſſe in der Aſtronomie das ihm dargebotene Amt wirklich übernahm[2]). Er täuſchte ſich hierin nicht; denn ſein Fleiß brachte ihn bald ſo weit, daß er ſchon nach zwei Jahren die Aufmerkſamkeit der gelehrten Aſtronomen durch ſein Mysterium cosmographicum auf ſich zog.

Johann Kepler war in Grätz als Aſtronom angeſtellt, und verfertigte dort unter andern auch einen Kalender; er war aber Proteſtant, und als im Jahr 1598 die Verfolgung des Erzherzogs Ferdinands gegen die Evangeliſchen in Steiermark, Kärnthen und Krain anhob, wurde auch Er vertrieben. Der ausgezeichnetſte Aſtronom jener Zeit war ein Schwede, Tycho de Brahe, welcher zu Ende des ſechszehnten und zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Prag lebte[3]). An dieſen wandte ſich Kepler im Jahre 1600 von Ungarn aus, wohin er von Grätz gegangen war. Tycho hatte ſehr fleißige Beobachtungen über den Gang des Planeten Mars angeſtellt: Johann Kepler brannte vor Begierde, die Ergebniſſe kennen zu lernen; aber die aſtronomiſchen Arbeiten gaben kein Brod, und die Beſoldung in Steiermark war eingezogen worden. Da Tycho de Brahe dem genialen Collegen einige Unterſtützung verſprochen hatte, ſo wagte Kepler mit ſeiner Familie die Reiſe nach Prag. Leider vermochte jedoch Tycho den Nahrungsſtand des Freundes nicht zu ſichern, und letzterer gerieth in entſetzliche Noth. Gleichwohl ergab er ſich mit freudigem Eifer tiefen aſtronomiſchen Forſchungen. Als dieſe bald überraſchende Ergebniſſe verſprachen, bat Johann Kepler ſeinen Freund Tycho um Bürgſchaftsleiſtung bei Fleiſchern, Bäckern und andern Gewerbsleuten, um nur nothdürftig ſein Leben zu friſten. Nicht ohne Rührung kann man den Brief des großen Mannes leſen, worin er dieſe Bitte und zugleich ſeinen hingebenden Eifer für die Wiſſenſchaft ausſprach[4]).

---

[2]) Dieſe Thatſache iſt äuſſerſt merkwürdig, wird aber von Kepler ſelbſt ausdrücklich erzählt. Er ſchrieb nämlich:

„Ich ward auf Koſten des Herzogs von Würtemberg unterhalten; meine Commilitonen, die der Fürſt in fremde Länder ſchickte, zögerten aus Liebe zum Vaterlande; ich war härter, und beſchloß zu gehen, wohin man mich ſenden würde. Zuerſt zeigte ſich ein aſtronomiſches Amt, zu deſſen Annehmung ich (die Wahrheit zu ſagen) durch das Anſehen meines Lehrers hinausgetrieben ward. Die Entfernung des Orts ſchreckte mich nicht ab, ſondern die unerwartete und verachtete Art des Amtes. Ich trat es an mit mehr Zuverſicht auf meinen Verſtand als auf meine Gelehrſamkeit, und dung mir aus, daß ich meinem Recht auf eine andere Lebensart, die mir glänzender ſchien, nicht entſagte. Meinen Fortgang in dieſer Art von Gelehrſamkeit die erſten zwei Jahre über zeigt mein **Mysterium cosmographicum**, wo man auch findet, wie mein Lehrer Mäſtlin mich reizte u. ſ."

[3]) Auch Tycho de Brahe ward ohne vorausgegangenen Unterricht durch eigenen Trieb auf die Aſtronomie geleitet. Ohne Lehrer und wiſſenſchaftliche Hülfsmittel begann er ſeine Studien mit einem ſchlechten Globus, da ſein Hofmeiſter den erhaltenen Befehlen gemäß die Neigung Tycho's zur Sternkunde bekämpfte.

[4]) „Du verſprachſt mir Unterſtützung, eigene und durch Empfehlung beym Kaiſer, ſelbſt Reiſekoſten. Unſer Kontrakt beruhte mit darauf, daß ich mein ſteyeriſches Salarium behielte; er iſt alſo aufgehoben, da die Provinz mir ſolches genommen hat. Um gegen den Kaiſer und Dich nicht zu fehlen, ging ich mit meinem Schaden nach Prag, wartete da auf ungewiſſen Erfolg, überlegte, wie lang ich, ohne mein Verderben, auf meine Koſten beſoldungslos leben könnte. Meine Sachen habe ich zu Linz gelaſſen, und bin mit Frau und Stief-

Im Jahre 1602 wurde Kepler endlich zum Kaiſerlichen Mathematiker ernannt, und ihm eine zureichende Beſoldung zugeſichert. Da man ſie aber weder regelmäßig noch vollſtändig ausbezahlte, ſo kam der arme Gelehrte abwechſelnd wieder in große Noth, und verlebte überhaupt eilf kummervolle Jahre zu Prag. Und in ſolchem Zuſtande fand ſein hoher Geiſt die Kraft, in die Geheimniſſe des Weltbaues einzudringen, und durch ewig denkwürdige Entdeckungen zu dem künftigen Ausbau der Aſtronomie den Grund zu legen. Tycho de Brahe war im Jahr 1602 verſtorben, und hatte ſeine niedergeſchriebenen Beobachtungen über den Planeten Mars ſeinem Freunde Kepler vermacht. Letzterer fand nach tiefen Studien, daß die bisherige Vorausſetzung einer kreisförmigen Bewegung der Planeten mit den Beobachtungen nicht übereinſtimme, weil ſich bei 45^0 von der Apſidenlinie eine auffallende Differenz von $7^2/_3$ Minuten ergab [5]). Dieſe Abweichung war zu groß, um durch Verſtöße in der Beobachtung erklärt zu werden; Kepler ahnete die Wahrheit, forſchte weiter und fand ſein erſtes wichtiges Geſez:

„Die Bahnen der Planeten ſind Ellipſen, deren einen Brennpunct die Sonne bildet!“

Von dieſem Ergebniß, welches durch die vielfachſten Beobachtungen beſtätiget wurde, fühlte ſich der geniale Erfinder mit hoher Freude erfüllt, und raſtlos ſtrebte er, nun auch über die Zunahme und Abnahme der Geſchwindigkeit bei dem Durchlaufen der elliptiſchen Bahn Aufſchluß zu erhalten. Ausgerüſtet mit einer Sehergabe, wie ſie nur nach mehreren Jahrhunderten erſcheint, entdeckte **Johann Kepler** jetzt auch ſein zweites, noch ſchöneres Geſez:

„daß die elliptiſchen Sectoren, welche die Radii Vectores der Planeten um die Sonne beſchreiben, den Zeiten proportional ſind, in welchen ſie beſchrieben werden!“

---

tochter nach Prag gekommen. Jetzt habe ich nicht mehr, als was etwa noch zu einem Verzuge von vier Wochen nöthig iſt. Soll ich länger warten, ſo müßte mir von Deiner Magnificenz das Reiſegeld erſtattet, oder Deine Magnificenz müßte für mich bei allen denen, von welchen ich meinen Lebensunterhalt kaufen muß, Bürge werden. Geſchieht dies, ſo kann ich ſo lange bleiben, als es Deiner Magnificenz und den Gläubigern gefällt. Indeſſen will ich für Aſtronomie ſo ſehr arbeiten, als meine Geſundheit geſtattet.“

[5]). Kepler erzählt in ſeinem berühmten Werk: Astronomia Nova *Αἰτιολογητός*, pag. 113 und 114 den Gang ſeiner Forſchungen auf eine äußerſt anziehende Weiſe. Es heißt nämlich dort:

„Id luculentius apparet in 17^0 ♋ anno M D LXXXII. *Nam adhibita bisectione cadit Mars in 17^0. $4' \, ^3/_4$ ♋, differtque hic calculus a nostro $7 \, ^2/_3$ minutis circa 45^0 gradum ab aphelio, ab observatione vero 9' minutis.*

Atque ex hac tam parva differentia octo minutorum patet causa, cur PTOLOMÆUS, cum bisectione opus habuerit, aquieverit puncto æquatorio stabili. Nam si æquantis eccentricitas, quantam indubie poscunt æquationes maximæ circa longitudines medias, bisecetur, vides omnium maximum errorem ab observatione contingere VIII minutorum, idque in Marte, cujus est eccentricitas maxima; minorem igitur in cæteris. PTOLEMÆUS vero profitetur, se infra X minuta seu sextam partem gradus observando non descendere. Superat igitur observationum incertitudo seu (ut ajunt) latitudo, hujus calculi Ptolemaici errorem.

Nobis cum divina benignitas TYCHONEM BRAHE observatorem diligentissimum concesserit, cujus ex observatis error hujus calculi PTOLEMAICI VIII minutorum in Marte arguitur; æquum est, ut grata mente hoc DEI beneficium & agnoscamus & excolamus. In id nempe elaboremus, ut genuinam formam motuum cœlestium (his argumentis fallacium suppositionum deprehensarum suffulti) tandem indagemus. Quam viam in sequentibus ipse pro meo modulo aliis praeibo. Nam si contemnenda censuissem VIII minuta longitudinis, jam satis correxissem (bisecta scilicet eccentricitate) hypothesin cap. XVI inventam. Nunc quia contemni non potuerunt, sola igitur hæc octo minuta viam præiverunt ad totam ASTRONOMIAM reformandam, suntque materia magnae parti hujus OPERIS facta.

Mit bewunderungswürdigem Fleiß bearbeitete der Erfinder die Ergebniſſe ſeiner Forſchung, und machte die glänzende Bereicherung der Wiſſenſchaft in einem gedruckten Werke 1609 öffentlich bekannt [6]). So groß die Leiſtung auch war, wollte Johann Kepler dabei dennoch nicht ſtehen bleiben, ſondern weiter dringen. Selbſt Hunger und Kummer in eilfjährigen, ſchweren Nahrungsſorgen vermochten ſeinen Eifer nicht zu erſchüttern; immer höher empor ſteigend, ſtrebte er neun Jahre ſpäter (1618) vielmehr auch nach der geſetzmäßigen Feſtſtellung der Umlaufszeiten der Planeten. Am 8. März 1618 faßte er in dieſer Beziehung einen eben ſo kühnen, als großartigen Gedanken; als er aber zur Prüfung der Richtigkeit die Rechnung anlegte, lief ein Fehler im Calcul unter, und er verwarf wieder das ſchon gefundene Geſetz. Doch zwei Monate ſpäter, nämlich am 15. Mai 1618, wurde Kepler abermals auf den frühern Gedanken geleitet; jetzt ergab ſich zugleich der untergelaufene Rechnungs-Verſtoß, wiederholte Prüfungen brachten glänzende Beſtätigungen, und ſo war denn das geniale dritte Geſetz Keplers gefunden:

„daß die Quadrate der ſideriſchen Umlaufszeiten der Planeten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne ſich verhalten!“ [7]).

---

[6]). Der vollſtändige Titel dieſes jetzt ſehr ſeltenen Werkes lautet alſo:

ASTRONOMIA NOVA
ΑΙΤΙΟΛΟΓΗΤΟΣ,
SEU
PHYSICA COELESTIS,
tradita commentariis
DE MOTIBUS STELLÆ
MARTIS,
Ex observationibus G. V.
TYCHONIS BRAHE:
Jussu & sumtibus
RUDOLPHI Secundi,
ROMANORUM
IMPERATORIS &c:
Plurium annorum pertinaci studio
elaborata Pragae,
A S. C. Mtis. S. Mathematico
JOANNE KEPLERO,
Cum ejusdem C. Mtis. privilegio speciali
ANNO æræ Dionysianæ cIɔ Iɔc IX.

[7]). Ueber die Entdeckung ſeines dritten Geſetzes gab Kepler in einem andern Werk Nachricht. Daſſelbe führte den Titel: Harmonices Mundi Libri V. Lincii Austriae 1619. Er beſchreibt dort ſeine mühſelige Forſchung, und wie ihm endlich die große Entdeckung gelang, pag. 189 in nachſtehenter Weiſe ſehr ſchön:

„Inventis veris Orbium intervallis, per observationes Brahei, plurimi temporis labore continuo; tandem, tandem genuina proportio Temporum periodicorum ad proportionem orbium

Schon während der Forſchungen Keplers waren deſſen Ahnungen unter den Gelehrten bekannt geworden; doch man wollte an keine wirklichen Ergebniſſe glauben. Allgemein waren vielmehr die Zweifel, und Kepler wurde ſelbſt ſcherzhaft vor der weitern Verfolgung ſeiner Forſchungen gewarnt [8]). Wenn der Ruhm des Erfinders hiernach in um ſo größerem Glanze erſcheint, ſo fragen wir mit Recht, welche Dankbarkeit ſeine Zeitgenoſſen ihm bezeigten, welche Gerechtigkeit ihm das Schickſal erwies. Die Antwort lautet traurig, und wird ſpäter noch düſterer. Nach dem Tode des Kaiſers Rudolph II. gab zwar deſſen Nachfolger Matthias wiederholte Befehle, dem Erfinder ſeinen rückſtändigen Gehalt auszuzahlen; leider ſchwollen aber in Linz, wohin Kepler vom Kaiſer Matthias berufen worden war, neue Rückſtände an, und die Nahrungsſorgen wiederholten ſich. Der gequälte Mann bat nun die Landſtände um eine geringe Summe, damit er ſeine Familie nur mit der Nothdurft zu verſehen vermöge: bitterlich klagte er, daß er keinen Gehülfen zum Rechnen halten könne, und ſo in ſeinen ſchöpferiſchen Werken gehindert werde: doch gründliche Hülfe erlangte er nie, der Reformator der Sternkunde mußte vielmehr mit elenden Brodarbeiten

---

— sera quidem respexit inertem,
Respexit tamen et longo pòst tempore venit;

eaque si temporis articulos petis, 8. Mart. 1618 animo concepta, sed infœliciter ad calculos vocata, eòque pro falsâ rejecta, denique 15 Maji reversa, novo capto impetu, expugnavit Mentis meae tenebras; tanta comprobatione et laboris mei septendecennalis in observationibus Braheanis, et meditationis hujus, in unum conspirantium, ut somniare me et praesumere quaesitum inter principia primo crederem.

[8]). Man hat z. B. noch folgendes Gedicht, worin freilich Kepler ſehr gerühmt wird:

URANIE AD KEPLERUM.

Desine *Kepleride o, Martem contendere contra:*
Submittit nulli Mars, nisi se ipse sibi.
Frustra igitur vinclis illum submittere tentas:
Qui liber sæclis extitit innumeris.
Sic Musa. At contra ad Musam sic ille. Quid ergo?
Anne oblita tibi Palladis historia?
Horrificum Pallas potuit prosternere saxo
Gradivum: verum si modo Homere canis:
Quidni igitur quoque nunc, magna assistrice Minervâ,
Sub jugo, quantumvis Mars truculentus eat?
Adspice quem dedimus, Rudolphino *omine librum,*
Gradivum dices, nunc quoque dura pati.

Ebenſo preiſen andere Gedichte die unſterbliche Erfindung Keplers, z. B.:

Retibus *implicuit Martem Lipareius olim:*
Iret in amplexus cùm, Cytherea, tuos.
Nunc iterum capitur vinclis Gradivus iisdem:
Nec Venus in culpa est: culpa Minerva tua est.
Quippe Minerva dedit Tychoni haec retia: Tycho
Keplerio: hic Martis cruribus inseruit.
Res mira: artifices magni Vulcanus & alter:
Hunc tamen atque illum Keplerius superat.
Durarunt pauco Vulcania tempore vincla.
At contra aeternum haec Kepleriana manent.

ſeine Zeit verderben, um nur nicht jetzt ſchon Hungers zu ſterben. Bald ſollten ihm noch größere Wunden geſchlagen werden. Auch in jener Zeit hatte ſich noch der ſchreckliche Wahn von Hexerei und der Unſinn erhalten, auf Anklagen ſolcher Art gerichtliche Unterſuchungen einzuleiten. Es iſt bekannt, wie Rachſucht und alle ſchlechten Leidenſchaften darin ein Mittel ſuchten, den Feind zu verderben; die Mutter Keplers, welche von einem bösartigen Weibe, der Glaſersfrau Reinold in Leonberg, heftig gehaßt wurde, hatte nun das Unglück, von dieſer im Jahre 1615 als Hexe angeklagt zu werden. Die Beſchuldigung ging dahin, daß Katharina Kepler der Reinold durch einen Trank eine unheilbare Krankheit zugezogen habe. Nachdem die Verfolgte wegen Verläumdung Klage gegen die Glaſersfrau erhoben hatte, hielt ſie ſich im Jahre 1616 und 1617 neun Monate bei ihrem Erſtgebornen in Linz auf, und zog hierauf im September 1617 zu ihrer Tochter Margaretha, vermählt an den Pfarrer Binder in Heumaden. Dort wurde ſie von der Reinoldin wiederholt verfolgt, und auf Befehl des Gerichts am 7. Auguſt 1620 ſogar verhaftet. Wenn Johann Kepler bisher unſere Bewunderung als Reformator der Wiſſenſchaft erweckte, ſo nöthigt er uns nun auch als Menſch die höchſte Achtung ab, da er mit ungeheuern Anſtrengungen für die Rettung ſeiner unglücklichen Mutter wirkte. Schon zu Anfang des Jahres 1617 ſchrieb er an den Herzog von Würtemberg, und bat um gerechtes Einſchreiten des Landesherrn zu Gunſten der bedrängten Unſchuld [9]). Dieſem Schreiben folgten ſpäter mehrere andere, und endlich entſchloß ſich der gute Sohn, alle ſeine Arbeiten zu verlaſſen, und zum Schutze ſeiner Mutter ſich ſelbſt an den Sitz des Unterſuchungsgerichtes zu begeben [10]). Ein volles Jahr verweilte Kepler wirklich im Würtembergiſchen, und brachte durch dieſe lange Abweſenheit von ſeinem Amt in Linz den Pflichten der Pietät das bedeutende Opfer, daß er ſeinen Gehalt verlor [11]). Glücklicherweiſe waren ſeine Anſtrengungen zur Rettung der Mutter von einem günſtigen Erfolg begleitet, was in den damaligen Zeiten viel ſagen wollte. Da Katharina Kepler alles läugnete, ſo war auf die Anwendung der Folter angetragen worden; die Juriſten-

---

[9]) Es iſt dieß der Brief, wovon ſchon in der erſten Anmerkung ein Theil eingerückt wurde. Am Schluſſe ſprach Kepler in Beziehung auf ſeine alte Mutter folgende Bitte aus:

„Als will ich der unterthäniglichen Hoffnung geleben, daß auch Euer Fürſtliche Gnaden als welche in Beſchüzung und Beförderung guter Künſte und Tugenden keinem Potentaten Nichts bevor geben, mich als Dero Unterthanen und Stipendarium nit weniger mit landesfürſtlichen Gnaden anſehen, meine hiemit an Eure Fürſtlichen Gnaden langende demüthigſte flehentliche Bitt gnädiglich erhören, nämlich in Sachen meiner Mutter Katharina Keplerin erlebten Wittib, wider böſe unleidliche Verläumdungen angefangener ꝛc. ꝛc. Rechtführung Dero landesfürſtliches gnädiges Einſehen interponiren und hiermit ſonderlich meinen ſonſten ziemlich bekannten guten Namen vor angedrohtem großem Spott und Schimpf gnädiglich retten und bewahren werden."

[10]). Er erklärte dieß in folgendem ſchönen Schreiben an das Unterſuchungsgericht:

„Da dann mir aus Göttlicher und natürlicher Rechten Auſſag in alle Weg zuſtehen will, meiner Mutter in dieſen ihren Nöthen gebührliche Assistenz zu leiſten und ferners befahrtes Unheil wo möglich zu verhüten, als kann ich wegen ſo naher Blutverwandtſchaft in meinem Gewiſſen, ob ich meiner Schuld genug gethan, anders nit verſichert ſeyn, ich wohne dann den bevorſtehenden Rechten perſönlich bey."

[11]) Auch über 300 Gulden Reiſekoſten gab er aus; bei ſeiner Armuth ein außerordentliches Opfer. Kepler erzählt beide Umſtände ſelbſt.

„So hab ich Johann Kepler mich um der Mutter Gefahr willen ins Land gemacht, ein Jahr darinn zugebracht, hierunter meine jährliche Beſoldung in Öſtreich in die Schanz geſchlagen, 400 Gulden."

„Hingegen ich im Land mit Reiſen und Zehrung in Wirthshäuſern dieſes ganze Jahr hindurch gebraucht über 300 Gulden."

Facultät in Tübingen verwarf aber den Antrag, und ließ es dabei bewenden, die Angeklagte nur mit den Vorbereitungen der Tortur zu ſchrecken, um vielleicht hierdurch ein Geſtändniß zu erzwingen. Die alte 74 jährige Frau erſchrack bei der Aufzeigung der Marterwerkzeuge ſehr, deſſenungeachtet beſaß ſie ſo viel Standhaftigkeit, daß ſie auf der Betheurung ihrer Unſchuld beharrte [12]). Jetzt ward ſie in Freiheit geſetzt, und auf weitere Verwendung ihres Sohnes auch mit Nachlaſſung von zwei Drittheilen der Gerichtskoſten begnadiget. Nur der kindlichen Liebe ihres Erſtgebornen hatte ſie dieſen Ausgang eines Prozeſſes zu danken, welcher nach dem Geiſte der Zeit auch bei aller Unſchuld ſo gefährlich blieb.

Fünf und dreißigſtes Hauptſtück.

Kaiſer Ferdinand der Zweite. Fortſetzung des Kriegs. Niederlagen der Proteſtanten.

(Vom Jahr 1619 bis 1625)

Obgleich Matthias durch den Verluſt von Pilſen einen äußerſt empfindlichen Schlag erhalten hatte, zeigten die böhmiſchen Stände wiederholt die Neigung zur Verſöhnung mit dem Reichsoberhaupt. Dieſelben legten nämlich nach der Eroberung Pilſens die Bitte bei dem Kaiſer ein, ſeine Truppen wieder aus Böhmen zu entfernen, und Vergleichs-Unterhandlungen anzuordnen. Der Kaiſer ſchien zur Gewährung der Bitte inſoferne geneigt zu ſein, als er einen Waffenſtillſtand bewilligte: dagegen zog ſich die Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen in die Länge, und die Böhmen ſchöpften abermals Verdacht. Da ſie den Stillſtand ſehr eifrig zu Rüſtungen benützt hatten, ſo ſchien der Krieg von ihrer Seite mit erhöhtem Nachdruck erneuert zu werden. Noch bedenklicher wurde aber der Stand der Dinge bald nach-

[12]) Der Bericht des Vogts von Güglingen über die Vollziehung der Tortur-Androhung malt jene Zeit ſo lebhaft, daß wir ihn kürzlich mittheilen wollen.

„Man habe,“ heißt es dort, „die Kepler an den gewöhnlichen zur Tortur beſtimmten Ort führen laſſen, ihr auch allda den Nachrichter unter Augen geſtellt, deſſen Instrumenta fürgezeigt, damit ernſtlich die Wahrheit anzuzeigen erinnert, hat ſie jedoch ohngeachtet aller ernſtlichen Erinnerung und Bedrohung der beſchuldigten Hexerey halber durchaus lediglich Nichts geſtändig ſeyn noch bekennen wollen, mit Anzeigen, man mache mit ihr was man wolle und wenn man ihr ſchon auch eine Ader nach der andern aus dem Leib herausziehen ſollte, ſo wiſſe ſie doch Nichts zu bekennen, und damit auf die Knie niedergefallen, ein Vater Unſer gebeten und darauf vermeldet, Gott ſolle ein Zeichen thun, wann ſie eine Hexe oder Unholdin ſeye, und jemalen mit der Hexerey zu thun gehabt habe, ſie wolle auch darauf ſterben, Gott werde die Wahrheit an Tag geben und nach ihrem Tod offenbaren.“

her; denn Kaiſer Matthias verſchied am 10. März 1619 und Ferdinand von Steiermark, der erbitterte Feind der Reformation und der bürgerlichen Freiheit, ſollte nun die Regierung von Böhmen leiten. In der That ſtieg jezt die Hartnäckigkeit des Kampfes auf beiden Seiten von Tag zu Tag. Ferdinand hatte unmittelbar nach dem Tode des Kaiſers Mathias zwar verſchiedene Verſuche gemacht, einen Vergleich mit den böhmiſchen Ständen zu ſchließen: denn es war den leztern auf ſeinen Befehl nicht nur ein Waffenſtillſtand angetragen, ſondern auch die Beſtätigung ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte zugeſendet worden. Allein die Böhmen wollten von Ferdinand überhaupt nichts wiſſen: ſie wieſen daher alle Friedens-Vorſchläge zurück, und beſchloſſen, den Kampf nachdrücklicher, als je, zu führen. Sofort wurde Graf Matthias von Thurn beordert, nach Mähren vorzurücken, und wenn dieſes Land zur Erhebung wider Ferdinand bewogen werden könnte, zu gleichem Zweck ſelbſt bis nach Öſtreich vorzudringen. Graf von Thurn richtete ſeine Aufträge in Mähren wirklich mit vollſtändigem Erfolge aus, und erſchien alsdann an den Grenzen von Öſtreich. In der leztern Landſchaft waren die Proteſtanten wegen der verübten Feindſeligkeiten gegen ihre Religion noch immer aufgebracht, und als Matthias ſtarb, verweigerten ſie dem gehaßten Ferdinand ſelbſt ihre Huldigung. Unter ſolchen Umſtänden ging die Unternehmung des Grafen von Thurn auch in Öſtreich ſo glücklich von ſtatten, daß er bis Wien vorrückte, und die Belagerung der Stadt begann. Ferdinand, welcher ſich in ſeiner Hauptſtadt befand, hatte nur ſehr geringe Vertheidigungsmittel, und ſeine Lage ward noch verzweifelter, als die evangeliſche Bevölkerung der Stadt Luſt bezeigte, mit den Böhmen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Indeſſen die Unparteilichkeit zwingt zu dem Geſtändniß, daß Ferdinand mit äußerſter Standhaftigkeit in ſolcher Gefahr ſich benahm. Die evangeliſchen Stände in Öſtreich ordneten eine feierliche Botſchaft an ihn ab, um ihn zur Genehmigung eines Bündniſſes, das ſie mit den Böhmen ſchließen wollten, zu bewegen, und zugleich die Erlaubniß auszuwirken, daß die Proteſtanten auch in Öſtreich allgemein ſich bewaffnen dürften. Beide Forderungen wurden verweigert und Ferdinand blieb ſelbſt dann noch unerſchütterlich, als die Botſchafter der Stände ſelbſt an ſeiner Perſon ſich zu vergreifen ſchienen [1]. Noch rühmlicher war es jedoch, daß derſelbe auch den Vorſchlag ſeiner Freunde verwarf, durch die Flucht ſich zu retten. Der männliche Muth wurde durch einen guten Erfolg belohnt; denn eine Abtheilung von Küraſſiren, welche Graf Bouquoi aus Böhmen zur Verſtärkung der Wiener Beſatzung abgeſendet hatte, war ſo glücklich, in die Stadt zu dringen, und jezt trat plötzlich eine unerwartete Wendung der Dinge ein. Während nämlich die Evangeliſchen durch die eingetroffene Verſtärkung der kaiſerlichen Beſatzung ſo beſtürzt wurden, daß Mehrere in das böhmiſche Lager flüchteten, ſtellten ſich umgekehrt die katholiſchen Bürger mit den Studenten zur Vertheidigung der Stadt zahlreich unter die Waffen. Mittlerweile hatte Graf Bouquoi einen Angriff wider den Grafen von Mannsfeld beſchloſſen, um im Fall eines Sieges die Böhmen vor Wien im Rücken zu bedrohen. Der Plan gelang vollkommen: Mannsfeld wurde bei Budweis unverſehens überfallen, und vollſtändig geſchlagen. Als die Nachricht dieſes Unfalles im böhmiſchen Lager vor Wien eintraf, ließ Graf

---

[1]. Everhardi Wassenbergii Panegyricus Ferdinandi II.

„Jam XVI viri fastu intolerabili, triste palatium subeuntes, quidquid extorquere conceperunt, superba periodo supplicabant & (grande nefas) prae sacra dextera & manus osculo Caesarei thoracis nodulos prenantes responsum libello supplici urgebant, in quo nihil humile, nihil supplex tamen excepto vocabulo legeretur."

von Thurn daſſelbe ſogleich abbrechen, um zum Schutze der bedrohten Hauptſtadt Prag nach Böhmen zurück zu eilen.

Nach einer ſolchen glorreichen Befeſtigung ſeines Anſehens in Oeſterreich eilte nun Ferdinand, um durch Erwerbung der Kaiſerkrone auch für die Ueberwältigung der Böhmen und für ſeine Entwürfe gegen die Reformation überhaupt ſich neue Hülfsmittel zu verſchaffen. Wenn immer die Macht des Reichsoberhaupts nicht mehr bedeutend war, ſo gab die hohe Würde doch noch einen gewiſſen Einfluß, und drang durch die Macht der Gewohnheit noch einige ehrerbietige Scheu ab. Deſto ſicherer hätte man erwarten ſollen, daß die evangeliſchen Churfürſten bei den bekannten Grundſätzen Ferdinands und deſſen Benehmen wider die Reformation in ſeinen väterlichen Erblanden ihre Stimmen entſchieden ihm verweigern würden. Wider alle Vermuthung zeigten die beiden Wahlfürſten von Sachſen und Brandenburg ſo wenig Luſt zum Widerſtand, daß auch Churpfalz keine offene Schwierigkeiten zu erheben wagte. Da die geiſtlichen Churfürſten ohnehin einig waren, auch die Einſprache der Böhmen wider die Führung ihrer Wahlſtimme durch Ferdinand unbeachtet blieb, ſo ward letzterer am 9. September 1619 in Frankfurt bei perſönlicher Anweſenheit zum deutſchen Kaiſer ernannt.

Anders geſtalteten ſich die Dinge dagegen in Böhmen und Oeſterreich; denn ſämmtliche Proteſtanten in Böhmen, Mähren, Schleſien, der Lauſitz, Ober- und Unteröſterreich ſchloſſen am 31. Juli und 16. Auguſt 1619 zur Vertheidigung ihrer Religion einen feierlichen Bund, und die böhmiſchen Landſtände ſprachen am 17. Auguſt deſſelben Jahres ſogar die Abſetzung Ferdinands, als Königs von Böhmen, aus. Die Landſtände übertrugen ſodann die Krone auf den Churfürſten Friedrich V. von der Rheinpfalz, einen Schwiegerſohn des Königs Jakobs I. von England. Nachdem die Krönung Friedrichs in Prag feierlich vollzogen worden war, rückten die Böhmen in Verbindung mit einem neuen Bundsgenoſſen, dem Fürſten Gabor von Siebenbürgen, Ende Octobers 1619, zum zweiten Mal vor Wien. Die Uebermacht war auf ihrer Seite, und unrettbar ſchien die öſterreichiſche Hauptſtadt verloren zu ſein; allein ungewöhnliche Ereigniſſe brachten wiederum Hülfe. Nicht genug, daß Gabor durch erlittene Unglücksfälle in Ungarn nach Siebenbürgen zurückkehren mußte, ſetzte auch die Kälte und ungünſtige Witterung den Böhmen ſo ſehr zu, daß ſie die Aufhebung der Belagerung beſchloſſen. Von jetzt an wendete ſich die Lage der Dinge entſchieden gegen die evangeliſche Partei.

Kaiſer Ferdinand II. ſah ſehr gut ein, daß er mit ſeiner Hausmacht unmöglich den Kampf gegen die geſammte proteſtantiſche Richtung mit Erfolg fortſetzen könne. Seine Stellung in Oeſterreich und Böhmen war ſo unſicher, daß er ſelbſt der Gefahr ausgeſetzt war, am Ende alle ſeine Erblande zu verlieren. Unter ſolchen Umſtänden mußte er ſich alſo um andere Hülfe umſehen. Mit großer Staatsklugheit richtete er nun ſein Augenmerk auf Maximilian von Baiern und die katholiſche Liga. Schon während der Wahlverhandlungen in Frankfurt hatte er von den geiſtlichen Churfürſten und dem Herzog Maximilian Verſprechungen von Hülfsleiſtungen erhalten. Am 8. October 1619 brachte er aber vollends bei ſeiner Anweſenheit in München einen förmlichen Bundesvertrag mit Maximilian zu Stande [2]). Umgekehrt

---

[2]) Dieſer merkwürdige und ſo folgenreiche Vertrag, worin Maximilian mit eiferſüchtiger Sorgfalt die Oberleitung aller Unternehmung ſich vorbehielt, hatte im Weſentlichen folgenden Inhalt:

„Nachdem Maximilian wegen der gegenwärtigen äuſſerſten Gefahr, worin Ferdinand und ſein Haus, folgends auch alle katholiſchen Churfürſten und Stände des Reichs, ja die katholiſche Religion ſelbſt begriffen ſey, mit Um-

ſuchte der neue König von Böhmen, Churfürſt Friedrich von der Pfalz, die evangeliſche Union zu ſeiner Vertheidigung in Bewegung zu ſetzen. Trotz verſchiedener Bedenklichkeiten der Reichsſtädte wurde von den Häuptern der Union in der That ein entſcheidender Schritt beſchloſſen. Sie forderten nämlich von den Katholiken in drohender Weiſe Gewährſchaften für die Sicherheit der proteſtantiſchen Religion. Maximilian von Baiern, welchem als Haupt der Liga das Verlangen der Union eröffnet wurde, verwarf dasſelbe mit Bitterkeit, und nahm ſofort (1620) eiligſt große Rüſtungen vor. Jetzt nahm der Krieg erſt ſeinen gefährlichen Charakter an; denn nun mußte ſowohl die Geſammtheit der Katholiken, als jene der Evangeliſchen in den Kampf hineingeriſſen werden. In der That zog Maximilian von Baiern alsbald ein Heer bei Donauwörth, die evangeliſche Union dagegen ein ſolches bei Ulm unter der Führung des Markgrafen Ernſt von Ansbach, zuſammen.

Auf Seite der Proteſtanten wollte man aber nicht nur ähnliche Fehler begehen, wie im vorigen Jahrhundert bei dem Schmalkalder Krieg, ſondern die Schwachheit beinahe bis zum offenen Verrath an ihrer Sache treiben. Ferdinand II., in Staatsſachen liſtig und gewandt, ſuchte nämlich im Innern der evangeliſchen Partei Zwietracht zu erwecken, und erſah ſich zu dem Ende den Churfürſten von Sachſen zum Gegenſtand ſeiner Anſchläge aus. Der Fluch der Uneinigkeit zwiſchen Lutheranern einerſeits und Zwingliſchen ſowie Calviniſten andererſeits wirkte noch immer fort, und erbitterte die Proteſtanten unter einander oft noch mehr, als die getrennten Religionstheile der Katholiſchen und Evangeliſchen. Da insbeſondere der Churfürſt Johann Georg von Sachſen wegen der Ausbreitung des Calvinismus ſehr aufgebracht war, ſo wurde dieſer Umſtand benützt, um denſelben von der Unterſtützung ſeiner Glaubensgenoſſen im Religionskrieg abzuhalten. Der Anſchlag gelang vollkommen; denn als Johann Georg die ſchriftliche Verſicherung der katholiſchen Fürſten erhielt, daß es nicht auf Wiedereroberung der geiſtlichen Güter, welche die Proteſtanten eingezogen hatten, abgeſehen ſei, ſchloß er wirklich einen Separat-Vertrag mit dem Kaiſer. Ja er ſagte dem letztern ſogar Unterſtützung zur Behauptung ſeiner Würde zu [3]).

ſtänden erinnert, und auf das beweglichſte angelangt und erſucht worden ſey, daß er das völlige Directorium über der Katholiſchen Verfaſſung und Defenſionsweſen, wozu ſie dem Kaiſer und ſeinem Reich zu guten, wie auch zu ihrer eigenen Conſervation benöthigt worden, über ſich nehmen, und dem gemeinen Weſen zum Beſten führen wollte, als ſey er ungeachtet der Schwerwichtigkeit des Werkes Gefahr und Ungelegenheit, darin er ſeine eigene Perſon, Haus, Land und Unterthanen ſetze, nicht ungeneigt, laſſe es ſich auch nicht zuwider ſeyn, ſich mit ſolchem ihm angetragenen freyen und abſoluten Directorium mit Werbung und Anführung der Völker im Namen des Allerhöchſten zu beladen, jedoch mit dieſer ausdrücklichen Condition, daß nachdem er und die übrigen katholiſchen Stände mit Geld und Völkern wirklich verordnet ſeyn werde, alsdann nach Verſicherung ſeiner und ſeiner conföderirten Stände er auch Ferdinanden wider ſeine Feinde ſolchergeſtalt beyſtehen wolle, wie ers nach Beſchaffenheit der Umſtände für nützlich erachten, auch die hierzu verordnete Mittel und Gelegenheit es zulaſſen werden. Weil nun dieſes noch alles ungewiß ſey, könne er ſich zu nichts gewiſſen verbinden, auſſer er für ſeine Perſon nicht unterlaſſen wolle, was in ſeiner Gewalt ſtehe. Dagegen ſoll ihn weder Ferdinand noch jemand anderer von deſſen Haus auf keinerley Weiſe oder Art ſolche ihm überlaſſene abſolute und völlige Direction entweder ſelbſt verhindern, noch andern zu thun geſtatten."

[3]) Die Erklärung des Churfürſten lautete:

„Daß, nachdem er die böhmiſchen Unruhen mit ihren Folgen auch des Bethlen Gabors und folglich der Türken hervorbrechenden Gewalt erwogen, und allen Umſtänden nach gefunden, daß durch keine gütliche und rechtliche Mittel demſelben zu helfen ſey, er aus vielen und wichtigen Urſachen dem Kaiſer hilfliche Hand biethen, und alle mögliche Aſſiſtenz leiſten wolle, damit er bey ſeinem durch rechtmäßige und ordentliche Mittel erlangten Kaiſerthum und Königreich erhalten, und ſeine kaiſerliche Würde und Anſehen nicht verletzt werde."

Gleichzeitig hatte Ferdinand II. nicht nur die Stände in Unterösterreich zur Huldigung gebracht, ſondern auch am ſpaniſchen Hofe die beſtimmte Zuſicherung zu einem Einfall in die Rheinpfalz ausgewirkt. Als die katholiſche Partei durch alle dieſe Schritte ſo ſehr geſtärkt, und die evangeliſche ſo bedeutend geſchwächt worden war, trat vollends noch Frankreich hervor, um zwiſchen der katholiſchen Liga und der evangeliſchen Union den Frieden zu vermitteln. Wider alle Erwartung kam am 3. Juli 1620 wirklich in Ulm ein Vertrag zu Stande, worin die Proteſtanten die Nachgiebigkeit bis zur Feigheit trieben. Während nämlich beide Theile Frieden gelobten, und die endliche Erledigung der gegenſeitigen Beſchwerden auf günſtigere Zeiten verſchoben, willigten die Häupter der evangeliſchen Union eben ſo unedelmüthig, als ſtumpfſinnig ein, daß die Böhmen von dem Frieden ausgeſchloſſen bleiben, die katholiſche Liga alſo ihre geſammte Macht zur Unterjochung jener Landſchaft, ſowie jener von Oeſterreich, dem Kaiſer zur Verfügung ſtellen dürfe. Solches geſchah nun ſogleich; denn Maximilian rückte in Eilmärſchen nach Oberöſterreich, und zwang die verrathenen proteſtantiſchen Stände daſelbſt zur unbedingten Huldigung zu Gunſten Ferdinands II. Alsdann vereinigte ſich Maximilian in Unteröſterreich mit einem kaiſerlichen Heere von 20,000 Mann unter dem Grafen von Bouquoi, und trat nach Zerſtreuung der böhmiſchen Truppen im Oeſterreichiſchen den Zug nach Böhmen an. Der Fürſt von Anhalt, welcher das böhmiſche Hauptheer führte, war bei der großen Uebermacht der Gegner nicht im Stande, das Feld zu behaupten, ſondern zog ſich unter die Mauern von Prag zurück. Am weißen Berge, wo die Böhmen mit den Truppen ihres neuen Königs Friedrich ein verſchanztes Lager errichten wollten, kam es zwiſchen ihnen und Maximilian von Baiern am 8. November 1620 zur entſcheidenden Schlacht, in welcher Maximilian, trotz der Tapferkeit und geſchickten Manöver des Fürſten Anhalt und ſeiner Deutſchen, einen vollſtändigen Sieg errang. Die Ungarn flohen zuerſt, nach ihnen die Böhmen, und nun wurden erſt die Deutſchen zum Weichen gebracht. Friedrich von der Pfalz war in Prag anweſend, nahm aber ſeltſamer Weiſe keinen Antheil an dem Kampf. Eiligſt floh er nach der Entſcheidung nach Brandenburg und von dort nach Holland. Seine Krone war verloren, die Reformation in Böhmen zu Grunde gerichtet. Am Tage nach der Schlacht ergab ſich Prag, und dieſem Beiſpiele folgten ſogleich alle übrigen Städte. Während die anſehnlichſten Häupter des Aufſtandes durch die Flucht ſich retteten, ergaben ſich die Landſtände unbedingt der Gnade des Kaiſers. Jetzt erhielt die Reformation einen Schlag, von welchem ſie ſich nie wieder vollſtändig erholte. Ferdinand II. ahmte in Böhmen faſt das Beiſpiel Alba's in den Niederlanden nach. Nicht genug, daß ſieben und zwanzig Vornehme, als Anführer des Aufſtandes, nach dem Urtheil eines Specialgerichts unnachſichtlich hingerichtet wurden, ergieng das gleiche Schickſal wider viele Männer aus dem Volke. Die entflohenen Häupter der Evangeliſchen wurden in contumaciam zum Tode verurtheilt und aller ihrer Güter für verluſtig erklärt. Selbſt gegen den Churfürſten von der Pfalz ließ der Kaiſer die Reichsacht verhängen. Man nannte die blutigen Thaten Ferdinands II. in Böhmen an ſeinem Hofe freilich die gerechte Beſtrafung des Aufruhrs; doch ihr eigentlicher Beweggrund lag anderwärts, nämlich in der Abſicht, durch Terrorismus jedem künftigen Aufſchwung bürgerlicher und religiöſer Freiheit vorzubeugen. Die finſtere Unduldſamkeit des Kaiſers ſtreifte an Fanatismus, und ſo kannte er keine höhere Aufgabe ſeines Lebens, als die gewaltſame Unterdrückung der Reformation, welche er als die Quelle der bürgerlichen Freiheits-Ideen anſah, und bei ſeinem herrſchſüchtigen Gemüth demnach ſo bitter haßte. Sein Entſchluß, die evangeliſche Religion in Böhmen um jeden Preis zu verdrängen, war unerſchütterlich; allein im erſten Jahre nach ſeinem Siege (1621) hielt er ihn noch in ſeiner Seele zurück, weil man vor-

erſt den Churfürſten Johann Georg von Sachſen noch mehr umſtricken wollte. Durch die Kurzſichtigkeit dieſes Mannes war dem Kaiſer der Sieg über die Böhmen in die Hände geſpielt worden, plötzliche Verfolgung der evangeliſchen Religion nach dem Siege hätte dem Churfürſten vielleicht noch zur rechten Zeit die Augen öffnen können: man verlegte ſich daher wieder auf die Liſt, indem vorgegeben wurde, die Verfolgung der Proteſtanten in Böhmen gelte nur den Calviniſten, gegen die man in Sachſen ſo großen Haß hegte [4]). Im Jahr 1622 legte Ferdinand II. die Larve ab, und ſchritt auch in Böhmen offen zur Unterdrückung der evangeliſchen Religion nach allen ihren Richtungen. Schon durch eine Verordnung vom 13. December 1621 waren alle proteſtantiſchen Geiſtlichen böhmiſchen Stammes aus Prag verbannt, und nur den deutſchen aus Rückſicht auf den ſächſiſchen Hof noch der Aufenthalt geſtattet worden. Im Jahre 1622 wurden aber alle proteſtantiſchen Pfarrer ohne irgend eine Ausnahme in ganz Böhmen ihrer Aemter entſetzt. Später (1624 und 1627) ſprach Ferdinand II. gar aus, daß er überhaupt keine evangeliſche Bevölkerung in Böhmen dulde, jeder Bauer, Bürger und Edelmann alſo zur katholiſchen Religion zurückkehren, oder das Land räumen müſſe.

Es iſt angeführt worden, daß der Madrider Hof dem Kaiſer einen Angriff auf die Rheinpfalz verſprochen hatte. Dieſer wurde von den Niederlanden aus um die nämliche Zeit wirklich ausgeführt, zu der Maximilian von Baiern die Böhmen überwältigte. Unter der Führung des Generals Spinola war ein ſtarkes ſpaniſches Heer in der Rheinpfalz eingerückt, und hatte ſich ſofort einiger Plätze bemächtiget. Da hiezu der Kaiſer nach dem Ulmer Vergleich nicht ermächtiget war, ſo lag es ſowohl in der Pflicht, als im Intereſſe der evangeliſchen Union, die Länder ihres Hauptes, des Churfürſten Friedrich, mit Nachdruck zu ſchützen; doch dieſer Bund wollte ſeinen Character der Unbeholfenheit und Schwäche bis ans Ende durchführen. Der geringe Widerſtand, welchen man leiſtete, war daher ſo ſchlecht geleitet, daß die Spanier nicht nur in den eingenommenen Plätzen ſich behaupteten, ſondern noch andere eroberten, und endlich in dem größten Theile der Pfalz ſich feſtſetzten. Endlich löste ſich die jammervolle Union ſogar ganz auf. So wenig ferner der Schwiegervater Friedrichs V., der König von England, Anſtalten machen wollte, um dem Eidam zu Hülfe zu kommen, eben ſo wenig waren die nicht unirten evangeliſchen Fürſten in Deutſchland einer energiſchen Anſtrengung im Großen fähig, um dem drohenden Untergang ihrer Religion entgegen zu wirken. Nur ein Graf ohne Land, Peter Ernſt von Mansfeld, trat allein noch kräftig für die Partei auf. Derſelbe hatte ſich in Pilſen auch nach dem Siege Ferdinands II. bei Prag noch längere Zeit behauptet; wegen Mangels an Sold übergaben ſpäter ſeine gedungenen Waffenknechte zwar die Stadt an die Kaiſerlichen: doch der Muth des Grafen war noch nicht erſchüttert. Nach

[4]) Man hat hierüber noch ein merkwürdiges Schreiben des Jeſuiten Martin Becanus, des Beichtvaters Ferdinands II., an den churſächſiſchen Hofprediger Hoenegg, vom 17. März 1621, worin es heißt:

»Nunc igitur vellem amice ac familiariter cum Rev. ac nob. Dominatione Vestra conferre, an non expediret, ipsas literas Majestatis penitus tollere ac abolere propter has causas: 1. quia a spiritu Calvinistico profectae sunt; 2. quia magna ex parte dederunt occasionem rebellioni; 3. quia juste metuendum est, ne novam rebellionem concitent, nisi aboleantur; 4. quia ex earum abolitione nullum fiet praejudicium aut nostrae Romanae, aut Vestrae Augustanae confessioni. Imo tam nostra, quam Vestra Confessio magno periculo liberabitur, si communi consensu tollatur illud idolum rebellium Calvinistarum. Haec privatim propono. Si Rev. ac Nob. Dominatio vestra non probat has rationes, non repugno. Si autem probat, quod mihi est gratius, rogo, ut pro suo in S. Caes. Majestatem pio affectu conetur optimo modo inducere Serenissimum Electorem, ut in abrogationem seu abolitionem clementissime consentiat.«

Empfang neuer Hülfsgelder ſtellte er vielmehr in der Oberpfalz ſo lebhafte Werbungen an, daß er bald ein Heer von 20,000 Mann ins Feld führen konnte. Mit dieſem eilte er nun zur Vertreibung der Spanier aus der Pfalz dem Rheine zu. Der ſpaniſche General Corduba, Nachfolger von Spinola, fürchtete die Macht des Gegners ſo ſehr, daß er bei ſeiner Annäherung eiligſt die Belagerung von Frankenthal aufhob; indeſſen Mansfeld mußte aus Rückſicht auf ſeine Söldner ſich Geld zu verſchaffen ſuchen, und hatte hiezu die reiche öſterreichiſche Landſchaft Elſaß auserſehen. Dort brandſchazte er nun, und überließ für das erſte den Spaniern die Pfalz.

Als die Werbungen des Grafen in der Oberpfalz bekannt geworden waren, hatte Maximilian von Baiern ſeinem Feldherrn Tilly ſchon den Auftrag gegeben, den Mannsfelder zu vertreiben. Tilly konnte ihn jedoch nicht erreichen, und folgte ihm in die Unterpfalz. Graf von Mannsfeld verſetzte nach der Verheerung des Elſaßes ſeine Plünderungen in das Bisthum Speier, und ließ auch den Grafen Tilly in der Pfalz feſten Fuß faſſen. Nachdem aber der Churfürſt Friedrich verkleidet bei ihm eingetroffen war, griff er die Baiern bei Wißloch an. Die erſten Gefechte waren nur unbedeutend, und fielen bald für dieſen, bald für jenen Theil günſtig aus; doch bald kam es zu einem entſcheidenden Schlag. Markgraf Georg Friedrich von Baden, im Beſitze einer vorzüglichen Kriegsmacht, wollte die Unternehmung des Grafen Mannsfeld benützen, um dem Unglück der evangeliſchen Partei zu ſteuern. Er vereinigte daher ſeine wohlgerüſteten Truppen mit den Mannsfeldiſchen, und ging ſodann dem Grafen Tilly entgegen. Dieſer war von dem Vorgang ſo überraſcht, und bei der Uebermacht der Gegner ſo beſorgt, daß er ſchon an der Möglichkeit des Widerſtandes verzweifelte; gleichwohl ſollte die Sache den entgegengeſetzten Ausgang nehmen. Während nämlich Mannsfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden den unverzeihlichen Fehler begingen, nach vollzogener Vereinigung ſich wieder zu trennen, war es gerade umgekehrt dem baieriſchen General gelungen, das ſpaniſche Heer von 12,000 Mann unter Corduba an ſich zu ziehen, und durch dieſe Verſtärkung ermuthiget, lieferte er von den vereinzelten Gegnern dem Markgrafen von Baden bei Wimpfen eine entſcheidende Schlacht. Auch jetzt noch neigte ſich der Sieg Anfangs auf Seite des Markgrafen, und ſchon begannen die Baiern zu fliehen, als plötzlich im badiſchen Heere durch Entzündung einiger Pulverkarren Verwirrung entſtand. Graf Tilly wußte dieß ſehr gut zu benützen: denn er wiederholte einen Haupt-Angriff und nöthigte in der allgemeinen Unordnung das geſammte Heer der Gegner zur Flucht. Dieß war ein neuer bedeutender Schlag für den Churfürſten von der Pfalz und die geſammte evangeliſche Partei; andere ſollten bald nachfolgen.

Nach der Niederlage des Markgrafen von Baden erhob ſich ein nachgeborner Prinz des braunſchweigiſchen Hauſes, Herzog Chriſtian, um bei der ſchmachvollen Unthätigkeit der regierenden evangeliſchen Fürſten zur Rettung des Churfürſten von der Pfalz und ſeiner Sache auf eigene Fauſt einen Verſuch zu machen. Chriſtian warb ein Heer an, und zog dem Rheine zu, um ſich mit dem Grafen von Mannsfeld zu vereinigen; allein er wurde in verſchiedenen Treffen von den Kaiſerlichen empfindlich geſchlagen. Als er endlich mit den Ueberbleibſeln ſeines Heeres die Vereinigung mit Mannsfeld doch noch zu Stande brachte, beſchränkte die verbundene Macht ihre Wirkſamkeit leider auf eine neue Plünderung des Elſaßes, und fügte durch ſolche Ausſchweifungen ihrer eigenen Partei den größten Nachtheil zu. Der Muth der geſammten reformatoriſchen Richtung ſank überhaupt ſo ſehr, daß man ſich wieder auf Fürbitten legte, um dem Churfürſten von der Pfalz die Verzeihung des Kaiſers auszuwirken. Da Ferdinand II. ſchon als Bedingung bloßer Unterhandlungen die Entlaſſung des Mannsfeldiſchen und Braun-

ſchweigiſchen Heeres forderte, ſo willigte der gedemüthigte Churfürſt von der Pfalz auch in ſolche Forderung, und entließ ſowohl den Grafen Mannsfeld, als den Herzog Chriſtian von Braunſchweig aus ſeinem Dienſte. Nirgends zeigte ſich demnach ein ernſtlicher Widerſtand der Proteſtanten, und über alle Erwartung vollſtändig war der Sieg des Kaiſers ſo wie der katholiſchen Liga.

Nunmehr ordnete Ferdinand II. im Jahr 1623 eine Verſammlung der Churfürſten in Regensburg an, um ſeine Erfolge auch im Wege der Geſetzgebung zu befeſtigen, und zugleich einen weiteren wichtigen Staatsplan durchzuſetzen. Der Kaiſer ging nämlich darauf aus, den Katholiken unter den Wahlfürſten ein noch größeres Uebergewicht zu verſchaffen, und zugleich die katholiſchen Fürſtenhäuſer auf Koſten evangeliſcher beträchtlich zu heben. Zu dem Ende wollte er die pfalz-baieriſche Linie der Churwürde berauben, und die letztere der eifrig katholiſchen Münchner Linie übertragen. Der Plan des Kaiſers war für die geſammte proteſtantiſche Partei im äußerſten Grade gefährlich, und mußte auch die Eiferſucht der Fürſten erregen. Eine Mehrheit im Rathe der Churfürſten konnte er für die Maaßregel freilich erlangen, da ihm außer der böhmiſchen Stimme jene der drei geiſtlichen Wahlfürſten unbedingt zu Gebot ſtanden. Wenn indeſſen Johann Georg von Sachſen an die Spitze der evangeliſchen Richtung getreten, und als Organ derſelben wider das Vorhaben Ferdinands II. nachdrückliche Einſprache erhoben hätte, ſo war es ſehr zweifelhaft, ob das Reichsoberhaupt die Durchſetzung ſeiner Abſicht gewagt hätte. In der That fürchtete man den Widerſpruch des Churfürſten von Sachſen am kaiſerlichen Hofe ſo ſehr, daß man vor allem auf Mittel und Wege dachte, die Einwilligung oder wenigſtens das Stillſchweigen deſſelben zu erkaufen. Als Preis wurden endlich die Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz ermittelt, welche pfandweiſe an Sachſen überlaſſen wurden [5]). Nunmehr ſchritt Ferdinand II. ohne weiteres zur That, erklärte auf dem Churfürſten-Tage zu Regensburg den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, wegen Aufruhrs gegen die Reichsgewalt, der Würde eines Wahlfürſten ſowie eines Theiles ſeiner Länder für verluſtig, und verlieh beide an den Herzog Maximilian von Baiern, das Haupt der katholiſchen Liga [6]). Durch

---

[5]). Später ging freilich auch das Eigenthum beider Markgrafſchaften auf Churſachſen über. Anfangs ſchien aber der Kaiſer die Hoffnung auf Wiedererwerb nicht aufgegeben, eben deßhalb nur in die Verpfändung gewilliget zu haben, wie aus folgendem Brief deſſelben an Wallenſtein erhellt:

„Hochgeborner, lieber Herzog zu Friedland u. ſ. w. Ich kann Deroſelbten hiermit gnädigſt nicht verhalten, wie daß ich ſchon längſt Vorhabens und in Willens geweſen, die aus nothdringenden, unumgänglichen und Ihr wohlbewußten Urſachen, dem Churfürſten zu Sachſen „pfandweis“ hingelaſſene und Meinem Erbkönigreich Böheimb incorporirte beide Markgrafthümer Ober- und Niederlauſitz wiederumb abzulöſen und zu angeregtem, Meinem Königreiche zu bringen, ſolches auch längſt gern gethan hätte, wenn es mir nit an hierzu dienlichen Mitteln ermangelt. Wann ich dann zu Deroſelbten vor allen Anderen das gnädigſte gnügliche Vertrauen geſetzt, . . . als habe ich Sie hiermit „erſuchen“ wollen, gnädigſt begehrend, ob Sie mir dießfalls mit Dero Gutachten an die Hand gehen wollen“

[6]): Dieſes Verfahren Ferdinands II., welches ungemeines Aufſehen erregte, war in folgender Weiſe urkundlich motiviret worden:

„Der Kaiſer könne ſich nicht einbilden, daß jemand im Reich ſo ungerecht erfunden werden ſolle, der ihm zumuthen dürfte, denjenigen wieder zu ſich in ſein innerſtes Collegium reſtituiren zu laſſen, der ihm und dem Reich, ſonderlich den gehorſamen Ständen, die dem Kaiſer geholfen, zu Schimpf, Schaden und Nachtheil, ſo viel in ſeinem Vermögen geweſen, nichts unterlaſſen, der mit des Kaiſers größten nud grauſamſten Verfolgern und Feinden, ja mit den Türken ſelbſt ſich verbunden, und gefährlich zu practiciren nicht aufgehört, an dem der Kaiſer, und die Churfürſten und Stände, beſonders die ihn demüthigen helfen, er möge ſich verſtellen wie er wolle,

Eigennutz wurde ſohin der Churfürſt von Sachſen zum Verräther an ſeiner Partei, und hierdurch fügte er der Reformation ſowie dem geſammten Vaterlande unermeßliche Nachtheile zu. Dieß zeigte ſich nur zu bald.

Ferdinand II. hatte nun alle ſeine Zwecke erreicht, da nicht nur die Böhmen vollſtändig unterworfen, und die evangeliſchen Stände in Öſtreich zum Schweigen gebracht worden waren, ſondern die katholiſche Partei ſowohl im Rathe der Churfürſten, als ſonſt ein entſchiedenes Uebergewicht über die evangeliſche erlangt hatte. Gleichwohl machte die Liga keine Anſtalten zur Entwaffnung. Was ſoll dieſe drohende Stellung bedeuten, fragte man ſich unter den Proteſtanten? Iſt der Bedrückung noch nicht genug geſchehen, ſoll vielleicht auch Niederdeutſchland mit Gewalt zum Abfall von der Reformation gezwungen werden? Dort hatte dieſe ihren vorzüglichſten Stützpunct; konnte alſo auch Niederdeutſchland wie Böhmen, Baiern, Öſtreich, Steiermark, Kärnthen und Krain behandelt werden, ſo war es um die Kirchen-Verbeſſerung geſchehen. Ferdinand II. hatte nun ſehr bedenkliche Beweiſe ſeiner fanatiſchen Sinnesart geliefert, er hatte ſeine Abſicht, für die Ausrottung der evangeliſchen Religion alles zu wagen, nur zu oft zu erkennen gegeben. Möglich alſo, daß er dieſelben Anſchläge auch gegen Niederdeutſchland im Sinne führe. War letzteres auch nicht wirklich der Fall, ſo glaubte man es doch, und es dachten im Jahre 1624 nun die Norddeutſchen an die Bildung eines Bundes, um die Reformation vor dem Untergang zu bewahren. Dadurch trat eine neue Phaſe des Krieges ein.

Sechs und dreißigſtes Hauptſtück.

Der niederſächſiſche Bund. Siege Tilly's und Wallenſteins.

(Vom Jahr 1625 bis 1629.)

Erwägend die Lage der Dinge, und überhaupt alle die Gründe zu ernſtlichen Beſorgniſſen, welche im vorigen Hauptſtück angeführt wurden, verhandelten der Churfürſt von Brandenburg, die Herzöge von Meklenburg, Braunſchweig und Holſtein, ſowie die freien Reichsſtädte Hamburg, Lübeck und Bre-

einen immerwährenden Feind haben würden, als habe er wegen der ihm und dem Reich wegen der abſcheulichſten und der zuvor im Reich niemals erhörten Felonien heimgefallenen pfälziſchen Churwürde zur Haltung und Vollziehung ſeines Wortes, und damit das churfürſtliche Collegium wieder ergänzt werde, unumgängliche Verſehung thun müßen."

„Er habe daher aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälziſche Churwürde dem Herzog Marimilian von Baiern verliehen."

Vor dem Ausſpruche der Uebertragung der pfälziſchen Churwürde auf Marimilian, und zwar noch bei der Verſammlung in Regensburg wollte freilich Sachſen jetzt auf ein Mal Hinderniſſe erregen, weil inzwiſchen auch die deutſchen evangeliſchen Prediger in Böhmen durch Ferdinand II. verfolgt worden waren. Allein der Kaiſer kehrte ſich nun nicht mehr an die Einſprache Johann Georgs. Immer hatte dieſer durch ſeine habſüchtigen Verträge mit Ferdinand II. jener bedeutenden Schwächung der evangeliſchen Partei Vorſchub geleiſtet.

men im Jahre 1625 über die Errichtung einer Einigung, um allenfallſigen Uebergriffen des Kaiſers mit gewaffneter Hand nachdrücklichen Widerſtand zu leiſten. Sowohl der König von Schweden, als jener in Dänemark, waren durch ihre Intereſſen gedrungen, an einem ſolchen Bund Antheil zu nehmen, und beide ſuchten auch unter Vermittlung Englands die Leitung deſſelben zu erhalten. Die meiſten Anſprüche auf eine ſolche Auszeichnung hatte der junge König Guſtav Adolph von Schweden erworben, da er in einem Kriege gegen Polen bedeutende Feldherrngaben entwickelt, und überhaupt mit Ruhm ſich bedeckt hatte. Da er aber in Deutſchland keine Länder beſaß, während der König Chriſtian IV. von Dänemark durch ſeine Fürſtenthümer Holſtein und Jütland deutſcher Reichsſtand war, ſo wurde letzterer zum Haupte des niederſächſiſchen Bundes ernannt.

Nach den erſten Vorbereitungen zur Aufſtellung und Unterhaltung eines anſehnlichen Heeres legten die Verbündeten dem Kaiſer ihre Beſchwerden vor, und forderten Gewährſchaften für die Aufrechthaltung der Reichsverfaſſung ſowie der evangeliſchen Religion. Ferdinand II. fühlte ſich aber zu mächtig, um einem ſolchen Verlangen gutwillig ſich zu fügen; er lehnte daſſelbe daher nicht nur entſchieden ab, ſondern forderte umgekehrt die Auflöſung der niederſächſiſchen Einigung, als einer Verletzung ſeines Anſehens. Eingedenk ſeiner ſchnellen Siege in Oeſterreich und Böhmen, und ein gleiches auch in Niederdeutſchland durch die katholiſche Liga erwartend, ließ er dem Feldherrn der letztern, dem Grafen Tilly, mit Zuſtimmung der Bundeshäupter, ſogar den Befehl ertheilen, unverzüglich in den niederſächſiſchen Reichskreis einzurücken. Allein bei der Ausführung dieſes Planes ergaben ſich Schwierigkeiten, auf welche der Kaiſer nicht gerechnet hatte. Nicht bloß der König von Dänemark, der Churfürſt von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg und Braunſchweig, ſowie die drei Reichsſtädte Hamburg, Bremen und Lübek hatten mit Nachdruck gerüſtet, ſondern auch der König Jakob von England unterſtützte aus Rückſicht auf ſeinen Schwiegerſohn, den Churfürſten von der Pfalz, den neuen evangeliſchen Bund. Mit Hülfe ſeiner Geldzuſchüſſe wiederholten Mansfeld ſo wie Chriſtian von Braunſchweig ihre Werbungen, und beide ſtellten beträchtliche Streitkräfte zu dem Heere der Verbündeten. Das letztere war nunmehr zu 60,000 Mann angewachſen, und der Macht Tilly's ſo entſchieden überlegen, daß dieſer um Verſtärkung durch ein kaiſerliches Heer nachſuchte. Ferdinand II. kam durch dieſen Antrag in Verlegenheit, weil er trotz der Siege in ſeinen Erblanden, für den Augenblick keine Mittel beſaß, um bedeutende Rüſtungen vorzunehmen. Auf der andern Seite konnte es ihm keineswegs angenehm ſein, die entworfenen Staatspläne ausſchlieſſend von dem guten Willen der Liga abhängen zu laſſen; denn deren Haupt, Herzog Maximilian von Baiern, hatte zu ſehr ſeine Eiferſucht gegen das ſtaatliche Uebergewicht des Kaiſers verrathen. In dieſer Verlegenheit kam ihm nun ein Antrag äuſſerſt erwünſcht, welcher ihm von einem ſeiner höhern Offiziere, Herrn zu Waldſtein, unerwartet gemacht wurde. Wallenſtein, wie der Name ſpäter geſprochen ward, erbot ſich nämlich, dem Kaiſer auf eigene Koſten ein bedeutendes Heer ins Feld zu ſtellen.

Wie es möglich war, daß ein bloßer Privatmann ein ſolches Verſprechen nicht bloß ertheilen, ſondern auch erfüllen konnte, erklärt ſich aus dem Geiſte und den Zuſtänden jener Zeit. Die Raubſucht, welche dem kriegeriſchen deutſchen Adel ſchon in den früheſten Zeiten anhing, hatte ſich in ſoweit erhalten, daß bei einem Kriege in den beſetzten feindlichen Ländern rückſichtslos gebrandſchatzt und geplündert wurde. Ein Theil des Raubes fiel immer den geworbenen Waffenknechten zu, ja man unternahm die Werbung öfters nur durch die Hoffnung auf die Plünderung. Die Kriegszucht war zwar auch in den

geworbenen Heeren in ſofern ſtrenge, als ſchauderhafte Strafen und Hinrichtungen ſehr häufig vorfielen; indeſſen ſie bezog ſich mehr auf den Dienſt, und wenn die Söldner hierin pünktlich, ſo wie gehorſam ſich bezeigten, wurde ihnen ſonſt manches nachgeſehen, namentlich Völlerei und Unzucht geſtattet. Alle arbeitſcheuen Menſchen liebten darum den Kriegsdienſt, und ließen durch die harten Strafen keineswegs davon ſich abſchrecken. Wer der Zucht ſeiner Eltern entlaufen wollte, oder durch Ausſchweifung ſich zu Grunde gerichtet hatte, Verbrecher, die den Verfolgungen des Richters zu entgehen trachteten, oder, ſchon verurtheilt, entſprungen waren, ſuchten bei einer Werbfahne Zuflucht. Leute ſolcher Art gab es nun bei der damaligen Verwirrung in Deutſchland ſo viele, daß man nichts brauchte als ein landesherrliches Werbpatent und Geld, um ein großes Heer aufzuſtellen. Daſſelbe beſtand freilich größtentheils aus Taugenichtſen; allein durch die Vorliebe für den Kriegsdienſt gab es doch auch viele geübte Soldaten, welche gerne ſich anwerben ließen, und im Uebrigen wußte eine ſcharfe Kriegszucht den wilden Haufen wenigſtens in Beziehung auf militäriſche Zwecke zu beherrſchen. Der Name des Oberanführers, durch den in Auftrag des Kaiſers oder eines Landesherrn die Werbungen unternommen wurden, hatte auf größeres oder geringeres Zuſtrömen von Söldnern bedeutenden Einfluß, weil letztere lieber unter einem Feldherrn von Ruf Dienſte nahmen. Albrecht von Wallenſtein war nun freilich noch nicht als Heerführer des erſten Ranges bekannt; allein er hatte als Oberſter an der Schlacht am weißen Berg mit Auszeichnung Antheil genommen, und noch größern Ruhm als kaiſerlicher Generalmajor bei den folgenden Kämpfen in Ungarn erworben. An Geld fehlte es ihm eben ſo wenig. Schon von Jugend auf war der hochſtrebende Sinn dieſes Mannes mit ehrgeizigen Entwürfen erfüllt geweſen, und da er dieſelben zugleich mit großer Berechnung verfolgte, ſo hatte er frühzeitig alle ſeine Sorgfalt auf Erwerbung von Vermögen gerichtet, als dem ſicherſten Wege zur Macht. Nachdem er durch ſeine Gemahlin, Lucretia von Landeck, beträchtliche Güter erhalten hatte, verlieh er, nach dem Tode derſelben, durch die Vermählung mit einer Gräfin von Harrach ſeiner öffentlichen Stellung ſchon einen gewiſſen Glanz. Auch im Materiellen war der Vortheil der zweiten Ehe bedeutend, weil ſein Schwiegervater, als vertrauter Rath des Kaiſers, großen Einfluß beſaß, und dieſen zum Theil auf den Eidam übertrug. Um, als Grundlagen für ſeine Entwürfe, vornehmlich ſein Vermögen zu vergrößern, ergab ſich Wallenſtein mit vielem Geſchick dem Ankauf und Tauſch von Herrſchaften und Landgütern. Er hatte die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, und war in den Geſchäften ſehr geübt. Da er nun ſeinen ganzen Briefwechſel ſelbſt beſorgte, ſogar mitten im Kriege die obere Leitung ſeiner Güter durch ſchriftliche Anweiſungen an Verwalter und Beamte ſelbſt führte, ſo nahm ſein Wohlſtand ſichtbar zu. Der Sieg des Kaiſers über die Böhmen gab ihm nun vollends Gelegenheit, den Wohlſtand in auſſerordentlichen Reichthum zu verwandeln. Ferdinand II. hatte die bereits erwähnten Beraubungen flüchtiger Proteſtanten ſo weit getrieben, daß er über 600 Herrſchaften in Böhmen einziehen ließ, und daraus mehrere Millionen für ſeine Kriegszwecke erlöſen wollte. Auch zur Bezahlung von Schulden wurden ſolche Herrſchaften verwendet, und da unter andern Albrecht von Wallenſtein einige Regimenter für den Kaiſer aus eigenen Mitteln aufgeſtellt hatte, ſo überließ er ihm theils an Zahlungsſtatt, theils zur Belohnung, die reiche Herrſchaft Friedland um einen äuſſerſt niedrigen Preis. Bei ſeiner Vermählung mit der Gräfin Harrach war Wallenſtein ſchon in den Stand der Reichsgrafen erhoben worden; jetzt ertheilte ihm der Kaiſer aber vollends die Würde eines Herzogs zu Friedland. Gleichzeitig erwarb der Herr von Waldſtein noch gegen 60 andere confiscirte Güter in Böhmen für die große Summe von 7 Millionen Gulden. Auch letzterer Kaufpreis erreichte den wahren Werth der Güter

bei weitem nicht, und ſo ergiebt ſich, wie unermeßlich reich der genannte kaiſerliche General ſchon gegenwärtig war. Unter dieſen Umſtänden erſchien alſo das Anerbieten deſſelben zur Aufſtellung eines Heeres für den Kaiſer keineswegs als eine leere Prahlerei, ſondern konnte in der That ausgeführt werden. Nachdem Ferdinand II. die ihm gemachten Anträge ſehr freundlich aufgenommen hatte, entſtand Anfangs nur ein Bedenken über die Größe der zu werbenden Armee. Der Kaiſer ſprach von 20,000 Mann; Wallenſtein erklärte hingegen, daß er ein ſolches Heer nicht ernähren, ſondern daſſelbe zu dem Ende auf 50,000 Mann bringen müſſe. Dieſe Erklärung ſprach alle Abſichten des Feldherrn deutlich aus, d. h. er wollte die feindlichen Länder bis auf den Grund ausplündern, um nicht nur den Sold für ſeine Waffenknechte zu erhalten, ſondern auch ſeinen eigenen Reichthum noch höher zu ſteigern. Da aber deßhalb eine große Aufregung in Deutſchland und ein verzweifelter Widerſtand in Ausſicht trat, ſo wollte der kaiſerliche Oberanführer ſchon von vorneherein die Mittel zur Ueberwältigung deſſelben ſich verſchaffen. Am kaiſerlichen Hofe beſtand man, dem Scheine nach, auf der Zahl 20,000; doch Wallenſtein, welchem drei böhmiſche Kreiſe zu Werbeplätzen angewieſen worden waren, erhielt die Erlaubniß, nach der Eröffnung des Feldzuges ſein Heer ſo ſehr zu vergrößern, als es ihm gutdünken würde. Albrecht, Herzog von Friedland, war vorzüglich durch ein gewiſſes organiſirendes Genie ausgezeichnet, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, bedeutende Unternehmungen zu leiten. Daſſelbe bewährte ſich auch gegenwärtig; denn da der Herzog auf ſeinen Herrſchaften ganze Colonien von Handwerkern aller Art angelegt hatte, von denen er die Bedürfniſſe für ein Heer anfertigen ließ, auch ſonſt Lieferungen mit Energie betrieb, ſo ging die Aufſtellung einer Armee ſehr raſch von ſtatten. Am 25. Juli 1625 hatte er ſeine Beſtallung als General-Oberſter Feldhauptmann des Kaiſers erhalten, und ſchon Ende Auguſt deſſelben Jahres war ein Heer von 20,000 Mann zuſammengebracht. Wie dieß in einer ſo kurzen Zeit möglich geweſen ſei, erklärt ſich durch die große Maſſe müßig umherziehender Waffenknechte und den Umſtand, daß ſich andere Private von geringerem Anſehen mit Wallenſtein aſſocirten. Der eine errichtete nämlich eine Compagnie, der andere ein Regiment, die ſie nun dem Herzog zuführten, und dafür die Anführung derſelben mit dem Verſprechen guter Beute und raſcher Beförderung erhielten.

Zu Anfang September 1625 brach Herzog Albrecht von Friedland mit 20,000 Mann von Eger auf, und rückte durch Franken nach Niederſachſen vor. Da noch auf dem Marſche eine Menge Söldner ihm zuſtrömten, ſo war ſein Heer ſchon bei ſeinem Eintritt in den niederſächſiſchen Reichskreis auf 30,000 Mann angewachſen. Graf Tilly, der Feldherr der Liga, hätte alſo Unterſtützung genug gehabt; indeſſen der Friedländer wollte ſich vor allem einen großen Namen erwerben, und der Weg dazu ſchien nicht im gemeinſchaftlichen Handeln mit einem berühmten Heerführer zu liegen, da in ſolchem Fall das Verdienſt der Thaten größtentheils dieſem beigemeſſen werden würde. Wallenſtein ſuchte ſich daher ſeinen eigenen Kampfplatz aus und zog nach dem Harz, als Tilly dem Laufe der Weſer folgte. Chriſtian IV. das Haupt des niederſächſiſchen Bundes, ſtand mit ſeiner bedeutenden Armee zwar im Feld; allein er unternahm nichts von Bedeutung, ſondern ließ vielmehr Friedens-Unterhandlungen einleiten, die natürlich zu keinem Ziele führten. Wallenſtein hatte ſich unterdeſſen (Anfangs 1626) an der Elbe feſtgeſetzt, und insbeſondere bei Deſſau einen Brückenkopf errichtet, um ſich den Uebergang über den Strom zu ſichern. Der unternehmende Graf von Mannsfeld ſah die Wichtigkeit dieſer Stellung bald ein, und ſuchte den Friedländer daraus zu vertreiben. Letzterer vertheidigte ſich aber ſo tapfer, daß mehrere Angriffe zurückgeſchlagen wurden. Vergebens beſchloß nun Mannsfeld einen Sturm mit ſeiner ganzen Macht; Wallenſtein

hatte die Beſatzung des Brückenkopfes auf eine geſchickte Weiſe verſtärkt, und ſich ſelbſt mit einigen Regimentern guter Reiterei in einen Hinterhalt gelegt. Als nun der Sturm begann, wurden die Mannsfeldiſchen nicht nur an der Brücke ſelbſt zurückgetrieben, ſondern bei dem Rückzuge auch noch von dem Hinterhalte Wallenſteins angegriffen. Sie geriethen nun in gänzliche Unordnung und erlitten eine ſehr empfindliche Niederlage. Graf von Mannsfeld flüchtete ſich in die Mark Brandenburg, und ſtellte dort zur Ergänzung ſeines Verluſtes neue Werbungen an. Hierauf beſchloß er, den Krieg in das Land des Kaiſers zu ſpielen, zu dem Ende nach Schleſien zu rücken, und dort mit dem alten Feind Ferdinands II., dem Fürſten Gabor von Siebenbürgen, ſich zu vereinigen.

Während Herzog Albrecht von Friedland zum Schutz der kaiſerlichen Erblande dem Mannsfelder nach Schleſien folgte, manövrirte das Haupt des niederſächſiſchen Bundes, Chriſtian IV. von Dänemark, gegen den Grafen Tilly. Die kriegeriſchen Ereigniſſe blieben indeſſen unbedeutend, bis Chriſtian IV. dem Beiſpiele des Grafen von Mannsfeld folgend, in die Länder der Liga einzudringen ſuchte. Graf Tilly führte nun raſch eine Seitenbewegung aus, und kam durch Eilmärſche dem Könige wirklich zuvor. Letzterer trat deßhalb den Rückzug an, ward jedoch bei Lutter zur Schlacht genöthigt. Chriſtian IV. hatte durch Beſetzung verſchiedener Plätze ſeine Macht zerſplittert, ſo daß denn die Uebermacht auf Seite des ligiſtiſchen Feldherrn ſich befand. Zudem war das Heer des letztern durch den langen Krieg vortrefflich geſchult worden, und durch das Vertrauen zu ſeinem begabten Führer von Kampfluſt erfüllt. Der däniſche König ſetzte dieſen Eigenſchaften mit den Seinigen zwar ausnehmende Tapferkeit entgegen; doch vergeblich. Tilly ſiegte entſcheidend, und Chriſtian IV. beſchränkte ſich mit den Trümmern ſeiner Armee nun auf die Vertheidigung. Auch dieſe ſchlug nicht an; die Truppen der Liga warfen ihn vielmehr auf allen Punkten, wo er ſich ſetzen wollte, und drängten ihn zuletzt bis an die däniſchen Grenzen zurück. Mittlerweile war auch die Unternehmung des Grafen von Mannsfeld, trotz aller Geſchicklichkeit und Ausdauer, vollkommen geſcheitert. Um der Uebermacht Wallenſteins auszuweichen, und erſt vereint mit Gabor gegen denſelben loszubrechen, ging er unter den größten Mühſeligkeiten von Schleſien über die Karpathen nach Ungarn, und ſtieß glücklich zu ſeinem Verbündeten, dem ſiebenbürgiſchen Fürſten. Allein dieſer, welchem man auf die Hülfe des niederdeutſchen Bundes und Englands große Hoffnungen gemacht hatte, um ihn zum neuen Bruch mit dem Kaiſer zu bewegen, war durch den hülfloſen Zuſtand, in welchem das Mannsfeldiſche Heer gegenüber dem Wallenſteiniſchen ankam, nicht eben angenehm überraſcht. Er ſchloß darum zu ſeiner Sicherheit mit Ferdinand II. ſchnell Frieden und überließ den braven Grafen von Mannsfeld rückſichtslos ſeinem Schickſal. Ohne Geld und am Nothdürftigſten Mangel leidend, war der ſtandhafte Graf nun zur Entlaſſung ſeiner Söldner gezwungen. Er ſelbſt wollte ſich nach Venedig begeben, um dort Geld zu neuen Rüſtungen auszuwirken; doch der Tod ereilte ihn (1626) in Dalmatien zu Urakowitz, ohnweit Zara.

Wallenſtein hatte jetzt freie Hände, um mit ſeiner gut verpflegten Armee die zurückgebliebenen Trümmer evangeliſcher Truppen in Schleſien zu vernichten, alsdann nach Sachſen zurück zu gehen, und dort in Gemeinſchaft mit Tilly den Ruin der evangeliſchen Partei zu vollenden. Nachdem er den Winter $16^{26}/_{27}$ mit Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug und der Ordnung ſeiner Haus-Angelegenheiten in Böhmen zugebracht hatte, hielt er im Juni 1627 zu Glaz ſchon über ein Heer von 40,000 Mann Muſterung. Mit einer ſolchen Uebermacht waren die däniſchen und deutſchen Truppen der Proteſtanten, welche ſich an mehreren Orten Schleſiens feſtgeſetzt, und ſelbſt den Angriff einiger kaiſerlichen Regimenter

vor des Friedländers Eintreffen abgeſchlagen hatten, bald zum Weichen gebracht. Um das Unglück der Evangeliſchen noch zu vermehren, war der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg auf den ſchwachſinnigen Gedanken gerathen, in dem Kriege ſich neutral zu verhalten. Ja das Kabinet desſelben, durch den Grafen von Schwarzenberg geleitet, förderte heimlich ſogar die Sache des Kaiſers, indem man den Ueberbleibſeln des däniſch-deutſchen Heeres der Proteſtanten in Schleſien auf dem Rückzug den Durchzug durch das Brandenburgiſche erſchwerte. Im Auguſt 1627 rückte endlich Wallenſtein mit ſeiner ganzen Heeresmacht nach Mecklenburg, um den Siegen Tilly's andere von ſeiner Seite entgegen zu ſtellen. Der arme König von Dänemark, ſchon durch den liguiſtiſchen Feldherrn geſchlagen, vermochte nichts zur Rettung Mecklenburgs zu thun. Das ganze Land wurde daher von den Friedländiſchen beſetzt. Chriſtian IV, nunmehr auch um ſein Fürſtenthum Holſtein beſorgt, machte vergebens neue Anſtrengungen, um die gegneriſchen Feldherren zur Bewilligung des Friedens zu bewegen; denn die letztern ſtellten in ihrem glänzenden Siegeslaufe ſo harte Bedingungen, daß die eingeleiteten Unterhandlungen ſofort wieder aufgehoben wurden. Nunmehr rückte Wallenſtein im Verein mit Tilly auch nach Holſtein, und brachte den beſtürzten Dänenkönig faſt zur Verzweiflung. Später trennte ſich Tilly zwar von Wallenſtein, weil das Ländchen ſo große Armeen nicht reich genug verſorgen konnte, auch machte Chriſtian IV. durch Entgegenſtellung eines kleinen Heeres eine letzte Anſtrengung zum Widerſtand; allein bei Aalborg wurde dieſes von dem friedländiſchen General Schlick gänzlich geſchlagen. Der Herzog von Friedland glaubte nun, daß die rechte Zeit gekommen ſei, an den eigentlichen Zweck ſeiner Verbindung mit dem Kaiſer zu denken. Sein Ehrgeiz hatte ſich ein ſo hohes Ziel geſteckt, daß ihm die Erhebung zu einem Reichsfürſten und wirklichen Landesherrn, alſo die Belehnung mit Fürſtenthümern, keine zu große Belohnung dünkte. Welche erwünſchte Gelegenheit war aber jetzt gegeben, da der Friedländer im Beſitze des Herzogthums Mecklenburg ſich befand? Er brachte daher die Rechnung ſeiner Auslagen bei der Aufſtellung des Heeres zum Vorſchein, welche ſich nicht geringer, als auf drei Millionen Gulden belief, und verlangte dafür das genannte Herzogthum. Sowohl Politik, als Gerechtigkeit hätten den Kaiſer zur Verweigerung eines ſo ausſchweifenden Geſuches beſtimmen ſollen. Denn die Herzöge von Mecklenburg hatten dem Könige von Dänemark eigentlich nur gezwungen Vorſchub geleiſtet, und die kaiſerlichen Truppen unter Wallenſtein ſogar als Beſchützer begrüßt. Hienächſt mußte eine Abſetzung derſelben, bei den vielen andern Gewaltthätigkeiten Ferdinands II., als ein offenbarer Beweis erſcheinen, daß letzterer es nicht bloß auf Unterdrückung der evangeliſchen Religion, ſondern auch auf Gründung einer abſoluten Monarchie in Deutſchland abgeſehen habe. Hierdurch konnte jedoch ſelbſt bei den katholiſchen Fürſten Mißtrauen wider den Kaiſer erregt, und nach Umſtänden ein allgemeiner Widerſtand gegen ihn hervorgerufen werden. Wallenſtein hatte im Rathe des Kaiſers aber ſo viele ergebene und einflußreiche Freunde, daß, aller angeführten Gründe ungeachtet, die Verleihung Mecklenburgs an den Friedländer beſchloſſen wurde. Nur wählte man nach der Gewohnheit des Zeitalters die mildernde Form einer Verpfändung jenes Fürſtenthums bis zur Erſtattung der Auslagen Wallenſteins für den Kaiſer, was von der Eigenthums-Uebertragung eigentlich wenig verſchieden war [1]).

---

[1]) Die hierüber erlaſſene Urkunde des Kaiſers hat folgenden Inhalt:

„Der Kaiſer ſetzt dem Herzog von Friedland wegen ſeiner bewieſenen heroiſchen Tapferkeit und aufgewandter Speſen und Unkoſten das Fürſtenthum Mecklenburg mit allen ſeinen Pertinentien ein- und zugehörigen Renten und

So bedenklich dieſer Schritt den deutſchen Reichsſtänden erſcheinen mußte, ſo nahm Ferdinand II. gleichwohl keinen Anſtand, noch größere Entwürfe, namentlich den Plan zur dauernden Beſitznahme der Oſtſee-Küſte an den Tag zu legen [2]). Nicht genug, daß der Herzog von Friedland, als kaiſerlicher Feldherr den Titel eines „**Generaliſſimus zur See**“ zu führen begann, unternahm er auch die Belagerung von Stralſund. Doch hier ſollte der Siegeslauf Wallenſteins aufgehalten werden: denn die tapfern Bürger vertheidigten ſich mit äuſſerſtem Nachdruck. Da der Friedländer, in Ermangelung von Schiffen, die Stadt von der Seeſeite nicht einzuſchließen vermochte, ſo erhielt dieſe bald von den übrigen Hanſeſtädten, bald von Dänemark, bald von Schweden Hülfe. Der kaiſerliche Feldherr ſah ſich daher, trotz aller Anſtrengungen, zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Voll von Aerger ſchloß er Stralſund im September 1628 zum zweitenmal ein. Obgleich er die Stadt jetzt noch heftiger berannte, und ſogar ſchwur, „er wolle ſie nehmen, und ſei ſie auch mit Ketten an den Himmel gebunden“, mußte Wallenſtein dennoch auch jetzt die Belagerung wieder aufheben, und beſiegt von dannen ziehen. Stralſund blieb gerettet.

Im Uebrigen trat der Kaiſer vollkommen als Sieger auf, und auch in Niederdeutſchland ſchien die Sache der Reformation für immer verloren. Tilly und Wallenſtein waren nicht bloß vorzügliche Feldherren, ſondern auch gute Staatsmänner. Darum hielten ſie gerade die jetzige glänzende Stellung Ferdinands II. für die ſchicklichſte Gelegenheit, mit Dänemark Frieden zu ſchließen. Bei der völligen Entkräftung Chriſtians IV. mußten von ihm nur bei einiger Großmuth die günſtigſten Friedens-Bedingungen auszuwirken ſein, und ſo konnte durch Abſchluß eines Separat-Vertrages mit ihm die Politik der Vereinzelung der Proteſtanten fortgeſetzt werden. Treibe man die Sache dagegen wider Dänemark auf das äuſſerſte, ſo ſei zu beſorgen, daß ein allgemeiner Bund von Frankreich, England, Schweden und Dänemark gegen den Kaiſer geſchloſſen werde. Das Gewicht ſolcher Gründe verkannte man am Wiener Hofe keineswegs; die beiden Feldherren des Kaiſers und der Liga erhielten vielmehr Auftrag zur Einleitung von Unterhandlungen, welche zu Anfang des Jahres 1629 in Lübeck eröffnet wurden. Da ſich der Kaiſer mit Mäßigung benahm, ſo hatten die Unterhandlungen einen guten Fortgang, und der Friede

---

Einkommen zu einem Unterpfande ein, alſo dergeſtalt: daß Seine Liebden und dereſelben Erben mehrbeſagtes Herzogthum Meklenburg ꝛc. ſammt allen dazu gehörenden Land und Leuten, wie daſſelbe vorgenannte Herzöge von Meklenburg inne gehabt, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten, Ehren ꝛc. in Ihre Gewalt und Beſitz nehmen, auch ſo lange nutzen und genießen ſollen, bis Seine Liebden angeregten Kriegskoſten erſtattet und bezahlt werden. Dannhero die Unterthanen dem Herzog von Friedland die gebürliche Pflicht und Huldigung zu leiſten ſchuldig ſeien.“ — Das Abſetzungs-Urtheil gegen die Herzöge von Meklenburg war in folgender Art motivirt:

„Weil ſie die kaiſerlichen Ermahnungen: ſich mit dem Könige von Dänemark in kein Bündniß einzulaſſen, verächtlich in den Wind geſchlagen, in der conspiration wider das heilige römiſche Reich halsſtarrig verharrt, ſogar Urſach geweſen, daß der Türke, der Feind chriſtlichen Namens, in das Spiel gezogen worden ſei.“

[2]) Dieſe Abſicht ergab ſich daraus, daß Wallenſtein ernſtlich damit umging, eine Seemacht aufzurichten, und alle Häfen an der Oſtſee zu befeſtigen. An ſeinen Unterbefehlshaber Arnim ſchrieb er im November 1627: „Ich werde berichtet, daß acht und zwanzig Meerhäfen in Pommern ſein ſollen. Nun iſt es ziemlich viel, aber ſey's wie's will, ſo müſſen ſie alle beſetzt und fortifizirt werden, bitt derowegen, der Herr ſey alles zu beſetzen, zu dem der Herr halte alle Schiff an, denn ein Theils wollen wir armiren, andern theils zum Überſetzen gebrauchen.“

Dann im December deſſelben Jahres: „Was die Armirung der Schiff anbelangt bitt, der Herr thu das äußerſte dabei, denn er ſieht, daß wir uns jetzt werden zu Meer machen.“

wurde am 12. Mai 1629 abgeſchloſſen. Ferdinand II. gab dem Könige von Dänemark darin alle ſeine Länder zurück, und bedingte ſich nur, daß Chriſtian IV. nicht weiter in die deutſchen Angelegenheiten ſich einmiſchen ſoll, als es ihm in der Eigenſchaft eines Herzogs von Holſtein zuſtehe. Selbſt auf eine Entſchädigung wegen verwendeter Kriegskoſten verzichtete das Reichsoberhaupt; dagegen war in dem Friedensſchluß weder zu Gunſten des Churfürſten von der Pfalz, noch in ſonſt einer Art, ein Zugeſtändniß für die proteſtantiſche Partei bewilliget worden. Der König von Dänemark hatte alſo die üblen Folgen ſeiner Niederlagen für ſich zwar abgewendet, die deutſchen Proteſtanten aber preisgegeben, ſo daß denn ſeine Einmiſchung der Reformation wenig Heil brachte.

Sieben und dreißigſtes Hauptſtück.

Unglückliche Lage der Proteſtanten und des Reichs. Das Reſtitutions-Edict. Wendepunkt des Kriegs.

(Vom Jahr 1629 bis 1630.)

Was die kühnſten und vermeſſenſten Rathgeber des Kaiſers nicht zu hoffen gewagt hatten, war glücklich vollführt, nicht bloß in Baiern, Oeſterreich und Böhmen die Reformation wieder unterdrückt, ſondern auch in der Rheinpfalz nach der Vertreibung des Churfürſten Friedrichs V. ein gleiches geſchehen, und jetzt ſtanden die Heere des Kaiſers ſogar ſiegreich in Norddeutſchland. So wie Ferdinand II. in dem Religionsſtreit alle ſeine Entwürfe glänzend gelingen ſah, ſo übte er auch die Reichsgewalt mit einem Nachdruck aus, welche man kaum mehr für möglich gehalten hätte. Mit einem Federzug entſetzte der Kaiſer die pfalzbairiſche Linie der wichtigen Churwürde, entzog er den Herzögen von Meklenburg, einem der älteſten deutſchen Adalings- oder Fürſtenhäuſer, ſogar ihre Fürſtenthümer. Von Seite der Fürſten murrte man; doch nur heimlich uud ohne den Muth zum Widerſtand zu zeigen. Das natürliche Haupt der evangeliſchen Partei, der Churfürſt Johann Georg von Sachſen, ſah mit ſtumpfſinniger Schwäche dem immer näher rückenden Untergang der Reformation zu; troſtlos und verzweifelt war daher die Lage der letztern. Waren aber ſchon die evangeliſchen Fürſten dem Abgrunde des Verderbens nahe, ſo zeigte ſich der Zuſtand der Bevölkerung in den proteſtantiſchen Ländern noch elender. Durch den Grafen von Mannsfeld und den Herzog Chriſtian von Braunſchweig war das Beiſpiel gegeben worden, den Krieg nur durch Söldner zu führen, welche durch Plünderung ernährt und bezahlt werden. Doch die Erpreſſungen beider Heerführer waren noch eine Kleinigkeit gegen die Raubſucht eines Tilly und eines Wallenſtein im Großen. Graf Tilly, von ſeinen Siegen begünſtiget, und immer in Feindes-Land ſtehend, brandſchatzte namentlich in Norddeutſchland unbarmherzig, und erhob ungeheure Summen. Und ſelbſt Er ſollte noch an dem Herrn von Waldſtein, dem Herzog Albrecht zu Friedland, ſeinen Meiſter finden. Letzterer bewies durch die That, warum er ſo ſehr auf Erhöhung ſeines Heeres gedrungen hatte: denn er brachte die

feindlichen Länder, die er einnahm, völlig zur Verzweiflung. Nicht genug, daß er unmäßige Contributionen ausſchrieb, das Vieh heerdenweiſe wegtreiben ließ, Getraide, Brod, Leder, Futter, Pferde, und was ſonſt ſeine Armee brauchte, unentgeldlich ſich liefern ließ, führten auch ſeine Soldaten einen vandaliſchen Lebenswandel. Seine ganze Unternehmung war eine Speculation zu Erwerbung von Macht und Geld, bei welcher der Oberfeldherr mit ſeinen Offizieren im Geſellſchafts-Vertrage ſtand. Während nämlich Wallenſtein durch den Krieg zu einem regierenden Landesherrn mit unermeßlichen Reichthümern ſich erheben wollte, ſuchten auch ſeine Offiziere dadurch ihr Haus zu heben oder erſt eine neue Familie zu gründen. Wallenſtein war zur Ausführung ſeiner gewaltigen Pläne der unbedingten Ergebenheit ſeiner Offiziere bedürftig, und überſchüttete ſie darum mit Schätzen. Dabei ſollte ſeine eigene Kaſſe ebenfalls fortwährend gefüllt ſein, um die Ereigniſſe zu beherrſchen: alle Summen, welche er in ſolcher Stellung nöthig hatte, mußten aber die beſetzten Feindes-Länder liefern, und man kann ſich demnach vorſtellen, zu welchem Umfange das gewerbmäßige Rauben und Plündern ausgedehnt wurde. Wirklich finden ſich Angaben, daß der Friedländer während eines Zeitraumes von ſieben Jahren 6000 Millionen Thaler in den proteſtantiſchen Ländern erpreßt habe. Mögen ſolche Behauptungen immerhin an bedeutenden Uebertreibungen leiden, auf die Größe der Räubereien laſſen ſie gleichwohl ſchließen [1]).

Deutſchland war innerlich zerriſſen, der Handel zerſtört, ein Theil der Nation ausgeplündert, und gegen ſeine Dränger aus dem eigenen Blute tief entrüſtet. Schadenfroh bemerkte eine lauernde auswärtige Macht die Krämpfe des größten Volkes in Europa und brütete ſchon über Plänen, dieſelben zur Zerſtücklung des ehrwürdigen Reiches zu benützen. Verſöhnung der Parteien war das dringendſte Bedürfniß, Duldung und Gewiſſens-Freiheit der unfehlbare Weg dazu, und gerade dieſer Weg war in den

---

1) Man hat eine Menge von Urkunden, worin das Jammergeſchrei der geplünderten Länder gegen Wallenſtein ausgedrückt iſt. Damit man von der Größe des Uebels ſich eine Vorſtellung machen, und überhaupt der Seele ein Bild der damaligen Zuſtände einprägen könne, wollen wir nur eine jener Urkuuden mittheilen. Markgraf Chriſtian Wilhelm von Brandenburg und Adminiſtrator zu Magdeburg ſchrieb nämlich am 27. Hornung 1626 dem Kaiſer folgenden Brief:

„Ich will mir in Ewigkeit nicht einbilden noch glauben, daß Ew. Kaiſerliche Majeſtät deren General, Fürſten von Friedland ſollen anbefohlen haben, wider Ihro, mit des heil. Röm. Reichs Churfürſten aufgerichtete Capitulation mich und meine arme Unterthanen um Leib und Leben, wie anch um alle zeitliche, ja ewige Wohlſahrt zu bringen, das ganze Land mit Feuer und Flammen, Mord und Rauben zu erfüllen. — — Bitte demnach Ew. Kaiſ. Maj., Sie geruhen allergnädigſt Ihren General, Fürſten von Friedland ernſtlich zu befehlen, alſoforth nicht allein ſeine bei ſich habende übel disciplinirte und hauſende Armee, aus beiden Primat- auch Erz- und Stiftern Magdeburg und Halberſtadt abzuführen, den großen, unerhörten Schaden, ſo den Ländern zugefügt, refundiren, ſondern daß Er, Fürſt von Friedland, auch in die hochverpönte, des heil. Röm. Reichs Straſe zu verurtheilen, daraus werden nicht allein ich und meine hochbedrängten Unterthanen Sonnenklar abſehen, ſondern auch das ganze heil. Röm. Reich und alle Welt wird vermerken, daß Ew. Katſ. Ma. Meinung niemals geweſen, oder noch ſey, wider Ihre geſchworne Capitulation, der guldenen Bull, oder anderen Reichs-Constitulionibus etwas zu handeln, vielweniger mich ungehört mit ſolchen Feindſeligkeiten Überfall uud Einquartirung zu beſchweren. Zweifle demnach nicht, Ew. Kaiſ. Majeſtät werden als ein gerechter, löblicher Kaiſer, Ihren General, den Fürſten von Friedland Angeſichts mit der Landverderbenden Armee abzuziehen befehlen. — — Sollte ich aber mit meiner rechtmäßigen Nothdurft in ſo hochbedrängten und mitleidenden Zuſtande nicht gehöret, Ew. Kaiſ. Maj. General, der Fürſt von Friedland nicht alſofort abgeführet und zu Wiedererſtattnng alles erlittenen Schadens verurtheilet, dann auch der hohen Verbrechungen und Excess halber nicht geſtraft werden, ſo muß ich ſolche hohe Noth Gott dem Allmächtigen klagen und deſſen Hülf erwarten.“

Augen des Kaiſers ein Gräuel. Ferdinand II. war ſo ſehr in finſtern Fanatismus verſunken, daß er die Ehrfurcht vor den Geiſtlichen bis zur Abgötterei trieb [2]). Bei ſolcher Gemüths-Krankheit machten daher weder das Wehgeſchrei der geplünderten Länder und die Leiden der Nation überhaupt, noch die Gefahren, welchen Deutſchland bei Fortſetzung des Religionskrieges ausgeſetzt werden mußte, den geringſten Eindruck auf ihn. Anſtatt das unglückliche Loos der Proteſtanten zu mildern, beſchloß er vielmehr, noch einen entſcheidenden Schritt zu wagen, wodurch der Untergang der Reformation früher oder ſpäter unvermeidlich werden müßte. Zu ſolchem Zwecke, und um zugleich die katholiſche Liga durch Gefälligkeiten noch mehr an ſich zu ziehen, verfiel er nämlich auf den Gedanken, die Evangeliſchen zur Zurückgabe aller geiſtlichen Güter zu zwingen, welche ſeit dem Paſſauer Religionsfrieden eingezogen worden waren. Von Seite des Kaiſers wurde behauptet, daß ſolche Einziehung den Reichsgeſetzen, wie den Verträgen zuwiderlaufe, während die evangeliſchen Stände die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens aus denſelben Verträgen ableiteten, und noch überdieß auf ihren überaus langen Beſitzſtand ſich beriefen. Wie triftig die Gründe der Proteſtanten waren, und wie unzweckmäßig in jeder Beziehung das Vorhaben des Kaiſers erſcheinen mußte, geht ſchon daraus hervor, daß ihm ſeine ergebenſten Räthe, ſelbſt der treue Khevenhüller, dringend davon abmahnten. Doch bei Ferdinand II. galten die Jeſuiten mehr, zugleich nahm ſein fanatiſcher Religionshaß ſo wenig Vernunft an, daß er ſtarrköpfig allen Gefahren trotzen, ſeinen Willen alſo durchſetzen wollte. Da er durch ſeine unerwarteten Siege auch hoffärtig geworden ſein mochte, zur Vorſicht ferner der Zuſtimmung der geiſtlichen Churfürſten, ſowie Maximilians von Baiern ſich verſichert hatte, ſo befahl er in einer feierlichen Verordnung ſofort die Zurückgabe der bemerkten Güter. Das war das berühmte **Reſtitutions-Edict,** wodurch die Gefahren für die Reformation auf den äuſſerſten Grad geſteigert wurden, und der verheerende Religionskrieg noch heftiger, als bisher, entzündet werden ſollte [3]). Gleichzeitig fällte der Kaiſer den wichtigen Ausſpruch, daß die zweite Declaration Ferdinands I.

---

[2]) Er ſagte ſelbſt: „Wenn ihm ein Engel und ein Prieſter zugleich mit einander begegnen ſollten, ſo würde er zuerſt dem Prieſter und dann erſt dem Engel ſeine Ehrerbietung bezeigen. Speculum Theopoliticum. Cap. IX. Ferdinandus II. mortalium neminem in terris aeque reveritus est, quam sacerdotes, in quibus omnibus divinum Numen venerabatur et honorabat. Auditus est non sine admiratione dicere occurrentibus, sibi eodem loco ac tempore Angelo et Sacerdote, se primum Sacerdoti, deinde Angelo honoris officium persoluturum.

[3]) Wegen ſeiner welthiſtoriſchen Folgen wollen wir den Inhalt des Reſtitutions-Edicts in den Hauptſätzen mittheilen:

„Männiglich würde es bekannt ſeyn, in was ſchädliche Mißheligkeit und Zerrüttung das geliebte Vaterland deutſcher Nation nun eine lange Zeit her geſchwebt, deren Anfang zwar die Spaltung in der Religion geweſen, und noch ſey, nebſt dieſem aber vornehmlich, daß gegen den Religions- und Landfrieden nicht nur allein unterſchiedliche Spolien und andere hochſchädliche Atentaten verübt, ſondern auch noch dazu unter allerhand geſuchtem Schein und Diſputen über den Religionsfrieden ſelbſt vertheidigt werden wollen."

„Wie dann eines Theils die Proteſtirende ſelbſt erkennt, daß ohne Einwilligung des katholiſchen Theils dazu ſchwerlich zu gelangen. Dannenhero bald hernach neben den Katholiſchen auch Churſachſen und Heſſendarmſtadt dem Kaiſer Matthias gerathen, daß er obbemeldten Gravaminen aus kaiſerlichem Amt dem Exempel der vorigen Kaiſer zufolge nach Inhalt der Reichs-Conſtitution ihre Entledigung geben ſollte. Wann dann der Kaiſer ſeines Amtes zu ſeyn ermeſſe, nicht allein vorzuſehen, wie er des römiſchen Reichs Widerwärtigen begegne, und daſſelbe wieder zur Ruhe ſtelle, ſondern auch zugleich, damit durch ungleiche Ausdeutung der Religionsfrieden die Reichsſtände nicht weiter in Zwietracht und Mißhelligkeit gerathen mögen, und er erſt neuerlich von dem churfüſtlichen Convent zu Mühlhouſen erſucht worden, die Verfügung zu thun, damit zur Aufrichtung guten Vertrauens die geklagten Gravaminen

keineswegs anzuerkennen, folglich katholiſche Landesherren nicht verpflichtet ſeien, die Gewiſſens-Freiheit zu achten, und ihren proteſtantiſchen Unterthanen die Ausübung ihrer Religion zu geſtatten. Letzteren ſtehe vielmehr nur das Recht zur Auswanderung zu. Schon vor der Verkündung des verhängnißvollen Edicts waren Verzeichniſſe über die herauszugebenden geiſtlichen Beſitzthümer angefertiget worden. Darauf ſtanden, auſſer einer Maſſe von Klöſtern, zwei Erzſtifte, und zwölf Bisthümer. Dieſe geiſtlichen Güter lagen größtentheils in Norddeutſchland, wie die Bisthümer Bremen, Brandenburg, Halberſtadt, Havelberg, Lübek, Magdeburg, Merſeburg, Meiſſen, Naumburg u. ſ. w. Da nun dort die evangeliſche Religion allein noch das Uebergewicht hatte, ſo ſchien die Maaßregel keinen andern Sinn zu haben, als dem katholiſchen Glauben auch in Norddeutſchland wieder feſten Fuß zu verſchaffen, und ſodann dort die Reformation, wie in Baiern, Böhmen und Oeſterreich, gänzlich zu unterdrücken. War die proteſtantiſche Bevölkerung in Deutſchland ſchon hierdurch in Beſtürzung geſetzt worden, ſo wurde die allgemeine Angſt noch größer, als die Jeſuiten jetzt ihre Vermeſſenheit ſteigerten, und geradezu behaupteten, daß den Evangeliſchen durch den Religions-Frieden keineswegs gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt worden wären, daß der katholiſche Glaube vielmehr der **herrſchende im Reich** ſei, alſo die Staatsregierung das Recht habe, die Proteſtanten mit Gewalt zur Annahme der alten Religion zu zwingen, während umgekehrt kein evangeliſcher Landesherr befugt ſei, denſelben Zwang gegen Katholiken auszuüben [4]).

---

nach Inhalt der Reichs-Conſtitutionen und Religions- und Profanfrieden, ſo viel darin enthalten, erörtert würden, und kein Stand demſelben zuwider beſchwert bliebe."

„Als hätte er ſolche Erklärung dem Religions- und Provanfrieden gemäß, und nach Inhalt der Reichsabſchiede länger nicht wollen anſtehen laſſen, bevorab weil die Proteſtirenden nicht allein ſelbſt bekennt, daß die Gravaminen nicht neue, ſondern hierüber oftmals geklagt, diejenigen auch, ſo dabey intereſſirt zu ſeyn vermeynen möchten, allbereit darüber genugſam gehört worden, ſondern auch ſchon 1576 dem Kaiſer Maximilian von ihnen angedeutet worden, daß es ohne Noth ſey, auf des einen oder andern Theils Bewilligung zu ſehen oder zu warten, ſondern ihm als Oberhaupt ſtehe alle vollkommene Gewalt und Macht zu, ſein kaiſerliches Amt zu interponiren, und was zu Fortſetzung gemeiner Wohlfahrt und Abſchaffung alles ſchädlichen Mißverſtandes und Unglücks im römiſchen Reich erſprießlich ſeyn möchte, und vorigen Reichsſatzungen gemäß wäre zu verordnen. Welches ſie auch 1556 mit dieſem Anhang an Kaiſer Ferdinand gelangen laſſen, daß es um die Gravaminen alſo beſchaffen, daß dieſelbe aus den klaren Worten der Reichs-Conſtitutionen und des Religionsfriedens decidirt werden könnten."

Es folgt dann der Befehl zur Herausgabe der geiſtlichen Güter, und daß ſich die Proteſtanten nicht widerſetzen, vielmehr den kaiſerlichen Beamten, welche zur Vollſtreckung des Edicts erſcheinen würden, gehorchen ſollten.

[4]) Dieſe Grundſätze waren vornehmlich in einer Druckſchrift entwickelt, welche den Titel führte: *Pacis compositio — in Com. Augustae anno 1555 edita, quam jureconsulti quidam catholici — quaestionibus illustrarunt Dilingae 1629.* Es heißt dort unter andern: *Aequaline jure Confessionistae religione sua, templis, ministeriis, ceremoniis utuntur, quo Catholici?* Resp. Nequaquam. Nam Catholici ex antiquissima et immemorali possessione jus acquisitum habent fidei, religionis, Ecclesiarum suarum: Confessionistae autem se noviter intruserunt; et cum repelli non possent, tolerati sunt, etiam promissione facta propter necessitatem. Igitur Catholici nihil a Confessionistis acceperunt, sed jure suo proprio ac pristino utuntur: Confessionistae autem, quibus nullum jus competit, ea solum detinendo habent, quae ipsis expresse concessa fuerunt. Quicquid autem concessum non reperitur, prohibitum censeri debet. — Confessionistae praeter aut contra jus singulari fruuntur permissione et indulgentia ipsis concessa, non sine Catholicorum praejudicio ac damno. Tales autem concessiones strictam interpretationem habent. *Qu. 37. p. 168:* Religionem catholicam in Imperio tenere, ut subditos suos ad eandem compellere, communi jure omnibus concessum est: at vero catholicam religionem mutare, et novam sectam Lutheranam introducere, atque subditos ad eandem compellere, generali lege prohibitum est, iis exceptis, quibus id indulgentia permissum.

Endlich wurde auch vorgegeben, die zweite Declaration Ferdinands I. über das Recht der Religions-Freiheit der Proteſtanten in katholiſchen Ländern ſei unächt und nur untergeſchoben. Solche Ausſtreuungen, verbunden mit dem Reſtitutions-Edict, lieferten den Beweis, daß die gänzliche Unterdrückung der evangeliſchen Lehre beſchloſſen ſei. Die geſammte proteſtantiſche Richtung erhob daher laute Wehklage, und flehte um Schonung. Doch alle Vorſtellungen waren vergeblich, mit unerbittlicher Strenge begann vielmehr die Vollziehung des Reſtitutions-Edicts in Schwaben und Franken. Zuerſt kam die Reihe an die Reichsſtädte, indem vornehmlich Augsburg einem Biſchof ſich unterwerfen, und den proteſtantiſchen Gottesdienſt abſchaffen mußte. Sodann wurde der Herzog von Würtemberg zur Herausgabe aller eingezogenen Kloſtergüter gezwungen, und zur Durchführung des Edicts in Norddeutſchland Anſtalt getroffen. Die Proteſtanten waren durch die Siege des Kaiſers allerdings eingeſchüchtert, und zeigten noch keine Entſchloſſenheit, für ihre tief geſunkene Sache den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Gleichwohl offenbarte ſich bei der Vollziehung der kaiſerlichen Befehle eine Stimmung der evangeliſchen Bevölkerung, welche wenigſtens für die Folge bedenklich werden konnte. Ohne daher die rückſichtloſe Durchführung des Reſtitutions-Edicts im mindeſten aufzugeben, hielt es Ferdinand doch für klüger, die dringende Bitte der Proteſtanten um Aufſchub nicht ganz zu verweigern, vielmehr in der Durchführung ſeiner Verfügung in Norddeutſchland einigen Verzug eintreten zu laſſen. Mittlerweile ergaben ſich aber in der Lage der Dinge bedeutende Veränderungen.

In Frankreich war ein Mann an das Staatsruder gekommen, welcher in der Wahl der Mittel zu Staatszwecken zwar nicht ſehr gewiſſenhaft war, dagegen an Fähigkeiten viele ſeiner Zeitgenoſſen überragte, und bedeutend auf die damalige politiſche Lage Europa's einwirken mußte, der **Kardinal Richelieu.** Während ſchon Heinrich IV. den fortwährenden Wachsthum der öſterreichiſchen Macht mit Beſorgniß wahrgenommen, und Pläne zur Verminderung derſelben bei ſich herumgetragen hatte, nahm auch Richelieu dieſelbe Politik, doch mit dem feſten Entſchluß der Ausführung, wieder auf. Das beſte Mittel dazu war die Unterſtützung der Proteſtanten; allein daß Frankreich dieſelbe unmittelbar gewähre, ſchien bedenklich zu ſein. Obgleich der Kardinal-Miniſter gerade zu den entgegengeſetzten Grundſätzen, als Ferdinand II., ſich bekannte, ſomit keinen Anſtand genommen haben würde, die Staatszwecke den Glaubensformen und der prieſterlichen Herrſchaft vorzuziehen, ſo war doch die Unterdrückung der Proteſtanten in Frankreich öfters Sitte geweſen, und eine plötzliche Begünſtigung derſelben bei der Anhänglichkeit des Hofes an die katholiſche Religion eine äuſſerſt mißliche Sache. Die Schwierigkeiten ſchienen noch größer zu ſein, weil der leitende Miniſter ſelbſt die Kardinalswürde bekleidete. Richelieu geſtand jedoch allen dieſen Bedenklichkeiten nur ſo viele Rückſichten zu, daß er den deutſchen Proteſtanten nicht ſogleich unmittelbar zu Hülfe kommen, ſondern ihnen zunächſt in einer andern auswärtigen Macht einen Beſchützer verſchaffen wollte. Zu dem Ende konnte er ſein Augenmerk auf keinen andern Monarchen richten, als den König von Schweden. Guſtav Adolph war ſchon bei Friedens-Unterhandlungen in Lübek (1629) von Seite Oeſterreichs beleidiget worden, weil Wallenſtein den Geſandten deſſelben übermüthig den Zutritt verwehrt hatte. Der Kaiſer ſelbſt ferner wollte ihm die Anerkennung als König verſagen, und alle dieſe Kränkungen waren noch erhöht worden, als der Friedländer in dem Kriege Guſtav Adolphs gegen den König Sigmund von Polen dem letztern ein Hülfsheer zuſandte. Zudem war der König von Schweden ein eifriger Lutheraner, und litt über die Unterdrückung ſeiner Religion in Deutſchland. Da er vollends auch das Aufſtreben Oeſterreichs zur Erbmonarchie über das deutſche Reich ungern und vielleicht eifer-

ſüchtig wahrnahm, ſo vereinigte ſich eine Maſſe von Gründen, um den ſchwediſchen König zur Unterſtützung der deutſchen Proteſtanten zu beſtimmen. Dieſe Lage der Dinge benützte der Kardinal-Miniſter von Frankreich mit großer Gewandtheit, indem er die Entſchlüße Guſtav Adolphs durch Anerbietungen geheimer Hülfe vollends zur Reife brachte. Ein Hinderniß des Erſcheinens des Königs in Deutſchland war zunächſt nur deſſen Krieg mit Polen, und Richelieu bemühte ſich daher vor allem, dieſem durch Unterhandlungen mit Sigismund ein Ende zu machen. Durch ſeine Anſtrengungen gelang es in der That, zwiſchen beiden Königen vorläufig einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre zu Stande zu bringen, welcher ſpäter in wirklichen Frieden umgewandelt werden könnte. Nachdem der Kardinal-Miniſter dem ſchwediſchen Monarchen für das erſte Hülfsgelder oder Subſidien zugeſichert, für den Nothfall aber auch bewaffnete Unterſtützung in Ausſicht geſtellt hatte, bereitete ſich Guſtav Adolph im Jahr 1630 mit Ernſt zum Ueberſetzen nach Deutſchland vor. Zunächſt beſchickte er die proteſtantiſchen Höfe in dieſem Reiche, und ermunterte ſie zu einem Bündniß mit ihm. Dann wurden Subſidien-Verträge mit den freien Städten Hamburg und Lübek abgeſchloſſen, und hierauf in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands zur Verſtärkung des ſchwediſchen Heeres Söldner geworben. Zur Ueberſchiffung der Schweden ließ der thatkräftige König hingegen 30 ſchöne Kriegsſchiffe ausrüſten. Als die Kriegsrüſtungen im vollen Gang waren, ging Guſtav Adolph mit eben ſo viel Sorgfalt als Einſicht an die Sicherſtellung ſeines Reichs während ſeiner Abweſenheit. Der Freundſchaft ſeines Nachbarn, des Königs von Dänemark, verſicherte er ſich durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit demſelben, und gegen Polen wurde unter Leitung des Kanzlers Oxenſtierna ein Beobachtungsheer von 10,000 Mann aufgeſtellt. Die innere Landesverwaltung übertrug der König ſeinem treuen Reichsrathe unter Mitwirkung ſeines Schwagers, des Pfalzgrafen Johann Kaſimir, und am 20. Mai 1630 verſammelte er die Stände, um denſelben mündlich ihre großen Pflichten während ſeiner Abweſenheit mit Wärme an das Herz zu legen. Mit der ungemeinen Wichtigkeit ſeiner Unternehmung vertraut, und alle Gefahren derſelben überſchauend, wollte er den Abſchied von ſeinen Ständen beſonders feierlich machen, um für den Fall ſeines frühen Todes durch die Erinnerung an die Scheide-Scene die Liebe der Getreuen auf ſeine Hinterbliebenen zu übertragen. Guſtav Adolph trat daher, mit ſeiner vierjährigen Tochter Chriſtina auf dem Arm, in die Verſammlung der Stände, und nahm hier in einer Weiſe das Wort, welche wahre Beredtſamkeit offenbarte. Jeden Stand redete der edle König beſonders an, und jeden ermahnte er in erhaben-einfacher Art zur Befolgung der ihm eigenthümlichen Pflichten. Während er den Reichsräthen wirkliche Weisheit in der Leitung des Staatsruders empfahl, erweckte er das Selbſtgefühl des ritterlichen Adels durch die Hinweiſung auf die unſterblichen Thaten der Gothen, der Beſieger Roms, deren Nachkommen die ſchwediſchen Edeln ſeien. Durch tiefes Gemüth und ehrwürdige Sitten-Reinheit ſeine Auszeichnung zur menſchlichen Größe ſteigernd, erinnerte Guſtav Adolph die Geiſtlichen, daß ihre ſchönſte Weihe nicht in ſchimmernden Worten, ſondern im Einklang der guten Lehren mit den Thaten beſtehe. Erfüllt mit Klarheit des Geiſtes, freiſinnig und die Gefahren prieſterlicher Herrſchſucht durchſchauend, richtete der weiſe König noch die ſchöne Ermahnung an die Geiſtlichen, daß ſie ihre Gewalt über gläubige Gemüther nicht mißbrauchen mögen. Für die Bürger und Bauern endlich erflehte er den Segen des Himmels zum Lohne eines fleißigen und geſitteten Lebens. Beſonders rührend waren die letzten Worte des Königs, weil ſie das Vorgefühl ſeines nahen Todes auf dem Felde der Ehre auszudrücken ſchienen. „Ich ſcheide vielleicht für ewig!“ ſchloß Guſtav Adolph nachdenklich und nicht ohne geheime innere Erſchütterung. Um ſo gewaltiger wurde aber auch

der Eindruck der Rede, und um ſo feſter der Entſchluß der begeiſternden Stände, für die heilige Unternehmung ihres großen Königs die äußerſten Opfer darzubringen. Nunmehr erfolgte die Einſchiffung der Truppen, und am 24. Juni 1630 ging die Flotte Guſtav Adolphs mit einem auserleſenen Heere von 15,000 Mann nach Deutſchland unter Segel.

Mittlerweile hatten ſich hier Ereigniſſe zugetragen, welche dem Unternehmen des Königs von Schweden trefflich zu ſtatten zu kommen ſchienen. Obgleich nämlich die Laſt des ſchrecklichen Verheerungs-Krieges vorzugsweiſe auf den Proteſtanten lag, ſo hatten doch auch die Katholiken viel zu leiden. Herzog Albrecht von Friedland zwang im Nothfall die Katholiken ſo gut wie die Evangeliſchen zur Bezahlung von Contributionen, und überdem mußten die geiſtlichen Bundes-Mitglieder der Liga, trotz aller Erpreſſungen Tilly's, bedeutende Summen an Maximilian von Baiern bezahlen. Man wünſchte daher auch von Seite der Katholiken die Beendigung des Krieges durch eine endliche bleibende Löſung der Religionswirren. Kaiſer Ferdinand II., welchen man zu ſolchem Zweck um die Berufung einer Churfürſten-Verſammlung beſtürmt hatte, ging um jene Zeit mit dem Plane um, ſeinen Sohn von gleichem Taufnamen zum deutſchen König erwählen zu laſſen, und hoffte dieß auf dem Wahlfürſten-Tag, der begehrt wurde, auszuwirken. Darum wurde dem Antrage auch von ſeiner Seite willig entſprochen, und die Verſammlung im Jahre 1630 zu Regensburg eröffnet. So lebhaft das Bedürfniß des Friedens hier nun auch geſchildert wurde, ſo zeigte ſich doch bald, daß zum wirklichen Abſchluß deſſelben keine Hoffnung gegeben ſei. Die Proteſtanten offenbarten freilich die verſöhnlichſten Geſinnungen, und wollten ſich ſogar in Anſehung des Reſtitutions-Edicts zu auffallender Nachgiebigkeit bequemen, allein die geiſtlichen Churfürſten verweigerten ihrerſeits auch die kleinſten Zugeſtändniſſe, und beſtanden vornehmlich ſo unnachſichtlich auf Zurückgabe aller Kirchengüter, daß ein Vergleich unmöglich blieb.

Ohne daß Ferdinand II. es ahnete, war die eigentliche Seele der Verhandlungen zu Regensburg ein fremder Einfluß ..... jener des Kardinals Richelieu. Dieſer Staatsmann wollte nicht nur die Schweden gegen den Kaiſer in die Waffen bringen, ſondern ihn auch an einer andern empfindlichen Seite angreifen, nämlich das Mißtrauen der Fürſten der Liga wider die ſtaatlichen Uebergriffe des Hauſes Öſtreichs erhöhen. Zu dem Ende hatte ſich der ſchlaue Kardinal-Miniſter auf eine feine Art an den neuen Churfürſten Maximilian von Baiern gewendet, und denſelben wirklich ſo geſtimmt, als er es wünſchte. Solches ergab ſich ſchon in Beziehung auf einen zweiten Zweck, welchen Richelieu auf dem Regensburger Fürſtentag zu erreichen ſuchte. Der franzöſiſche Prinz, Karl Herzog zu Nevers, hatte nämlich den Herzog von Mantua beerbt, und von dem Lande nach dem Tode des Erblaſſers ſogleich Beſitz ergriffen. Da er aber bei dem Kaiſer um die Belehnung nicht nachgeſucht hatte, ſo ließ dieſer Mantua erobern und Karl von Nevers vertreiben. Richelieu wollte nun von Ferdinand II. die Wiedereinſetzung Karls auswirken, und wandte ſich auch deßwegen an Maximilian von Baiern. Letzterer war ſo ſehr von dem Kardinal-Miniſter eingenommen, daß er ſein Geſuch bei dem Kaiſer mit auſſerordentlichem Nachdruck unterſtützte. Ferdinand II. gab wirklich nach; doch er ſollte noch größere Zugeſtändniſſe machen. Den Nebenbuhlern Öſtreichs war vornehmlich der Herzog Albrecht von Friedland ein Dorn im Auge, weil Ferdinand II. durch dieſen unternehmenden Feldherrn ſeine Macht bedeutend erhöhte. Richelieu wünſchte daher die Entfernung Wallenſteins, und ſuchte auch ſolchen Zweck durch den Churfürſten von Baiern zu erreichen. In dieſer Beziehung hatte der Kardinal-Miniſter ein leichtes Spiel: denn Maximilian war ohnehin ſchon auf die Erfolge des Friedländers um ſo eiferſüchtiger, als der Kaiſer dadurch

von der Liga unabhängiger wurde. Begierig ſog darum der Churfürſt von Baiern die Rathſchläge Richelieu's ein, und beſtürmte den Kaiſer, den Herzog von Friedland ſeiner Dienſte zu entlaſſen. War Maximilian von Baiern auf Wallenſtein nur eiferſüchtig, ſo waren andere Fürſten über die Räubereien des letztern mit Recht entrüſtet. Dieſelben legten die Berechnungen der Summen vor, welche in ihren Ländern von dem kaiſerlichen Obergeneral erpreßt worden waren, und wirklich ins Ungeheure gingen. Während z. B. die Plünderungen in Heſſen auf ſieben, und in Pommern auf zehn Millionen ſich beliefen, ſteigerten ſie ſich in Brandenburg ſogar auf zwanzig Millionen [5]). Allgemein ſtießen deßhalb die Fürſten Verwünſchungen gegen Wallenſtein aus, und vereinigten ſich mit dem Churfürſten Maximilian, um bei dem Kaiſer auf Abſetzung ſeines räuberiſchen Feldherrn zu dringen. Ferdinand II. wußte zu gut, welche große Stütze er an dem Friedländer hatte, er wollte demnach von deſſen Entlaſſung nichts wiſſen; die geheime

---

[5]) Wie ſtark die Erpreſſungen Wallenſteins in den feindlichen Ländern geweſen ſein müſſen, zeigt unter andern auch ſein Aufwand, wozu ſein Vermögen trotz aller Größe nicht hätte ausreichen können. Der Herzog hielt z. B. 16 Kammerherren und 60 Edelknaben. Für einen einzigen Tag mußten in ſeine Küche ſolche Maſſen von Lebensmitteln und Luxus-Gegenſtänden geliefert werden, daß man darüber in Erſtaunen geräth. Als Spiegel der Zeit, und der Merkwürdigkeit wegen, theilen wir das Verzeichniß mit.

Proviſion-Zettel auf J. F. Durchl. Küchen, **einen Tag.**

NB. Es werden J. Fürſtl. Durchl. ungefähr mit 1500 Pferdt und 800 Perſonen ankommen.

2 gute Ochſen	3 Pfund Zimmt (geſtoßen)	5 Duzet Nürnberger Lebzelter
20 Hämmel	1 — ganzen Zimmt zum Waſſer-	Confect.
10 Heuer	ſieden	2 Pfund überzogene Mandeln
4 Kälber	1 — Muscatblut	2 — Nägelein
1 gutes Schwein	1/4 — Muscatnüſſe	2 — Citronen
2 Seiten Speck	20 — Reis	2 — Pomeranzen
1 Tonne Butter	10 — Mandeln	2 — Kümmel
1/4 Tonne ungeſalzne Butter	3 — Spinellen	2 — überzogenen Ingwer
1/4 Salz	3 — Mandeln in der Schale	2 — Coriander
40 junge Hühner	5 — Weinbeerlein	2 — Zimmt
15 alte Hühner	5 — große Roſinen	2 — Piſtezen
4 italieniſche Hahnen	6 — Praunellen zn Torten	2 — Eis u. ſ. w.
12 Gänſe	5 — Citronat	An Garten-Gewächs:
6 Schock friſche Eyer	6 — Oliven	1 Viertel Erbſen
70 Maß Milch	4 — Capern	1 — Zwiebeln
600 Laiblein Weißbrod	10 — Baumöl	1 — weiße Rüben
400 Laiblein Roggenbrod	20 — weißen Zucker	1 — gelbe Rüben
2 Scheffel Weißmehl	20 — Küchenzucker	Peterſilien
8 Tonnen gutes Bier	6 — weiße Wachslichter	allerlei Sallat
2 Tonnen Rheinwein für die fürſtl.	10 — gelbe Wachslichter	Kirſchen
Tafel	20 — Inſchlutlichter	Erdbeeren roth und ſchwarz
4 Eimer Frankenwein	10 — Seife	Artitſchocken
2 Eimer Weineſſig	2 — Sterke	Erbſenſchotten und ſonſten allerlei Obſt
1 Eimer Biereſſig	4 — blaue Sterke	Sonſten noch mehr:
1 Pfund Saffran (geſtoßen)	30 Stück friſche Citronen	2 Wagen Kohlen
2 — Pfeffer "	20 geſalzene Lemonien	Holz nach Nothdurft
2 — Ingwer "	20 Pomeranzen	Töpfe ſoviel von Nöthen.
1 — Näglein "	20 Tafel-Pfefferkuchen	

Hand Richelieu's wußte aber auch dieſen Zweck durchzuſetzen. Der gewandte Miniſter hatte ſchon vor der Eröffnung des Regensburger Churfürſten-Tages beſchloſſen, den Kaiſer bei jenen wichtigen Verhandlungen an ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen . . . . . er wählte daher einen **Kapuciner**, den Pater Joſeph, zu einem der Botſchafter und Geſchäftsträger Frankreichs. Dieſer täuſchte nun den bigotten Ferdinand II. vollſtändig, und als er ſeiner unbedingten Herrſchaft über ihn ſicher war, rückte auch Er mit dem Rathſchlag heraus, den Herzog von Friedland abzuſetzen. Scheinbar treuherzig flüſterte der Kapuziner dem Kaiſer zu, daß er die Abſetzung ja nur zum Scheine ausſprechen dürfe, um nur die Stimmen der Churfürſten zur Königswahl ſeines Sohnes ſchnell zu erlangen. Nach erreichtem Zwecke könne er ja ſeinen Feldherrn von Neuem anſtellen. Ferdinand II. ging in die Falle, und entſetzte den Friedländer wirklich des Oberbefehls über die kaiſerlichen Heere. Albrecht von Wallenſtein wurde durch eine ſolche unerwartete Beſchimpfung im äußerſten Grade erbittert; allein Guſtav Adolph war bereits auf dem Wege zu ſeinen unſterblichen Siegen: er wußte alſo, daß Ferdinand II. ſeiner, des Friedländers, bald bedürftiger ſein werde, als je zuvor, und er verbarg daher ſeinen Zorn. Anſcheinend ruhig nahm er die Verkündung des Abſetzungs-Urtheils auf, und bemerkte nur: „der Kaiſer iſt betrogen!“ Das war nun freilich richtig: denn als Pater Joſeph durch die Entfernung Wallenſteins den Hauptzweck ſeiner Sendung erreicht hatte, hintertrieb er auch die Wahl des Sohnes Ferdinands II. zum deutſchen König. Der Kaiſer merkte endlich ſelbſt, wie ſehr er von dem Kapuziner gefoppt worden war, und äußerte ſich mißmuthig hierüber. Nach der Beendigung der Regensburger Verhandlungen (1630) ward aber das Aergerniß noch größer; denn es zeigte ſich, daß Richelieu auch mit Maximilian von Baiern und den übrigen Fürſten der Liga nur ſein Spiel getrieben habe. Um ſich des Beiſtandes derſelben zu verſichern, war von franzöſiſcher Seite in Regensburg das feierliche Verſprechen gegeben worden, daß Frankreich den deutſchen Proteſtanten niemals irgend eine Unterſtützung leiſten werde. Nach der Abſetzung Wallenſteins und der Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua erklärte dagegen Richelieu auf ein Mal, daß ſeine Geſandten in der Frage über die Unterſtützung der Proteſtanten ihre Vollmachten überſchritten hätten. Er widerrief darum ihr gegebenes Verſprechen auf das beſtimmteſte, und ſchickte den Pater Joſeph, um ihn ſcheinbar zu beſtrafen, in ſein Kloſter.

Der diplomatiſche Sieg Frankreichs war ſohin vollkommen. Nicht genug, daß die Mantuaniſche Angelegenheit nach dem Wunſche jener Macht erledigt worden war, hatte Ferdinand II. auch ſeinen fähigen Feldherrn durch eine ſchimpfliche Abſetzung gekränkt, und noch außerdem auf die Vorſtellung der Reichsſtände ſein Heer um 18,000 Mann vermindert. Während die Stellung des Kaiſers auf ſolche Art empfindlich geſchwächt wurde, hatte ſich umgekehrt eine kühne Heldenſeele, der edle Guſtav Adolph von Schweden, für die Vertheidigung der Reformation erhoben. Alles dieß ſchien denn einen entſcheidenden Wendepunct das Krieges anzukündigen.

Acht und dreißigſtes Hauptſtück.

Ausgang Johann Kepler's.

(Das Jahr 1630.)

Während die Verwüſtungen des unglücklichen Religionskrieges ſich fortſetzten, und die Leidenſchaften der Mächtigen bald in Geldgier oder Ehrgeitz, bald in fanatiſcher Bigotterie nach Befriedigung rangen, blieb der große Denker Johann Kepler in ſeine nützlichen Forſchungen und Arbeiten vertieft. Seine äuſſere Stellung beſſerte ſich nicht, mit einer traurigen Hartnäckigkeit hatte das Schickſal vielmehr beſchloſſen, daß Hunger und Kummer bis an das Lebensende ihn begleiten ſollten. Unter Kaiſer Matthias war ſchon der Gehalt Keplers nicht richtig ausbezahlt worden, unter ſeinem Nachfolger Ferdinand II. wurden die Rückſtände dagegen noch größer. Der gequälte Erfinder reiſte im Jahr 1624 ſelbſt nach Wien, um die Berichtigung ſeines Guthabens auszuwirken; allein er konnte ſich am kaiſerlichen Hofe nicht einmal das nöthige Geld verſchaffen, um eine wichtige Arbeit, die ſogenannten Rudolphiniſchen Tafeln, drucken zu laſſen. Nunmehr ging er nach Schwaben, und ſuchte dort mit Hülfe einer Anweiſung des Kaiſers die Mittel zum Druck der Rudolphiniſchen Tafeln zuſammenzubringen. Er mußte faſt wie ein Bettler darum anhalten, oder Sammlungen veranſtalten laſſen, trieb aber gleichwohl nur einen Theil der Druckkoſten auf. An die Verbeſſerung ſeiner eigenen Lage war nicht zu denken, ja dieſe verſchlimmerte ſich noch in Folge des Krieges. Da die Stadt Linz, wo Johann Kepler wohnte, belagert wurde, ſo reichten ſeine ſchwachen Mittel noch weniger zur Ernährung ſeiner Familie hin. Damit der Reformator der Sternkunde aber noch mehr gepeiniget werde, verfolgten ihn ſeines Glaubens wegen vollends die Jeſuiten, und legten ſogar ſeine Bibliothek unter Siegel. Als die Nahrungsſorgen immer größer wurden, bat Johann Kepler bei dem Kaiſer Ferdinand II. inbrünſtig um die Auszahlung ſeines Gehalts; doch dieſer Frömmler, welcher eine ungeheure Maſſe von Gütern eingezogen hatte, wollte die Schätze nur für die finſtern Zwecke der Prieſterlinge verwenden. Für ſolche gab er willig Millionen über Millionen; für den erhabenen Erfinder, durch den die Kenntniße des Menſchengeſchlechts ſo bedeutend vermehrt wurden, und der ſein Vaterland mit Ruhm bedeckte, hatte er dagegen nicht einmal wenige Gulden. Ferdinand II. rechnete vielmehr auf die aſtrologiſche Leidenſchaft ſeines Feldherrn, des Herzogs Albrecht von Friedland; er verwies ſeinen Mathematiker daher an dieſen. So ſollte demnach Johann Kepler nur durch Förderung des Aberglaubens ſein ärmliches Brod ſich verſchaffen [1])! Wallenſtein hatte allerdings

[1]) Die aſtrologiſche Schwärmerei war im 17. Jahrhundert in Deutſchland ungemein verbreitet, und wurde im Widerſpruch mit Kepler, welcher ſie verachtete, ſogar durch Tycho gefördert. Letzterer lehrte hierüber unter andern folgendes:

hohe Achtung vor Kepler, und er dachte ihm die Rectorſtelle an der Univerſität Roſtock im Meklenburgiſchen zu; gleichwohl zahlte er die Gehalts-Rückſtände keineswegs aus, ſondern ließ den Erfinder ebenfalls hungern. Die Noth ſtieg endlich ſo hoch, daß Johann Kepler ihr nothwendig erliegen mußte. Um einen letzten Verſuch zur Rettung zu machen, reiste er nach Regensburg zu der Churfürſten-Verſammlung des Jahres 1630. Der Reformator der Sternkunde ſtellte dort ſeine Lage eindringlich vor; er bat nicht um ein Geſchenk, nicht um Begünſtigung, ſondern lediglich um die Bezahlung ſeiner ſauer verdienten Beſoldung; deſſen ungeachtet fand er kein Gehör. Die Gehalts-Rückſtände waren auf 11,817 Gulden angeſchwollen, nach damaligem Geldwerth ſchon überhaupt eine bedeutende Summe, für einen armen Gelehrten hingegen wirklicher Reichthum. Da ſeine Beſoldung ärmlich war, ſo ſieht man, wie viele Jahre dieſelbe rückſtändig geweſen ſein mußte, wie lange Zeit der unſterbliche Erfinder alſo gedarbt hatte. Seine Lebenskraft, im Dienſte der Wiſſenſchaft ohnehin ſtark angegriffen, wurde durch die unaufhörlichen Nahrungsſorgen endlich frühzeitig zerſtört. Als auch die Vorſtellungen bei der Fürſten-Verſammlung in Regensburg vergeblich waren, brach der erſchöpfte Körper vollends zuſammen. Von den Nahrungs-Sorgen niedergebeugt, durch die Ausſicht auf ein elendes Alter tief bekümmert, verfiel **Johann Kepler, der Große**, noch in Regensburg in eine Krankheit, und verſchied daſelbſt im Jahre 1630. Seine Hinterlaſſenſchaft beſtand in

22 Reichsthalern oder 33 Gulden

und

einem geringen Klepper, aus welchem 11 Gulden erlöst wurden.

Mit einer ſolchen Baarſchaft ſollte er ſeine Rückreiſe nach Linz antreten, und für die Bedürfniſſe ſeiner Familie ſorgen. Iſt es ein Wunder, wenn das Bewußtſein ſeiner Lage und der Blick in die Zukunft den edlen Mann vollends entkräftete, der Tod der Verkümmerung oder des Hungers ihn ereilte [2])? Sechs und dreißig Jahre ſpäter kam ein engliſcher Gelehrter, Iſaac Newton, auf einen ſinn-

---

„Die Leber, worin das Blut, welches zum Leben nothwendig iſt, zubereitet wird, iſt dem Jupiter, einem ſanguiniſchen und Leben enthaltenden Planeten, unterworfen; die Nieren, worin das Behältniß der Reproduction iſt, hängen von der Venus, einem fruchtbaren Planeten und der Mutter der Zeugungen ab. Die zu weniger edlen Funktionen beſtimmte Milz und die Galle (hier iſt die Rede von dem Behälter der Galle) ſind den untern und weniger wohlthätigen Planeten überlaſſen; die Milz, die Vorrathskammer der Galle, gehorcht dem Geſetze des Saturns, einem finſtern und melancholiſchen Geſtirne, und die Galle, der Wohnort des Zorns, iſt unter der Herrſchaft des Mars, eines heftigen und zornigen Geſtirns.

Der Mond, verbunden mit den böſen Geſtirnen, macht das Gehirn ſchwach, und wenn Merkur es nicht verhütet, ſo werden dumme Kinder geboren. Saturn, der höchſte Planet, giebt die Einbildungskraft und das Genie. Die Sonne, welche den erſten Rang einnimmt, macht die Ehrgeizigen ꝛc.

Doch ſo hoch Johann Kepler über den aſtrologiſchen Aberglauben auch erhaben war, ſo mußte er wegen ſeines Amtes als Kaiſerlicher Mathematiker gleichwohl prognostica ſtellen.

[2]) Die Gefühle Keplers mußten um ſo bitterer ſein, als er ſelbſt ſeiner hohen Auszeichnung, ja ſogar der Unſterblichkeit ſeines Namens ſehr klar ſich bewußt war. An Kaiſer Rudolph II. ſchrieb er nämlich, daß er ihm durch ſeine Arbeiten einen unſterblichen Ruhm erworben habe.

Quae ego sic oro, ut quae et a Majestate Vestra jam ante comprobata sciam, & ad Dei gloriam, Augustique *Majestatis Vestrae Nominis immortalitatem pertinere putem*: Cui pridem omnem meam operam devovi: Eique me jam subjectissime commendo.

IV. Calendae Aprilis anno aerae Dionysianae M.DC.IX.

reichen Gedanken über die Schwerkraft, und ſprach noch eilf Jahre ſpäter das Geſetz aus, daß die Gravitation in demſelben Verhältniß abnimmt, in welchem das Quadrat der Entfernung wächst, oder umgekehrt dem Quadrat der Entfernungen proportional iſt [3]). Dieſes allerdings ſchöne Geſetz war jedoch nur eine nothwendige Folge der Kepleriſchen Geſetze, der deutſche Erfinder, wie Käſtner ſehr richtig ſagte, alſo der Lehrer Newtons, oder nach Schubart der Meiſter neben dem Gehülfen [4]). Iſaac Newton hatte jedoch eine glänzende Laufbahn, und lebte wie an Ruhm, Würden und Ehrenſtellen, ſo auch an Geldmitteln im reichen Ueberfluß. Während er im Jahre 1688 die Univerſität Cambridge im Parlament vertrat, ernannte ihn der Miniſter Halifax im Jahr 1696 zum Münzwardein, und die königliche Societät der Wiſſenſchaften im Jahre 1703 zu ihrem Präſidenten. Alle gebildeten Engländer wetteiferten, ihrem großen Landsmann ihre Ehrerbietung zu erweiſen, und ihm das Leben angenehm zu machen. Bei ſeiner Beerdigung im Jahre 1727 wurde das Leichentuch von dem oberſten Beamten des Reichs, dem Lord-Kanzler, dann noch von zwei Herzögen und drei Grafen getragen.

Nicht 33 Gulden und einen elenden Gaul, wie Johann Kepler, ſondern ein Landhaus mit vollkommener Einrichtung und 32,000 Pfund Sterling hinterließ Iſaac Newton.

Dem letztern wurde zugleich von ſeiner Nation ein prachtvolles Denkmal geſetzt, mit der Inſchrift: **Iſaac Newton, die Zierde des Menſchengeſchlechts!** (Humani generis decus).

---

[3]) Die Ergebniſſe der Forſchungen Newtons wurden erſt 1687 durch den Druck bekannt gemacht in dem berühmten Werk:

Philosophiae naturalis principia mathematica Lond. 4.

[4]) Wie genau Kepler die Newton'ſche Theorie über die Schwerkraft kannte, zeigen folgende Stellen in der Einleitung zu ſeiner Astronomia nova.

Vera igitur doctrina de gravitate his innititur axiomatibus.

Omnis substantia corporea, quatenus corporea, apta nata est quiescere omni loco, in quo solitaria ponitur, extra orbem virtutis cognati corporis.

Gravitas est affectio corporea, mutua inter cognata corpora ad unitionem seu conjunctionem (quo rerum ordine est et facultas Magnetica) ut multo magis Terra trahat lapidem, quam lapis petit Terram.

Gravia (si maxime Terram in centro mundi collocemus) non feruntur ad centrum mundi, ut ad centrum mundi, sed ut ad centrum rotundi cognati corporis, Telluris scilicet. Itaque ubicunque collocetur, seu quocunque transportetur Tellus facultate sua animali, semper ad illam feruntur gravia.

Si Terra non esset rotunda, gravia non undiquaque ferrentur recta ad medium Terrae punctum, sed ferrentur ad puncta diversa a lateribus diversis.

Si duo lapides in aliquo loco mundi collocarentur propinqui invicem, extra orbem virtutis tertii cognati corporis, illi lapides ad similitudinem duorum Magneticorum corporum coïrent loco intermedio, quilibet accedens ad alterum tanto intervallo, quanta est alterius moles in comparatione.

Si Luna et Terra non retinerentur vi animali, aut alia aliqua aequipollenti, quaelibet in suo circuitu; Terra ascenderet ad Lunam quinquagesima quarta parte intervalli, Luna descenderet ad Terram quinquaginta tribus circiter partibus intervalli: ibique jungerentur: posito tamen, quod substantia utriusque sit unius et ejusdem densitatis.

Si Terra cessaret attrahere ad se aquas suas, aquae marinae omnes elevarentur, et in corpus Lunae influerent.

„Der große Mann fordert Brod und man gibt ihm einen Stein“, ſagt Hippel. Allein Johann Kepler konnte kaum den Stein erhalten. Erſt im Jahre 1786, nachdem die engliſche Nation ihren Erfinder, den Schüler oder Gehülfen Kepler's, ſchon ſo hoch geehrt hatte, wurde in Deutſchland öffentlich zu Sammlungen aufgefordert, um unſerm Kepler in Regensburg ein Denkmal zu errichten. Natürlich kam nichts zuſammen [5]). Es liegt ein eigenes Verhängniß auf den Deutſchen, vielleicht das traurigſte, welches möglich iſt: ſie wollen beharrlich ihre größten Männer darben und verhungern laſſen! Im vorigen Jahrhundert mußte die Wittwe Luthers für ſich und ihre Kinder das Almoſen in Dänemark ſuchen, und im gegenwärtigen ſtarb der erhabene Erfinder Johann Kepler den Hungertod. Eine große Reihe ähnlicher Erfahrungen wird im Fortgang der Geſchichte unſer Herz betrüben. Soll dem immer ſo ſein, wird die Nation mit unglücklicher Ausdauer fortfahren, ihre Edelſten in den Nahrungsſorgen verkümmern zu laſſen, während die hohlſten Köpfe vom Uebermaaß der Glücksgüter umgeben ſind? Faſt möchte ich ſagen: „Ich fürchte dieß, ich beſorge dieß wenigſtens noch für lange Zeit!“

Käſtner hatte Recht! Das damalige Deutſchland war Kepler's nicht würdig [6]): denn der große Schwabe war ein Mann von ſeltener Auszeichnung. Welches weiche Gemüth, welche kindliche Liebe zur Mutter er hatte, wurde oben ſchon dargelegt. Hier, wo unſere Theilnahme für den Unſterblichen durch ſeine Leiden am Ende ſeiner Tage noch mehr erhöht wird, wollen wir noch einen Brief deſſelben an den Herzog von Würtemberg mittheilen, worin er, bis zur Befreiung der alten Mutter, inbrünſtig um ein menſchlicheres Gefängniß für die unglückliche Frau nachſuchte [7]). Solche Schickſale mußte

---

[5]) Erſt im 19. Jahrhundert wurde ein einfaches Denkmal zu Regensburg für Kepler errichtet.

[6]) Käſtner ſprach dieß in folgendem Gedicht aus:

An Chriſtlob Mylius,

bei Ueberſendung von Keppler's Harmonica mundi.

Freund, da Dein zärtlich Ohr der Tonkunſt Reiz empfindet,
Des Weltbau's Harmonie Dein tiefer Geiſt ergründet,
Lies, was von beiden hier der Lehrer Newtons ſchreibt,
Den Deutſchland hungern ließ und — ſeiner unwerth bleibt.

In einem zweiten nicht minder wahren Sinngedicht ſagt Käſtner:

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg = = und ſtarb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

[7]) Derſelbe lautet alſo:

„Weil dann der Herr fürſtl. Anwald, Vogt zu Güglingen dilation bis auf nächſten Gerichtstag begehrt und erhalten, unterdeß aber die arme Gefangene ſich der Kälte und troſtloſen Einſamkeit halben aufs höchſte beklagt und um Gottes willen nur in eine Stuben ihr verhülflich zu ſeyn gebetten, als gelangt an E. F. Gn. ferners mein unterthäniges flehendliches Bitten, die geruhen (angeſehen daß ſie keins Wegs einiger Übelthat überwieſen, hohes 73 jährigen Alters und baufällig, auch wegen der angedrohten peinlichen Frag, ungehindert ihrer Unſchuld, allein von etlicher fürgangner Exempel wegen allerdings erſchreckt und bekümmert) bey dem Vogt zu Güglingen dieſe gnädige Verfügung zu thun, daß derſelbe ſie bis auf fernere Verordnung in des Stadtknechts und Gerichtsdieners Haus und Stuben allda transferiren, weil zu Güglingen ſonſt kein Ort hierzu zu finden, und auf

ein Mann, wie Kepler, erfahren! Und das war noch nicht genug, auch Hungers wollte ihn ſeine Nation ſterben laſſen. Für ihren Erfinder hatte dieſe keinen Nothpfenning, keine Erquickung, um ihm in ſeinem Elende aufzurichten. Als die Schergen Wallenſteins hingegen mit Kolbenſchlägen Geld forderten, waren viele Hunderte von Millionen verfügbar!

Daß der Umfang ſeiner Geiſteskraft mit der Güte ſeines Herzens gleichen Schritt hielt, hatte Johann Kepler durch ſeine ewig denkwürdigen Entdeckungen erwieſen. Indeſſen wie jeder ächte Genius war er nicht bloß auf ein Fach-Studium beſchränkt, ſondern überhaupt mit Bildung ausgeſtattet, und darum auch mit Liebe für die Kunſt erfüllt. Johann Kepler hatte bedeutende poetiſche Anlagen, und er verfaßte nicht nur ſehr ſchätzbare lateiniſche Gedichte, ſondern ſtreute auch in ſeine trocknen, wiſſenſchaftlichen Abhandlungen häufig poetiſche Bilder und Wendungen ein. Was den gewaltigen Geiſt des Mannes jedoch am beſten darlegt, iſt die Thatſache, daß er auch in ſeinen gedrückten Verhältniſſen heiter blieb, und ſogar von Humor überſprudelte. Mit vortrefflicher Laune erzählte er z. B. die ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen ſeine Forſchungen über den Planeten Mars verbunden waren [8]). Wie ſpäter Jean Paul Friedrich Richter ſeine Geſuche um Darlehen an den Pfarrer Vogel in ſcherzhaften Briefſtyl kleidete, um ſeine Armuth zu verdecken, um das blutende Herz nicht zu zeigen, eben ſo gab Johann Kepler ſeinen Mahnbriefen an den Kaiſer Rudolph II. eine herrliche humoriſtiſche Geſtaltung [9]). Ach der große Schwabe mußte ſein ganzes Leben hindurch um Bezahlung ſeines ärmlichen Gehaltes betteln!

---

ihren eigenen ſo geringen Unkoſten als möglich (weil es ihres weiblichen Sexus und Alters halben überflüßiger Hüter nit bedürfen wird) verwahren laſſe. E. F. Gn. thun hieran ein löblich Werk der Barmherzigkeit."

Die Fürbitte des Sohnes war in der Hauptſache auch von Erfolg begleitet: denn es erging darauf folgender Beſcheid:

„Dem Vogt zu Güglingen zu ſchreiben, wofern in des Stadtknechts Hauß allda ſolche Gelegenheit vorhanden, daß man der Verhaftin Außkommens geſichert, ſoll er ſie ins Stadtknechtshauß verwahrlich legen und durch einen Hüter auf ihre Koſten Tag und Nacht verwachen laſſen, darneben der Verhaftin Sohn anzeigen, weil man nit ſehe, worzu ihm die Abſchrifften fürſtl. Befehl werden vorſtändig ſeyn, als wiſſe man ihm hierinn nit zu willfahren. Decretum Stuttgart in Cons. d. 4. Oct. 1620."

[8]) Astronomia nova Cap. LI in principio (pag. 246):

Dum in hunc modum de Martis motibus triumpho, eique ut plane devicto, Tabularum carceres, et æquationum eccentri compedes necto, diversis nunciatur locis, futilem victoriam, et bellum tota mole recrudescere. Nam domi quidem hostis, ut captivus, contemptus, rupit omnia æquationum vincula, carceresque tabularum effregit. Nulla enim methodus ex praescripto opinionis cap. XLV administrata Geometrice, vicariam hypothesin capitis XVI. (quae veras habet æquationes ex falsa causa manantes) propinquitate numerorum potuit aemulari. Foris vero speculatores per totum eccentri circuitum dispositi, distantiae in quam genuinae, profligarunt meas causarum Physicarum ex cap. XLV accersitas copias, earumque jugum excusserunt, resumpta libertate. Jamque parum abfuit, quin hostis fugitivus sese cum rebellibus suis conjungeret, meque in desperationem adigeret: nisi raptim nova rationum Physicarum subsidia, fusis et palantibus veteribus, submisissem; et qua sese captivus proripuisset, omni diligentia edoctus, vestigiis ipsis nulla mora interposita inhaesissem. Utramque rem ut gesta est ordine narrabo sequentibus aliquot capitibus.

[9]) In der Dedication der „Astronomia nova" an den Kaiſer Rudolph II. kommt folgende Wendung vor:

Quam ad rem Majestati Vestrae operam non inutilem (quippe exercitatus in pugnacissimo, gnarusque locorum) nec minus quam antea fidelem, promptus offero: hoc unice orans atque obsecrans, (quando hanc vocem, perinde ut orationem reliquam, crebra cum militibus, centurionibus ducibusque per hos

Leſer, der du Gefühl haſt, vergleiche das Verzeichniß der Luxus-Gegenſtände, welche **täglich** in die Küche eines Wallenſtein geliefert wurden, mit den Bettelbriefen Johann Keplers, und ſage mit mir: **„Konnte das Schickſal Kepler's anders ſein? Er war ja groß, liebte ſein Vaterland und war ein Deutſcher!“**

Neun und dreißigſtes Hauptſtück.

Erſtes Auftreten Guſtav Adolphs in Deutſchland.

(Vom Jahr 1630 bis 1631.)

Es war am 24. Juni des Jahres 1630, als die Flotte Guſtav Adolphs an der deutſchen Küſte, und zwar bei der Inſel Rügen landete. Der edle König betrat zuerſt den Boden Deutſchlands und kniete ſodann nieder, um den Segen des Himmels für ſeine heilige Unternehmung zu erflehen. Guſtav Adolph war von aufrichtiger Religioſität erfüllt, und übte die frommen Gebräuche nicht nur ſelbſt, ſondern forderte das Gleiche mit großer Entſchiedenheit von ſeinen Kriegern. Darum ſtellte er auch bei jedem Regiment einen Feldprediger an, welcher täglich Gottesdienſt halten mußte [1]). Im übrigen artete die religiöſe Richtung des Königs keineswegs zur Schwärmerei eines trüben Pietismus aus, ſondern blieb von dem Verſtande beherrſcht, und führte eben darum zur Beförderung eines ſittlichern Lebenswandels der Soldaten. Auf einen ſolchen, ſowie insbeſondere auf Mäßigkeit hielt Guſtav Adolph ſo nachdrücklich, daß in ſeinem Heere die Mannszucht noch ſtrenger gehandhabt wurde, als im Friedländiſchen und Tilly'ſchen. Während ſchon hierdurch die ſchwediſchen Truppen vor den kaiſerlichen ein Uebergewicht behaupteten, wurde daſſelbe noch größer durch eine Grund-Reform, welche Guſtav Adolph in der Kriegskunſt ein-

---

novem annos in hac aula conversatio mihi suppeditavit) Caesaria Majestas Vestra *ærarii præfectis imperet, ut de nervis belli cogitent, novamque mihi pecuniam ad militem conscribendum suppeditent.*

[1]) Petri Burgi Mars Sueco-Germanicus:

» Addiderat militari continentiae et disciplinae religionem. — Nam singulis legionibus aderat Lutherani dogmatis praedicans, qui quotidianis concionibus vitia reprehenderet, curaretque, ut singulis diebus binae saltem ad Deum preces haberentur, quas unaquaeque legio in aciem disposita per rythmos vernacula lingua quasi hymnum concineret: tantum ardoris ex his praedicantibus milites imbiberant, ut propter Lutherani insanum dogma vitam omniaque spernerent. «

führte. Als der erſte Feldherr ſeiner Zeit überzeugte er ſich bald, daß zu große Maſſen in den Unterabtheilungen die Schnelligkeit der Bewegungen ſtören: er machte daher vornehmlich bei der Reiterei die Schwadronen kleiner, und die Zwiſchenräume der Bataillone bei dem Fußvolk größer. Sowie er den bedeutenden Fehler einer einzigen Schlachtlinie durch die Hinzufügung einer zweiten Reihe als Reſerve verbeſſerte, gab er auch dem groben Geſchütz eine zweckmäßigere Einrichtung [2]). Mit der umfaſſenden Reform der Kriegskunſt verbanden ſich nun noch Eigenſchaften des Feldherrn, welche den Sieg an ſeine Fahnen feſſeln mußten. Der König beſaß bei hohem Muth und perſönlicher Tapferkeit vornehmlich Geiſtesgegenwart, raſchen Ueberblick und Blitzesſchnelle der Entſchlüſſe. Was aber noch mehr Erfolge verſprach, war die Energie, mit welcher er in ſchwierigen Lagen zu handeln, und insbeſondere die Unentſchlüſſigkeit Anderer zu überwältigen gewohnt war. Ein erſtes Beiſpiel davon ergab ſich ſchon bei dem Erſcheinen des Königs in Deutſchland.

Die bisherigen Siege des Kaiſers und der katholiſchen Liga hatten ihren Grund vorzugsweiſe darin, daß die Proteſtanten zu keinem einheitlichen Zuſammenwirken zu bringen waren, vielmehr durch die Theilnahmloſigkeit oder Neutralität ſich gegenſeitig zu Grunde richteten, welche mehrere mächtige Fürſten zu behaupten ſuchten. Guſtav Adolph wußte dieß ſehr genau, und war feſt entſchloſſen, die evangeliſchen Reichsſtände im Nothfall mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Der proteſtantiſche Herzog Bogislaw von Pommern wollte auch nach der Landung der Schweden jene Politik der Vereinzelung fortführen; allein Guſtav Adolph, nach den Eingebungen ſeiner Energie handelnd, rückte raſch vor die Feſtung Stettin, und forderte die Aufnahme einer ſchwediſchen Beſatzung. Vergebens begab ſich Bogisla perſönlich zu dem König, um von dieſem Anerkennung ſeiner Neutralität auszuwirken; Guſtav Adolph beſtand vielmehr darauf, daß der Herzog Partei ergreifen müſſe, und daher zwiſchen der Unterſtützung des Königs oder des Kaiſers zu wählen habe. Solche Feſtigkeit wirkte: denn Bogislaw nahm nicht nur eine ſchwediſche Beſatzung in Stettin auf, ſondern verband ſich jetzt auch ſehr innig mit Guſtav Adolph. Letztere vertrieb nun die kaiſerlichen Truppen, welche ſeit den frühern Feldzügen Pommern beſetzt hielten, bis auf einige feſte Plätze aus der ganzen Landſchaft.

Jetzt ſollte der Kaiſer zum erſten Mal die Folgen der Abdankung Wallenſteins bitter empfinden, der letztere jetzt ſchon einen Vorgeſchmack ſeines künftigen Triumpfes erhalten: denn die Heere Ferdinands II. waren ſogleich nach der Entfernung des Friedländers in völlige Zerrüttung gefallen. Albrecht, Herzog von Friedland, ſtellte ſich bei ſeiner Entlaſſung, als wolle er ſeinem Ehrgeiz Schranken ſetzen, und für

---

[2]) Zeitgenoſſen rühmen die Anordnungen des Königs in der Heer-Aufſtellung und ſeine durchgreifenden Reformen in der Kriegskunſt überhaupt ſehr. So ſagt der ſchon angeführte Burgus, ein Offizier im Wallenſteiniſchen Heer, unter andern folgendes:

Sequebatur exercitam militum vitam ordinum prudens dispositio, qua cum aciem institueret, rex utebatur: ita enim aciem muniebat, ut in arcis modum milites pro moenibus starent: erant in acie propugnacula, cortinae ut vocant, caeteraque, quae nostrorum temporum militaris architectonica ad muniendas arces invenit, quaeque in plano posita figura patitur. Neque poterat aliquis partem ullam aciei aggredi, quin a fronte et ab utraque scloporum ictibus offenderetur. Equitatu insuper undique serviebat, qui ad congressum cogi non poterat, cum a pedite mira ordinum dispositione tegeretur, his tormentorum inauditus usus accesseret, quae ita disponebantur, ut defenderent et laederent, ipsa ab hostium impressionibus tuta essent, quibus utentem artibus mortuum quidem divina providentia vidimus, at non acie fusum aut victum.

immer in das Privatleben zurückkehren. Als die Anträge ſeiner Widerſacher in Regensburg ſchon bekannt waren, ordnete er von Nürnberg aus (3. Juni 1630) auf ſeinen Gütern große Bauten an, welche auf die Abſicht eines langen Aufenthalts dortſelbſt ſchließen laſſen konnten [3]). Von Memmingen aus, wo er das Abſetzungs-Urtheil erhielt, gab er dagegen nicht nur Befehle, die Bauten zu beſchleunigen und zu erweitern [4]), ſondern er erklärte in einem andern Schreiben ſogar ausdrücklich, daß er für immer in Gitſchin, ſeinem Hauptſitz, zu bleiben gedenke [5]). Doch ſeine eigentliche Abſicht war eigentlich nur, in Pracht und Glanz die Zurückberufung zu dem kaiſerlichen Heere zu erwarten, welche er auf die Prophezeiung ſeines Aſtrologen Seni oder vielmehr in Folge der Unternehmung Guſtav Adolphs vorausſah. Schon die Ereigniſſe in Pommern kündigten an, daß der Friedländer über die erlittene Kränkung der Abſezung bald Genugthuung erhalten, und die Hoffnung auf Zurückberufung erfüllt ſehen werde: denn die ſonſt ſieggewohnten Truppen des Kaiſers konnten wegen mangelnder Mannszucht nicht einmal zum Gehorſam gegen ihre Führer, geſchweige zu Anſtrengungen und verzweifelten Kämpfen gebracht werden. Das Ausreiſſen nahm ſo ſehr unter ihnen zu, daß der kaiſerliche Oberbefehlshaber in Pommern, Torquati Conti, lediglich auf die Vertheidigung ſich beſchränken mußte. Als ein Verſuch, Stettin durch Ueberrumpelung zu nehmen, fehlgeſchlagen war, nahm Torquati gar ſeine Entlaſſung. Die Schweden

---

[3]). Derſelbe war an Taxis gerichtet und hatte folgenden Inhalt:

„Ich zweifle nicht, daß ihr euch werdet wegen meiner Gebäu auch, wie ich's angeordnet hab, alles Fleißes angelegen ſein laſſen und da wegen des Gebäus zu Gitſchin von Nöthen wär, daß mein Weib nach dem Neu-Schloß verreiſen ſolle, ſolches daß in continenti geſchieht und ihr fahret fort mit den Gebäuen, wie ich's befohlen hab, ohne Verlierung einziger Minuten. Die Stallungen zu Smrkowitz vernehme ich, daß ſie noch nicht gebaut werden, welches mich hoch Wunder nimmt. Mit dem Garten bei Gitſchin, Fontanen, Grotten und anderen Sachen, wie's deſignirt iſt worden, daß man auch fortfährt; das Haus zu Gitſchin ſeht, daß es auf die Weis mobilirt wird, wie ich's anbefohlen hab. Schreibt dem Landeshauptmann von Sagan, wie auch dem Baumeiſter daſelbſt, daß ſie ſollen ſehen, daß ſie die Façaden der Häuſer, ſo ſie dort bauen, von Steinen oder Ziegeln bauen und ſchön und zierlich ausführen, in summa ich verlaſſe mich auf euch, daß ihr euch werdet wegen der Gebäu itzunder beſſer angelegen ſein laſſen, als man's zuvor gethan hat. Die Mönch zu Bezdiez und Leip, ſo zuvor das Geld, welches man zum Gebäu hat anwenden ſollen, geſtohlen haben, itzunder, daß man ihnen beſſer Achtung auf die Fäuſte gibt, auf daß ſie's nicht mehr thun und ihr zieht bisweilen dahin und ſeht, wie ſie alles anſtellen"

[4]). In einem Briefe an ſeinen Landeshauptmann, worin es heißt;

„Seht daß die zwei Capellen, meine und meines Weibes, heuer fertig mit allen requisitis ſein, laßt die Altar darin machen, wie auch die fünf Altar in den Kirchen allerdings verfertigen, auf daß ich daſelbſt den Gottesdienſt verrichten könnte, ſo ſeht ebenmäßig, daß alle Zimmer fertig werden, wie nicht weniger mit mobilien und ſchönen quadri verſehen, denn in dieſem verlaſſe ich mich allein auf euch, dieweil der Max nicht zur Stell iſt und die andern ſich auf ſolche Sachen nicht verſtehn. So werdet ihr auch ſehn, daß der Garten verfertigt wird und viel Fontanen daſelbſt gemacht. Die Loga laßt geſchwind mit Zwerch- (Kreuz-) Gewölben und mit lavor di stucco zieren. Die grotta bei der loga daß ſie eheſt alſo verfertigt wird, wie ich dem Baumeiſter anbefohlen hab; bitt, laßt euch's angelegen ſeyn."

[5]) Das Schreiben ging wieder an Taxis, und Wallenſtein drückt ſich darin alſo aus:

„Ich vermeine zu Mitte Octobers (1630) zu Gitſchin zu ſeyn, und daſelbſt ſtets zu verbleiben, dahero ſeht, daß das Gebäu verfertigt und die Zimmer ausgeputzt und mobilirt werden. Macht Proviſion von allen Sachen vor mich, inſonderheit vom heurigen Wein, dieweil ſie ſehr gutt werden, laßt mir auch gutten Wermuth-Moſt anmachen, der dulce picante iſt, auf daß ich ihn kann deſto ehender haben. Im übrigen werde, ihr wiſſen, alles in ſolche Obacht zu nehmen, auf daß es gutt iſt. P. S. Laßt alle Ställ zu Gitſchin verfertigen wie auch den Tummesplatz und das Ballhaus." —

drängten ihre Gegner nun auch in den wenigen Punkten, welche ſie noch inne hatten, wie denn von den erſtern nicht nur Greifenhagen eingenommen, ſondern auch Garz und Pyriz beſezt wurden. Da die Kaiſerlichen jezt nur noch Greifswalde, Demin und Kolberg beſaßen, ſo ſchickte ſich Guſtav Adolph an, mit Vertreibung der Wallenſteiniſchen Autoritäten das Fürſtenthum Meklenburg an die legitimen Herzoge zurückzubringen. Nachdem er unter Guſtav Horn eine Heer-Abtheilung zum Schutze Stettins aufgeſtellt hatte, zog er nach Meklenburg, und eroberte dort ſogleich Damgarten und Rübenitz. Zugleich erließ er eine Aufforderung an die Bevölkerung, ihre rechtmäßigen Herzöge wieder als Landesfürſten anzuerkennen, und zu dem Ende mit den Schweden ſich zu vereinigen.

Am Hofe Ferdinands II. hegte man früher keine hohe Meinung von den Fähigkeiten oder der Macht Guſtav Adolphs von Schweden, und ſah eben darum auf deſſen Einmiſchung in den deutſchen Religionskrieg mit Geringſchätzung herab. Jetzt, wo der kühne König die kaiſerlichen Truppen ſchon faſt aus ganz Pommern vertrieben hatte, und nun auch Meklenburg in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte, ſah man die Unternehmung des Königs von Schweden allmälig mit andern Augen an. Für die erſte Zeit hatten die Kaiſerlichen durch plötzliche Einnahme von Roſtock zwar das weitere Vordringen Guſtav Adolphs in Meklenburg verhindert; indeſſen die Bevölkerung erwartete nur einen günſtigen Augenblick, um ſich für den ſchwediſchen König zu erklären, und die feſte Stellung ſowie die raſchen Siege deſſelben in Pommern erweckten auch bei den Proteſtanten in andern Gegenden Deutſchlands wieder Selbſtvertrauen und Hoffnung. Verſchiedene Reichsſtände beriethen ſich ſchon über die Unterſtützung der ſchwediſchen Waffen, und es wurden ſogar Vorſchläge gemacht, die geſammte evangeliſche Partei zur Rettung der Reformation wider Ferdinand II. zu vereinigen. Alles dieß machte nun auf den Hof des Kaiſers großen Eindruck, und jetzt ſchon kam das Bedauern zum Vorſchein, das Heer vermindert und Wallenſtein abgeſetzt zu haben. Maximilian von Baiern war es wiederum, der auf kräftige Maaßregeln drang, um den Siegeslauf des kühnen Schweden-Königs bei Zeiten aufzuhalten. Er handelte auch ſelbſt unmittelbar, indem er nicht nur ſeinem Feldherrn Tilly den Auftrag ertheilte, dem Kaiſer mit allen Truppen der Liga zu Hülfe zu ziehen, ſondern auch den General von Pappenheim eiligſt ins Meklenburgiſche ſandte, um dort die Wiedereinſetzung der vertriebenen Herzoge zu verhindern. Pappenheim überwältigte auch den Herzog von Sachſen-Lauenburg, welcher im Namen der meklenburgiſchen Fürſten ein Heer aufgeſtellt hatte; dagegen fand Tilly bei ſeiner Ankunft an der Oder die Trümmer der kaiſerlichen Heere in einem ſolchen elenden Zuſtand, daß er noch nichts entſcheidendes wider die Schweden zu unternehmen wagte [6]). Anfangs machte er wohl Miene zum Angriff, und nahm auch Neubrandenburg, ſo daß der ſchwediſche General Guſtav von Horn zu einer rückgängigen Bewegung veranlaßt wurde. Als aber die Nachricht einlief, daß ſowohl Demin als Kolberg an Guſtav Adolph ſich ergeben hatten, gab Tilly Pommern auf, und wandte ſich gegen Magdeburg. Dieſer eifrig proteſtantiſchen Stadt ſollte in Folge des Reſtitutions-

---

[6]). Ein Sachkenner ſchilderte die üble Verfaſſung der kaiſerlichen Heere in nachſtehender Weiſe:

Exercitus est ex omnium gentium colluvie mixtus, quibus non lex, non mos, non lingua communis: alius habitus, alia arma, alia sacra, alii prope dii sunt. Plurimi Lutherani sunt aut Calvinistae: aut sub ducibus Lutheranis aut Calvinistis aliud cuique fas, nec quicquam illicitum. Stipendia iis ab aliquot annis debentur. Quid si illa reposcent? quid si in suae religionis socios pugnare nolint? quid si inter se vel adversus duces insurgant

Edicts ein katholiſcher Erzbiſchof in der Perſon eines kaiſerlichen Prinzen (Leopold Wilhelm) aufgedrungen werden. Darüber äußerſt beſtürzt, und wie im vorigen Jahrhundert zur Vertheidigung der Religionsfreiheit entſchloſſen, ergriff Magdeburg offen die Partei Guſtav Adolphs. Der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, welcher abgeſetzt worden war, hatte nämlich mit dem König von Schweden ſchon vor deſſen Ankunft in Deutſchland Unterhandlungen eingeleitet, und die Zuſage von Hülfe erhalten. Als er hierauf im Stillen nach Magdeburg zurückkehrte, erklärte ſich nicht nur die ganze Bürgerſchaft für ihn, ſondern es ward auch zwiſchen der Stadt und dem Schweden-König ein förmliches Bündniß abgeſchloſſen. Letzterer verpflichtete ſich darin zur Beſchützung Magdeburgs, wogegen ihm der freie Durchzug durch die Stadt und das Recht der Werbung daſelbſt eingeräumt wurde. Die mögliche Feſtſetzung Guſtav Adolphs in jener wichtigen Elbe-Feſtung ſchien nun dem Grafen Tilly eine ſo bedenkliche Sache zu ſein, daß er vor allem Magdeburg zu erobern ſuchte. Er ſchloß daher nach ſeinem Rückzug aus Pommern die Stadt ſofort ein, und eröffnete eine ernſtliche Belagerung derſelben.

Bevor Guſtav Adolph gegen den liguiſtiſchen Feldherrn ziehen wollte, glaubte er ſich erſt im Rücken noch mehr ſichern zu müſſen. Der Churfürſt von Brandenburg verfuhr nämlich wie der Herzog von Pommern, und ſchwankte unentſchloſſen zwiſchen dem König von Schweden und dem Kaiſer, indem er den Frieden zwiſchen beiden zu vermitteln ſuchte. Guſtav Adolph wußte zu gut, daß nur entſcheidende Siege die Reformation retten konnten, und daß alſo die Zeit zu Friedens-Unterhandlungen noch nicht gekommen ſei. Zu jenen Siegen bedurfte er aber der Unterſtützung der deutſchen Proteſtanten, weil er der vereinigten Macht der katholiſchen Liga und des Kaiſers nicht gewachſen war. Das Beiſpiel Churbrandenburgs mußte andere evangeliſchen Stände zur Antheilnahme an den Krieg veranlaſſen, und ſo beſchloß der energiſche König, auch den Churfürſten von Brandenburg mit Gewalt zur Vertheidigung der Reformation zu zwingen. Nachdem er denſelben aufgefordert hatte, ſein Heer mit den Schweden zu vereinigen, und den letztern ſeine feſten Plätze zu öffnen, überfiel er mit gewohnter Schnelligkeit Frankfurt an der Oder, und nahm die Stadt mit Sturm. Um wegen der Niedermetzelung ſchwediſcher Truppen in Neubrandenburg durch Tilly, ſich zu rächen, wurde die kaiſerliche Beſatzung in Frankfurt an der Oder größtentheils niedergemacht. Was noch auffallender iſt, geſtattete der König, ſeiner ſonſt ſo ſtrengen Mannszucht ungeachtet, dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten ſogar eine dreiſtündige Plünderung der Stadt. Als Georg Wilhelm ſich fortwährend weigerte, in Spandau und Küſtrin ſchwediſche Beſatzung aufzunehmen, ließ Guſtav Adolph ſein Heer allmählig näher an Berlin heranrücken. Dieſer entſchloſſene Schritt wirkte; Georg Wilhelm verband ſich mit den Schweden, und übergab denſelben auch Spandau.

Mittlerweile hatte der Churfürſt Johann Georg von Sachſen eine Zuſammenkunft mehrerer evangeliſcher Fürſten in Leipzig veranſtaltet, um über die Lage ihrer Partei und des Reichs zu berathen. Guſtav Adolph ließ dieſe Verſammlung nach der Einnahme Frankfurts beſchicken, und zur Abſchließung eines Bundes der deutſchen Proteſtanten mit der Krone Schweden einladen. Der ritterliche König war nicht nur durch ſeine Siege, ſondern auch durch ein anderes Ereigniß ſo ſehr in Anſehen und Macht geſtiegen, daß ſeine Freundſchaft für keine geringfügige Sache mehr gelten konnte. Wir haben ſchon früher bemerkt, daß der Miniſter Richelieu in Frankreich dem Könige von Schweden zu einem Kriege gegen den Kaiſer Unterſtützung in Ausſicht ſtellte. Anfangs nahm Guſtav Adolph Anſtand, zur Vertheidigung der Reformation mit einer katholiſchen Macht ſich zu verbinden; doch ſpäter ward er anders geſinnt, und am 13. Januar 1631 wurde zwiſchen ihm und Frankreich zu Berwalde ein Vertrag

geſchloſſen, worin die letztere Macht zur Bezahlung von Hülfsgeldern ſich verpflichtete. Hierdurch wurde der König von Schweden in den Stand geſetzt, ſeine Werbungen ſo ſehr auszudehnen, und den Krieg gegen den Kaiſer mit ſolchem Nachdruck zu führen, daß die geſammte evangeliſche Partei ohne Gefahr zu den Waffen greifen konnte. Unter dieſen Umſtänden hätte man alſo erwarten ſollen, daß die Anträge Guſtav Adolphs von der Fürſten-Verſammlung in Leipzig mit Freuden würden angenommen werden. Die Einmiſchung einer fremden Macht in innere Reichsangelegenheiten war freilich immer gefährlich; allein die Schweden waren ja ebenfalls Deutſche, und abgeſehen auch hievon ſo hatten die Fürſten ſchon zu oft bewieſen, daß ſie ihre Privat-Intereſſen jenen des Reichs vorzuziehen gewohnt waren, und keinen Anſtand nahmen, zur Beförderung der erſtern mit fremden Mächten gefährliche Bündniſſe einzugehen. Indeſſen der Churfürſt von Sachſen beſorgte bei der perſönlichen Ueberlegenheit des ſchwediſchen Königs ein ſo großes Anſehen deſſelben im Reiche, daß ſeine Eiferſucht erwachte, und er die ſeltſame Politik ergriff, als Schiedsrichter zwiſchen die ſtreitenden Theile zu treten. Man wies daher die Anträge Guſtav Adolphs bei der Verſammlung in Leipzig höflich zurück. Um aber gleichzeitig den Kaiſer zu einem andern Verfahren gegen die Evangeliſchen zu nöthigen, beſchloß die Verſammlung nicht nur eine energiſche Vorſtellung an denſelben, ſondern auch die Aufſtellung eines Heeres von 40,000 Mann, um den geſtellten Forderungen Nachdruck zu geben. In dem Schreiben an Ferdinand II. wurde die Aufhebung des Reſtitutions-Edicts und die Einſtellung aller weitern Verfolgungen der Proteſtanten verlangt; was aber noch merkwürdiger war, die Adreſſe ſprach auch die Ueberzeugung aus, daß das deutſche Reich in Folge des Religions-Krieges an den Rand des Abgrundes gebracht worden ſei [7]). Da ſich dieß in der Folge ſo ſehr beſtätigte, ſo muß man über die Klarheit erſtaunen, mit welcher die Fürſten-Verſammlung in Leip-

---

[7]). Die Leipziger Verbündeten drückten ſich in ihrer Adreſſe an den Kaiſer unter andern alſo aus:

„Sie hätten das kranke und gleichſam in Zügen liegende Römiſche Reich ſo ermüdet und abgemattet gefunden daß es nicht länger werde dauren können, wenn es nicht durch Wiederaufrichtung eines guten Verſtändniſſes, durch Rettung der deutſchen Freiheit, Erhaltung der Fundamental- und anderer Reichs-Geſetze, und Herſtellung eines ſicheren Friedens eheſtens erquicket werde. Weil das Mißtrauen, ſo ſich zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen von vielen Jahren her erhalten, wegen der geiſtlichen Güter ſeinen Urſprung genommen, die Katholiſchen aber nun zu gütlichen Unterhandlungen ſich erboten, wozu auch ſie geneigt wären, ſo erforderte die Nothdurft, daß vor allen das kaiſerliche Edict wegen der Herausgabe ſolcher Güter, und die darauf angeordneten Commiſſionen und Executionen aufgehoben, und alles wieder in den vorigen Stand geſetzt werde."

„Ferner werde der Stände Hoheit durch grauſame unerhörte Bedrückungen von Seite des kaiſerlichen Kriegsvolks äußerſt gekränkt, die Reichsconſtitutionen überſchritten, das Reich mit neuen Werbungen angefüllt, die Contributionen gebothweiſe angeſetzt und durch militäriſche Gewalt erhoben; wozu noch die Armee der Ligue komme, die nicht allein mit eigenmächtigen Durchzügen den proteſtantiſchen Ständen beträchtlichen Schaden zugefügt, ſondern ihnen auch in das Land gelegt worden, aus dem ihr der Unterhalt habe müſſen geſchafft werden. Der Kaiſer erzeige ſich gegen ſeine eigene Erblande ſo kaiſerlich, landesfürſtlich und väterlich, daß es durch Ausſchreibung und Haltung öffentlicher Land- und Fürſten-Täge die freywillige Hülfsmittel begehre; es wäre höchſt unbillig, daß das Reich, deſſen Vorzüge und Freyheit weltbekannt ſeyen, unter einer ſolchen Bürde, als wenn deſſen Stände bereits in die Dienſtbarkeit gebracht wären, erliegen ſolle: es gehe demnach ihre Bitte dahin, einem ſo großen Elend, Jammer und Noth ein Ende zu machen, indem ſie es in Anſehung ihrer Lande und Leute nicht länger mehr dulden könnten, und wenn ſie über alle Erwartung durch militäriſche Gewalt dazu ſollten gezwungen werden, ſo hofften ſie, der Kaiſer werde ſie dagegen ſchützen, und es ihnen nicht verdenken, daß ſie ſich und ihr Land und Leute durch die von Gott und der Natur, auch den Reichsgeſetzen zugelaſſene Defenſion dagegen bewahren."

zig des bevorſtehenden Untergangs des deutſchen Reichs ſich bewußt war. Auf den Kaiſer machte ſelbſt dieſer Umſtand keinen Eindruck, ſondern er hoffte immer noch auf die vollſtändige Vernichtung der Reformation, und gab daher auch dem Churfürſten Johann Georg von Sachſen und ſeinen Verbündeten eine ausweichende Antwort [8]).

Vierzigſtes Hauptſtück.

Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig.

(Jahr 1631.)

Während der unternehmende König von Schweden vergebliche Anſtrengungen machte, alle evangeliſchen Reichsſtände zur Vertheidigung der Reformation zu vereinigen, während die Verſammlung proteſtantiſcher Fürſten in Leipzig vielmehr die weiſen Vorſchläge des Königs mit berechneter Kälte behandelte, machte der liguiſtiſche Feldherr Tilly Anſtalten, den Proteſtanten einen neuen Schlag beizubringen, welcher ihren Schrecken noch höher ſteigern ſollte. Der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm in Magdeburg hatte dieſe Stadt zu Anfang des Jahres 1631 mehrere Wochen mit Erfolg vertheidiget, und Tilly mußte

---

[8]). Sie lautete in der Hauptſache, wie folgt:

„Die Klagen der proteſtantiſchen Stände lieſen auf zwey Puncte hinaus, die Aufhebung des kaiſerlichen Edicts und der Kriegsbeſchwerden. Was den erſten beträfe, wolle er nicht wiederholen, aus was für Urſachen er zur Bekanntmachung des Edicts, welches an ſich nichts anders, als der klare Buchſtabe des Religionsfriedens und der bey deſſen Schließung gepflogenen Handlungen ſey, auf inſtändiges Anſuchen der gegen eben dieſen Frieden ſo lange und hochbedrängten katholiſchen Stände mit vorhergehendem Rath der Churfürſten, bewegt worden, indem ſelbſt viele die der katholiſchen Religion nicht zugethan, ſonſt aber in den Reichsſatzungen erfahren ſeyen, aus Antrieb der hellerſcheinenden Wahrheit die Gerechtigkeit des Edicts eingeſtehen müſſen. Nachdem es nämlich der katholiſche Theil nicht mehr habe annehmen können, auf eitle, ſo oft hintertriebene Tractaten ſich weiſen zu laſſen; nachdem ſeinem erlittenen Unrecht durch keine Urtheile des Reichshofraths und Kammergerichts zu ſteuern geweſen, die Eingriffe und Thathandlungen ſich täglich gehäufet, habe er ſeinem Gewiſſen und Pflichten nach kein bewährteres Mittel gefunden, des Reichs Wohlfahrt zu befördern und in ſo klaren Sachen die Juſtiz den Beleidigten auf einmal zu ertheilen."

„Was den zweyten Punct betreffe, bedaure er ſelbſt die Unglückſeligkeit ſeiner Regierung, daß nicht ſowohl durch die Macht ſeiner und des Reichs offenbarer Feinde, als vielmehr durch Vorſchub der heimlichen und innerlichen, und die von letzteren bewirkte Verhinderung und Hinterkreibung aller guten Vorſchläge, die Sache in eine ſolche Verwirrung gebracht worden, daß er zu den ihm allezeit beliebten, ordentlichen, in den Reichsſatzungen wohlbedächtlich vorgeſehenen Mitteln, den Feinden Widerſtand zu thun, nie gelangen können. Auch ſey ihm leid, daß diejenigen Mittel, derer er ſich bisher aus Noth beholfen, ſo beſchaffen ſeyen, daß ſie zum heftigſten endlich von denjenigen, ſo darunter leiden, empfunden werden müſſen, wie er dann die übermäßigen Bedrängniſſe, eigenthätige Erpreſſungen und andere ſchwere Exceſſe ſeiner Miliz nie gutgeheißen, ſondern ſich zum öftern erbothen, wenn beſondere Fälle angezeigt würden, ſie exemplariſch zu beſtrafen."

die Belagerung ſogar auf einige Zeit unterbrechen, um ſich durch verſchiedene Manöver wider das ſiegreiche Vordringen der Schweden zu ſichern. Als er ſeinen Zweck erreicht hatte, und zugleich die Bedenklichkeiten der Churfürſten von Sachſen nnd Brandenburg wahrnahm, mit Guſtav Adolph ſich thatkräftig zu verbinden, ſo führte Graf Tilly ſein geſammtes Heer vor die Thore von Magdeburg zurück. Am 30. März 1631 begann die Belagerung von Neuem, und zwar mit dem größten Nachdruck.

Die Bürger der Stadt hatten ihre Feſtungswerke durch Anlegung einiger neuen Schanzen verſtärkt, **Trotz - Tilly, Trotz - Pappenheim** zubenannt, und waren überhaupt zu einer verzweifelten Gegenwehr entſchloſſen. Guſtav Adolph hatte ihnen zugleich einen eben ſo erfahrnen, als tapfern Offizier, einen Herrn von Falkenberg, geſendet, um die Vertheidigung der Feſtung zu leiten; gleichwohl war der Widerſtand äußerſt ſchwierig, und für die Dauer ſelbſt unmöglich, weil ſich in Magdeburg nur 2000 Soldaten befanden, und die ſtreitfähigen Bürger zur Beſetzung der ausgedehnten Befeſtigungs-Werke nicht zureichten. Graf Tilly, durch den tapfern General Pappenheim auf das kräftigſte unterſtützt, beſaß noch überdieß im Verhältniß zur Beſatzung in der Stadt eine ſo große Uebermacht, daß er bald mehrere Außenwerke überwältigen konnte. Um ihre Kräfte mehr zu concentriren, zogen ſich die Belagerten jetzt aus den Vorſtädten Sudenburg und Neuſtadt zurück. Als letztere von dem Feinde ſogleich in Brand geſteckt wurden, war die Lage der berennten Stadt ſchon ſehr mißlich. General Pappenheim erkannte dieß bald, und rieth fortwährend zu kühnen Stürmen auf die Feſtung, bevor dieſelbe von den Schweden entſetzt werden könne. Um einen allgemeinen Sturm bald auszuführen, machte der genannte General mit Zuſtimmung Tilly's eine Seiten-Bewegung, indem er in einiger Entfernung von Magdeburg (bei Schönebeck) über die Elbe ging, und der eingeſchloſſenen Feſtung nun von einer der Stellung Tilly's entgegengeſetzten Seite ſich näherte. Unterdeſſen hatte der Oberfeldherr der Liga durch abgeſendete Trompeter zu verſchiedenen Malen die Ergebung Magdeburgs gefordert, doch ſtets eine abſchlägige Antwort erhalten: denn die Bürger zählten außer auf ihren Muth auch auf die Hülfe der nahen Schweden. Da die letztere Hoffnung nur zu gegründet zu ſein ſchien, einige Tagmärſche den kühnen König mit ſeinem Heere nach Magdeburg bringen konnten, ſo mußte entweder die Belagerung aufgehoben, oder vor dem Eintreffen der Schweden ein allgemeiner Sturm verſucht werden. Graf Tilly forderte in ſolcher critiſchen Lage das Gutachten eines Kriegsrathes, und dieſes fiel entſchieden für den Verſuch des Sturmes aus. Da durch die erwähnte Bewegung Pappenheims alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, ſo beſtimmte Tilly den 10. Mai (1631) zur Ausführung des Sturmes.

Der Vorläufer deſſelben war eine Kriegsliſt, durch welche ſich die Bürger Magdeburgs wirklich blenden ließen. Gleichſam als wären die Schweden zur Entſetzung Magdeburgs im Anzuge, ließ der Oberfeldherr der Liga das Feuer des Belagerungs-Geſchützes am 9. Mai plötzlich einſtellen, verſchiedene Batterien abfahren, und andere ſcheinbare Anſtalten zur Aufhebung der Belagerung treffen. Erſchöpft durch die Anſtrengungen in der Vertheidigung, und insbeſondere durch die vielen Nachtwachen ermattet, wollten die Bürger jetzt einige Ruhe ſich gönnen, und durch den Schlaf ſich ſtärken. Das nur wollte ihr Widerſacher, und am Morgen des 10. Maitages 1631 gaben die Lärmkanonen im Lager des liguiſtiſchen Heeres das Zeichen zum Sturm. Bei den neuſtädtiſchen Werken ſchien eine ſchwache Seite der Feſtung zu ſein, und dort begann der Ungeſtüm des heldenmüthigen Pappenheim nach den Befehlen Tilly's den Angriff. Noch lagen die Bürger im Schlaf, und die Beſatzung in den neuſtädtiſchen Werken war ſehr ſchwach; glücklich erſtieg alſo Graf Pappenheim den Wall. Dietrich von Falkenberg hörte auf

dem Rathhauſe, wo er mit einem Abgeſandten Tilly's beſchäftigt war, kleines Gewehrfeuer von der Seite der Neuſtadt: mit Blitzesſchnelle drang die Ahnung der Gefahr durch ſeine Seele, eben ſo raſch verſammelte er eine kleine Kriegerſchaar um ſich, und eilte nach dem bedrohten Punkte. Wohl entwickelte er dort die glänzendſte Tapferkeit, um den eingedrungenen Feind wieder zurückzutreiben; doch er mußte der Uebermacht weichen.

Auch jetzt gab Falkenberg die Hoffnung noch nicht auf. Durchdringende Rufe, in Verbindung mit den gellenden Tönen der Sturmglocken rüttelten die Bürger allgemein aus dem Schlafe, und ermunterten ſie zur eiligen Ergreifung der Waffen. Trotz der Ueberraſchung derſelben, gelang es der Geiſtesgegenwart Falkenbergs gleichwohl, in ihre Reihen Ordnung zu bringen, und überhaupt eine nachdrückliche Vertheidigung der Stadt einzuleiten. Da fand leider Falkenberg plötzlich ſeinen Tod, und es mangelte nun an der zweckmäßigen Oberleitung des Widerſtandes. Unterdeſſen hatte Tilly den Sturm auf der andern Seite der Stadt mit den Hauptmaſſen eröffnet. In Folge der Verwirrung, welche der Fall Falkenbergs veranlaßt hatte, gelang es auch dort einigen Regimentern Tilly'ſchen Fußvolkes, die Wälle der Feſtung zu erklimmen. Von zwei Seiten gefaßt, wurden die Bürger jetzt auf das ſchrecklichſte bedrängt, leiſteten aber unter Anführung eines ausgezeichneten Offiziers, des Hauptmanns Schmidt, immer noch den heldenmüthigſten Widerſtand. Das Verderben Magdeburgs ſollte unabwendbar ſein, auch Hauptmann Schmidt fiel demnach auf dem Wahlplatz, als ſchon die Tilly'ſchen wieder zu weichen begannen, und dieſes neue Unglück brachte wiederum Verwirrung in die ſchwachen Ueberbleibſel der Beſatzung. Den eingedrungenen Tilly'ſchen gelang es nun, den Hauptmaſſen ihres Heeres zwei Thore zu öffnen: wie eine wilde Fluth ſtürzten ſich die letztern hierauf in die Straßen Magdeburgs, und ſchnaubten, wie hungrige oder gereizte wilde Thiere nach Beute und Rache.

Es gibt Auftritte in der Geſchichte, wo es zweifelhaft iſt, ob verwilderte Menſchen einen Vorzug vor unvernünftigen Geſchöpfen behaupten, und ſolche ergaben ſich am 10. Mai 1631 zu Magdeburg nach Eroberung der Stadt durch das Tilly'ſche Heer. Aller Zügel der Kriegszucht entlediget, durchraſten die Soldknechte Tilly's die Straßen der Stadt, erbrachen Häuſer und Kirchen, und erwürgten ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts alles, was ihnen aufſtieß. Die Scene nahm einen ſolchen Character graſſer Barbarei an, daß Tilly ſelbſt von einigen ſeiner Offiziere beſchworen wurde, dem Vandalismus ſeiner Soldknechte ein Ziel zu ſetzen. Indeſſen Tilly befleckte ſeinen Namen durch die gefühlloſe Erklärung: „Der Soldat muß für ſeine Anſtrengungen und Wagniſſe eine Entſchädigung haben: kommt in einer Stunde wieder!" So wurde denn das Rauben und Würgen rückſichtslos fortgeſetzt. Als das Jammergeſchrei der wehrloſen Einwohner zum Himmel ſtieg, erhob ſich vollends ein dichter Qualm von Rauchwolken, dem alsbald glühende Flammen folgten. Magdeburg war in Brand geſteckt, und, um das Elend voll zu machen, blies ein heftiger Wind das Feuer von allen Seiten an. Tauſende von Bürgern und Einwohnern ſtarben nun auch in den Flammen: Magdeburg war in Zeit von 12 Stunden ein Aſchenhaufen, die Bürgerſchaft dortſelbſt der Mehrzahl nach ermordet, erſtickt oder verbrannt, denn 30,000 Menſchen hatten das Leben verloren. Nachdem die wilden Schaaren Tilly's noch bis zum 13. Mai die Brandſtätten durchwühlten, um in Kellern und Gewölbern zu plündern, erfolgte endlich an dieſem Tage der Befehl zur Rückkehr unter die Kriegszucht. Die Domkirche allein hatte noch einer anſehnlichen Zahl von Einwohnern einen ſichern Zufluchtsort gewährt; dieſen ſchenkte der Oberfeldherr der Liga am 14. Mai nach ſeinem Einzug in die Stadt das Leben.

Je mehr die Standhaftigkeit Magdeburgs in der Vertheidigung der Reformation ſeit den Zeiten Karls V. von dem geſammten proteſtantiſchen Deutſchland bewundert wurde, je gewerbreicher und blühender jene bedeutende Stadt geweſen war, deſto größer mußte der Schmerz ſein, den ihr ſchreckliches Schickſal bei den Evangeliſchen hervorbrachte. Allgemein war darum die Wehklage, und überall fragte man ſich zugleich: „konnte Guſtav Adolph ſolchen Jammer unthätig geſchehen laſſen, während ſein ſiegreiches Heer nur wenige Tagmärſche entfernt ſtand?“ War irgend Jemand über das unermeßliche Unglück tief betrübt, ſo war es der edle König; allein die Umſtände hatten die rechtzeitige Entſetzung Magdeburgs ihm unmöglich gemacht. Zuerſt mußte er ſchon durch das Zaudern des Churfürſten von Brandenburg eine koſtbare Zeit verlieren, und als er durch die Einräumung Spandau's ſeinen Rücken endlich geſichert ſah, verweigerte ihm der Churfürſt Johann Georg von Sachſen den Durchmarſch durch ſein Land. Nur in dieſer Richtung glaubte Guſtav Adolph dem bedrängten Magdeburg mit Erfolg zu Hülfe ziehen zu können: er drang deßhalb wiederholt in den Churfürſten von Sachſen, den Durchzug zu geſtatten; doch vergeblich. So verlief Stunde um Stunde, bis endlich die Trauerbotſchaft der Zerſtöruug Magdeburgs im ſchwediſchen Lager ankam. Mehr der Kurzſichtigkeit und der Selbſtſucht deutſcher proteſtantiſcher Fürſten, als der Unthätigkeit Guſtav Adolphs war das Unglück demnach beizumeſſen, wie letzterer ſelbſt in einer Denkſchrift nachwies.

Die nächſten Folgen des neuen Siegs Tilly's beſtanden darin, daß die proteſtantiſchen Reichsſtände in Schwaben und Franken zu dem Rücktritt von dem Leipziger Bunde gezwungen wurden. Noch ein Mal ſchien alſo ein vollkommener Triumpf des Kaiſers über die Reformation unvermeidlich zu ſein, als plötzlich alles ſich änderte. Durch die namenloſen Greuel in Magdeburg war der Bogen von Seite des liguiſtiſchen Heeres bis zum Brechen überſpannt worden. Jedes Uebermaß der Art rächt ſich, und ſo brachte denn die Zerſtörung Magdeburgs eine Sinnes-Aenderung bei verſchiedenen proteſtantiſchen Fürſten hervor, welche vorher ſelbſt die Energie Guſtav Adolphs nicht zu erwirken vermochte. Johann Georg von Sachſen wandte ſich nämlich von jetzt an endlich der Einſicht zu, daß ſeine Neutralität ein Unding ſei, und zugleich mit der Reformation ſein eigenes Haus zu Grunde richten müſſe. Darum betrieb er die Kriegsrüſtungen eifriger, gewöhnte ſich an den Gedanken zum Krieg gegen Ferdinand II. und ſuchte bei den noch übrig gebliebenen Mitgliedern des Leipziger Bundes Muth und Selbſtvertrauen aufrecht zu erhalten. Inzwiſchen war auch Guſtav Adolph eifrig bedacht geweſen, ſich in eine Verfaſſung zu ſetzen, welche ihm endlich ein entſcheidendes Handeln gegen das Tilly'ſche Heer erlaube. Anſtatt im Verein mit dem König nach der Zerſtörung Magdeburgs mit Ernſt dahin zu wirken, den drohenden Untergang der Reformation abzuwenden, verlangte der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg in ſolcher Kriſis gerade umgekehrt die Zurückgabe der Feſtung Spandau, und wollte alſo zu ſeiner ſchwachſinnigen Politik der Neutralität zurückkehren. Guſtav Adolph hierüber auf das äußerſte entrüſtet, gab zwar den Befehl zur Räumung von Spandau, ſchwur aber, den Churfürſten nunmehr als einen offenen Feind zu behandeln. Als ein Heer vor den Thoren von Berlin erſchien, und der Ernſt der Drohung unverkennbar wurde, nahm Georg Wihelm andre Geſinnungen an, und beſchloß, nun aufrichtig mit den Schweden ſich zu vereinigen. Er ließ denſelben alſo nicht nur die Feſtung Spandau zu ihrer Sicherheit, ſondern zahlte auch Hülfsgelder, und ſtellte ſelbſt Küſtrin zum Behufe freier Durchzüge zur Verfügung ſeines neuen Verbündeten. Jetzt konnte Guſtav Adolph daran denken, etwas entſcheidendes gegen den Oberfeldherrn der Liga

vorzunehmen, um den üblen Folgen des Unglücks in Magdeburg zu ſteuern, und dafür Entſchädigung zu erhalten.

Graf von Tilly hatte nach der Zerſtörung der genannten Stadt den Plan gefaßt, den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, einen ſehr gehaßten Widerſacher der katholiſchen Liga anzugreifen; allein Guſtav Adolph folgte dem liguiſtiſchen Heere, entſendete einen Theil ſeiner Truppen auf das linke Elbe-Ufer und bezog mit den Hauptmaſſen ein befeſtigtes Lager bei Werben. Bei dieſer drohenden Stellung der Schweden durfte Tilly den Angriff gegen Heſſen-Kaſſel nicht wagen; er änderte alſo ſeinen Plan, indem er gegen die Elbe zurückging, und dem Könige von Schweden eine Schlacht zu liefern ſuchte. Da indeſſen Guſtav Adolph ſein verſchanztes Lager nicht verließ, ſo war auch dieſe Abſicht nicht auszuführen. Die Gegenden, in welchen beide feindliche Heere ſtanden, waren durch die anhaltenden Hin- und Herzüge von Truppen ſchon ſo ausgeſogen, daß ſie hinlängliche Lebensmittel für die Armeen nicht mehr liefern konnten. Graf Tilly verlangte daher von dem Churfürſten zu Sachſen, ihm aus ſeinem Lande die nothwendigen Bedürfniſſe verabfolgen zu laſſen. Johann Georg, zu dem Bruch mit dem Kaiſer endlich entſchloſſen und bereits ſtark gerüſtet, ſchlug aber jenes Begehren ab. Nun beſchloß der Feldherr der Liga Gewalt zu brauchen, und ließ wirklich einen Theil von Sachſen, namentlich Merſeburg, Zeitz, Weiſſenfels und Naumburg beſetzen. Hierauf zog das liguiſtiſche Heer vor Leipzig, und begann nach der Verweigerung der Uebergabe die Beſchießung der Stadt. Nach vier Tagen war auch Leipzig eingenommen, und ſo die Gefahr des Churfürſten bedeutend. In ſolcher Lage zauderte dieſer daher nicht länger, mit Guſtav Adolph ein Bündniß einzugehen. Johann Georg hatte ſich ſchon vor der Einnahme Leipzigs dazu entſchloſſen, und nach Torgau begeben, um die Vereinigung mit den Schweden ohne Anſtand auszuführen. Als er von dort aus dem Könige ſeine Anträge gemacht, ging der letztere mit ſeinem Heere bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte ſich bei Düben mit der ſächſiſchen Armee. Alsbald erfolgte der Aufbruch, um nach dem Wunſche des Churfürſten Johann Georg dem Grafen Tilly eine Schlacht zu liefern.

Der Feldherr der Liga erwartete eine Verſtärkung, welche ihm die Generale Altringen und Fugger zuführen ſollten. Er wollte daher bis zum Eintreffen derſelben die Schlacht vermeiden, und ſein Lager unterdeſſen verſchanzen. Graf Pappenheim gerieth jedoch in Folge ſeines kurzen Geſichts beim Recognosciren ſo ſehr in die Nähe des gegneriſchen Heeres, daß er mit demſelben ins Handgemenge verwickelt wurde. Tilly erſchrack ungemein, als er die Nachricht von dieſen Vorgängen erhielt, wollte jedoch die Abtheilung unter Pappenheim, als ſeine Kerntruppen, nicht vergeblich opfern, und ſandte derſelben ſohin Verſtärkung zu. So wurde auch er in die Schlacht hinein gezogen, die ſich bei Leipzig in der Gegend von Breitenfeld nun entſpann. Auf dem rechten Flügel des vereinigten Heeres der Verbündeten ſtanden die Schweden, und auf dem linken die Sachſen. Nachdem die Schlacht von den Verbündeten durch ein heftiges Feuer des groben Geſchützes eröffnet worden war, erlitt das liguiſtiſche Heer wegen ſeiner Aufſtellung in zu großen Maſſen ſchon hiebei einen größern Verluſt. Tilly, um einen Wendepunkt herbeizuführen, ließ den linken Flügel der gegneriſchen Schlachtordnung, die Sachſen, mit Ungeſtüm angreifen, und brachte dieſelben wirklich zum Weichen. Gleichzeitig ſtürmte Graf Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf den rechten Flügel, die Schweden, ein; doch hier erwieſen ſich die Reformen Guſtav Adolphs in der Kriegskunſt als ſo trefflich, daß alle Tapferkeit Pappenheims nichts auszurichten vermochte. Sechs Mal wurde der Angriff mit dem größten Ungeſtüm erneuert, und eben ſo oft entſchieden zurückgeſchlagen. Als der Schweden-König die Sachſen weichen ſah, traf der vollendete Feld-

herr ſogleich Anſtalten, den üblen Folgen dieſer Niederlage vorzubeugen. Schnell ſandte er friſche Truppen ab, um in die Lücke einzurücken, und ſo den rechten Flügel zu decken. Als Tilly nach der Verfolgung der Sachſen, nun den rechten Flügel des Feindes umgehen, und ihn im Rücken nehmen wollte, fand er ſich unerwartet durch eine kampfluſtige Schaar aufgehalten. Zugleich wurde er durch die völlig neuen Manöver Guſtav Adolphs erſt verlegen, und dann ganz verwirrt. Als der ſchwediſche König nun ſeinerſeits die Offenſive ergriff, und durch die raſche Seiten-Bewegung einer abgeſendeten Schaar der liguiſtiſchen Artillerie im Rücken zu kommen ſuchte, wandte ſich die Schlacht zur völligen Niederlage Tilly's. In der That ſchlug jene ſchwediſche Heer-Abtheilung die Schutzwache des gegneriſchen groben Geſchützes in die Flucht, eroberte das letztere, und richtete es gegen die Tilly'ſchen. Dieſe kamen jetzt in gänzliche Unordnung, und ſtäubten mit Ausnahme einiger Regimenter Wallonen nach allen Seiten auseinander. Obgleich Graf Tilly den verzweifelten Widerſtand jener Wallonen ſelbſt leitete, ſo wurden doch auch dieſe bis auf 600 Mann niedergehauen. Mit geringen Ueberbleibſeln ſeines Heeres, und ſchwer verwundet, trat der ſonſt gefürchtete Tilly ſeinen Rückzug über Halle nach Halberſtadt an. So endete die Schlacht bei Leipzig am 11. September 1631 mit einem glänzenden Siege Guſtaph Adolph's, wodurch dem geſammten Krieg eine weſentlich andere Wendung gegeben wurde.

Ein und vierzigſtes Hauptſtück.

Siegreiches Vordringen der Proteſtanten. Rückkehr Wallenſtein's zu den kaiſerlichen Heeren.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Der begabte König von Schweden wußte nicht nur den Feind in offener Feldſchlacht zu überwinden, ſondern auch den Sieg mit umſichtigem Blicke zu benützen. Da die Niederlage des gefürchteten Zerſtörers von Magdeburg die Proteſtanten mit neuer Zuverſicht erfüllen, und zum thatkräftigen, einheitlichen Zuſammenwirken beſtimmen mußte, ſo gründete Guſtav Adolph hierauf den Plan, die katholiſche Liga zu entwaffnen, oder wenigſtens empfindlich zu ſchwächen, und hierdurch dem Kaiſer ſeinen mächtigſten Stützpunkt zu entziehen. Zu dem Ende beſchloß er nach der Schlacht bei Leipzig, den Krieg ſogleich in die liguiſtiſchen Länder zu ſpielen. Unverzüglich wurde zur Ausführung des Entſchluſſes geſchritten, indem der König raſch nach Erfurt vorrückte. Nachdem dieſe proteſtantiſche Stadt dem Sieger mit Freuden ihre Thore öffnete, gab Guſtav Adolph dort der ganzen evangeliſchen Partei Deutſchlands die feierliche Verſicherung, daß er nicht aus Eigennutz, nicht der Eroberung willen, ſondern nur zum Schutze der hart bedrängten Lehre Luthers in Deutſchland erſchienen ſei, nun aber nicht raſten werde, bis er die ihm

theure Lehre für immer gerettet habe. Fortan erhob ſich das Vertrauen der Proteſtanten wieder zur Begeiſterung, und ſie wetteiferten, ihren Schützer durch Geld, Lebensmittel oder Mannſchaft zu unterſtützen. Mit allem wohl verſehen, brach Guſtav Adolph von Erfurt gegen Würzburg auf, und fand auf dem Marſche in der Reichsſtadt Schweinfurt dieſelbe freundliche Aufnahme, als in Erfurt. Als er durch Zurücklaſſung einer ſchwediſchen Beſatzung in Schweinfurt ſich den Rücken einigermaſſen gedeckt hatte, zog er ſchnell vor die Stadt Würzburg, beſetzte dieſelbe ohne Widerſtand, und nahm hierauf die Citadelle oder das befeſtigte Schloß mit Sturm ein.

Während dieſer glänzenden Erfolge des Königs hatte der liguiſtiſche Oberfeldherr in Heſſen endlich die lange erwartete Verſtärkung unter den Generalen Altringen und Fugger an ſich gezogen, und durch neue Werbungen ſein Heer wieder auf 40,000 Mann gebracht. Allein er fürchtete ſeit der Schlacht bei Leipzig die großen Feldherrn-Gaben Guſtav Adolphs ſo ſehr, daß er noch eine weitere Verſtärkung aus Lothringen von 40,000 Mann erwarten wollte, bevor er gegen den König wieder zu Felde ziehe. In Aſchaffenburg, wohin Tilly deßhalb zuerſt gegangen war, ſtieß die Heer-Abtheilung aus Lothringen wirklich zu ihm, und er war dem Könige wieder an Streitkräften überlegen. Deſſen ungeachtet wich er demſelben aus, indem er über Rothenburg an der Tauber in das Ansbachiſche rückte. Guſtav Adolph verbreitete ſich jetzt ſiegreich über ganz Franken, beſetzte nicht nur Aſchaffenburg, Hanau und Frankfurt am Main, ſondern ſetzte auch über den Rhein, um eines der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Liga, den Churfürſten von Mainz, anzugreifen. Wirklich nahm er Mainz ſelbſt ein, und ſo war denn der Entſchluß des Königs, die Liga durch Beſetzung ihrer Länder zu entwaffnen, ſchon größtentheils ausgeführt.

Um den Krieg gleichzeitig auch in die Länder des Kaiſers zu ſpielen, hatte man ſchon nach der Schlacht bei Leipzig beſchloſſen, daß der Churfürſt Johann Georg von Sachſen mit ſeinem Heere nach Böhmen vorrücke. Auch dieſes wurde ausgeführt, und Ferdinand II. alſo an einer äußerſt empfindlichen Seite angegriffen. In Öſtreich hatte derſelbe die Reformation zwar durch die Uebermacht der Liga wieder erdrückt: allein die proteſtantiſche Bevölkerung ſeufzte über den Glaubenszwang, und blieb im Geheimen der lutheriſchen Lehre treu ergeben. Von Böhmen konnte nichts anderes erwartet werden. Wenn nun dort das Volk, von einem evangeliſchen Heere unterſtützt, zur Wiederherſtellung der Reformation die Waffen ergreifen würde, ſo konnten auch in Öſtreich wieder aufrühreriſche Bewegungen entſtehen. Eingedenk noch überdieß ſeiner blutigen Thaten in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge, fürchtete der Kaiſer auch die Rachſucht des Volkes, und war daher über das Vordringen der Sachſen im äußerſten Grade beſtürzt. Darum ſuchte er die Freundſchaft des Churfürſten Johann Georg wieder zu gewinnen, und gab dem General Tieffenbach, welcher die Lauſitz beſetzt hatte, den Befehl zur Räumung jenes Landes. Gleichwohl drange die Sachſen immer weiter in Böhmen vor, und beſetzten zuletzt ſelbſt Prag.

Ferdinand II. ſah ſich nun auf das äußerſte gedrängt; doch immer noch zur Verfolgung der Reformation entſchloſſen, und durch die Größe ſeiner Gefahr noch nicht entmuthiget, verſammelte er ſeinen Staatsrath, um mit ihm über die Mittel zur Rettung zu berathen. Da Guſtav Adolph ſiegreich im Herzen der liguiſtiſchen Länder ſtand, der katholiſche Bund demnach mit ſich ſelbſt zu thun hatte, und an eine Unterſtützung des Kaiſers nicht denken konnte, ſo blieb natürlich nichts übrig, als wieder ein eigenes, ſtarkes Heer Ferdinands II. auf die Beine zu bringen. Welcher Feldherr beſaß aber einen ſo großen Namen, um die Werbungen in der kurzen Zeit zuſammen zu bringen, welche die verzweifelte Lage des

Kaiſers vorſchreiben mußte? Etwa Albrecht von Wallenſtein, Herzog zu Friedland? Indeſſen dieſer war ja auf dem Churfürſten-Tage zu Regensburg von dem Reichsoberhaupt ſo empfindlich gekränkt, ſeinen Feinden rückſichtslos geopfert worden! Trotz ſolcher Bedenklichkeit war es doch der Name Wallenſteins, welcher in dem Rath des Kaiſers zuerſt genannt wurde. Man fühlte freilich, wie ſehr ſich Ferdinand II. herabgebe, bei ſeinem Feldherrn gleichſam um Gnade oder Verzeihung bitten zu müſſen; man erkannte wohl, daß der Schritt zugleich mit großen Opfern verbunden ſein müſſe, da Wallenſtein maaßloſe Forderungen ſtellen werde. Doch die äußerſte Noth des Kaiſers ließ keine andere Wahl zu, und ſo wurde denn beſchloſſen, mit dem Friedländer Unterhandlungen einzuleiten. Der kaiſerliche Hof hielt die Verſöhnung mit Wallenſtein für ſo ſchwierig, daß zwei der einflußreichſten Miniſter, der Fürſt von Eggenberg und Herr von Queſtenberg, in Perſon abgeordnet wurden, um dem Herzog von Friedland die Anträge des Kaiſers zu überbringen. Queſtenberg war ſchon vor der Beſetzung Prags (im Oktober 1631) durch die Sachſen, dorthin zu Wallenſtein geſendet worden, von dieſem aber wegen gichtiſcher Leiden abſchläglich beſchieden worden. Nach dem Rathe Queſtenbergs ſchrieb hierauf Ferdinand II. eigenhändig an den Friedländer, und bat ihn flehentlich um abermalige Uebernahme des Oberbefehls über die kaiſerlichen Heere [1]). Als Wallenſtein bei ſeiner Weigerung beharrte, traf im Dezember 1631 der Fürſt von Eggenberg bei ihm in Znaim ein, und vereinigte ſeine Zuſprache mit jener des Kaiſers. Albrecht von Wallenſtein, welcher natürlich nur berechnete oder verſtellte Schwierigkeiten erhob, willigte auf die ungeheuern Anerbietungen Eggenbergs endlich ein, dem Reichsoberhaupt ein neues Heer von 40.000 Mann zu werben. In Uebereinſtimmung mit den frühern Erfahrungen beſchränkte ſich das Verſprechen des Friedländers keineswegs auf leere Worte, ſondern wurde in der That ausgeführt; ja was noch mehr in Erſtaunen ſetzen muß, ſchon in der überaus kurzen Zeit von drei Monaten, alſo bis zum März 1632, war das neue Heer des Kaiſers von 40,000 Mann wirklich organiſirt. Wie dieß möglich geweſen ſei, haben wir ſchon früher erklärt: hier kamen indeſſen noch beſondere Gründe hinzu, um den Zulauf zur Werbfahne Wallenſteins zu beſchleunigen, wie zu vermehren. Dieſer Feldherr machte nämlich öffentlich bekannt, daß in ſeinem Heere jedem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleiſch, zwei Pfund Brod, und zwei Maaß Bier oder eine Maaß Wein verabreicht werde, jeder Fußgänger hingegen noch außerdem monatlich vier, ein leichter Reiter ſechs, und ein Kuiraſſier neun Gulden Geldgehalt empfange. Eine ſolche Bezahlung neben der ſchwelgeriſchen Verpflegung war an ſich ſchon ſehr groß, in Berückſichtigung des damaligen Geldwerths aber vollends enorm, kein Wunder alſo, daß Handarbeiter aller Art ſich anwerben ließen. Um den Zulauf noch mehr zu vergrößern, bemühte ſich der Friedländer vorzüglich, auch Proteſtanten zur Eintretung in ſein Heer zu bewegen. Schon aus der Stelle, welche wir oben in der Anmerkung 6. des vorigen Hauptſtücks mittheilten, geht hervor, daß im dreißigjährigen Kriege ſeltſam

---

[1]) Der Brief des Kaiſers lautete alſo:

„Wie gern ich nun Ew. Liebden mit fernerem in Sie ſetzen, bevorab bei Ihrer podagriſchen Indispoſition, verſchonen wollte, ſo ergehet doch, alldieweil die Gefahr von Tag zu Tag größer wird und je länger man derſelben zuſchaut, deſto beſchwerlicher das Hauptwerk ſich anlaſſen und einen unremedirlichen **habilum** contrahiren möchte, an Ew. Liebden das gnädigſte Erſuchen und Begehren, ſich mit dem eheſten aufzumachen und, da Dero Gelegenheit nicht ſein möchte gar hierher, doch wenigſtens an einen ſolchen nahe gelegenen Ort gegen oder in Oſtreich zu begeben und mich von dort aus von Ihrer Ankunft zu berichten, auf daß ich dahinwärts meine **route** zu Ew. Liebden anordnen könnte, wie ich mir dann die verläßliche Hoffuung machen will, daß Ew. Liebden ſo in der gegenwärtigen Noth mich begriffen ſehn, mir nicht aus Handen gehn, vielweniger mich verlaſſen werden."

genug auch viele Evangeliſche in den Heeren Ferdinands II. ſich befanden, und ſohin ſelbſt gegen ihren Glauben ſtritten, dem ſie gleichwohl ſehr eifrig anhingen. Um ein Gleiches auch jetzt zu erzielen, ließ Wallenſtein öffentlich erklären, daß das neue, von ihm aufzuſtellende Heer nicht den Zweck habe, die evangeliſche Religion zu unterdrücken, ſondern nur die Fremden von der Einmiſchung in deutſche Reichsangelegenheiten abzubringen, und wieder aus dem Lande zu jagen. Dieſe Erklärung wirkte, und es ſtrömten daher abermals viele Proteſtanten zu der Werbfahne des Friedländers. So hatte letzterer demnach eine neue ſtattliche Armee dem Kaiſer ins Feld geſtellt, freilich auf Koſten des herabgegebenen reichsoberhauptlichen Anſehens. Damit er aber ſeinen Gebieter noch mehr demüthigen, und die Bedingungen bis in's Unermeßliche ſteigern könne, beſchränkte er die Zeit ſeines Oberbefehls über dieſes Heer nicht nur auf dre Monate, ſondern machte nach Ablauf dieſer Friſt auch Miene, das Kommando wirklich niederzulegen. Das Flehen und Bitten um Aenderung jenes ſcheinbaren Entſchluſſes wiederholte ſich nun ſowohl von Seite der kaiſerlichen Räthe, als Ferdinands II. ſelbſt [2]). Auch jetzt trug der Friedländer noch einen berechneten Widerſtand zur Schau, bis er denn endlich zur Beibehaltung des Kommando's ſich verſtand, jedoch unter Bedingungen, welche Ihn zum Souvrain, den Kaiſer hingegen zum Untergebenen zu machen ſchienen. Der Kaiſer mußte nämlich dem Friedländer den Oberbefehl über alle ſeine Heere in der *unumſchränkteſten Art* (*in absolutissima forma*) überlaſſen, und zur noch beſſern Erklärung dieſes ohnehin deutlichen Ausdruckes einwilligen: 1) daß der Sohn des Kaiſers, der König Ferdinand, nicht perſönlich bei der Armee ſich einfinde; 2) daß dem Herzog von Friedland ausſchließend die Entſcheidung über Güter-Einziehungen zuſtehen ſoll, ſo daß in allen „Confiscationsſachen" weder der Kaiſer, noch das Kammergericht, noch der Reichshofrath irgend etwas rechtsgültig befehlen oder beſchließen könne; 3) daß das Begnadigungsrecht des Kaiſers ſich nur auf Lebens- und Ehrenſtrafen beſchränke, keineswegs hingegen auf Gütereinziehungen ausgedehnt werden dürfe; 4) daß neben dem Kaiſer auch dem Herzog von Friedland die Befugniß zu begnadigen, ſohin die Gewalt über Leben und Tod in der Armee eingeräumt werde; 5) daß dem Herzoge von Friedland als ordentliche Belohnung ein öſterreichiſches Erbland, und als aufferordentliche die Oberlehenherrſchaft in allen zu erobernden Gebietstheilen verliehen werde; 6) daß derſelbe als Herzog von Meklenburg in den künftigen Friedensſchluß mit aufgenommen werden ſoll, und 7) daß er ſeinen Rückzug in alle kaiſerlichen Erblande nehmen dürfe. So kränkend und ſelbſt gefährlich ſolche Bedingungen für den Kaiſer ſein mußten, ſo war man am Hofe deſſelben gleichwohl erfreut, daß Wallenſtein für dieſelben zur Beibehaltung des Oberbefehls ſich verſtanden hatte [3]).

---

[2]) Bei dieſer Gelegenheit drückte ſich Ferdinand II. in nachſtehender Weiſe aus:

„Aus was erheblichen den gemeinen Weſen und meinem Haus zu deſſen fernerer Erhaltung nützlichen und nothwendigen Urſachen, ich den Biſchof von Wien als **principalen** zu Ew. Liebden abordne, das werden Sie von ihm vernehmen; hoffe, Sie werden ſich alſo treulich und willfährig erklären, als wenn ich meinen Fürſten von Eggenberg ſelbſten zu Ew. Liebden abgeordnet hätte, da ich Ihro wohl verſichern kann, daß er, Biſchof, es gar gut mit Deroſelben meinet. Wenn dann dieſe **tractation** große Conſequenzen nach ſich zieht, alſo weiß und halte mich verſichert, daß Sie mir nicht aus Handen gehn, ſondern ſich meiner allerhöchſten Begierde gemäß erklären und ſollen verſichert ſeyn, daß ich's mit Dankbarkeit und kaiſerlich- und königlicher Gnad zu erkennen niemalen vergeſſen, ſondern mit denenſelben E. L. allzeit beigethan verbleiben werde."

[3]) Der Vertraute Ferdinands II., der Biſchof in Wien, ſchrieb nämlich folgendes an den Herzog von Friedland: „Indem nun Ewer Liebden ſich alſo heroiſch erklärt, und Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät gnädigſtem Vertrauen und

Zwei und vierzigſtes Hauptſtück.

Hochſtrebende Entwürfe Guſtav Adolphs. Diplomatiſche Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1631 bis 1632.)

Die wichtige Stadt Mainz hatte ſich am 23. December 1631 dem ſchwediſchen König ergeben, und noch die lezten Tage des Jahres wurden von dem Sieger mit Umſicht benüzt, um ſeinen Waffen durch einen mächtigen Stüzpunct am Rhein und in Franken bleibend das Uebergewicht zu ſichern. Neuſtadt an der Haard und Germersheim wurden gewonnen, nicht minder Speier und Worms, und zugleich Mannheim durch einen kühnen Handſtreich des Herzogs Bernhard zu Weimar von den Schweden beſezt. Sowie die Spanier aus Wetzlar und Gelnhauſen abgezogen waren, ergaben ſich auch Boppard und Oberweſel dem Beſchüzer der Proteſtanten. In Franken eroberte der ſchwediſche Feldmarſchall Horn die Städte Mergentheim und Heilbronn, während von einer andern Heer-Abtheilung Windsheim genommen wurde. Nürnberg mit ſeiner großen ſtreitfähigen Bevölkerung war den Siegern eifrig zugethan, und da zugleich die Sachſen die Hauptſtadt Böhmens beſezt hielten, ſo zeigte ſich die Stellung der evangeliſchen Partei auf ein Mal eben ſo mächtig als glänzend. In der That ſchien für den Kaiſer kaum mehr eine Hoffnung vorhanden zu ſein, vor gänzlichem Untergang ſich zu retten. Durch die militäriſche Stellung Guſtav Adolphs am Rheine waren mächtige Theilnehmer der catholiſchen Liga entwaffnet, denn ihre Länder befanden ſich in den Händen des Gegners: unverrückt hielt freilich das Haupt der Liga, der Churfürſt von Baiern, an ſeinen Grundſäzen, Neigungen und Plänen; allein er war vereinzelt, durch die Niederlagen Tilly's ſelbſt geſchwächt und über den endlichen Ausgang des Krieges nun ernſtlich bekümmert.

Guſtav Adolph, gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr, war von der Stimmung ſeiner Feinde wohl unterrichtet, und dadurch zu der Verfolgung ſeiner Entwürfe ermuntert worden. Schon bisher erſchienen dieſe Pläne als ziemlich kühn, mit dem ſteigenden Ruhme des Siegers entfalteten ſie ſich vollends in einer Großartigkeit, wie ſie zuvor wohl Niemand ernſtlich für möglich gehalten hätte. Allerdings war der thatkräftige König zunächſt durch die Bedrängniſſe ſeiner Glaubensgenoſſen in Deutſchland, durch den Wunſch, die heilige Sache des Evangeliums zu retten, zu der Einmiſchung in den Krieg bewogen worden; indeſſen die Pflicht-Erfüllung gegen ſeine religiöſe Ueberzeugung ſchien mit der Erhöhung ſeines Hauſes, mit ſtolzen politiſchen Plänen nicht im Widerſpruch zu ſtehen, ſondern gerade umgekehrt dadurch Vorſchub zu erhalten. Troz der Beſchränkungen und empfindlichen Verluſte, welche die Macht und das Anſehen des deutſchen Reichsoberhauptes in den lezten Jahrhunderten erlitten hatten, war dieſe hohe Würde gleichwohl noch mit einem gewiſſen Glanz umgeben, und für begabte Fürſten immerhin noch von ſo großem Werthe, um den Wunſch nach Erringung derſelben zu erregen. Ferdinand II. hatte ja gezeigt, wie ſogar ein Mann von mittlern Fähigkeiten, durch Standhaftigkeit und Energie des Characters,

die kaiſerliche Macht von ihrem tiefſten Falle wieder zu Anſehen erheben könne, was mochte demnach ein genialer und heldenmüthiger König, ein ſelbſtſtändiger Feldherr und Staatsmann, zu leiſten im Stande ſein? Guſtav Adolph, wie jeder höhere Menſch ſeines Werthes ſich bewußt, fühlte die Kraft in ſich, die höchſte Würde der Chriſtenheit, die oberſte Macht der Welt, ſie, welche früher das Ziel der Wünſche aller hochſtrebenden Geiſter war, von ihrem trauervollen Verfalle zur Hoheit der frühern Jahrhunderte, von einem bloßen Namen zur ehrfurchtgebietenden Macht wieder empor zu heben. Bewarben ſich früher franzöſiſche wie engliſche Könige um die deutſche Reichskrone, warum ſollte ein Gleiches nicht von einem ſtammverwandten Schweden geſchehen? Die Sache war nach den Grundſäzen und der Denkungsart jener Zeit ſo natürlich, daß man ſich über das entſchiedene Streben Guſtav Adolphs nach der deutſchen Kaiſerwürde durchaus nicht wundern kann. Wäre daſſelbe ein Hinderniß für die Rettung der Reformation geweſen, ſo würde es unerklärlicher ſein, oder den Ruhm des Königs, in Berückſichtigung ſeines aufrichtigen Proteſtantismus, entſchieden verdüſtern; allein welcher Gewinn war es gerade umgekehrt für die evangeliſche Lehre, wenn auch ein Mal einer ihrer treueſten Bekenner die deutſche Kaiſerkrone getragen hätte? Kann es uns alſo befremden, daß Guſtav Adolph ſeine Erhebung zum Reichsoberhaupt der Deutſchen ſehr ernſtlich im Sinne trug? Der dießfallſige Entwurf des begabten Königs mochte ſchon von früher her gefaßt worden, und eine der Triebfedern zur Ueberſezung nach Deutſchland geweſen ſein; öffentlich trat derſelbe aber erſt nach den Siegen des Jahres 1631 hervor.

Nachdem Mainz beſezt und die berichteten Fortgänge der ſchwediſchen Waffen zu Ende 1631 vollendet waren, gönnte Guſtav Adolph ſeinen ermüdeten Heeren eine 14tägige Ruhe. Der König ſelbſt wollte dagegen dieſe Zeit nicht zur Raſt, ſondern zur Thätigkeit auf anderem Wege, nämlich zu diplomatiſchen Unterhandlungen benüzen. Während man früher faſt mit Geringſchäzung von dem wenig bekannten König der Schweden ſprach, als ſich derſelbe zur Theilnahme an dem Krieg anſchickte, erſchienen jezt Geſandte der größten Mächte ehrfurchtsvoll an ſeiner Hofhaltung, die er an der Scheide der Jahre 1631 und 1632 bald zu Frankfurt, bald zu Mainz abſichtlich mit beſonderem Glanz ausſtattete. Chur-Mainz hatte zu den diplomatiſchen Unterhandlungen zwiſchen den verſchiedenen Parteien Veranlaſſung gegeben, indem es zunächſt friedliche Vereinbarung zwiſchen Schweden und Oeſtreich vorſchlug. In den Unterhandlungen hierüber war es nun, wo die eigentlichen Abſichten Guſtav Adolphs vollſtändig an den Tag traten. Der Hauptzweck des Königs bei ſeiner Einmiſchung in den Krieg war Schuz der deutſchen Proteſtanten in ihrem frühern Rechtszuſtand: die Staats-Schrift, welche er über die Friedens-Bedingungen auffezen ließ, begann daher zunächſt mit dieſem Punct, und es wurde vor allem die Aufhebung des Reſtitutions-Edicts gefordert. Der ſcharfſinnige König wollte ſich ſtrenge auf dem Boden des Rechtes halten, ſeine Siege demnach nicht auf Neuerungen zu Gunſten der Evangeliſchen benüzen, ſondern auch die Katholiſchen in ihrem Rechtszuſtande beſchirmen. Darum war er weit entfernt, auf eine Verdrängung des Katholicismus oder auch nur auf ein Uebergewicht der Proteſtanten hinzuwirken: — er forderte vielmehr einfach **Rechtsgleichheit beider Confeſſionen**. Der zweite Punct der bemerkten ſchwediſchen Staatsſchrift machte daher die gleichmäßige Duldung der katholiſchen und evangeliſchen Lehre in allen deutſchen Landen zur Bedingung des gewünſchten Friedens. Um den Grundſaz der Duldung und der Rechtsgleichheit noch entſchiedener durchzuführen, verlangte die dritte Friedens-Bedingung gleiche Aufnahms-Fähigkeit der Katholiken und der Evangeliſchen in den geiſtlichen Stiftern. Als Grund wurde ausdrücklich angegeben, damit das Reich durch aufrichtige Verſöhnung und brüderliche Eintracht beider

Confeſſionen zu ſeiner alten Macht und Hoheit emporblühe. Gleichſam als wären alle dieſe Beſtimmungen noch nicht hinreichend, dem glühenden Verlangen Guſtav Adolphs nach Beruhigung Deutſchlands und zu dem Ende nach der Gleichſtellung beider Confeſſionen Genüge zu thun, wurde als vierte Friedens-Bedingung gefordert, daß auch die Stellen in den geiſtlichen Stiftern ganz gleich unter Evangeliſche und Katholiſche vertheilt werden, ſohin die eine Hälfte der Chorherren Katholiken, die andern dagegen Proteſtanten ſein ſollen. Hiernächſt ſtellte die Staatsſchrift noch die untergeordneten Bedingungen des Friedensſchluſſes: 5) daß verſchiedene Beſchädigte Vergütung erhalten ſollen, namentlich der Churfürſt von der Pfalz in ſeine Würde und Staaten wieder einzuſezen ſei, 6) Böhmen, Mähren und Schleſien wieder in den vorigen Stand zu verſezen und allen Verbannten dieſer Landſchaften die ungekränkte Rückkehr zu verſtatten, 7) die Reichsſtädte und das Herzogthum Würtemberg wegen der Koſten bei Vollziehung des Reſtitutions-Edicts zu entſchädigen, 8) die von den Katholiken in Würtemberg an ſich gezogenen Klöſter wieder in den Stand vor dieſer Verordnung zu verſezen, 9) den evangeliſchen Gotterdienſt in Augsburg wieder herzuſtellen, und 10) die Jeſuiten, als ausſchließende Urheber dieſes unglücklichen Religions-Krieges auf ewige Zeiten aus dem Reiche zu verbannen. Nachdem Guſtav Adolph in dieſen Friedens-Bedingungen den einfachen und unfehlbaren Weg zur Beruhigung und neuen Erſtarkung Deutſchlands gezeigt hatte, berührte er endlich ſeine eigenen Entwürfe ſehr beſtimmt, und forderte als 11te Friedens-Bedingung unumwunden, daß Er zum Danke für die Rettung Deutſchlands zum römiſchen Könige erwählt werden ſoll.

Zeugten die erſtgemeldeten Friedens-Bedingungen von tiefer Staatsweisheit des ſchwediſchen Monarchen, ſo entwickelte er in der leztern ſeine vertraute Bekanntſchaft mit der deutſchen Reichsverfaſſung. Kaiſer zu werden, war entſchieden ſein Wille; doch dieß jezt ſchon begehren, hieß ſeine Friedens-Anträge in Ironie umwandeln, da man von Ferdinand II. nicht freiwilligen Verzicht auf die oberſte Reichswürde verlangen konnte. Dagegen war der römiſche König nur der Nachfolger des regierenden Kaiſers; es war ferner häufig der Fall, daß dieſer Nachfolger noch bei Lebzeiten des Kaiſers erwählt wurde, Guſtav Adolph erbat ſich daher nur die Anwartſchaft auf die Reichskrone. So war allerdings die Möglichkeit ermittelt, ſelbſt mit Oeſtreich Frieden zu ſchließen und gleichwohl dem Verlangen Guſtav Adolphs nach der Kaiſerkrone Genüge zu thun. Wie vorauszuſehen war, wurden die Vorſchläge des ſchwediſchen Königs von Oeſtreich zurückgewieſen, da Ferdinand II. eben ſo wenig die Kaiſerwürde auch nur vorübergehend ſeinem Hauſe entzogen ſehen mochte, als er nach ſeinen Geſinnungen jemals den Gedanken einer Gleichſtellung der Evangeliſchen mit den Katholiken ertragen konnte. Indeſſen Guſtav Adolph hatte bei ſeinen Friedens-Anträgen wohl mehr die Abſicht auf, die öffentliche Meinung Dentſchlands zu wirken, als nuzloſe Verſuche zu einer Umſtimmung Ferdinands II. zu machen: er mochte daher die Vergeblichkeit ſeiner Vorſchläge bei Oeſtreich ſehr gut kennen; aber er wollte dem deutſchen Volk zeigen, welcher Weg zu ſeiner Rettung führe, und wie angelegentlich der Schüzer der Proteſtanten auch für die Wohlfahrt des geſammten Reiches Sorge trage.

Gleichſam als ſchwebten dem kühnen Könige der Schweden die Grenzen Germaniens in der Urzeit vor, ſo faßte er neben ſeinen Entwürfen auf die deutſche Reichskrone zugleich den Plan zur Oberherrſchaft über Polen, und ſuchte denſelben auf diplomatiſchem Wege wirklich durchzuführen. Da nämlich Sigmund, der König von Polen, gefährlich krank war, ſo ließ ſich Guſtav Adolph durch ſeinen Geſandten Ruſſelin der Republik Polen ausdrücklich als Nachfolger Sigmunds antragen. Solches Begehren wurde dem

polniſchen Reichstage geſtellt, und auf ſehr geſchickte Weiſe zu empfehlen geſucht. Der König von Schweden, ſeiner Thaten und Verdienſte in Deutſchland ausdrücklich gedenkend, ließ nämlich ſeine Entwürfe auf die Kaiſerwürde durchſchimmern, für dieſen Fall ſeinen Einfluß im Ausland, namentlich bei der ottomanniſchen Pforte andeuten und dadurch den Polen auf freie Schifffahrt in der Oſtſee, dem mittelländiſchen und dem ſchwarzen Meere Hoffnung machen [1]).

Ernſtlicher als die Friedens-Anträge gegen Oeſtreich, welche zunächſt nur an Mittelsperſonen, namentlich den Churfürſten von Baiern gerichtet waren und zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung noch auf andern Wegen im Reiche kreisten, waren die Unterhandlungen über eine Neutralität der katholiſchen Liga. Da dieſe Unterhandlungen durch die Vermittlung Frankreichs eingeleitet worden waren, ſo iſt es zur Aufklärung des Sachverhältniſſes nothwendig, über die damalige Stellung der Franzoſen zu den Parteien ſich näher zu verbreiten.

Kardinal Richelieu, der ſelbſtſtändige Lenker des franzöſiſchen Kabinets, hatte es bei ſeiner Einmiſchung in die deutſchen Wirren auf die Schwächung des Hauſes Oeſtreich abgeſehen, und zu ſolchem Zweck dem leztern einen gefährlichen Gegner in der Perſon Guſtav Adolphs zu erwecken geſucht. Durch den unerwartet-raſchen Siegeslauf des ſchwediſchen Königs im Jahre 1631 hatten ſich aber die Umſtände ſo weſentlich verändert, daß es dem franzöſiſchen Kardinal-Miniſter als nothwendig erſchien, über ſein künftiges Benehmen nunmehr ernſtlich mit ſich zu Rath zu gehen [2]). Nicht genug, daß Guſtav Adolph durch ſeine Stellung am Rheine den Intereſſen Frankreichs gefährlich werden, und insbeſondere den Entwürfen Richelieu's auf das Elſaß ſtörend in den Weg treten konnte, ſteigerte auch die prieſterliche Umgebung Ludwigs XIII. deſſen ſchon früher gehegte Abneigung gegen das Bündniß mit den Proteſtanten.

---

[1]) Die Faſſung des ſchwediſchen Antrags gewährt einen tiefen Blick in die Stimmung, den Character und die Entwürfe Guſtav Adolphs. „Man möge," ſagte der ſchwediſche Geſandte, „ſeinen König und Herrn, von Gottes Gnad rechtmäßigen Herrſcher der Oſtſee, der gleichfalls durch Gottes Güte und Clemenz des heiligen römiſchen Reichs und der daran liegenden Königreiche Befreyer, der auch endlich aus ſonderer gnädiger göttlicher Vorſehung ein Wiederbringer und Beſchirmer der Freyheit der ganzen Chriſtenheit wäre, zu ihrem Könige erwählen. Durch die Vereinigung von Schweden und Pohlen werde Guſtav allen Ruhm und Nutzen ſeiner Siege mit der Republik Pohlen theilen, ihr freyere Schifffahrt auf der Oſtſee, auch ungehinderte Schifffahrt auf dem ſchwarzen und mittelländiſchen Meere und der mäotiſchen See verſchaffen, und kraft ſeiner Correſponenz mit dem türkiſchen Kaiſer und hohen Anſehens an der ottomanniſchen Pforte das Commerz auf der Donau wieder frey machen, ihr den ewig währenden Frieden, welchen das Reich Schweden mit dem römiſchen Reich habe und haben könnte (nähmlich nach der neuen Einrichtung des letzteren, welche die Frucht von Guſtavs Siegen ſeyn ſollte) genießen laſſen, ihr kraft ſeiner feſten Vereinigung mit dem Kaiſer von Moſcau und dem Großfürſten aller Reußen die vertrauliche Nachbarſchaft deſſelben zuwege bringen, durch ſeinen ſonderbaren hohen Verſtand und Authorität ſie gegen die Einfälle der Tartarn und Zaporoger Coſacken ſchützen."

„Guſtav werde die ungariſche und böhmiſche Krone (die man bereits in Händen zu haben glaubte) mit der Republik durch ein unauflösliches Band vereinigen und in Freundſchaft zuſammen knüpfen, die Republik dem gewiſſen bevorſtehenden Unglück entreißen, welches alle Nachbarn beym Eidſchwur über ſie beſchloſſen (alſo eine Theilung von Pohlen beſchloſſeu bereits vor 1632) auch gewiß nicht ſäumen werden, ſobald die beſtimmte Stunde in dem aufgezogenen Uhrwerk herbeykommen und ſich werde hören laſſen, zu vollziehen, wofern nicht das heilſame Werk der Vereinigung beyder Königreiche ſeinen Fortgang gewinne ꝛc."

„Endlich, ohne von der gehofften Erweiterung ihrer Gränzen gegen Morgen oder anderen unzähligen Vortheilen viele Worte zu machen, werde die Republik auch für ſich leicht errathen, daß Guſtav ſo gottesfürchtig und treu ſey, daß er die ihm vorgelegte Eidesformel und Kapitulation unverbrüchlich halten werde."

[2]) Richelieu erzählt dieß in ſeinen Memoiren Bd. VII ſelbſt, und zwar ziemlich ausführlich.

Dazu kam noch, daß der Churfürſt Maximilian von Baiern in ſeiner gegenwärtigen Bedrängniß nur in der Hülfe Frankreichs noch einen Rettungsweg erblickte, und dieſelbe ſehr dringend anſprach. Auch die geiſtlichen Churfürſten in Deutſchland hatten bei dem Erſcheinen Guſtav Adolphs den Schuz Ludwigs XIII. angerufen. Sowie durch dieſe Schritte die Bedenklichkeiten des franzöſiſchen Monarchen über das Bündniß mit Schweden vergrößert wurden, ſo erweckten ſie auch bei Richelieu den Gedanken, ob unter den gegebenen Umſtänden das Intereſſe Frankreichs nicht beſſer durch eine Verbindung mit Baiern und den geiſtlichen Churfürſten in Deutſchland befördert werde. Die Verhältniſſe im Ganzen überſchauend, fand Richelieu, daß Frankreich für ſeine künftige Politik zwiſchen vier Wegen zu wählen habe [3]):

1) im Verein mit Schweden nun ſelbſtſtändig an dem Krieg Antheil zu nehmen und die Macht des Hauſes Oeſtreich entſchieden zu brechen, oder
2) gerade umgekehrt mit Oeſtreich, Spanien ſowie den katholiſchen Fürſten Deutſchlands ſich zu verbinden und den Proteſtantismus zu ſtürzen, oder
3) den geiſtlichen Churfürſten in Deutſchland bei dem Könige von Schweden die Neutralität auszuwirken, und dem Krieg, ohne unmittelbare Einmiſchung Frankreichs, ſeinen Lauf zu laſſen, oder endlich
4) alle Parteien ihrem Schickſal zu überlaſſen, und außer Elſaß auch Breiſach und andere Rhein-Uebergänge mit oder gegen Zuſtimmung Schwedens für Frankreich in Beſiz zu nehmen.

Der erſte Weg würde den Neigungen Richelieu's am meiſten zugeſagt haben; indeſſen die Klagen der Katholiken über die Beförderung des Proteſtantismus hatten auf das Gemüth Ludwigs XIII. ſchon zu großen Eindruck gemacht, der Kardinal-Miniſter mußte ſowohl dieſe Stimmung, als die wachſende Unzufriedenheit der Katholiken überhaupt berückſichtigen, ſohin ſein Verhältniß zu den Schweden noch etwas verſchleiern. Darum erſchien der erſte Weg zur Zeit als unzuläſſig, der zweite dagegen als unpolitiſch, weil die vorzüglichſte Staats-Abſicht Frankreichs, Schwächung des Hauſes Habsburg, aufgegeben und gerade umgekehrt zur Stärkung des gefürchteten Nebenbuhlers mitgewirkt werden würde. Die beiden andern Auswege waren halbe Maßregeln, die nichts nüzten, und der vierte zugleich gefährlich, da Frankreich alle Parteien gegen ſich reizen und in einen verderblichen Krieg geſtürzt werden konnte. Wie es unter ſolchen Umſtänden gewöhnlich iſt, traf Richelieu unter den verſchiedenen Wechſelfällen der Politik, die er ſich geſtellt hatte, gar keine Wahl, ſondern beſchloß nur, Zeit zu gewinnen (zu temporiſiren) und ſich bald in dem einen, bald in dem andern Sinn zu benehmen. Um ſich für alle Fälle Bundesgenoſſen zu ſichern, ſuchte er zunächſt zwiſchen Baiern und den geiſtlichen Churfürſten einerſeits ſowie Schweden andrerſeits den Vermittler in der Art zu machen, daß er den erſtern die Neutralität auswirke. Da Guſtav Adolph hierdurch freie Hand gegen Oeſtreich erhalten hätte, und in ſeinen Plänen ſonſt nicht geſtört worden wäre, ſo war er gegen den bemerkten Neutralitäts-Vorſchlag keineswegs unbedingt abgeneigt. So kamen denn die Unterhandlungen mit der katholiſchen Liga wirklich in den Gang.

Maximilian von Baiern hatte anfangs weſentlich andere Abſichten, und ſuchte Frankreich gerade umgekehrt zur thätigen Einſchreitung wider die Schweden zu beſtimmen. Richelieu, unzufrieden mit der engen Verbindung Oeſtreichs und Baierns, lag dem Churfürſten Maximilian ſchon früher in den Ohren,

---

[3]) Nach den eigenen Worten Richelieu's in ſeinen Memoiren.

daß er durch ſeine eifrige Unterſtüzung Ferdinands II. die Macht der Habsburger ungebührlich erhebe, und dadurch das Anſehen der deutſchen Fürſten untergrabe. Allmälig wirklich befangen, ging Maximilian endlich im Jahre 1631 einen geheimen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem beide Theile für Kriegsfälle einander verhältnißmäßige Waffenhülfe zuſagten. Zu Anfang des Jahres 1632 verlangte der Churfürſt von Baiern nun die vertragsmäßige Bundeshülfe Frankreichs gegen den König von Schweden; allein Richelieu, ſeiner oben gedachten Berechnungen eingedenk, ſchob dem Vertrag einen weſentlich andern Sinn unter, behauptend, derſelbe ſei nur gegen Oeſtreich gerichtet und könne gegen Schweden, als einen ältern Verbündeten Frankreichs, nicht zur Ausführung gebracht werden. Maximilian erſchrack, weil er nun die lezte Hoffnung auf Hülfe verſchwinden ſah. Er beſchloß, ſeine eigenen Kräfte ſammt und ſonders zu ſeiner Rettung aufzuraffen, und zu dem Ende heimlich neue Rüſtungen vorzunehmen. Um Zeit zu gewinnen, nahm er jedoch den Vorſchlag Richelieu's an, mit Schweden über ein Neutralitäts-Verhältniß zu unterhandeln. Als ſich Frankreich zur Vermittlung des leztern ernſtlich an Guſtav Adolph wendete, erklärte ſich dieſer ſofort offen über ſeine Bedingungen, und erbot ſich bis zum Abſchluß des Vertrags unter gewiſſen Vorausſezungen zur Bewilligung eines Waffen-Stillſtandes. Im Fortgang der Unterhandlungen wurde aber plözlich ein Eilbote Maximilians von den Schweden aufgefangen, welcher dem bairiſchen General Pappenheim Wechſel zur Anſtellung neuer Werbungen überbringen ſollte. Guſtav Adolph erfuhr dadurch die vorhin bemerkte geheime Abſicht Maximilians. und brach die Neutralitäts-Verhandlungen unverzüglich ab. Der Churfürſt von Trier ging nun zwar für ſich allein einen Neutralitäts-Vertrag mit dem ſchwediſchen König ein; dagegen waren im Großen die verſchiedenen friedlichen Verhandlungen gänzlich geſcheitert. Beide Theile ſchickten ſich alſo zu Anfang des Jahren 1632 zu neuen Feindſeligkeiten an.

Drei und vierzigſtes Hauptſtück.

Eröffnung des Feldzugs vom Jahre 1632. Schlacht bei Nürnberg.

Um ſeine Stellung in Franken zu befeſtigen, und an einem hartnäckigen Widerſacher, dem Biſchof in Bamberg, Rache zu nehmen, ließ Guſtav Adolph ſeinen Feldmarſchall Horn ſchon im Januar 1632 in das Biſthum Bamberg einrücken. Nach ſchneller Einnahme des Städtchen Höchſtadt im Aiſchgrunde zog Horn vor die Hauptſtadt des Biſthums ſelbſt. Schon hatten die Bürger allda capitulirt, als ein unerwarteter Zuzug aus Kronach ihnen den Entſchluß eingab, unter Zurücknahme ihres Wortes den Schweden den Einzug mit Gewalt zu wehren. Der Kampf begann ſofort, endigte indeſſen bald mit der Niederlage der Bürger. Siegreich erbrachen die Schweden ein Thor der Stadt und warfen alsbald die Vertheidiger derſelben auch im Rathhauſe, wo ſich dieſe noch einige Zeit verzweiflungsvoll vertheidiget hatten. Die Lage Bambergs war nach den Sitten der Zeit bei ſolchen Vorgängen äußerſt gefährlich, da der Bruch der Kapitulation die Sieger zu ſchrecklicher Rache reizen konnte; die gute Mannszucht Guſtav Adolphs hatte

indeſſen dem wilden Geiſt der Zeit glücklicherweiſe in allen ſchwediſchen Heeren bereits Zügel angelegt; nur die Häuſer der Vornehmern und der Jeſuiten wurden daher geplündert, die Stadt dagegen vor Brand und Mord bewahrt.

Auf den Hülferuf des Biſchofs von Bamberg ertheilte der Kurfürſt Maximilian von Baiern ſeinem General Tilly den Befehl, Bamberg den Händen der Schweden wieder zu entreiſſen. Mit bedeutender Heeresmacht rückte Tilly im Hornung 1632 vor Bamberg und zwang dort die Schweden nach tapferer Gegenwehr zum Abzug. Jetzt entſchloß ſich Guſtav Adolph ſelbſt zum Zuge nach Franken, der Anfangs März 1632 vor ſich ging. Bei Kitzingen zog er die Truppen Horns an ſich, und nachdem ihm auch die Generale Banner, ſowie Herzog Wilhelm von Weimar beträchtliche Verſtärkungen zugeführt hatten, ſetzte er ſich mit einem vortrefflichen Heere von mehr, als 30,000 Mann wider Tilly in Bewegung. Beſtürzt wich dieſer aus dem Bambergiſchen in die bairiſchen Erbländer zurück, und ſetzte ſich erſt bei Ingolſtadt. Guſtav Adolph ſtattete nnn vor allem der befreundeten Stadt Nürnberg einen Beſuch ab, verſicherte ſie ſeines Schutzes und ermahnte zur ſtandhaften Ausdauer. Dann drang er raſch nach Donauwörth vor, der alten Reichsſtadt, welche Kurfürſt Maximilian zur bairiſchen Landſtadt herabgeſetzt hatte. Die bairiſche Beſatzung leiſtete Gegenwehr; als aber die Schweden den Sturm begannen, ſuchte ſie in der Nacht das Weite zu gewinnen. Guſtav Adolph verfolgte die Fliehenden und beſetzte die Stadt noch in der Nacht. Während Tilly ſich auf dem rechten Donauufer zurückzog, folgte ihm der ſchwediſche König auf dem linken Ufer, um den Uebergang über den Lech zu erzwingen, und alsdann in Baiern ſelbſt einzudringen. Kurfürſt Maximilian ſtrengte alle Kräfte an, um den Uebergang der Schweden über den Lech zu verhindern. Er eilte ſelbſt zu dem Lager Tilly's bei Rain, ließ die Brücke daſelbſt abbrechen und ſein Heer zwiſchen dem Lech und der Aicha aufſtellen. Als Guſtav Adolph am 16. April 1632 erſchien, um den Uebergang zu erzwingen, eröffneten die Baiern ein heftiges Kanonenfeuer, welches jedoch von den Schweden ſogleich mit noch größerem Nachdruck erwiedert wurde. Der König der Letzteren befand ſich mitten im Feuer und gab nicht nur verſchiedenen Kanonen eigenhändig eine beſſere Richtung, ſondern brannte ſelbſt mehrere Stücke ab. Nachdem endlich im bairiſchen Lager die Generale Altringer und Tilly verwundet worden waren, trat das Heer Maximilians den Rückzug nach Ingolſtadt an, den Schweden den Uebergang über den Lech frei laſſend. Auf dem Rückzuge der Baiern zeigte ſich die Verwundung Tilly's ſchon als ſehr gefährlich; einige Tage friſtete ihn noch die ärztliche Hülfe, aber am 20. April 1632 gab der tapfere General zu Ingolſtadt ſeinen Geiſt auf. Dieß ſchien eine üble Vorbedeutung für Maximilian zu ſein. In der That eilte Guſtav Adolph nur für einige Tage nach Augsburg, um zur größten Freude der Bürgerſchaft den proteſtantiſchen Gottesdienſt wieder herzuſtellen, den katholiſchen Magiſtrat abzuſetzen, und überhaupt alle Folgen des Reſtitutions-Edicts zu beſeitigen, als er ſogleich das Land des Kurfürſten Maximilian zu unterwerfen beſchloß. Zunächſt zog er vor Ingolſtadt, und beſtürmte dieſe Feſtung auf das heftigſte. Schon bei dieſer Veranlaſſnng wäre der ſchwediſche König beinahe vom Tode ereilt worden. Als er ſich bei der Beaugenſcheinigung der feindlichen Stellung den Werken der Feſtung bedeutend näherte, ward eine Kanone ſo geſchickt auf ihn abgeſchoſſen, daß die Kugel dem Pferde des Königs durch den Leib fuhr. Guſtav Adolph ſtürzte nieder, und galt, unter dem Roſſe liegend, ſchon für todt. Doch raſch erhob er ſich und bemerkte kaltblütig: „Die Birne iſt noch nicht reif!“ Weil Ingolſtadt hartnäckig widerſtand, richtete Guſtav Adolph ſein Augenmerk auf die bairiſche Hauptſtadt ſelbſt. Im Mai 1632 nahm er Landshut, ſowie Moosburg und Freiſingen ein, und rückte ſiegreich vor München. Auch hier

zeigte ſich kein Widerſtand, ſo daß der kühne König der Schweden am 17. Mai 1632 in der Hauptſtadt des liguiſtiſchen Oberhauptes ſeinen Einzug hielt. Seinen edlen Grundſätzen getreu, hielt der Sieger abermals auf ſtrenge Mannszucht und behandelte München mit äuſſerſter Schonung. Nur 140 vergrabene Kanonen ließ Guſtav Adolph zu Tage fördern [1]) und hinweg führen, ſowie er die Stadt noch auſſerdem mit einer ſtarken Kriegsbeiſteuer belegte. Während in München das Verhältniß der Bewohner zu den Schweden ſo freundlich ſich geſtaltete, daß Bürger und Soldaten miteinander Luſtpartien machten, entſtanden auf dem Lande durch den Haß der Bauern gegen die Fremden und ihre Unzufriedenheit über ungewohnte Laſten die unglücklichſten Wirren. Die Bauern überfielen einzelne Schweden, ermordeten oder verſtümmelten ſie, und riefen dadurch die Rache der Sieger auf ihr Haupt herab. Guſtav Adolph ließ der Repreſſalien halber mehrere Dörfer plündern und andere in Brand ſtecken, ſo daß das platte Land in Baiern bedeutend durch ihn verheert wurde.

Mit Ausnahme von Ingolſtadt war ganz Baiern von den Schweden beſetzt, und auch in Schwaben breitete ſich die Macht derſelben unaufhaltſam aus. Memmingen, Kempten, Füſſen, Leutkirch, Wangen und Ravensburg wurden nach einander eingenommen, und mit ſchwediſcher Waffenmacht verſehen. Die Bauern in Oberſchwaben, dem Hauſe Oeſtreich treu ergeben, empörten ſich zwar zu verſchiedenen Malen; allein Guſtav Adolph, der im Frühjahr 1632 ſelbſt nach Memmingen ging, beſchwichtigte den Aufruhr und befeſtigte auch in Oberſchwaben ſeine Macht bedeutend. Unter dieſen Umſtänden ſchien die Sache der Proteſtanten dem Höhepunkt nahe zu ſtehen, und der gänzliche Sturz des Hauſes Oeſtreich unvermeidlich zu ſein. Die katholiſche Liga war gänzlich entwaffnet, und ihr Haupt, der Kurfürſt von Baiern, ſogar aus dem Lande vertrieben. Auf ſolche Weiſe ſeines mächtigſten Stützpunktes beraubt, ſah ſich der Kaiſer in ſeinen Hülfsmitteln ausſchließend auf die Werbungen Wallenſteins beſchränkt; indeſſen ſelbſt abgeſehen davon, daß das neu gebildete Heer des Friedländers noch ungeübt, und kaum völlig geordnet war, ſtanden die Sachſen ſiegreich in Böhmen, und waren bei einer Vereinigung mit einem ſchwediſchen Heere unter Guſtav Adolph der Wallenſteiniſchen Macht bedeutend überlegen. Es ſchien andern Theils ſo nahe zu liegen, daß der ſchwediſche König von Baiern aus in Oeſtreich einfalle, und, auf der Flanke von den Sachſen unterſtützt, den Kaiſer ſogar in ſeiner Hauptſtadt bedrohe; gleichwohl geſchah von allem dem nichts. Wohl erkannte Guſtav Adolph die ſchwache Seite des Kaiſers, und mahnte den Kurfürſten von Sachſen dringend zum ſachgemäßen Handeln. Er rieth ihm insbeſondere, ſeine Stellung ſo zu nehmen, daß eine Vereinigung mit den Schweden leicht auszuführen ſei, doch vergeblich. Der Kurfürſt von Sachſen war bereits eiferſüchtig auf die Macht Guſtav Adolph's, und er ſprach bei den Mahnungen des Letzteren zu entſcheidenden Unternehmungen viel von der deutſchen Freiheit (Libertät) d. h. der fürſtlichen Unabhängigkeit, die er bei Durchführung der Pläne des ſchwediſchen Königs wahrſcheinlich für bedroht hielt. Zudem war der Kurfürſt ſchon von Natur nicht zur Thatkraft geſchaffen, und noch überdieß vergnügungsſüchtig; er unterließ es daher die Eroberung Böhmens zu vollenden, bevor die Werbungen Wallenſteins ihm eine neue gefährliche Macht gegenübergeſtellt haben würden; ja er unternahm nichts, das Heer des leztern im Entſtehen zu hindern oder zu vernichten: getäuſcht durch des Friedländers

---

[1]) Als die verborgenen Kanonen entdeckt und die Befehle zur Ausgrabung derſelben ertheilt worden waren, ſagte der König ſcherzend: „**Surgite a mortuis et venite ad judicium.** (Stehet auf von den Todten und kommet zu Gericht)."

Vorſpiegelungen wartete er vielmehr in gedankenloſer Unthätigkeit, bis das neue Heer des Kaiſers ſo weit herangebildet war, um ihn den Churfürſten aus Böhmen zu verjagen [2]). Dieß ſollte bald geſchehen ſein.

Es iſt bereits erzählt worden, daß Albrecht von Wallenſtein, Fürſt zu Friedland, ſchon Ende März 1632 ein neues Heer von 40,000 Mann für den Kaiſer aufgeſtellt hatte. Seitdem war auch der Vertrag abgeſchloſſen worden, welcher dem Fürſten den Oberbefehl über jenes Heer bleibend übertrug, und die Freude darüber war ſowohl bei den Soldaten, als den höhern Offizieren desſelben ungemein groß [3]). Man erwartete von Wallenſtein, ſeinem großen Rufe gemäß, die glänzendſten Thaten, und mit Ungeduld ſahen ſeine Krieger der Eröffnung des Feldzuges entgegen. Und bei ſolchen Vorgängen verhielten ſich die Sachſen in Böhmen völlig unthätig, und ließen dem Feinde volle Ruhe und Muße, auf den entſcheidenden Angriff ſich vorzubereiten! Nach dem Eintritt des Frühlings und zwar zu Ende April 1632 hielt Wallenſtein über 214 Schwadronen Reiterei, 120 Fahnen Fußvolk, 44 Kanonen, ſowie 2000 Wagen die Heerſchau, uud am 4. Mai desſelben Jahres erſchien er mit dieſer Waffenmacht an dem weißen Berge bei Prag. Der Churfürſt von Sachſen und deſſen Feldmarſchall Arnim hatten die böhmiſche Hauptſtadt bereits verlaſſen, die zurückgebliebene Beſazung dagegen wegen ihrer ſchwachen Anzahl wenig Hoffnung auf Behauptung des Plaʒes. Schon am 4. Mai begann vom weißen Berge aus das Feuer des ſchweren Geſchüzes gegen die Stadt. Die Kapuciner halfen den Belagerern von Innen, indem ſie Stadtmauern niederriſſen; am 5. Mai ſtürmten die Regimenter Grana, Waldſtein und Terzka die Stadt, und drangen durch die gebrochenen Manern. Die ſächſiſche Beſazung zog ſich in den Hradſchin zurück, eine Art von Feſtung, und ergab ſich bald darauf durch Kapitulation. Wallenſtein, welcher am 5. Mai ſeinen Einzug in Prag hielt, rückte nun gegen das ſächſiſche Hauptheer unter Arnim zu Leitmeritʒ an. In Gefahr abgeſchnitten zu werden, entſandte der leztere Geſchüz und Reiterei ſchnell über Außig nach Pirna, und räumte auch mit dem übrigen Heer Böhmen. Nun mußten die ſächſiſchen Beſazungen in Ellnbogen und Eger capituliren, und binnen Monatsfriſt war der Herzog von Friedland ſchon wieder Meiſter von ganz Böhmen.

---

[2]) Wallenſtein ſprach während ſeiner Rüſtungen von nichts als Frieden, und berückte dadurch den Churfürſten wie deſſen Feldmarſchall Arnim. Es fand in dieſem Sinne nicht nur ein Briefwechſel, ſondern ſelbſt eine Zuſammenkunft ſtatt. Khevenhiller berichtet hierüber folgendes: „Ehe aber der Herzog von Friedland mit ſeiner Armada zuſammenzoge, hat er ſich auf einem Terzkyſchen Guthe, Nachod genannt, mit dem von Arnheim, zwar mit Vorwiſſen Ihrer Kayſerlichen Majeſtät beſprochen und ſie ſich einander geſehen und ſind lange alleine beiſammen geweſen und gar mit großer vertraulicher Manier von einander geſchieden.“ Wallenſtein ſelbſt erklärte dem Churfürſten nach Khevenhiller: „Wie er von Ihro kaiſerlichen Majeſtät eine ſtattliche Plenipotenz, einen Frieden zu ſtiften hätte, ſollten derohalben ihre Durchlaucht jemanden zu ihm abordnen, ſeine Vorſchläge anzuhören und deswegen zu tractiren.“

Als es ſich zeigte, daß es nur auf einen Separatfrieden abgeſehen ſei, brach der Churfürſt von Sachſen die Unterhandlungen zwar ab; allein jezt war die ſchönſte Zeit durch Unthätigkeit verloren, und das Spiel des Friedländers ſchon gewonnen.

[3]) So ſchrieb z. B. Adam Traun an Wallenſtein: „Mit höchſten Freuden von der Welt habe ich gehört, daß Ew. fürſtliche Gnaden das Generalat über die kaiſerliche Armee wieder acceptirt, dazu ich derſelben alle glückliche Proſperität wünſche. Hoffe, unſere Sachen werden bald in einen andern Statu kommen, weil der von unſerm Willen ſo lange gewünſchte Rechte zu der verlaſſenen und irrenden Heerde kömmt. Halte mich viel für glückſeliger unter Ew. fürſtl. Gnaden eine Pike zu tragen, als auf dieſe Weiſe Oberſter zu ſein.“

Guſtav Adolph befand ſich in Memmingen, als die Nachricht von dieſen Begebenheiten ihn erreichte. Dem neuen kaiſerlichen Heer, bereits ſiegreich, ſtand nun Franken offen; man betrieb noch überdieß die Vereinigung desſelben mit den Streitkräften des Churfürſten von Baiern; Guſtav Adolph mußte darum eilen, ſeine Stellung in Franken zu ſichern, und insbeſondere Nürnberg zu decken. Nachdem er ſeine Heerführer Bernhard von Weimar und Banner mit 12,000 Mann zur Behauptung von Schwaben und Baiern zurückgelaſſen hatte, zog er ſelbſt im Juni 1632 mit 20,000 Mann gegen die Oberpfalz. Sein Plan ging wohl zunächſt dahin, die Vereinigung des baieriſchen Heeres mit Wallenſtein zu verhindern; doch dieß war nach der Eigenthümlichkeit der Umſtände ein ſehr ſchwieriges Unternehmen. Noch auf dem Sterbebette hatte nämlich Tilly den Churfürſten Maximilian auf die Wichtigkeit Regensburgs in ſtrategiſcher Beziehung aufmerkſam gemacht, und ihn beſchworen, dieſen feſten Platz zum Stützpunkt aller ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen zu machen. Solchen Rathſchlag befolgend, hatte ſich der Churfürſt ſchon im April 1632 in Beſitz von Regensburg geſezt, und zugleich ſeinen Aufenthalt daſelbſt genommen. Guſtav Adolph errieth den Zwek der Bewegung, als Maximilian von Ingolſtadt gegen Regensburg zog, er ſuchte auch jene Abſicht zu vereiteln; indeſſen eine Kriegsliſt öffnete dem Churfürſten die Thore Regensburgs, bevor die Schweden anlangen konnten. Zu ſchwach, um dem König im offnen Feld zu begegnen, wartete nun Maximilian mit Ungeduld auf den Zeitpunct, wo er durch das neugebildete Heer des Kaiſers Unterſtützung erhalten und Verſuche machen könne, die Schweden wieder aus Baiern zu vertreiben. Nachdem alſo Albrecht von Wallenſtein Böhmen den Sachſen entriſſen und freie Hand zu einem Zuge nach Sachſen, Franken oder Baiern hatte, erſuchte ihn der Churfürſt Maximilian durch vielfache Botſchaften äußerſt dringend um ſchleunige Hülfe. Wallenſtein, wegen ſeiner frühern Abſezung zu Regensburg dem Churfürſten ernſtlich gram, fand Gefallen an der demüthigen Stellung ſeines Feindes, und blieb gegen deſſen Bitten fortwährend taub, obſchon ſie von entſprechenden Aufträgen des Kaiſers unterſtüzt waren. Nunmehr entſchloß ſich Maximilian von Baiern, dem Herzog von Friedland ſelbſt entgegen zu ziehen, um ſich mit demſelben zu vereinigen. Am 22. Juni 1632 traf der Churfürſt zu Weiden in der Oberpfalz ein, bezog dort ein Lager, und gab dem Friedländer Nachricht von ſeiner Ankunft. Nachdem man ſich gegenſeitig über die Förmlichkeiten bei der Zuſammenkunft verſtändiget, auch feſtgeſezt hatte, daß bei gemeinſchaftlichen Operationen des kaiſerlich-bairiſchen Heeres, Wallenſtein ſtets den Oberbefehl führen und lezterer nur für beſondere ſelbſtſtändige Unternehmungen der Baiern allein dem Churfürſten zuſtehen ſoll, fand die Zuſammenkunft in Eger ſtatt. Beide Fürſten umarmten ſich, wechſelſeitig in der Kunſt der Verſtellung wetteifernd [4]). Bei Eger erfolgte auch die Vereinigung des Wallenſteiniſchen und des

---

[4]) Es findet ſich hierüber folgende intereſſante Stelle bei Khevenhiller: „Als nun der Churfürſt aus Bayern und der Herzog von Friedland einander empfangen, da waren aller Augen auf beide Herren gerichtet, denn männiglich gewußt, daß der Herzog von Friedland dem Churfürſten ſeine vorige Abdankung und ſeinen vermeinten affront zugemuthet und der Churfürſt ſich eingebildet, der Herzog werde es ihm nicht vergeſſen und es ungerochen laſſen, und dahero billig ihm nicht hätte trauen dürfen, aber beider Intereſſe und die Erhaltung von Land und Leute hat aus der Noth eine Tugend gemachet, daß beide ihre Passiones in Freundlichkeit und Vertrauen verkehret, doch haben die Curiosi vermerkt, daß Ihro Churfürſtl. Durchlaucht die Kunſt zu dissimuliren beſſer als der Herzog gelernet, dann ſie es bei fremden und ihren eigenen Leuten verborgen, da der Herzog bei den Seinigen die Passion alſo und oft ausbrechen laſſen, daß ſeine Reden gar oft für Ihro Durchlaucht kommen, die ſie aber alle vernünftig beantwortet und diſſimulirt."

Churfürſtlichen Heeres, wodurch die Streitmaſſen des Kaiſers zu 60,000 Mann emporſtiegen. Guſtav Adolph wußte wohl, wie ſehr dieſe Vereinigung die Macht ſeiner Gegner erhöhen werde, und hatte ſich bei dem Zuge nach Franken eben deßwegen beeilt, dieſelbe zu verhindern. Indeſſen bei ſeiner Ankunft in Sulzbach (23. Juni 1632) hatte der Churfürſt Maximilian bereits einen Tagmarſch voraus, und konnte bei der Nähe des kaiſerlichen Heeres nicht mehr ereilt werden. Der König von Schweden richtete deßhalb ſeinen Marſch nach dem befreundeten Nürnberg.

Bei einer dreifach größern Stärke des kaiſerlich-bairiſchen Heeres ſah ſich der Sieger von Leipzig nun ſeinerſeits zur bloßen Vertheidigung genöthiget. Er beſchloß darum, vor den Mauern Nürnbergs ein befeſtigtes Lager zu beziehen, und zugleich die ſtreitbaren Bürger der Reichsſtadt mit zur Vertheidigung desſelben zu benüzen. Mit Freuden unterſtüzten die Nürnberger dieſen Plan des Königs: viele Tauſende arbeiteten ſofort an den Verſchanzungen, und ſchon Anfangs Juli 1632 war das bedeutende Werk vollendet. Die Befeſtigungen, vielfach von der Pegniz durchſchnitten und durch 300 Kanonen gedekt, waren ſo ſtark, daß Wallenſtein keinen Angriff darauf wagen wollte, ſondern in der Nähe von Nürnberg, auf der alten Feſte bei Zirndorf, ebenfalls ein verſchanztes Lager anlegte. So beobachteten ſich beide Heere unthätig bis in den Nachſommer. Im ſchwediſchen Lager mangelte es durch die Vorſicht des Nürnberger Rathes anfangs nicht an Lebensmitteln; da jedoch viele Landleute vor den Kaiſerlichen in die Stadt ſich flüchteten, Mangel an Viehfutter einriß, und das Zuſammendrängen ſo großer Heere auf einem kleinen Raum für die Dauer überhaupt nicht möglich war, ſo ſann Guſtav Adolph auf Abhülfe. Sein kühner Geiſt verfiel auf einen Sturm gegen das feindliche Lager: denn durch empfangene Verſtärkungen war ſein Heer im Auguſt 1632 auf 50,000 Mann geſtiegen. Es waren der ſchwediſchen Staats-Kanzler Oxenſtierna, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar und der General Banner, welche dem Könige in jener Zeit 30,000 Mann friſche Truppen zuführten. Der große Feldherr verkannte die Gefahren des Sturmes nicht; als er aber von den Ausgezeichnetſten aller ſeiner Heerführer und von einer ſo großen Streitmacht umgeben war, ſo glaubte er eine entſcheidende That wenigſtens verſuchen zu müſſen, bevor er das Lager von Nürnberg wieder aufhebe.

Am 2. September [5]) des Jahres 1632 ordnete er ſeine Streitmaſſen zum Angriff gegen das Wallenſteiniſche Lager, nachdem er bei Fürth die Rednitz überſchritten hatte. Albrecht von Friedland, die Hize des Kampfes vorausſehend, übergab dem General Aldringer die Beſchüzung des Lagers auf der Berg-Anhöhe, der alten Feſte ſelbſt, und ſtellte ſein Heer am Fuße derſelben in den ſtarken Verſchanzungen der Ebene auf. Unter ſolchen Umſtänden gieng der Plan Guſtav Adolphs dahin, vor allem der Berg-Anhöhe ſich zu bemeiſtern. Wäre dieß gelungen, ſo konnte er den Feind von zwei Seiten faſſen, und offenbar vernichten, weil die Stellung auf der alten Feſte der Hauptſtüzpunkt Wallenſteins war. Den Deutſchen im Heere des Königs ward der ehrenvolle Auftrag, das Wagſtück zuerſt zu beginnen. Muthvoll rückten 500 Fußgänger wieder die Berganhöhe an, mit demſelben Muthe troz des furchtbaren Feuers an ihr emporklimmend. Albrecht von Wallenſtein erkannte die Gefahr auf den erſten Blick, und obwohl der Berg, von Kanonen und Musketen ſtrozend, ein Vulkan zu ſein ſchien, ordnete der Friedländer ſofort ſechs Regimenter Fußgänger zur Verſtärkung der Beſazung der alten Feſte ab [6]). Man warf die erſten Deutſchen zu-

[5]) Nach dem Schlachtbericht Wallenſteins an den Kaiſer.
[6]) Wiederum nach dem Berichte Wallenſteins.

rück, andere erneuerten den Sturm, ihnen folgten nach der Reihe die meiſten ſchwediſchen Fuß-Regimenter. Die Vortheile der Oertlichkeit waren auf Seite des Friedländers, durch Todesverachtung ſuchten die ſtürmenden Deutſchen und Schweden jene Vortheile aufzuwiegen; doch vergebens: es war für Guſtav Adolph wegen des beſchränkten Raumes an der alten Feſte nicht möglich, größere Maſſen auf ein Mal zum Angriff zu führen, die Stellung Wallenſteins blieb deshalb zu überlegen. Da endeckte der Feldherrn-Blick des Herzogs Bernhard von Weimar eine Anhöhe, welche das Lager des Feindes auf der alten Feſte beherrſchte: mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm beſezte Bernhard dieſelbe, und jezt war es um die Friedländiſchen geſchehen, wenn man die Kanonen auf die Anhöhe gebracht hätte. Die Elemente waren aber im Bunde mit Wallenſtein: ein heftiger Regen hatte den Boden weich, unſicher und ſchlüpfrig gemacht; ſo oft es auch mit äuſſerſter Kraft-Anſtrengung verſucht wurde, die Kanonen emporzubringen, gleiteten dieſelben ſtets wieder zurück. Jezt erkannte Guſtav Adolph die Unmöglichkeit einer Fortſezung des Kampfes, und ertheilte die Befehle zum Rückzuge. Zweitauſend tapfere Männer waren von ſchwediſcher Seite gefallen, minder groß, doch immer noch empfindlich der Verluſt der Kaiſerlichen, welche übrigens ebenfalls mit der rühmlichſten Tapferkeit gefochten hatten. Groß war überhaupt der Drang. Sowohl dem Herzog Bernhard von Weimar, als dem Herzog von Friedland wurden die Pferde unter dem Leibe getödtet, und dem König ſelbſt nahm eine Kugel einen Theil der Stiefelſohle weg. Schwediſche wie Friedländiſche Oberfeldherren und Heerführer wetteiferten in tactiſcher Geſchicklichkeit und perſönlicher Tapferkeit. Wallenſtein ſelbſt ſagte in dem Schlachtbericht an Ferdinand II, daß der Kampf überaus heiß war (caldissimamente), und daß viele Officiere und Soldaten Seiner Majeſtät todt und beſchädigt waren.

Von den Kaiſerlichen gerieth unter Andern der Generalwachtmeiſter Sparr in ſchwediſche Gefangenſchaft. Auf ſein gegebenes Ehrenwort, in 24 Stunden ſich wieder zu ſtellen, ſendete ihn Guſtav Adolph mit einigen untergeordneten Anträgen über die Art der Kriegführung und mit der Erklärung an Wallenſtein, daß er der König zur Verhütung weiteren Blutvergießens die Einleitung von Friedens-Unterhandlungen ſehr gerne ſehen würde [7]). Wallenſtein lehnte die erſtern Anträge ab, und antwortete auf die Vorſchläge von Friedens-Unterhandlungen, daß man hierüber vor allem an den Kaiſer zu berichten und deſſen Entſchließung abzuwarten geſonnen ſei. Guſtav Adolph konnte auf das Einlangen dieſer Entſchließung nicht warten. Er übertrug daher ſeinem Kanzler Oxenſtierna und dem General Kniephauſen, an der Spitze von 5000 Mann, die Beſchüzung Nürnbergs, verließ mit dem geſammten übrigen Heer am 8. September 1632 ſein Lager, und zog, in der Richtung von Neuſtadt an der Aiſch, mit klingendem Spiel an dem friedländiſchen Heere vorüber. Da Wallenſtein durch dieſe verſteckte Ausforderung ſich nicht zu einem Angriff verleiten ließ, ſo hegte der König nur noch die Hoffnung: der Friedländer möge nach ſeinem Abzug Nürnberg beſtürmen, und dadurch zur Feldſchlacht Veranlaſſung geben. Langſam ging daher der Marſch Guſtavs über Neuſtadt nach Windsheim, und auch hier weilte er einige Tage, um im Falle eines Sturmes gegen Nürnberg die Kaiſerlichen raſch im Rücken anzugreifen. Doch Wallenſtein ſcheute die Feldherrngaben ſeines Gegners zu ſehr; zufrieden wegen Behauptung der Wahlſtadt ſich den Sieger nennen zu können, dachte er nicht an eine Beunruhigung Nürnbergs, ſondern hob am 13. September 1632 ſein Lager ebenfalls auf, und zog nach Forchheim.

---

[7]) So meldete Herzog von Friedland dem Kaiſer.

Vier und vierzigſtes Hauptſtück.

Die Schlacht bei Lützen. Tod Guſtav Adolphs.

(16. November 1632.)

Da Wallenſtein es ſorgfältig vermieden hatte, dem König eine offene Feldſchlacht zu liefern, ſo ſuchte Guſtav Adolph ihn zu dem Ende in eine Gegend zu ziehen, wo er nicht länger ausweichen konnte. In dieſer Abſicht übertrug der König dem Herzog Bernhard von Weimar mit einer Abtheilung von 9000 Mann den Schuz von Franken, und begab ſich mit dem Hauptheer nach Donauwörth. Dadurch hoffte er, das vereinigte Heer Wallenſteins und Maximilians zu veranlaſſen, zum Schuze Baierns ihm nachzufolgen. Der Churfürſt trennte ſich zu ſolchem Zweke auch wirklich von Wallenſtein, lezterer beſchloß dagegen die Pläne des Gegners dadurch zu vereiteln, daß er ſich mit aller Macht auf Sachſen werfe und den König zwinge, zur Rettung dieſes Bundeslandes herbei zu eilen. Nach der Räumung Böhmens hatte das ſächſiſche Heer unter Arnim, gemeinſchaftlich mit einem ſchwediſchen Zuzug die Kaiſerlichen mit Erfolg in Schleſien bekämpft, und ſelbſt Breslau eingenommen. Auf ein Mal ging aber Arnem wieder znr Unthätigkeit über, und übernahm, troz der Aufforderungen ſeines Churfürſten, nichts zur Sicherung Sachſens. Im Spätherbſt erſchien er zwar in Dresden; indeſſen mit ſchwacher Mannſchaft und nur dazu, um unverrichteter Dinge nach Schleſien zurückzukehren. So ſtand denn Sachſen den Friedländiſchen offen.

Als Herzog Bernhard von Weimar bei ſolcher Lage der Dinge, troz der Uebermacht Wallenſteins, dieſen angreifen wollte, um Sachſen zu retten, erhielt er von Guſtav Adolph wegen Größe der Gefahr gemeſſene Befehle, bis zur Ankunft des ſchwediſchen Hauptheeres, nichts entſcheidendes vorzunehmen [1]). Der König beſchloß nun wirklich, ſich ſchnell nach Sachſen zu begeben; der Plan Wallenſteins war alſo gelungen. Lezterer konnte nun freilich znr Feldſchlacht, die Guſtav Adolph längſt wünſchte, gezwungen werden; ſie konnte aber unter günſtigern Verhältniſſen erfolgen, als in Baiern, weil Wallenſtein für die

---

[1]) Guſtav Adolph erklärte ſich in der Ordre, einem Brief an ſeinen lieben Vetter Bernhard, in nachſtehender Weiſe: „Aus Ew. Liebden ſchreiben vom 8ten dies verſtehen wir, daß dieſelbe volgendes Tages hernacher aufzubrechen undt mit Ihren Truppen nacher Sachſen zu marchiren willens geweſen. Nun haben wir ſieder der Zeit bei Rotenhahn E. L. geſchrieben, daß wir in Perſon aufgezogen, Zu E. L. zu ſtoßen und Churſachſen, da es nöthig, zu succurriren, daher E. L. nit aufbrechen, ſondern Unſer erwarten ſollten, Wir ſehen auch nochmalen nit, was E. L. mit Ihren Truppen allein dem Feinde für boso machen können, Inſonderheit weil ſie ſich ſo ſchwach angeben und wollten dahero, daß E. L. mit dem Vorzug inhielten und bis wir ankhommen, ſtill liegen.“

Herzog Bernhard war mit dem Befehle des Königs unzufrieden, und ſchrieb ſogar ſeinem Bruder Wilhelm: „Es hat faſt das Anſehen, als ob ſich etwa eine Eyfferſucht ereignen und der König die Verrichtung dieſes Werkes mir nicht anvertrauen, oder mich nicht fähig genug dazu halten wollte, was ich diesmal Gott und der Zeit anheim ſtelle.“ Sein Verdacht war jedoch völlig grundlos.

abgezogenen Truppen Maximilians mit dem Heere des tapfern Pappenheim ſich vereinigen konnte, und noch überdieß aus Böhmen Gallas zu ſich berufen hatte, während Guſtav Adolph ſeine Kräfte nun theilen mußte. Zur Behauptung von Süddeutſchland hatte der König nämlich die Beſazungen dort gegen den Kurfürſten von Baiern zu verſtärken, und konnte dann in Sachſen dem Friedländer in der Anzahl des Heeres nicht gleich ſtehen. Albrecht von Wallenſtein brachte auch ſeine Vereinigung mit Pappenheim ohne Hinderniß zu Stande, und befand ſich gegen Guſtav Adolph, welcher ſeinen Marſch nach Sachſen noch im Oktober 1632 ausgeführt hatte, wirklich in beträchtlicher Uebermacht. Darum verſchanzte ſich der ſchwediſche König von Neuem in einem Lager bei Naumburg. Jezt war Wallenſtein zu einem Sturme auf dieſes Lager geneigt; allein er folgte doch dem Rathe ſeiner Generale Pappenheim, Holk und Deodat, welche ihm den Angriff widerriethen. Als die Friedländiſchen nun Winterquartiere beziehen wollten, und Pappenheim ſchon wieder von Wallenſtein ſich getrennt hatte, brach der König mit dem feſten Entſchluß hervor, noch in dieſem Jahre (1632) die ſehnlich gewünſchte, entſcheidende Feldſchlacht zu ſchlagen.

Nachdem Pappenheim in der Richtung von Halle abgezogen war, um die Winterquartiere in Weſtphalen zu nehmen, ging der Herzog von Friedland mit den Hauptmaſſen über Weißenfels gegen Lützen. Von dieſen Umſtänden in Kenntniß geſezt, folgte Guſtav Adolph am 15. November 1632 raſch dem Heere von Wallenſtein und ſtieß ſchon bei Weißenfels auf deſſen Nachhut unter Colloredo. Lezterer gab dem voranziehenden Oberfeldherrn durch drei Kanonenſchüſſe das Signal des Erſcheinens der Feinde, und eilte alsdann ebenfalls nach Lützen. Bei dieſer Stadt wurden nun noch am Abend des 15. alle Friedländiſchen Truppen zuſammengezogen. Auf den Abmarſch Pappenheims hatte Guſtav Adolph ſeine Pläne geſtüzt; auf die unverzügliche Zurückkunft desſelben baute daher Wallenſtein ſeine Rettung, und mit äußerſtem Nachdruck ertheilte er die dießfallſigen Befehle.

„Der Feind marchiert hereinwärts," ſchrieb er am 15. November an Pappenheim. „Der Herr laſſe alles ſtehen und liegen und incaminire ſich herzu mit allem volk und ſtücken, auf daß er morgen fru bey uns ſich befündet." Zum Glück für die Friedländiſchen ereilte dieſer Befehl den Feldmarſchall Pappenheim noch in Halle. Raſch wandte der Marſchall mit ſeinem Heere um und bot alle Kräfte auf, Lützen noch zeitig zu erreichen. Sehr beſorgt um das Schickſal des folgenden Tages gab Wallenſtein, der heftig an der Fußgicht litt, dem Marſchall Holk den Auftrag, das Heer noch am Abend des 15. November 1632 vor Lützen zur Schlacht zu ordnen. Um ſich möglichſt zu ſichern, ließ der Friedländer ſeine Armee zum Theil den Gräben entlang aufſtellen, welche die Bauern gegen die Landſtraße hin zum Schuze ihrer Felder angelegt hatten. Die Nacht vom 15. auf den 16. November wurde benüzt, um dieſe Gräben noch tiefer zu machen, und zugleich verſchiedene Verſchanzungen aufzuwerfen, welche vornehmlich das Anſtürmen der feindlichen Reiterei erſchwerten.

Als am 16. November 1632 der Tag angebrochen war, ordnete auch Guſtav Adolph ſeine Krieger zur Schlacht. Am Morgen lag ein ſo dichter Nebel auf den Fluren, daß die beiden Heere einander nicht erblicken konnten, obſchon ſie ſich ganz nahe ſtanden. Gegen 11 Uhr Vormittags verſchwand endlich der Nebel, und beide Armeen ſahen ſich nun gegenſeitig in voller Schlachtordnung. Der Herzog von Friedland hatte ſein Heer in zwei Treffen mit einer Reſerve getheilt. Sein rechter Flügel ſtüzte ſich auf das Städtchen Lützen und einige Windmühlen in der nächſten Umgebung derſelben, der linke dagegen dehnte ſich längs der Landſtraße von Lützen nach Leipzig aus. Während zur Dekung des rechten Flügels vornehmlich die Gärten von Lützen mit Fußvolk beſezt waren, liefen vor dem linken Flügel die bemerkten tiefen Grä-

ben her, welche ebenfalls mit Schützen verſehen waren. Bei den Windmühlen war ſchweres Geſchüz aufgeſtellt: im Centrum ſtanden überaus große Vierecke von Fußgängern, und vor ihnen befand ſich die Haupt-Batterie des ſchweren Geſchützes. Die Reiterei war auf beide Flügel vertheilt, wovon der rechte von dem Feldmarſchall Holk und der linke vom General Götz befehligt wurde. Wallenſtein ſelbſt ſtand im Centrum, und für das Pappenheimiſche Heer war bei ſeinem Erſcheinen eine Stellung im linken Flügel angewieſen.

Guſtav Adolph ordnete ſeine Schaaren ungefähr wie in der Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld gegen Tilly. Die Reiterei ſtand mit Fußgängern durchmiſcht auf beiden Flügeln in zwei Treffen, die Maſſe des Fußvolks mit 8 Brigaden im Centrum. Vor jeder Brigade waren fünf ſchwere Geſchüze aufgeführt, während die einzelnen Fuß-Regimenter auf den Flügeln mit einigen ſchwächern oder leichten Kanonen verſehen waren. Der König führte den rechten, Herzog Bernhard von Weimar den linken Flügel; für den Fall, daß den erſtern ein Unglück treffen werde, war der Oberbefehl über das ganze Heer ſchon im Voraus dem Herzog Bernhard übertragen. Die ſchwediſchen Streitkräfte beliefen ſich auf ungefähr 20,000, jene Wallenſteins ohne das Pappenheimiſche Heer auf ungefähr 25,000 Mann.

Als ſich der dichte Nebel gegen Mittag verlor, beſtieg Guſtav Adolph ſein Lieblings-Roß, einen ſchönen Schimmel von der edelſten Art. Man hatte dem König den Bruſtharniſch gebracht, um die Heldenbruſt zu decken; doch in der Begeiſterung für ſeine große Sache und im Uebermaß des Muthes und Kraftgefühles, wies er denſelben mit den Worten zurück: „**Gott iſt mein Harniſch!**" Der hohe Mann war mit allen Gaben ausgeſtattet, welche den Lenkern der Geſchicke der Völker geziemen: ſo beherrſchte er denn auch das Wort und übte als wirklicher Redner jene geheimnißvolle Macht über die Gemüther der Menſchen, welcher man vergebens zu widerſtehen verſuchen würde. Mit vollkommener Klarheit lag die unendliche Wichtigkeit des bevorſtehenden Kampfes in der Seele des Königs: ſolcher Kampf ſollte entſchieden über den weiteren Gang der Bildung des Menſchengeſchlechts, entſcheiden über die künftige Größe oder Schwäche Deutſchlands, welches Guſtav Adolph bereits als ſein Vaterland anzuſehen gewohnt war. Gedankenvoll und in ſtiller Begeiſterung ritt der König durch die Reihen ſeiner Krieger. Vor der Linie der Schweden hielt er ſein edles Roß zuerſt an, und ſprach mit wohlklingender und vernehmlicher Stimme alſo: „Eine heilige Sache, meine Waffengefährten, führt uns abermals in einen heißen Kampf, die Sache der reinen Religion und des Vaterlandes. Ihr habt oft bewieſen, mit welchem Muthe, welcher Hingebung, welcher Begeiſterung ihr für ſolche Güter zu fechten verſtehet. Ihr werdet heute neue Beweiſe davon liefern. Nie war ein Tag wichtiger, als der gegenwärtige: würdet ihr heute wanken, ſo ginge die Ruhe und der Ruhm eures Königs, ginge euer eigener Ruhm traurig zu Grabe, würde Keiner von euch die heimatlichen Fluren wiederſehen. Doch was ſoll ich das Wort in ſo düſtere Farben kleiden, Heldenmännern gegenüber, welche die Furcht nicht kennen, und deren Tapferkeit nicht einmal den Gedanken einer Möglichkeit des Verzagens in dieſer entſcheidenden Stunde zuläßt. Ja meine Braven, ihr werdet feſt zuſammenſtehen und ritterlich ſtreiten für euern Gott, euer Vaterland und euern König! Schon leſe ich dieſen Entſchluß in euern begeiſterten Mienen: Dank euch, meine Tapfern, und ſo gehet denn mit Freudigkeit in den Kampf, wie euer Feldherr!"

Während die tiefe Wirkung dieſer Rede in einem allgemeinen Enthuſiasmus der Schweden ſich äußerte, ritt Guſtav Adolph mit edlem Anſtand zu den deutſchen Reihen in ſeinem Heere und redete ſie alſo an: „Ein Jahr iſt verlaufen, ſeitdem ihr nicht ferne von dieſem Orte an meiner Seite für euern

Glauben und die beſſere Zukunft eures Vaterlandes gekämpft habet. Für unüberwindlich galt dortmals euer Gegner, der Schrecken ging vor ſeinem Namen her; aber ihr warfet ihn herab von der Höhe ſeines Ruhmes, ihr warfet ihn nieder mit allen ſeinen gefürchteten Schaaren: bleich und erſchüttert floh Tilly vor meinen tapfern Waffenbrüdern. Der heutige Tag iſt berufen, neue Lorbeere um eure Schläfe zu winden, noch herrlicher euern Ruhm zu geſtalten: denn ihr ſollet die lezte Macht des Feindes brechen. Würdet ihr heute nicht eben ſo feſt bei mir ſtehen, als an jenem großen Tage des vorigen Jahres, ſo wären eure höchſten Güter zerſtört, eure Religion vernichtet, eure Freiheit getödtet, euer Leibes- und Seelenheil dahin gegeben. Doch ſteht es mir an, an der Tapferkeit meiner bewährten Deutſchen zu zweifeln? Nein ihr werdet mit mir zum Siege fliegen, den gegenwärtigen Feind mit demſelben Ungeſtüm zerſtäuben, wie einſt den gefürchteten Tilly. Unerſchütterlich werde ich zu euch halten, nicht über euch, ſondern unter und neben euch will ich als treuer Waffengefährte ſtehen. Nur deßhalb will ich voranſtürmen, um euch den Weg zum Siege zu zeigen; mit meinem Leib will ich den eurigen decken, mein Leben freudig einſezen, ſowie ihr meine Schuzwehr ſeid, wie ihr euer Leben bereitwillig für Religion und Vaterland dahin gebet. Muth denn meine Brüder, Gott iſt mit uns!"

Unter allen Kirchen-Geſängen, welche aus der Reformation hervorgingen, und unbeſchreiblich auf das Gemüth der Evangeliſchen wirkten, war keines ergreifender, als das ſchöne Lied Luthers:

„Eine feſte Burg iſt unſer Gott!"

In der Zeit der größten Bedrängniſſe der neuen Lehre entſtanden, bei allgemeinem Verzagen deren Anhänger von dem Reformator, der allein den alten Muth beſaß, in der Einſamkeit gedichtet, ſprach es deſſen volle, unendliche Gemüthlichkeit aus, und trug ſeinen unerſchütterlichen Muth, ſein hohes Vertrauen auch in die Seelen der Schwachen. Da vollends die Melodie oder Weiſe des Liedes geiſtvoll dem Inhalt angepaßt war, ſo wirkte der heilige Geſang wie einſt die Pſalmen der Vorzeit: die Thränen entſtürzten gewöhnlich den Augen der Andächtigen, und ein hoher reiner Friede verbreitete ſich über ihr erſchüttertes Gemüth. Sobald deßhalb nur die Melodie des Liedes angeſtimmt wurde, fühlten ſich die Proteſtanten ſtets mit Begeiſterung erfüllt. Guſtav Adolph kannte und theilte dieſe Stimmung: nachdem er alſo die Reden an ſeine Krieger beendigt hatte, und im Begriff ſtand, das Zeichen zum Angriff zu geben, ließ er durch die Trompeter ſeiner Reitergeſchwader in gehaltenen kunſtreichen Tönen die Melodie des Liedes blaſen: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!" Hohe Trompetentöne wirken ohnehin ſo ſeltſam ermuthigend und hinreißend auf das menſchliche Gemüth; in Verbindung mit der Melodie des ſo ſehr geliebten Liedes war die Wirkung vollends unermeßlich, und allgemein die ſtürmiſche Begeiſterung des ſchwediſchen Heeres. Mit ſolchen Voranſtalten ging Guſtav Adolph in die Schlacht: wem kann die Hoheit eines ſolchen Mannes entgehen, wer nicht anerkennen, wie groß er war? Wie die lezten Accorde des Liedes allmälig dahin ſtarben, und das gegebene Feldgeſchrei „Gott mit uns!" die ſchwediſchen Schlacht-Reihen leiſe zu durchlaufen begann, war der König auf ſeinen rechten Flügel zurückgekehrt. Mit hocherhobener Stimme rief er:

„Nun wollen wir daran, das walt der Liebe Gott! Herr Jeſu hilf, wir ſtreiten heut zu deines heiligen Namens Ehre!"

Das Zeichen zum Angriff war gegeben, und mit Ungeſtüm ſtürzten ſich die ſchwediſchen Linien auf die Friedländiſchen. Albrecht von Wallenſtein hatte im reinen Gegenſatz mit dem Könige ſeine Krieger vor Beginn der Schlacht nicht angeſprochen: ein ungewöhnlicher Ernſt ſeines Antlitzes ſollte den

Muthigen Selbſtvertrauen und den Schwachen, durch ſtillſchweigende Androhung ſchrecklicher Strafe der Feigheit, den Vorſatz der Tapferkeit einflößen: am meiſten rechnete aber der Herzog von Friedland auf ſeine feſte Stellung und die Begünſtigung der Oertlichkeit, welche er im vollen Maaße für ſich hatte. Trotz ſeiner heftigen Gichtleiden hatte ſich der Herzog bei Beginn der Schlacht gleichwohl zu Pferde geſetzt: doch bald nöthigte ihn der Schmerz, ſich einer Sänfte zu bedienen, um die Bewegungen ſeines Heeres zu leiten.

Die Voranſtalten Guſtav Adolphs bei Eröffnung der Schlacht hatten ihre volle Wirkung geäußert: mit wahrem Heldenmuth griffen ſeine Krieger die Friedländiſchen an. So feſt auch die Stellung der letztern war, der Begeiſterung der Schweden vermochten ſie doch nicht Stand zu halten.

Dem kühnen Könige folgend, ſtürmte die ſchwediſche Reiterei auf dem rechten Flügel wie eine Windsbraut dahin: vergebens richteten die friedländiſchen Schützen in den Gräben ein furchtbares Feuer auf die Angreifenden, vergebens entſandte die Hauptbatterie Wallenſteins Ladung um Ladung nach jener Gegend. Guſtav Adolph und ſeine Reiter verachteten die Kugeln, welche wie ein dichter Hagel unter ſie fielen, bald dieſen, bald jenen zerſchmetternd; ſie ſtürmten immer entſchloſſener gegen die Gräben an. Im Angeſicht derſelben ſtutzten die ſchwediſchen Reiter freilich für einen Augenblick; doch der König beſtieg ſofort ein friſches Roß, und ſezte mannhaft über den Graben. Dieß durchzuckte wie ein Blizſtrahl ſeine Reiter, verſchwunden war alle Beſorgniß, und pfeilſchnell folgten auch die Reitermaſſen in ſchönſter Ordnung dem Beiſpiel ihres Königs. Als Guſtav Adolph jezt die Kürraſſiere Picolomini's erblickte, rief er dem Obriſten Stalhantſch zu: „Werfe mir dieſe ſchwarzen Burſche da: ſie werden uns ſonſt übel mitſpielen!“ Einem ſolchen Andrang war nicht zu widerſtehen, die friedländiſchen Reiter wichen, und binnen ſehr kurzer Zeit war der linke Flügel Wallenſteins von dem rechten des Königs gänzlich geworfen.

Gleichzeitig war das ſchwediſche Fußvolk im Centrum gegen die Haupt-Batterie der Friedländiſchen vorgerückt. Allerdings wurde daſſelbe von den Schüzen in den Gräben und von der Batterie mit dem heftigſten Feuer empfangen; deſſen ungeachtet vertrieben die Tapfern die Schüzen aus den Gräben, erſtürmten die Batterie und richteten ſie gegen die Kaiſerlichen. Furchtbar war die Gefahr, in welcher die leztern nun ſchwebten: ſchon hatte das ſchwediſche Fußvolk im Centrum von den Reſerven Wallenſteins zwei große Vierecke zerſtreut, ſchon richtete es ſeine ſchweren Schläge gegen ein drittes, eben ſchickte ſich der König an, mit ſeinem ſiegreichen rechten Flügel den linken des Feindes vollends zu umwickeln, und zugleich mit dem erſchütterten Centrum deſſelben gänzlich zu zerſtäuben, als die friedländiſche Reiterei in Verbindung mit dem noch friſchen Theil der Reſerve alle Tapferkeit aufbot, um den Siegern die Batterie im Centrum wieder zu entreiſſen. Die ſchwediſchen Streitkräfte auf dieſem Punkte ſtanden ſchon lange im Feuer, und unterlagen der Ermattung: den friſchen Truppen Wallenſteins und einer wiedergeordneten Reiter-Abtheilung deſſelben vom linken Flügel gelang es deßhalb, das ſchwediſche Centrum über die Gräben zurückzudrängen und ſohin die Hauptbatterie der Friedländiſchen wieder zu gewinnen. Als dem Könige dieſe Vorgänge berichtet worden waren, flog er an der Spitze des Slamändiſchen Reiter-Regiments Steinbock ſeinem Fußvolk im Centrum zu Hülfe, um daſſelbe von Neuem zum Siege zu führen. Im Angeſicht der feindlichen Haupt-Batterie ſezte Guſtav Adolph abermals kühn über den Graben, und eilte durch die Schnelligkeit ſeines edlen Roſſes ſeinen Reitern weit voran. Mit brennender Haſt rangen die Slamänder nach Eile, um den geliebten König zu ſchüzen, furchtbar war daher der Zuſam-

menſtoß mit der friedländiſchen Reiterei: abermals ward dieſe mit der Reſerve zu Fuß geworfen, und die friedländiſche Haupt-Batterie von Neuem erobert. Mit entblößtem Haupte dankte Guſtav Adolph für den Sieg, als zwei friſche Kürraſſier-Regimenter Wallenſteins in die bereits gebrochenen Reihen der Kaiſerlichen einrückten, und die verlorne Batterie noch ein Mal zurückzunehmen ſuchten. In dieſem Kampfe erhielt das Pferd des Königs einen Piſtolenſchuß durch den Hals, und er ſelbſt einen andern in den linken Arm. In der nächſten Umgebung des Königs befanden ſich der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, welcher als Freiwilliger ihm diente, der Edelknabe Auguſt von Leubelfing aus Nürnberg und zwei Reitknechte. Herzog Albrecht ſuchte den verwundeten König von dieſer Gegend auf den rechten Flügel in Sicherheit zu bringen, und deßhalb zur Vermeidung des Gedränges, oder in der Abſicht, das ſchwediſche Fußvolk durch den Anblick des verwundeten Königs nicht zu entmuthigen, einen kleinen Umweg zu nehmen. Unerwartet ſtießen kaiſerliche Reiter auf die kleine Truppe, und einer der Anführer der erſtern, der Oberſtlieutenant von Falkenberg, ſchoß abermals eine Piſtole auf Guſtav Adolph ab. Da die Kugel das Rückgrad des Königs durchdrang, ſo ſtürzte dieſer vom Pferde, blieb aber in der Entkräftung mit einem Fuße im Steigbügel hängen. Sein Pferd flog ſcheu von dannen und ſchleifte ihn eine Strecke weit. Luchau, der Stallmeiſter des Herzogs von Lauenburg, hieb den Oberſtlieutenant von Falkenberg ſogleich nieder. Der Herzog ſelbſt hingegen entfloh und das übrige Gefolge ward bis auf den Edelknaben von Leubelfing im Getümmel von dem Könige getrennt. Leubelfing war noch bei dem König, als er vom ſcheuen Pferde frei endlich auf den Boden fiel. Sofort ſprang der Edelknabe aus dem Sattel, und bot dem verwundeten König ſein Roß an: der Monarch machte auch einen Verſuch, daſſelbe mit Hülfe des treuen Pagen zu beſteigen; doch ſeine Kräfte waren dazu nicht mehr hinreichend. Jezt ſchwärmten zufällig drei friedländiſche Reiter an jener Stelle vorüber, und die Gruppe gewahrend, fragten ſie den Edelknaben: „Wer ſein verwundeter Gefährte ſei?" Leubelfing erwiederte vorſichtig: „ein Offizier!" doch ungläubig ſchüttelten die friedländiſchen Reiter die Köpfe, und verwundeten den Edelknaben durch einen Piſtolenſchuß ſowie zwei Degenſtiche. Nachdem ſie ihn ausgeplündert hatten, ſchoß einer der Reiter auch den ſchwer verwundeten König durch die Schläfe, und verſezte ihm noch überdieß einige Degenſtiche. Auch ihn zogen die Reiter bis auf das Hemd aus. Leubelfing, an dem man ſpäter noch Leben bemerkte, wurde von zwei Hofjunkern erſt zu Pferd, dann zu Wagen nach Naumburg gebracht, und ſtarb daſelbſt erſt im folgenden Monat an ſeinen ſchweren Wunden. Guſtav Adolph hatte hingegen ſchon auf dem Wahlplaz geendet.

Während dieſer Vorgänge hatte ſich auch zwiſchen Bernhard von Weimar und dem rechten Flügel des friedländiſchen Heeres die Schlacht heftig entzündet. Obgleich hier die Stellung Wallenſteins, wegen der beſezten Gärten und des Geſchüzes bei den Windmühlen, am ſtärkſten war, drang Bernhard mit ſeinen tapfern Deutſchen gleichwohl ſiegreich vor. Er vertrieb die friedländiſchen Musketiere aus den Gärten, und ordnete dann einen allgemeinen Sturm auf die Batterien bei den Windmühlen an. In dieſem wichtigen Augenblick gelang dem wallenſteiniſchen Kroaten-General Iſolani eine Flanken-Bewegung, wodurch er dem linken Flügel der Schweden unter Bernhard in den Rücken kam. Er plünderte den Troß, und brachte dort eine Verwirrung hervor, welche einige ſchwediſche Truppen-Abtheilungen zur Flucht verleitete. Bernhard war nun in ſeinem Rücken wirklich ernſtlich bedroht, voll von Geiſtesgegenwart führte er aber ſeine Reſerve in die Lücken, und ſchlug damit Iſolani bleibend in die Flucht. Als ſich der Herzog

ſo eben zur Erneuerung des Sturmes auf die Windmühlen anſchickte, drang das Gerücht von dem Tode Guſtav Adolphs zu ſeinen Ohren.

Die erſte Andeutung des Trauerfalles gab das mit Blut bedeckte Pferd des Königs, welches ledig und ſcheu an den Schlachtreihen vorüberflog. „Der König iſt todt!" durchdrang nun ein dumpfer Ruf die Linien der Schweden. Betäubung überfiel für einen Augenblick die heldenmüthigen Männer, und das Herz drohte ſtill zu ſtehen. Da riefen tauſend und tauſend Stimmen plötzlich mit furchtbarer Stärke: **„Der König iſt todt, rächet ihn, rächet ihn!"** Mit Windeseile flog Herzog Bernhard von Weimar nun vom linken Flügel der Schlachtordnung zum rechten, wo die Erbitterung des Heeres am größten war. Unterwegs traf er den General Kniphauſen, welcher in der Abſicht, ihn zu beruhigen, die gute Ordnung ſeiner Heer-Abtheilung rühmte und mit Zuverſicht einen wohlgeordneten Rückzug verſprach. „Nicht von Rückzug, nur von Kampf, Rache und Sieg kann die Rede ſein," erwiederte ihm Bernhard zürnend, worauf er dem rechten Flügel der Schlachtordnung vollends zueilte. Von hier war der Ausruf: „Rächet ihn, rächet ihn," ausgegangen: hier ſtanden die Schweden eben in Begriff, mit einem Ingrimm, der ſchwer zu beſchreiben iſt, von Neuem auf die Friedländiſchen einzuſtürmen. Dem Willen des geſchiedenen Königs gemäß, übernahm Herzog Bernhard nunmehr die oberſte Leitung des geſammten Heeres, und zwar mit einer furchtbaren Entſchloſſenheit. Als der Obriſt-Lieutenant des Steinbockiſchen Regiments ihm den Gehorſam zu verweigern wagte, ſtieß ihm Bernhard ſogleich den Degen durch den Leib. Dann ſezte er ſich als Oberfeldherr ſofort an die Spize der zornentbrannten Reiter des ſchwediſchen rechten Flügels, welche jezt wie ein Orkan die Friedländiſchen niederwarfen. Ihnen folgte das ſchwediſche Fußvolk im Centrum mit gleichem Ingrimm: im Nu war der ganze linke Flügel Wallenſteins zerſtreut, die Hauptbatterie deſſelben zum dritten Mal erobert, und die ungeheure Maſſe ſeiner großen Vierecke gänzlich auseinander geſprengt. Jezt ſchlugen die Kugeln der Schweden in einen Pulverkarren des Friedländers: auch mehrere andere fingen Feuer und mit einem Donnerſchlage, als berſte die Erde, flogen ſie ſämmtlich in die Luft. Während die friedländiſchen Schaaren des rechten Flügels ſtarr vor Entſezen zitterten, und dann wild die Flucht ergriffen, während namentlich ganze Reitergeſchwader mit verhängtem Zügel gegen Leipzig davon jagten, hörte man das Triumphgeſchrei des linken ſchwediſchen Flügels, welcher inzwiſchen die Batterien bei den Windmühlen mit Sturm genommen, dieſelben gegen den rechten wallenſteiniſchen Flügel ſelbſt gerichtet, und auch dieſen gänzlich in die Flucht geſchlagen hatte.

In dieſem Augenblike traf Pappenheim mit ſeinen Reitern (die Fußgänger konnten ihm bei ſeinem eiligen Zug nicht gleichen Schritt halten) auf dem zerſprengten linken Flügel des Friedländers ein. Die Zerſtörung gewahrend und das Schlimmſte ahnend, rief er: „Wo befehliget der König?" gleichſam um durch einen verzweifelten Kampf mit dieſem die Niederlage des kaiſerlichen Heeres noch mit einem Schimmer von Ruhm zu bedecken. Ungeſtüm warf er ſich mit ſeinen Kuiraſſiren den ſiegenden Schweden entgegen; da durchbohrten ſchon bei dem erſten Zuſammenſtoß zwei Kugeln die Bruſt des Helden. Auf beiden Seiten ſollten die edelſten fallen: hier der große König ſelbſt, dort der kühne Pappenheim, der Tod des Lezteren nach dem Rathſchluſſe des Schickſals den Kummer der Schweden über ihren entſezlichen Verluſt gleichſam lindern! — Mit entſchiedener Tapferkeit ſuchten auch die braven Pappenheimer den Tod ihres Führers zu rächen: mörderiſch entbrannte für einige Zeit von Neuem der Kampf: doch der Ingrmm der Schweden war nicht zu bewältigen: der neue Widerſtand erhöhte nur ihren zornigen Muth und mit ungeheurer Wucht fielen ihre Schwertſchläge auf die Pappenheimer. Die Lezteren, noch in ihrer vollen

Kraft, während die Schweden durch den langen Kampf ſchon ſehr ermüdet waren, errangen freilich das Uebergewicht und eroberten die friedländiſche Hauptbatterie zum dritten Mal wieder; doch ihr Erfolg war von ſehr kurzer Dauer. General Kniphauſen, welcher die ſchwediſche Reſerve befehligte, war den ganzen Tag noch nicht zum Gefecht gekommen, und hielt ſeine Truppen in der ſchönſten Ordnung. Dieſe ließ nun Bernhard von Weimar wider die Pappenheimer anrücken. Der neue Angriff friſcher Truppen ward mit einem ſolchen Nachdruck ausgeführt, daß die Pappenheimer ſogleich nach allen Seiten geworfen, und alsbald theils niedergeſtoßen, theils niedergeritten wurden. Die Friedländiſche Hauptbatterie wurde von den Schweden nun zum 4ten Male genommen. Auch das ſo ſehnlich erwartete Eintreffen der Pappenheimiſchen Schaaren war alſo vergeblich . . . . Wallenſtein entſchieden auf allen Punkten geſchlagen.

Düſter und verſtört, von den Ahnungen einer noch trübern Zukunft erfüllt, von dem Aerger gekränkten Stolzes gequält, floh der Friedländer von dem Wahlplatze bei Lützen. Vielleicht wären die Trümmer ſeines Heeres auf dem Rückzuge vollends aufgerieben worden, wäre er nicht auf das friſche Fußvolk Pappenheims geſtoßen, das nunmehr zur Deckung ſeiner zerriſſenen Linien diente [2]).

---

[2]) Die Quellen über die Schlacht von Lützen ſind ſehr reichhaltig, und ſo ſicher, daß ſich über die wahre Beſchaffenheit der Vorgänge vollkommene, geſchichtliche Gewißheit begründen ließ. Man hat nämlich über das Ganze des Kampfes ſowie über den Tod Guſtav Adolphs nicht nur einige Privat-Urkunden, ſondern auch mehrere officielle. Von ſchwediſcher Seite beſitzen wir officielle Urkunden: 1) ein Schreiben des Kanzlers Axel Oxenſtierna an den ſchwediſchen Reichsrath über den Tod des Königs; 2) einen Bericht des ſchwediſchen Miniſters Salvius in Hamburg über denſelben Gegenſtand an jenen Reichsrath; 3) den Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar über die Schlacht bei Lützen an den Kardinal Richelieu. Von öſtreichiſcher Seite dagegen liegt als offizielle Urkunde vor: die ausführliche Darſtellung der Schlacht vom General Deodati, welche er auf beſonderen Befehl Ferdinands II. ſchriftlich verabfaßte. Privat-Urkunden ſind: 1) die Schilderung der Schlacht bei Lützen von Burgus, einem Augenzeugen, der während der Schlacht als Officier im kaiſerlichen Heere diente; 2) die Relation des Nürnberger Stadt-Obriſten, Freiherrn von Leubelfing, über die Ausſagen ſeines Sohnes, des Edelknaben Auguſt von Leubelfing, betreffend den Tod Guſtav Adolphs. Auguſt von Leubelfing erzählte nämlich vor ſeinem Tode, bei völligem Bewußtſein, alle Vorgänge von der Verwundung des Königs an bis zu deſſen Tode, wovon jener Edelknabe Augenzeuge war. Der Vater desſelben bewahrte ſodann die Ausſage, welche ſichtbar das Gepräge der Wahrheit trägt, ſchriftlich auf. So kam ſie auf unſere Zeiten. Weitere Quellen ſowohl über die Schlacht, als den Tod des Königs ſind: 1) das Theatrum Europäum, eine damalige Zeitung; 2) die Erzählung von Chemnitz, einem ſchwediſchen Geſchichtſchreiber und Zeitgenoſſen Guſtav Adolphs; 3) die Erzählung des Grafen Khevenhiller, des kaiſerlichen Miniſters.

Da in dieſen Quellen verſchiedene Parteien ſprechen, ſo iſt es natürlich, daß ſie in vielen Stücken von einander abweichen. Schon nach der Erfahrung bei gewöhnlichen Zeugen-Vernehmungen iſt es ferner natürlich, daß ſelbſt über Vorgänge, welche den Parteigeiſt nicht berühren, wie der Tod des Königs, in den Neben-Umſtänden abweichende Berichte zum Vorſchein kamen. Gleichwohl wird es im vorliegenden Falle einer unbefangenen Kritik leicht, ſowohl über das Ganze der Schlacht, als die Art des Todes von Guſtav Adolph hiſtoriſche Gewißheit herzuſtellen. Der Bericht des Herzogs Bernhard von Weimar an den Kardinal Richelieu iſt nämlich nicht nur an ſich ſehr unbefangen und glaubwürdig, ſondern wird auch rückſichtlich des Todes des Königs von der Ausſage des Edelknaben Leubelfing, welcher dem Könige von der Verwundung bis zum Tode desſelben ſtets zur Seite war, auffallend unterſtützt. Dieſer Ausſage nähert ſich wieder am meiſten der Bericht des ſchwediſchen Miniſters Salvius, und ein ſolches Zuſammentreffen muß der Erzählung Bernhards, der weder von der Relation des Stadt-Obriſten Leubelfing, noch dem Berichte des Miniſters Salvius etwas wußte, auch in allen übrigen Stücken große Glaubwürdigkeit ertheilen. Aus dieſen Gründen wurde oben der Darſtellung im Text allenthalben der Bericht des Herzogs Bernhard zum Grund gelegt, und hin und wieder eine Abweichung von der gewöhnlichen Erzählung der Schlacht angenommen. So ſagt man z. B. gemeiniglich, daß die friedländiſche Hauptbatterie nur zwei Mal von den Wallenſteiniſchen wieder erobert worden wäre: nach der Verſicherung Bernhards nahmen ſie die Friedländiſchen dagegen drei Mal wie-

Der Feldmarſchall Pappenheim wurde nach der Verwundung von ſeinem Lieblingstrompeter in einem Wagen nach Leipzig gebracht. Alle ärztliche Hülfe war jedoch bei entſchiedener Tödtlichkeit der Wunden vergeblich, und der Tod erfolgte ſchon am andern Tag, den 17. November 1632. Der Sterbende erfuhr noch den Fall Guſtav Adolphs, und rief vor dem Verſcheiden, wie beruhigt, aus: „Ich ſterbe nun gerne, da auch der unverſöhnliche Feind meines Glaubens nicht mehr am Leben iſt.“

Als die Schweden unter Bernhard auf die Friedländiſchen einſtürmten, um den Tod ihres Königs zu rächen, ſuchten ſie auch ſeine Leiche zu entdecken und den Feinden zu entreißen. Das Regiment von Stalhants gewahrte ſie endlich und erkämpfte ſie in ſteigendem Ingrimm. Auf einem Kanonenwagen wurden hierauf die theuren Ueberreſte von mehreren Reitern und Offizieren in der Nacht nach Meuchen gebracht, und dort in der Kirche vor dem Altar niedergelegt [3]). Der Schulmeiſter hielt ſogleich Gottesdienſt, und einer der Offiziere die Trauerrede. Hierauf fand die Oeffnung der Leiche ſtatt. Einen Theil der Eingeweide beerdigte man in der Kirche zu Meuchen, die Leiche ſelbſt ward aber am folgenden Tag (17. November 1632) nach Weißenfels geführt, und hier von dem Apotheker Casparus einbalſamirt. Dieſer erſtattete über die vorgenommene Obduction einen amtlichen Bericht, nach welchem ſich an dem Leichnam neun Wunden gefunden hatten. Dann geleitete man die Leiche über Wittenberg nach Wolgaſt, und erſt am 21. Juni 1633 erfolgte die feierliche Beſtattung derſelben in der Ritterholms-Kirche zu Stockholm. Der Reitknecht Erichſon des Königs, welcher bei dem Falle ſeines Herrn gegenwärtig war, auch zugleich mit ſeiner Leiche nach Meuchen kam, und hier bis zur Geneſung von ſeinen Wunden verweilte, wälzte ſpäter mit Hülfe von 13 Bauern einen großen Stein an die Stelle, wo Guſtav Adolph fiel. Das iſt der berühmte Schwedenſtein bei Lützen.

Wie ſchon die Schilderung der Schlacht zu erkennen giebt, mußte dieſelbe ſehr mörderiſch geweſen ſein. In der That war der Verluſt beider Theile ſehr groß; 10,000 Todte bedeckten den Wahlplatz. Davon waren viele von ſchwediſcher Seite, doch den größern Verluſt erlitten die Friedländiſchen. Albrecht von Wallenſtein bewährte auch in dieſem denkwürdigen Kampfe ſeinen Ruf; trotz ſeiner Gichtſchmerzen entwickelte er die rühmlichſte Thätigkeit, zeigte ſich überall, wo die Gefahr am größten war, bemühte ſich mit ſcharfem Feldherrnblick, jeder entſtandenen Unordnung ſogleich abzuhelfen, und leitete die Seinigen überhaupt mit vorzüglicher Umſicht. Er unterlag nur den höheren Gaben des genialen Königs, und der unwiderſtehlichen

---

der, und zum vierten Mal eroberte ſie Kniphauſen mit der ſchwediſchen Reſerve. Wir folgten alſo auch hier dem Herzog Bernhard. Nach einigen Berichten ſei Guſtav Adolph verwundet worden, weil er wegen ſeines kurzen Geſichts und des dichten Nebels, zu weit in die kaiſerlichen Reihen vorgedrungen. Bernhard ertheilte aber der Darſtellung, welche wir oben in dieſer Beziehung wählten, dadurch beſondere Wahrſcheinlichkeit, daß er ſehr beſtimmte Einzelnheiten anführt, namentlich bemerkt, der König habe ſchon mit entblößtem Haupte für den Sieg gedankt, als die friſchen Kuiraſſier-Regimenter Wallenſteins anrückten und ihn verwundeten. Die Reden des Königs, wie wir ſie im Texte darſtellten, ſind dem Weſen nach gerade ſo gehalten worden. Um indeſſen ihre Wirkung nach unſerer Bildungsſtufe anſchaulich machen zu können, mußten ſie auch in unſere gegenwärtige Sprache umgeſezt werden, wozu der Geſchichtſchreiber unſers Erachtens nicht nur befugt, ſondern ſelbſt verpflichtet iſt.

Nach dem Tode Guſtav Adolphs entſtand unter den Schweden ein Gerücht, daß der König von dem Herzog Albrecht von Lauenburg meuchlings ermordet werden ſei. Die bloße Einſicht in die Quellen ſtellt dieſes Gerücht ſogleich als grundlos dar, und dasſelbe iſt ſo handgreiflich unwahr, und von den neuern Geſchichtsforſchern, namentlich von Friedrich Förſter, ſo bündig widerlegt worden, daß wir ihm im Text gar keinen Plaz einräumen wollten.

[3]) Der Schulmeiſter verfaßte über die Begebenheiten jener Nacht eine Beſchreibung, welche auf ſeine Nachkommen übergegangen iſt, und obiger Darſtellung mit zum Grunde liegt.

Tapferkeit des ſchwediſchen Heeres. Nächſt dem Herzog von Friedland zeichnete ſich vornehmlich General Piccolomini durch glänzende Tapferkeit aus: ſo anhaltend war derſelbe dem Feuer der Schweden ausgeſetzt, daß ihm fünf Pferde unter dem Leibe erſchoſſen wurden. Trotz der Tapferkeit der Heerführer, namentlich auch Pappenheims, war die Niederlage der Friedländiſchen entſchieden. So offen dieß aber auch vorlag, wollte es Albrecht von Wallenſtein gleichwohl nicht zugeſtehen, ſondern ſchrieb ſich den Sieg zu. Ein bedeutender Widerſpruch mit ſeiner Berühmung war das ſtrenge Gericht, welches er ſpäter über die feigen Offiziere und Soldaten ſeines Heeres ergehen ließ. Nachdem er eine allgemeine Unterſuchung wider die Ausreiſſer eingeleitet hatte, wurden viele in Prag hingerichtet. So wurden am 4. Hornung 1633 durch den Scharfrichter enthauptet: die Obriſtlieutenants von Hagen und von Hofkirchen, die Hauptleute Burg und Kleeblatt, der Kapitain-Lieutenant Graf von Gandendom, der Rittmeiſter von Warnſtein, die Lieutenants Waldenburg und Tortel, ſowie der Kornet Kaſchering. Mehrere Gemeine erlitten die Strafe des Stranges, und von vielen entwichenen Offizieren wurden die Namen an den Galgen geſchlagen. Ein weiterer Widerſpruch mit der Berühmung des Friedländers war die ſeltſame Thatſache, daß die Reiterei des wallenſteiniſchen rechten Flügels, welche ſchaarenweiſe durchging, ſogar die eigene Bagage ihres Feldherrn ausplünderte.

Albrecht von Wallenſtein nahm ſeinen Rückzug nach Leipzig, wo er in der Nacht vom 16. auf den 17. November ankam.

Herzog Bernhard von Weimar folgte dem Friedländer nicht nach Leipzig, ſondern führte ſein ſiegreiches Heer nach Weiſſenfels. Dort ließ er die Leiche Guſtav Adolphs vor die geſammte Armee bringen, und hielt im Angeſicht derſelben eine ergreifende Rede, worin er die Krieger zur Fortſetzung ihrer Tapferkeit und zur Ausdauer in dem Kampfe ermahnte. „Vollführet“, rief er aus, „die Pläne eures Königs, verfolget unwandelbar die Bahn deſſelben und zeiget der Welt, daß ihr im Leben den großen Geſchiedenen zum Unüberwindlichen erhoben, und nach dem Tode noch ſeinen Namen zum Schrecken der Feinde gemacht habt!“ Das geſammte Heer ſchwur, dem Herzog zu folgen bis an das Ende der Welt[4]).

Albrecht von Wallenſtein verweilte nur kurze Zeit in Leipzig, dann brach er ſchnell auf, und eilte über Chemnitz nach Böhmen, um hier die Winterquartiere zu beziehen. Schon am 20. November 1632 überſchritt er die böhmiſche Grenze, und hatte alſo die Trümmer ſeines Heeres gerettet.

Fünf und vierzigſtes Hauptſtück.

Ueberſichtliche Würdigung Guſtav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen.

Große Männer gehen wie die Herolde der Weltordnung durch das bewegte Leben der Völker, und der Gedanke, wie der Wille dieſer leitenden Ordnung der Dinge iſt in ihnen gleichſam lebendig geworden.

[4]) Nach dem Berichte des Herzogs Bernhard von Weimar.

Mit geringen Hülfsmitteln beginnen ſie gemeiniglich die Erfüllung ihres Berufes, und ſiegreich brechen ſie ſich Bahn, ſollten die entgegenſtehenden Hinderniſſe auch unüberwindlich zu ſein ſcheinen. Aus der Dunkelheit treten ſie meiſtens plötzlich auf den Schauplatz der Thaten hervor, und nimmer iſt Raſt, als bis die ſonſt gleichgültige Menge mit ſtaunender Ehrfurcht gegen ſie erfüllt iſt. Für alle ihre Zwecke hat die Weltordnung ihre Sendboten: im ſechzehnten Jahrhundert erſchien Dr. **Martin Luther**, um durch die Gemüthserſchütterung der gebildeten Völker dem Sittenverfall zu ſteuern, und durch die Freiheit der Gedanken höhere Kulturzuſtände einzuleiten: im 17. Jahrhundert trat dagegen der Held hervor, welcher den aufgeführten Grundbau der neuen Schöpfung gegen die neu anſtürmenden Feinde vertheidigen ſollte. Dort hatte das Wort die Welt erſchüttert, hier ſollte der Degen dem Worte Nachdruck geben. In **Guſtav Adolph** war der Geiſt der Reformation zum zweiten Mal lebendig geworden, nur mit Abweichungen, wie ſie nach den veränderten Zeitumſtänden nothwendig geworden waren. Seine Aufgabe war eben ſo wichtig, als ſchwierig; doch je mehr beides der Fall iſt, deſto glänzender wird gemeinhin die geiſtige Ausſtattung der Männer, welche zur Löſung ſolcher Aufgaben berufen ſind. Dieſe Wahrheit findet in der Weltgeſchichte vielfältige Beſtätigung: eine neue gab die Perſönlichkeit des großen Schweden[1]).

Schon in der Leibesgeſtalt drückte Guſtav Adolph den höchſten Adel des Menſchengeſchlechts aus. Dem reinen, unvermiſchten Urſtamme der Germanen entſproſſen, hob ſich ſeine Geſtalt, ungeachtet einer Neigung zur Wohlbeleibtheit, ſchlank, und edel empor. Dem blendenden Weiß ſeiner Geſichtsfarbe, das durch eingemiſchtes Roth noch mehr verſchönert wurde, entſprach das reiche, gelbe Haar des germaniſchen Stammes, und das große Auge, welches zwar nicht fernſehend, doch feurig und ausdrucksvoll war. Das goldgelbe Haar insbeſondre wallte ſo üppig auf die Schultern des Königs herab, und zeichnete ihn in dem Maaße aus, daß ihn die Italiener den Goldkönig nannten (Re d'oro), wie ſie einſt Friedrich dem Erſten von Hohenſtaufen den Beinamen Roſabart ertheilt hatten. Auf dem Antlitze Guſtav Adolphs ruhte eine Majeſtät, welche alsbald Ehrerbietung einflößte. Ernſt und Würde war der Haupt-Charakter ſeiner ſchönen Züge, aber bei ihrer Belebung brach auch ein hinreiſſender Ausdruck der Milde hindurch. Endlich gab ihm die gebogene und edel geformte Adlernaſe im Vereine mit den übrigen Eigenthümlichkeiten der Geſichtsbildung ſchon äuſſerlich das Anſehen des Helden.

Die geiſtigen Eigenſchaften entſprachen vollkommen der leiblichen Ausſtattung. Guſtav Adolph, mit klarem Verſtande und durchdringendem Scharfſinn begabt, zeichnete ſich vor allem durch vollendete Reife des Urtheils aus. Deßhalb entwickelte er in den Geſchäften nicht nur tiefe Einſichten, ſondern auch einen umfaſſenden Ueberblick. Mit den großen Verſtandesgaben vereinigte ſich Feſtigkeit des Willens und Unbeugſamkeit des Characters. Ernſt und Ruhe betrieben darum die mit Umſicht eingeleiteten Geſchäfte, Stetigkeit und Ausdauer ſicherten ihnen die Durchführung. Um den König von den Grenzen des Talentes zur Genialität emporzuheben, war ſein hoher Geiſt mit einer reichen Phantaſie geſchmückt, die durch Scharfſinn und geſundes Urtheil geleitet, ihm auch die unendliche Gabe der Beredſamkeit verlieh. Durch

[1]) Die nun folgende Beſchreibung der Perſönlichkeit Guſtav Adolphs iſt ſtreng geſchichtlich, und beruht vornehmlich auf dem übereinſtimmenden Zeugniß zweier hochſtehenden Zeitgenoſſen: des Grafen Gualda aus Venedig, und des kaiſerlichen Officiers Burgus. Beide waren von den Eigenſchaften des Königs ſehr genau unterrichtet, und ihre Ausſage hat natürlich um ſo größere Beweiskraft, als beide Männer entſchieden den Ruf der Unparteilichkeit beſaßen, Burgus ſogar gegen Guſtav Adolph kämpfte, und Graf Gualda der entgegengeſezten Glaubens-Partei, den Katholiken angehörte.

Hülfe der Wiſſenſchaft geübt und zur vollendeten Ausbildung geführt, ſtrebten ſeine geiſtigen Fähigkeiten endlich zum höchſten Ebenmaaß der Seelenkräfte, zur wirklichen Weisheit an. Große Erfahrungen im Leben, Selbſtbeherrſchung, Wohlwollen und Milde vollendeten das Werk, und errangen dem Könige die erhabene Eigenſchaft eines weiſen Mannes. Sitten-Reinheit iſt von der wahren Größe ſtets unzertrennlich: Guſtav Adolph ſollte deßhalb auch hierin ſeinen Zeitgenoſſen zum Vorbild dienen und daher rührte der Ernſt, mit welchem er auf ſtrenge Mannszucht ſeiner Krieger hielt. Ein vorzüglich überwiegender Character-Zug des Königs war ſein perſönlicher Muth. Dieſer war ſo überaus feurig und ſtürmiſch, ſo überſprudelnd und unerſchütterlich, daß er in ſeinen Freunden und treuen Anhängern nur ſtets die Beſorgniß des Uebermaaßes erregte [2]). Ausgerüſtet mit ſolchen Eigenſchaften, offenbarte Guſtav Adolph bei allen Geſchäften und Unternehmungen Verſtand und ſcharfes, klares Urtheil, in den Gefahren Unerſchrockenheit und Kühnheit, bei Hinderniſſen Feſtigkeit und Ausdauer, in ſchwierigen Lebenslagen Weisheit, in Bedrängniſſen hohen Muth und Wachſamkeit. Durch ſeine milde Gemüthlichkeit leutſelig, behandelte er Hohe wie Niedere mit Freundlichkeit. Als reicher Genius ein Feind nutzloſen Gepränges und einer ſteifen Etikette, welche nur zu oft die geiſtige Armuth verdecken ſollen, war er im Umfang einfach, und durch humoriſtiſche Fülle, auch heiter und ſcherzend. Diejenigen, welche ihn mit übermäßigen Complimenten begrüßten, verwies er an die Geſellſchafts-Damen der Königin, um dort ihre Talente zu üben: „ſeine Aufgabe ſei, Heere zu führen, und die Staaten neu zu ordnen, nicht aber tanzen zu lehren". Guſtav Adolph war in Folge ſeiner Herzensgüte und Characterſtärke ein gerechter Mann: durch ſeine geniale Geiſtesrichtung wurde er aber auch duldſam; denn nur die Beſchränktheit wird in Glaubensſachen verfolgungsſüchtig. Fortgebildet zu wirklicher Weisheit, erhob er die Duldung vollends zum Staatsprincip, und behandelte in den eroberten Länder die Katholiken, wie die Proteſtanten, beiden vollkommne Rechtsgleichheit gewährend. „Jeder iſt rechtgläubig," ſagte der große König, „welcher den Geſezen gemäß lebt: die Menſchen vor der Hölle zu bewahren, iſt Sache der Prediger, und nicht der Könige!" In dieſer Geiſtes-Richtung lag die höchſte Auszeichnung, wie die größte Macht Guſtav Adolphs: ſie ſezte ihm in den Stand, auch die Gemüther der Katholiken zu gewinnen, die Religion endlich von den Staatsſachen zu trennen und ihr eine ſchönere Wirkſamkeit zu verſchaffen: unter den Deutſchen die Ideen der Nationalität ſowie der Freiheit anzuregen, dadurch die verſchiedenen Glaubensgenoſſen zu verſöhnen, und wieder zu einem ſtarken Volk zu vereinigen. Daß Guſtav Adolph auch die Ideen der Freiheit zu erwecken, und überhaupt im bemerkten Sinne zu handeln entſchloſſen war, bewies ein beſonderer Vorfall ſehr beſtimmt.

Bei der Einnahme einer katholiſchen Stadt ertheilte die nächſte Umgebung des Königs ihm den Rathſchlag, die Bürger ſtrenge zu behandeln, und insbeſondere eine durchgreifende Veränderung in der Geſezgebung vorzunehmen.

„Das ſei ferne von mir!" erwiederte Guſtav Adolph. „Ich bin gekommen, die Freiheit der Bürger ihrer Feſſeln zu entledigen, nicht ſie in Bande zu ſchlagen. Laſſe man alſo auch die Bürger dieſer Stadt leben, wie ſie bisher gelebt haben!"

---

[2]) So äußerte ſich unter Andern der Kanzler Oxenſtierna in dem ſchon erwähnten Schreiben an den ſchwediſchen Reichsrath, wodurch er den Tod Guſtav Adolphs meldete, in folgender Weiſe: „Ich hatte das Unglück ſchon lange vorausgeſehen, und den König oft gebeten, ſich nicht zu ſehr auszuſezen. Allein Gott hatte dieſem Fürſten einen Muth geſchenkt, deſſen er nicht Herr war und der ihn die größten Gefahren verachten hieß."

Gewöhnliche Menſchen haben bei wichtigern Unternehmungen den Kopf ſtets voll von Hinderniſſen, und erklären wirklich großartige Entwürfe, ohne ſich eines Grundes bewußt zu ſein, ſchon von vorneherein für ſchlechthin unmöglich. Große Männer befolgen gerade die entgegengeſezten Grundſäze, und dieß bewährte ſich ebenfalls bei Guſtav Adolph. Ein guter Kenner der Geſchichte, war er insbeſondere auch in den Geiſt der alten Kriegskunſt eingedrungen, und mit Bewunderung von den Thaten der berühmteſten Feldherrn erfüllt. Da er genau wußte, wodurch ſie ihre großen Erfolge errungen hatten, und im Geiſte ſich ihnen verwandt fühlte, äußerte er oft ſeine Verwunderung, daß man jezt nicht ähnliche Unternehmungen ausführe. „Das iſt in den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht mehr möglich,“ erwiederten ihm öfters ſogar Officiere von Ruf: „denn die Bewaffnung iſt weſentlich anders, und die vielen Feſtungen änderten die Kriegsführung vom Grunde aus!“ Feurig antwortete der König: „Nein, nein, nicht dieß, ſondern der veränderte Geiſt der Menſchen verurſacht den Unterſchied. Treten der Muth eines Alexander, die erfinderiſche Seele und die Ausdauer eines Hannibal, das Genie und die Kühnheit eines Cäſar wieder auf, ſo werden wir auch ihre unermeßlichen Erfolge wieder zu bewundern haben!“ In dieſem Urtheile zeigte ſich die volle Größe Guſtav Adolphs. Aber er wußte nicht nur ſo tief zu denken, ſondern auch nach den Ergebniſſen ſeiner genialen Urtheilskraft zu handeln. Mit ſicherem Blick änderte er die Heer-Einrichtung, wie ſie damals ſeit Jahrhunderten mechaniſch ſich fortgepflanzt hatte, vom Grunde aus, indem er über die Art der Waffen, der Aufſtellung der Maſſen, des Gebrauches der Kanonen und der Handhabung der Mannszucht ganz neue Grundſäze annahm und durchführte. Nachdem er ſchon durch dieſe gründliche Reform des Heerweſens angekündiget hatte, daß ein Feldherr erſchienen ſei, welcher ſich würdig an Hannibal und Cäſar anſchließe, bewies er die Richtigkeit ſeines oben angeführten Urtheils auch durch den Gebrauch, welchen er von ſeinem umgewandelten Heere machte. Guſtav Adolph hatte Recht, ſowie der Geiſt der alten Feldherren vorhanden war, ließen auch ihre Thaten nicht länger auf ſich warten: die Zeitgenoſſen des Königs und die Nachwelt hatten ſohin ähnliche Erfolge zu bewundern, wie jene Hannibals oder Cäſars.

Welche Bedeutung unter ſolchen Umſtänden die gemeldeten Staats-Entwürfe Guſtav Adolphs hatten, ergiebt ſich jedem denkenden Geiſte von ſelbſt. Hätte der König, wie Ferdinand II., der einen Hälfte der Deutſchen wider Willen einen Glauben aufdringen, ſohin nur die religiöſe Propaganda vertreten wollen, ſo würde ſein Unternehmen eben ſo unheilvoll, als unmöglich geweſen ſein. Nur durch den Zwang war das Elend des Religions-Krieges geſtiftet worden: jede Erneuerung des Zwanges würde nur die Erbitterung vermehrt, die Kluft der Nation erweitert haben. Luther drang darum ſo weiſe auf Duldung, als dem einzigen Mittel zur Beruhigung Deutſchlands, und der Gang der Geſchichte hat ſein Urtheil gerechtfertiget. Auch Guſtav Adolph würde als ein gewaltthätiger Bekehrer der Katholiken, ſelbſt mit allen ſeinen Gaben als Staatsmann und Feldherr, nichts ausgerichtet, vielmehr ſeine Kräfte nuzlos aufgerieben haben. Unter dieſer Vorausſezung waren alſo auch ſeine Entwürfe auf Erwerbung der Kaiſerwürde kaum der Beachtung werth. Jezt aber, wo er nur der Politik Luthers durch die That Nachdruck geben, das Princip der Duldung mit Hülfe der Staatsmacht durchführen wollte, wurden ſeine Staatspläne ernſt und wichtig. Abſolute Hinderniſſe ſtanden ihnen nun nicht mehr im Wege, und die relativen vermochte die geiſtige Ueberlegenheit des ſchwediſchen Monarchen füglich zu überwinden. Die deutſchen Fürſten wachten zwar ſo eiferſüchtig über ihre Macht, daß die proteſtantiſchen deßhalb öfters die Sache ihrer Glaubenspartei auf das Spiel ſezten; allein es gab damals unter ihnen keine überwiegende Perſön-

lichkeit, und die geſammte deutſche Geſchichte hat erwieſen, daß in ſolchen Verhältniſſen einem ungewöhnlichen Manne nicht nur die Erklimmung des Kaiſerthrones, ſondern ſelbſt die Kräftigung der Reichsgewalt möglich ſei. Nur deßhalb verfiel Deutſchland, weil nach ſeiner Verfaſſung die Macht der Nation von der Perſönlichkeit ihres Kaiſers abhing, und große Männer ſeit langem auf dem Throne nicht mehr erſcheinen wollten. Guſtav Adolph hatte nun volle Anſprüche auf einen ſolchen Namen, ſowie überhaupt alle Eigenſchaften, die oberſte Reichsgewalt Deutſchlands zu erringen und ſowohl mit Würde, als mit Kraft zu handhaben; der Weg, den er dazu einſchlug, war verſtändig, ſogar weiſe: noch nicht volle 38 Jahre zählte er, als er auf dem Bette der Ehre ſtarb, in der vollſten Manneskraft rang er alſo nach dem hohen Ziele![3]. Würde es ihm entgangen ſein?

Wir zweifeln, wenn ihm längeres Leben gegönnet worden wäre!

Wäre es ein Unglück für Deutſchland geweſen, wenn die Entwürfe des großen Mannes gelungen wären?

Wir zweifeln noch mehr! Deutſchland und die ſtammverwandten Schweden zu vereinigen, war kein Eingriff in die Rechte oder Geſeze der Natur, unermeßlich dagegen der Vortheil der wiedergeſtärkten Reichseinheit, worauf Guſtav Adolph bei ſeiner Perſönlichkeit mit allem Nachdruck beſtanden haben würde.

Doch eine höhere, unabänderliche Nothwendigkeit leitet die Entwicklung der Völker: mit Strenge orderte jene Ordnung der Dinge, daß zunächſt nur die religiöſen Ideen, insbeſondere die Gedanken-Freiheit durchgeführt werden, alle politiſchen Entwürfe dagegen in den Hintergrund treten ſollten. Darum ſcheiterten die leztern im Reformations-Zeitalter ſtets, ſo geſchickt ſie auch eingeleitet und verfolgt wurden, ſo fähig immerhin ihre Beförderer waren, und ſo ſehr ſie ſelbſt das Anſehen gewannen, ein wirkliches, bringendes Bedürfniß der Zeit darzuſtellen.

Andrerſeits ſchien nach höheren Geſezen der Beſchluß unabänderlich feſtzuſtehen, daß von beiden Religions-Bekenntniſſen keines ein entſchiedenes Uebergewicht über das andere erlangen, keines das andere ganz verdrängen ſollte. Gleichſam als wären zum innern Reichthum des deutſchen Lebens, zur Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten und zur Herſtellung größerer geiſtiger Regſamkeit auch in der Religion zwei Gegenſäze nothwendig, welche durch ihre Wechſelwirkung vor Stillſtand oder Rückgängen bewahren, und zur Wachſamkeit, wie zu weitern Fortſchritten Veranlaſſung geben, ſchien die Beſtimmung der evangeliſchen Lehre nur daran zu liegen, durch ihr Princip unbeſchränkter Forſchung und der Geiſtesfreiheit überhaupt auch den Wetteifer der katholiſchen Geiſtlichkeit in den Studien, und durch ihren Drang nach Verbeſſerung der Sitten, dieſelbe Richtung in der alten Kirche hervorzurufen. Dann war aber von der leztern das Weſen der Reformation angenommen, und nur der Name abgelehnt: dann mochte die größere Feierlichkeit des katholiſchen Gottesdienſtes den ſüdlichen, die Einfachheit des evangeliſchen hingegen den nördlichen Deutſchen mehr zuſagen, beide Confeſſionen alſo, im Intereſſe des religiöſen Fortſchrittes, verſöhnet, friedlich und einig neben einander wohnen.

So oft daher auch die eine oder die andere Religions-Partei der entgegengeſezten gänzlich unterliegen wollte, wandte ſich plözlich das Rad, und erhob ſich der bedrängte Theil wieder ſiegreich. Nach den

---

[3]) Es iſt merkwürdig, daß Guſtav Adolph in dem Antrag an den polniſchen Reichstag (man ſehe oben Seite 296 in der Note 1) die Theilung Polens zu verhindern verſprach. Schmidt hebt dieſen Umſtand in ſeiner Geſchichte der Deutſchen ſehr gut mit der Bemerkung heraus; „alſo eine Theilung Polens ſchon vor 1632 beſchloſſen!" Wir haben dieſe Andeutung Schmidts ſowie einige andere treffende Erläuterungen deſſelben in dem Aktenſtück der Note 1 Seite 296 in Parentheſen deßhalb mitgetheilt.

Triumpfen Karls V. über den Schmalkalder Bund ſtand die evangeliſche Lehre am äußerſten Abgrund, und unerwartet wurde ſie durch Moritz von Sachſen plötzlich gerettet. Umgekehrt verbreitete ſich nach der Niederlage Karls V. der neue Glaube ſo unaufhaltſam über Böhmen, Oeſtreich und überhaupt ganz Deutſchland, daß nur das kleine Baiern noch ausgenommen blieb, und ſelbſt hier das Lutherthum theilweiſe ſchon Platz greifen wollte, als die Wirkſamkeit Ferdinands II. anhob, und die alte Kirche nicht nur in Oeſtreich wieder hergeſtellt ward, ſondern in Verbindung mit der Thätigkeit der catholiſchen Liga auch im übrigen Deutſchland ſiegreich über die neue Lehre ſich zu erheben ſchien. Durch die glänzenden Triumphe der Liga auf dem Schlachtfeld geriethen die Proteſtanten endlich in eine ſolche Gefahr, daß es das Anſehen gewann, es ſei um ihr Daſein unrettbar geſchehen. Da trat Guſtav Adolph auf, um das Gleichgewicht zwiſchen beiden Theilen bleibend herzuſtellen.

Den wichtigſten Theil ſeiner Sendung erreichte der König ſchon im Jahre 1631, weil durch die Siege über Tilly, und die darauf folgende Entwaffnung der catholiſchen Liga die Haupt-Gefahr für den Proteſtantismus abgewendet war. Jezt mußte nur noch das neugebildete Heer des Herzogs von Friedland entſchieden geſchlagen werden, damit nicht nur die materielle Macht Ferdinands II. geſchwächt, ſondern auch der Ruf des Feldherrn untergraben wurde, deſſen Name allein noch Heere für den Kaiſer aus dem Nichts zu ſchaffen wußte. Die moraliſche Vernichtung Wallenſteins, d. i. die Zerſtörung des Glaubens an ſeine überlegene Feldherrn-Gaben und die Unwiderſtehlichkeit ſeiner Waffen, war für die catholiſche Partei ein unerſezlicher Verluſt. Beide Zwecke wurden nun durch die Schlacht bei Lützen erreicht; das Heer des Kaiſers zog nur noch in Trümmern von dannen, ſein Feldherr war betäubt und entmuthigt. Das waren alſo die unermeßlichen Thaten, welche man von der Rückkehr Wallenſteins zu dem kaiſerlichen Heere erwartet hatte? So erfüllten ſich die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche die friedländiſchen Officiere ſo zuverſichtlich gehegt hatten? Ferdinand II. empfing dadurch einen ungeheuern Schlag, und dieſer wirkte um ſo entſchiedener, als die catholiſche Partei durch den Tod des raſtloſen Pappenheims zugleich ihren thätigſten und kraftvollſten Schüzer, ſo zu ſagen ihre innerſte Seele verloren hatte. Guſtav Adolph war freilich auch todt; allein nach den moraliſchen Eindrücken der Schlacht von Lützen, in Verbindung mit ihren materiellen Erfolgen, mußten ſeine Erſazmänner Axel Oxenſtierna und Bernhard von Weimar recht füglich im Stande ſein, ein neues Uebergewicht der Katholiken über die Proteſtanten für immer unmöglich zu machen.

Umgekehrt ſollte aber auch den Evangeliſchen keine Hoffnung mehr bleiben, ihren Gegenſaz gänzlich zu verdrängen. Guſtav Adolph war ihr Mittelpunkt, die überlegene geiſtige Kraft, welche auch die widerſtrebenden Elemente zu zügeln verſtand. Mochten es die proteſtantiſchen Fürſten nun zugeſtehen oder nicht: der König war thatſächlich bereits ihr Oberhaupt, und wenn ſie auch ſeine Pläne durch Unthätigkeit noch durchkreuzten, ſo war er auf dem Marſche nach Lützen oder dem Gange zu Ruhm und Sieg, zugleich auch auf dem Weg, ihre Widerſpenſtigkeit mit Kraft zu beugen. Durch den Tod des Königs verloren die Proteſtanten aber ihre größte Macht, die einheitliche Leitung, und ſo waren ſie wohl noch im Stande, den Katholiken bleibend das Gleichgewicht zu halten, nicht aber befähigt, die alte Kirche gänzlich zu ſtürzen.

Die Bedeutung der denkwürdigen Schlacht bei Lützen beſtand alſo darin: durch eine entſcheidende Entkräftung der Liga und des Kaiſers ein zerſtörendes Uebergewicht des Katholicismus über den Proteſtantismus für immer unmöglich zu machen, umgekehrt aber durch den Tod Guſtav Adolphs nicht nur

eine gänzliche Verdrängung der alten Kirche zu verhindern, ſondern zugleich auch alle politiſchen Beſtrebungen Deutſchlands zu zerſtören.

Hätten ſich die Menſchen jener Zeit in den Gang der Begebenheiten, und ſo zu ſagen in den Geiſt ihrer Geſchichte hinein denken können, ſo mußten ſie zu der Ueberzeugung gelangen, daß der unglückliche, religiöſe Bürgerkrieg der Deutſchen niemals durch einen vollſtändigen Sieg der einen oder der andern Partei, ſondern nur durch einen Vergleich beendiget werden könne Beide Confeſſionen hätten lernen ſollen, daß ſie nun einmal neben einander zu leben beſtimmt ſeien, daher es über ſich vermögen müſſen, einander gegenſeitig zu ertragen, einander wechſelſeitig den Glauben zu laſſen, den ein Jeder für beſſer hielt. Duldung, Duldung empfahl der Geiſt der Geſchichte den Deutſchen für immer als den einzigen Weg zur Fortdauer eines brüderlichen Zuſammenlebens, zur Rettung eines einheitlichen deutſchen Volkes. Dann war aber auch die Nothwendigkeit gegeben, den endlichen Religionsfrieden unmittelbar nach der Schlacht bei Lützen zu unterhandeln und in unwiderruflicher Art ſofort wirklich abzuſchließen: denn der Krieg ſelbſt war durch jene Schlacht unabänderlich entſchieden. Alle weitern Waffen-Unternehmungen mußten nur das Elend der Nation verlängern oder vergrößern, ohne an dem Ausgange des Krieges etwas ändern zu können. Die eiſerne Nothwendigkeit hatte ihren Willen zu entſcheidend verkündet: alle Verſuche, dem Kriege einen andern Gang aufzudringen, waren ohnmächtig und vergeblich. Selten erkennen aber die Menſchen die Geſeze der Weltordnung, oder was das gleiche ſagt, den Geiſt der Geſchichte; über ein Jahrzehend ſollte ſich daher der unglückliche Religions-Kampf in unnüzen Hin- und Herzügen, in vergeblichen doch ſchrecklichen Krämpfen noch fortſchleppen.

Sechs und vierzigſtes Hauptſtück.

Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatiſche Thätigkeit.

(Das Jahr 1633.)

Als Guſtav Adolph den deutſchen Boden betrat, lag ein beſtimmter Staatsplan in ſeiner Seele, und mit ſtrenger Folgerichtigkeit verfolgte er denſelben von Schritt zu Schritt. Entſchloſſen, das Reichsoberhaupt unſers Volkes zu werden, wollte er ſchon jezt alle Pflichten eines ſolchen auf ſich nehmen, und die National-Intereſſen Deutſchlands kraftvoll ſchüzen. Man erkennt die gediegenere Vaterlandsliebe, das edlere Selbſtgefühl und den Stolz des höhern Mannes an dem Widerwillen gegen die Eingriffe in die Nationalität, an der unüberwindlichen Abneigung insbeſondere gegen Gebiets-Abtrennungen, ſollten dieſe auch unter dem Deckmantel der Beförderung höherer Zwecke, im Intereſſe der religiöſen oder politiſchen Freiheit, verlangt oder bewilligt werden. Frankreich war von dem ſehnſüchtigen Wunſche erfüllt, den großen Bürgerkrieg der Deutſchen zur Erwerbung aller oder der mei-

ſten deutſchen Länder auf dem linken Rheinufer zu benüzen, und hatte dieſe Abſicht keineswegs genügſam zu verſchleiern gewußt. Guſtav Adolph kannte den Entwurf; aber er wollte das Reich, dem er als Kaiſer vorzuſtehen beſchloſſen hatte, erhöhen und nicht erniedrigen, ſtärken und nicht ſchwächen: er würde daher keinen Fuß breit deutſchen Boden abgetreten haben, und wenn er ſich auch damit die Kaiſerkrone ſelbſt hätte erkaufen können. Um ſolchen Preis wollte er ſie nicht: denn er verſchmähte es, ein beflecktes Diadem zu tragen. Der König dachte nicht bloß ſo, ſondern gab ſeine Geſinnungen durch eine Reihe energiſcher Erklärungen und Handlungen auch ſehr beſtimmt zu erkennen. Unter dieſen Umſtänden konnte der franzöſiſche Hof ſeine Pläne durch ein Bündniß mit Guſtav Adolph nicht vollkommen erreichen; weſentlich anders ſchien ſich die Sache dagegen durch den Tod des Königs zu geſtalten: denn jezt war die Leitung der ſchwediſchen Politik in die Hände des Kanzlers Oxenſtierna übergegangen und Er hatte weſentlich verſchiedene Anſichten, als ſein dahingegangener König.

Axel Oxenſtierna war, bei aller Fähigkeit zu den Staatsgeſchäften, doch lange nicht ein ſo umfaſſender, kühner und genialer Geiſt, wie Guſtav Adolph. Viele Entwürfe des leztern ſchienen ihm deßhalb zu gewagt, zu ausſchweifend, oder, wie man ſich in den mittleren Regionen auszudrücken pflegt, wohl gar unbeſonnen zu ſein. Insbeſondere ſuchte er ſeinem Gebieter in Beziehung auf eine politiſche Reformation Deutſchlands, welche ſehr klar aufgefaßt und eben ſo beſtimmt beſchloſſen war, größere Rückſichten auf das hiſtoriſche Recht, auf das wirklich Beſtehende einzuflößen, oder noch lieber ihn ganz davon abzubringen. Bei einer ſolchen Geiſtesrichtung mußte der Kanzler, als ſelbſtſtändiger Lenker der ſchwediſchen Politik, an ſich ſchon von andern Geſichtspunkten ausgehen; nun beruhte aber die Staatsabſicht Guſtav Adolphs noch überdieß auf der bloßen Perſönlichkeit des Leztern und vermochte nach ſeinem Tode nicht mehr ausgeführt zu werden. Die einzige Tochter des Königs konnte nicht deutſcher Kaiſer werden: die Umſtände waren ſohin gänzlich verändert, und mußten auch einen gleichen Wechſel des Staatsverfahrens zur Folge haben. Anſtatt das Reich ſelbſt zu erobern, wollte Oxenſtierna Schweden in den Reichsverband aufnehmen laſſen, und dem Heimatland, für ſeine Aufopferungen im Kriege nur eine angemeſſene Entſchädigung auswirken. Leztere Abſicht lief aber auf eine Verſezung deutſcher Gebietstheile unter ſchwediſche Landeshoheit oder eine Verſtümmlung Deutſchlands hinaus. Während Guſtav Adolph nicht nur die Integrität des Reichs behaupten, ſondern auch die Grenzen desſelben erweitern wollte, hatte ſein Tod gerade umgekehrt die Folge, daß außer Frankreich nun auch Schweden auf die Verſtümmlung Deutſchlands ausging. Dadurch wurde zugleich ein gemeinſames Zuſammenwirken beider Mächte möglich gemacht: denn Frankreich ſuchte ſeine Vergrößerung am Rhein, und Schweden an der Oſtſee, der Elbe oder der Oder: kein Bewerber ſtand alſo dem andern im Wege und einer konnte vielmehr dem andern zu der gewünſchten Vergrößerung unter der Bedingung der gleichen Gefälligkeit behülflich ſein. Die Lage Deutſchlands hatte ſich daher durch den Tod Guſtav Adolphs bedeutend verſchlimmert, und der franzöſiſche Miniſter Richelieu, welcher dieß ſogleich einſah, wußte die Veränderung ſehr eifrig zu Gunſten Frankreichs zu benüzen.

In einem zu Rochefort abgehaltenen Staatsrathe wurde nämlich die Politik feſtgeſtellt, welche fortan Frankreich verfolgen ſolle. Dieſelbe beſtand darin: 1) das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden unter der Bedingung inniger zu ſchließen, daß die leztere Macht dem franzöſiſchen Kabinet die Beſiznahme des geſammten linken Rhein-Ufers geſtatte, und 2) bis zur Vollziehung ſolcher Be-

znahme die Verſöhnung des Kaiſers mit den Proteſtanten, ſowie alle Friedens-Verſuche überhaupt zu hintertreiben, und die Kriegswirren von Neuem anzufachen. Als Mittel zur Durchführung einer ſolchen Politik ſuchte man zunächſt in dem Kanzler Oxenſtierna ehrſüchtige Pläne zu erwecken, und verſprach ihm ſogar, eine Verbindung ſeines Sohnes mit der Königin Chriſtine, Guſtav Adolphs einziger Tochter, zu befördern. Um gleichzeitig die deutſchen Fürſten zu berücken, ſollten geheime Verträge mit Sachſen und Brandenburg abgeſchloſſen, durch das Vertrauen beider Kurhäuſer auf franzöſiſche Hülfe deren Anſprüche geſteigert, und ein Vergleich mit dem Kaiſer erſchwert werden. Zur ſchleunigen Ausführung aller dieſer Pläne wurde beſchloſſen, augenblicklich einen beſondern Botſchafter nach Deutſchland abzuordnen, welcher die Unterhandlungen mit Oxenſtierna und den beiden Kurfürſten einleite, und ſonſt auch durch wohlangelegte Intriguen die deutſchen Verhältniſſe gründlich verwirre. Die Wahl Richelieu's fiel dabei auf Manaſſas de Pas, Marquis von Feuquières.

Kaiſer Ferdinand II. hatte nach den empfangenen Berichten über die Schlacht von Lützen eine rühmliche Mäßigung an den Tag gelegt. Obwohl ihm die Sache in einem ſolchen Lichte dargeſtellt worden war, als habe ſein Heer den Sieg davongetragen, und er dieß anfangs auch feſt glaubte, nahm er dennoch verſöhnliche Geſinnungen an, und ſehnte ſich nach Frieden. Bald erfuhr er aber, daß er getäuſcht worden, und Wallenſtein eine entſchiedene Niederlage erlitten habe. Da ihm die Folgen derſelben nicht entgingen, und ihm vornehmlich die Schwierigkeiten klar vorſchwebten, welchen die Verſtärkung ſeines Heeres unterliegen würde, ſo ward ſeine verſöhnliche Stimmung bedeutend erhöht.

Was die übrigen Betheiligten betraf, ſo hatte zuvörderſt der Kurfürſt von Sachſen den Krieg ohnehin nur mit halber Seele geführt, und würde den Frieden bei leidigen Bedingungen ſchon aus dem Grunde angenommen haben, weil er des ſchwediſchen Einfluſſes in Deutſchland müde war. Auch Chur-Brandenburg hatte bei dem Kriege keinen allzugroßen Eifer gezeigt, und konnte keine Gründe haben, denſelben fortgeſezt zu ſehen; das Intereſſe der deutſchen Nation ſelbſt forderte hingegen das ſchleunige Ende desſelben auf das dringendſte, und ſo war denn der endlichen Herbeiführung des Friedens von Seite der Haupt-Betheiligten kein abſolutes Hinderniß in den Weg geſtellt. Unter ſolchen Umſtänden war es nun, daß die Krone Dänemark zur Einleitung von Friedens-Unterhandlungen ihre Vermittlung anbot. Bereitwillig ging der Kaiſer auf den Vorſchlag ein, im verſöhnlichen Sinne äußerten ſich auch die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg; allein Feuquières ſchürte, und von Seite der Schweden wünſchten Hohe und Niedere die Fortſezung des Krieges.

Schweden war ein armes Land, ſo daß ſowohl der Adel desſelben, als auch die Krone im Verhältniß zu Deutſchland nur über dürftige Mittel zu verfügen hatten. Der deutſche Reichthum reizte daher die Geldbegierde des Heeres Guſtav Adolphs und noch bei Lebzeiten des Königs wurden beträchtliche Koſtbarkeiten, als Beute, nach der Heimath geſendet. Allmälich baute der ſchwediſche Adel auf den deutſchen Krieg die Hoffnung, auch Güter, Majorate oder große Lehen zu erwerben, und ſo in Reichthum, Macht und Anſehen zu ſteigen. Da ein plötzlicher Friedensſchluß alle dieſe Pläne zerſtört hätte, ſo verlangten alle einflußreichen Schweden ſehr eifrig die Fortſetzung des Krieges. Der Reichsrath ſelbſt war von gleichen Wünſchen erfüllt, um die Entſchädigung für Schweden ſo hoch, wie möglich hinaufzuſpannen. Zudem lieferten ihm die franzöſiſchen Hülfsgelder und die deutſchen Contributionen das nöthige Geld, unſer Volk dagegen die Streiter, da neun Zehntheile der Soldaten im ſchwediſchen Heere Deutſche waren: es ſchien alſo leicht, auf fremde Koſten die Jagd nach Beute fortzuſetzen. Nicht nur Frankreich, ſondern auch

Schweden widerſetzte ſich daher den Friedensunterhandlungen, und es hob zur Vereitlung derſelben ein merkwürdiges Spiel böſer Ränke an.

Axel Oxenſtierna, gleichfalls für Fortſetzung des Kriegs geſtimmt, begab ſich nach dem Tode Guſtav Adolphs alsbald von Franken nach Sachſen, um zunächſt den Churfürſten daſelbſt im Sinne ſeiner Pläne zu bearbeiten. Johann Georg war nach ſeiner geſammten Stellung das natürliche Oberhaupt der evangeliſchen Partei, und wenn er auch bei dem überlegenen Geiſte Guſtav Adolphs nur untergeordneten Einfluß ausüben konnte, ſo hätte er doch nach dem Tode des Königs mit größerer Würde und Thatkraft die Sache ſeiner Partei führen ſollen. Oxenſtierna, in der nicht unbegründeten Beſorgniß, daß man dem Churfürſten vielſeitig dieſen Rath ertheilen und ihn zur Entwicklung von Energie ermuntern würde, ſuchte daher Johann Georg enger an Schweden zu ziehen. Als er zu dem Ende im December 1632 zu Dresden erſchien, bot er alle Kräfte auf, um ein neues Bündniß aller deutſchen Reichsſtände mit Schweden, unter überwiegendem Einfluß des Kanzlers, zu Stande zu bringen. Mit Verdruß gewahrte er aber, daß Johann Georg der Schweden ledig zu ſein wünſchte, und gerade umgekehrt einen Bund zu bilden ſuche, an deſſen Spitze Churſachſen ſtehe. Nun empfahl der Kanzler wenigſtens eine ſehr innige Beziehung eines ſolchen Vereines zu Schweden, und da Johann Georg fortwährend zurückhaltend blieb, kam vollends der Antrag zum Vorſchein, die Schweden wenigſtens zu entſchädigen, wenn man deren weiterer Hülfe nicht mehr bedürftig ſei. Jezt ſchon zeigte ſich alſo, daß der Krieg bei ſeiner Fortſetzung einen weſentlich anderen Charakter annehmen, und nicht mehr den Schutz des Proteſtantismus, ſondern ausſchließend die Befriedigung fremder Habſucht zum Zwecke haben werde.

Der Churfürſt von Sachſen, damals wirklich von guten Geſinnungen erfüllt, erwies ſich auch gegen den lezten Antrag Oxenſtierna's kaltſinnig, und entließ den Kanzler mit der ausweichenden Erklärung, daß er ſich vor allem mit Chur-Brandenburg benehmen müſſe. Unmuthig ging der Kanzler deßhalb von Dresden nach Berlin, um hier ſein Glück zu verſuchen. Am brandenburgiſchen Hofe dachte man zu jener Zeit auch mehr an das Privatintereſſe, als die Wohlfahrt Deutſchlands: man trug ſich insbeſondere mit dem Plane einer Vermählung des Erbprinzen mit der Königin Chriſtine von Schweden; Oxenſtierna hoffte daher, dort dem Dresdner Hofe mit Erfolg entgegenwirken zu können. Wenn aber der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg zur Unterſtützung der ſchwediſchen Entwürfe auch geneigt geweſen wäre, ſo vermochte er bei ſeiner Aengſtlichkeit doch keinen feſten Entſchluß zu faſſen, und noch weniger, mit Energie zu handeln. Der Kanzler verzweifelte daher an einem günſtigen Erfolge ſeiner Unterhandlungen im nördlichen Deutſchland, und beſchloß, nach dem Beiſpiel ſeines Königs, den ſchwediſchen Einfluß auf Süddeutſchland zu gründen.

Guſtav Adolph hatte ſchon eine Verſammlung deutſcher Reichsſtände in Ulm beabſichtiget, um die evangeliſche Partei beſſer zu organiſiren. Denſelben Plan nahm nun ſein Kanzler wieder auf, und verlegte nur die Verſammlung der Kriegsgefahren wegen nach Heilbronn. Auf ſeine dringende Einladung erſchienen hier im März 1633 wirklich viele Stände, namentlich die Geſandten der Fürſtenhäuſer Chur-Pfalz, Würtemberg, Baden-Durlach, ſowie der fränkiſch-brandenburgiſchen Markgrafen, es erſchienen ferner die Abgeordneten der Ritterſchaft der vier oberen Kreiſe, und der Reichsſtädte Augsburg, Frankfurt, Nördlingen, Nürnberg, Straßburg, Ulm und Worms. Auſſerdem hatten ſich einige kleinere Fürſten und reichsunmittelbare Grafen in Perſon eingefunden. Axel Oxenſtierna eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, worin er vorſchlug, zwiſchen den erſchienenen deutſchen Ständen und der Krone Schweden

ein inniges Bündniß abzuſchließen. Der Zweck deſſelben ſollte freilich ſein: der Schutz der evangeliſchen Stände und der Reichsverfaſſung; aber jezt ſchon war der Kanzler mit dem Verlangen herausgetreten, nicht eher mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen, bis Schweden hinreichende Entſchädigung, oder wie man ſich damals ausdrückte, Genugthuung erhalten haben würde. Um zugleich die Kluft des Bürgerkrieges zu vergrößern, und der Verſöhnung der Proteſtanten mit den Katholiken vorzubeugen, ward ſogar ausdrücklich gefordert, den Kaiſer und die katholiſche Liga bis zur Erreichung des vorbemerkten Bundeszweckes, alſo auch bis zur Entſchädigung der Schweden, für Feinde zu erklären.

Sprache wie Inhalt dieſer Anträge waren ſo entſchieden undeutſch, daß ſchon ein geringfügiges Nationalgefühl dadurch empfindlich gekränkt werden mußte. So übel es mit der Selbſtachtung und der wahren Vaterlandsliebe bei den damaligen Deutſchen auch ausſah, ſo regte ſich die Schaam anfangs wirklich unter den verſammelten Ständen in Heilbronn, und man nahm Anſtand, auf die Anträge Oxenſtierna's einzugehen. Insbeſondere weigerte man ſich mit richtigem Takt, den Kaiſer für einen Feind zu erklären. Oxenſtierna, durch dieſe unerwartete Wendung der Dinge betroffen, wandte bald Schmeicheleien, bald Vorwürfe an, um die Verſammlung zur Erfüllung ſeines Willens zu bewegen, doch ohne Erfolg. Die Stände hielten ihn nicht nur lange hin, ſondern verclauſulirten auch ihre unbeſtimmten und zweideutigen Erklärungen ſo ſehr, daß der Kanzler in Verzweiflung geſetzt wurde In ſolcher Noth rief er die Hülfe Feuquière's an, welcher als Botſchafter Frankreichs auf der Heilbronner Verſammlung erſchienen war.

Manaſſes de Pas hatte den Kanzler Oxenſtierna keineswegs ſo bereitwillig gefunden, auf die Vorſchläge Frankreichs einzugehen, als Richelieu erwartet hatte. Beſſer von den Umſtänden unterrichtet, hielt der ſchwediſche Staatsmann eine Heirath ſeines Sohnes mit der Königin Chriſtine für ein Hirngeſpinnſt, und dieſe Lockſpeiſe verfehlte alſo ihren Zweck. Die deutſchen Intereſſen waren dem Kanzler zwar gleichgültig, und da er keine ſolchen Gründe hatte, wie ſein König, jede Zumuthung einer Zerſtücklung Deutſchlands mit Unwillen zurückzuweiſen, ſo konnte er unter Umſtänden den Franzoſen allerdings eine Vergrößerung am Rheine zuzugeſtehen geneigt ſein. Allein da er von Frankreich dafür bedeutende Gegenleiſtungen forderte, ſo wollte er jener Macht die Erreichung ihrer Wünſche ſchwer machen, und zeigte ſich daher anfangs in dieſer Beziehung ſehr harthörig. So fein auch der Unterhändler Feuquières war, ſo wußte ſich Oxenſtierna bei den erſten Unterredungen doch ſo ſehr zu verſtellen, daß der Franzoſe bei ihm abſolute Abneigung gegen die franzöſiſchen Wünſche beſorgte, und mit dem Hauptantrage, Bewilligung der Rheingrenze, vorſichtig noch zurükhielt. Als nun Oxenſtierna auf ein Mal die Unterſtützung von Feuquières in Anſpruch nahm, um die Heilbronner Verſammlung nach ſeinen Wünſchen zu leiten, ſah der franzöſiſche Botſchafter in der Gewähr der Bitte das Mittel, den Kanzler zu verbinden, demſelben zugleich die Unentbehrlichkeit der welſchen Hülfe fühlbar zu machen, und ihn dadurch für die Pläne Richelieu's günſtiger zn ſtimmen. Mit Eifer führte der Maaquis daher die Sache der Schweden vor der Verſammlung in Heilbronn.

Nachdem er ſelbſt das Wort ergriffen hatte, blies er das Mißtrauen der deutſchen Proteſtanten gegen den Kaiſer von Neuem an, rühmte mit den ſüßeſten Worten die wohlwollenden Abſichten Frankreichs gegen Deutſchland, die Uneigennützigkeit ſeiner Landsleute und deren Bereitwilligkeit, für Deutſchland ſogar ſich aufzuopfern. Dann kamen die Verheiſſungen der energiſchen Hülfe Frankreichs, und endlich die Zuſprache, die wohlgemeinten Anträge Oxenſtierna's anznnehmen, im Bunde mit Schweden alsdann neue Heere wider den Kaiſer auszurüſten, und die Leitung derſelben, unter Mitaufſicht eines Bundesrathes, dem ſchwediſchen Reichskanzler zu übertragen. Mit der Klauſel des Bundesrathes, die Feu-

quières zur Erhöhung des franzöſiſchen und Beſchränkung des ſchwediſchen Einfluſſes vorgeſchlagen hatte, war Oxenſtierna ſehr unzufrieden; indeſſen er beſaß nicht die Macht, ſich ernſtlich zu widerſetzen, und mußte ſich denn fügen. So kam nun der Beſchluß zu Stande, daß die vier Reichskreiſe und die Krone Schweden ſo lange für einen Mann ſtehen wollen, bis die deutſche Libertät, ſowie die Obſervanz der Reichsgeſetze wieder befeſtigt, die Reſtitution der evangeliſchen Stände erfolgt, und in politiſcher, ſowie in religiöſer Hinſicht ein ſicherer Friede geſchloſſen iſt. Nach der Einigung über ſolchen Beſchluß ſtellte ein geheimer Agent des Kanzlers, der fränkiſche Kreisdirector Agricola, den Antrag, das Churfürſtenthum Mainz an Oxenſtierna zu verleihen; auch das hintertrieb jedoch Feuquières, um den Nebenbuhler nicht zu mächtig werden zu laſſen.

Hatten ſich ſchon früher ſtarke Andeutungen ergeben, daß nach dem Tode Guſtav Adolphs die Fortſetzung des Krieges nur zu einer Jagd nach Beute, zur Räuberei im Großen ausarten werde, ſo traten auf der Heilbronner Verſammlung noch bedenklichere Anzeichen einer ſolchen Veränderung der Sachlage hervor. Höhere und niedere Beamte forderten nämlich zur Belohnung ihrer vorgeblichen Dienſte die Belehnung mit Gütern, und verſchiedene Reichsſtände brachten zugleich die Erfüllung der Verſprechen in Erinnerung, welche ihnen Guſtav Adolph gemacht hatte. So glich denn die Verſammlung gewiſſermaſſen einem großen Schachermarkt. Oxenſtierna, des Geldes ſehr bedürftig, ſträubte ſich entſchieden, den maßloſen Anforderungen Genüge zu leiſten; allein ganz konnte er ſich denſelben gleichwohl nicht entziehen, und ſo ward er denn gezwungen, verſchiedene Dränger zu befriedigen, deren Hülfe er nicht zu entbehren vermochte. Hierdurch wurde wieder die Habſucht ſowie der Neid Anderer erweckt, und es bereitete ſich wilde Unordnung vor, worüber wir bald näher zu berichten haben werden.

Trübe und elend geſtältete ſich die Zukunft Deutſchlands: — das Mißtrauen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken war durch die Heilbronner Beſchlüſſe von Neuem angefacht, und die gegenſeitige Neigung zum Frieden durch die Ränke der Fremden erſtickt. Deutſchland lag in Todeskrämpfen, und die ländergierigen Nachbarn unterhielten ſchadenfroh dieſe Krämpfe, um ſich auf den Trümmern unſres Vaterlandes zu Macht und Hoheit empor zu erheben.

Sieben und vierzigſtes Hauptſtück.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. Empörung des ſchwediſchen Heeres. Unternehmungen und Anſchläge Wallenſteins.

(Vom Jahr 1633 bis 1634.)

Drei hervorragende Männer waren nach dem Tode Guſtav Adolphs auf ſchwediſcher Seite vornehmlich berufen, an der Stelle des Königs die Angelegenheiten zu leiten und das Heer zu führen, der Herzog

Bernhard von Weimar, der Kanzler Axel Oxenſtierna und der Feldmarſchall Guſtav Horn. Es war ſchwierig, die Wahl zu treffen, noch ſchwieriger dem Erwählten den bereitwilligen Gehorſam der beiden andern Notabeln zu verſchaffen, und ſo trat denn eine gefährliche Eiferſucht in Ausſicht. Bernhard ſchien der Fähigſte zu ſein; doch die Schweden wollten die Leitung ihrer Angelegenheiten nicht in die Hände eines Deutſchen legen: der Reichsrath in Stockholm übertrug ſie daher dem Kanzler Oxenſtierna, und zwar mit einer Vollmacht, die rückſichtlich des deutſchen Krieges ſehr ausgedehnt war. Guſtav Horn mochte wohl den Kanzler aufrichtig unterſtüzen, weil er der Schwiegerſohn deſſelben war; aber ein gutes Vernehmen mit Bernhard von Weimar zu unterhalten, mußte für Axel Oxenſtierna eine Aufgabe von großer Schwierigkeit ſein. War der Herzog ſchon ungehalten, wenn ſein Wille von jenem des Königs durchkreuzt wurde, wie ungerne mochte er vollends den Befehlen eines bloßen Kanzlers folgen!

Schon unmittelbar nach dem Tode Guſtav Adolphs ſuchte Bernhard von Weimar, ſich dem Heere gegenüber gewiſſermaſſen an die Stelle des Königs zu ſezen, und deßhalb ſprach er daſſelbe in den Ebenen von Weiſſenfels in der Art an, wie oben erzählt worden iſt. Seine Abſicht war vollſtändig gelungen, und kraftvoll ſtand Bernhard an der Spize des deutſch-ſchwediſchen Heeres. Sofort beſchloß er auch, durch Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt ſeine Stellung zu befeſtigen, und durch kühne Waffenthaten ſeinen Ruhm zu erhöhen. Mit dem Beginne des Jahres 1633 und zwar noch im Monat Jänner brach er deßhalb mit ſeinen Kriegern nach Schwaben auf. Der Herzog hatte Anfangs zwar den Plan, zunächſt Regensburg zu nehmen; allein Oxenſtierna, mit dem er bei deſſen Reiſe nach Sachſen zuſammen kam, bewog ihm zu dem Zuge nach Schwaben, um dort dem Feldmarſchall Horn gegen die feindliche Uebermacht zu Hülfe zu kommen. Guſtav Horn, der fähigſte Zögling Guſtav Adolphs, ein Mann von großen Feldherrngaben, hatte im Herbſt 1632 die ſchwediſche Macht kraftvoll in Schwaben ſowie am Rheine aufrecht erhalten, und ſelbſt einen großen Theil von Elſaß erobert. Mit Beginn des Jahres 1633 rückte aber von Baiern aus General Aldringer mit bedeutender Macht wider die Schweden in Oberſchwaben an, und eroberte Kempten, wie Memmingen. Bei Biberach zog ſich Aldringer vor dem herbeieilenden Horn zwar zurück; allein die Länder, welche Horn zu beſchüzen hatte, waren zu ausgedehnt, und er bedurfte dringend der Unterſtüzung. Herzog Bernhard von Weimar zog daher, nach der Beſezung des Bisthums Bamberg, gegen Donauwörth, und vereinigte ſich dort mit Guſtav Horn. Dem Lande des Churfürſten von Baiern ſtand nun eine neue Heimſuchung bevor, weil das bairiſche Heer, welches an der Iſar unweit München eine feſte Stellung einnahm, die vereinigten Streitkräfte Horns und Bernhards für die Dauer nicht aufzuhalten vermochte. Schon deutete dieß die Einnahme von Landsberg an, als ſich das Gerücht eines Zuges Wallenſteins in die Oberpfalz verbreitete. Da die Uebermacht bei einem weitern Vorrücken des Friedländers (die Wahrheit des Gerüchts vorausgeſezt) und der Vereinigung deſſelben mit den Baiern auf kaiſerlich-liguiſtiſcher Seite geweſen wäre, ſo beſchloſſen die ſchwediſchen Heerführer, zu größerer Sicherheit auf die Donau ſich zu ſtüzen, und zunächſt Neuburg zu beſezen. Bevor ſie aber weitere Waffen-Unternehmungen vorbereiten konnten, trat ein äußerſt bedenkliches Ereigniß ein; denn in der ſchwediſchen Armee brach Meuterei und alsbald offene Empörung aus.

Schon unter Guſtav Adolph waren einige Rückſtände im Solde ſeiner Krieger angeſchwollen, und ſeit ſeinem Tode waren die Zahlungen vollends gänzlich eingeſtellt worden. Während hierüber große Unzufriedenheit im Heere ſich äußerte, wurde zugleich viel von den Schenkungen erzählt, welche der Kanzler Oxenſtierna auf der Heilbronner Verſammlung verſchiedenen Beamten bewilliget habe. „So ſollen,“

rieſen die Soldaten unwillig aus, unſre Eroberungen, ſauer erworben durch Kampf und Strapazen, an Zungendreſcher und Federhelden vertheilt werden?“ Als ſich endlich die Oberſten Pfuel und Milzloff an die Spitze der Unzufriedenen ſtellten, ging die Aufregung bald zur Empörung über, und empfing in ſolcher Art eine förmliche Organiſation. Die Officiere des ſchwediſch-deutſchen Heeres, ſchloſſen nämlich, bis auf wenige Ausnahmen, ſämmtlich einen Bund, und ſchworen, den Kriegsdienſt ſo lange zu verweigern, bis der rückſtändige Sold bezahlt, für richtige Abführung des künftigen Sorge getragen, über die Verwendung der Eroberungen dem Heere Rechenſchaft gelegt, und demſelben ein angemeſſener Antheil daran verbürgt ſei. Mit Recht nannte Guſtav Horn ſolche Forderungen eine nichtswürdige Meuterei. Bernhard von Weimar, welcher ſich ebenfalls nach einer Ausſtattung aus der Beute umſah und noch überdieß das Heer feſt an ſich ziehen wollte, fand dagegen nur die Sprache zu ſcharf, und das Verlangen ſelbſt nicht unbillig. Dieſer Umſtand vermehrte noch die peinliche Verlegenheit Oxenſtierna's, der nun die lezten Mittel zuſammenraffte, und durch eine beträchtliche Zahlung das ſchwierige Heer endlich beſchwichtigte. Zugleich kam zwiſchen dem Kanzler und dem Herzog Bernhard von Weimar ein ſeltſamer Vertrag zu Stande. Der Herzog beſaß kein Land, ſtrebte jedoch eifrig nach Erwerbung eines ſolchen, um einen überwiegenden Einfluß bei ſeiner Partei zu erlangen, und mit der Zeit zum wirklichen Oberhaupt derſelben ſich zu erheben. In ſolcher Abſicht hatte er ſeine Augen ſchon längſt auf die Biſthümer Bamberg und Würzburg gerichtet. Bei der gegenwärtigen Verlegenheit des Kanzlers bewog er nun denſelben, das alte Herzogthum Franken wiederherzuſtellen und ihm, Bernhard, in der Eigenſchaft eines ſchwediſchen Lehens zu übertragen. Die Sache war an ſich ſchon anſtößig, wurde es aber noch mehr durch die Leichtfertigkeit, mit welcher der Herzog Vaſallenpflichten gegen ein Ländchen, wie Schweden, übernahm. Es war eine Befleckung des ehrwürdigen Andenkens der Salier, ihr altes königliches Herzogthum in ſolcher Art wieder zur Erinnerung oder zum Daſein bringen zu wollen. Mit Recht ſagte deßhalb ein katholiſcher Schriftſteller: „Mag es zum ewigen Gedächtniß in unſern Archiven bleiben, daß ein deutſcher Fürſt von einem ſchwediſchen Edelmann ſolches begehrt, und ein ſchwediſcher Edelmann in Deutſchland einem deutſchen Fürſten ſolches bewilliget hat, was ebenſo ungereimt für den Einen zu begehren, als für den Andern zu geben iſt [1].“ Gleichwohl ergriff Bernhard von ſeinem neuen Herzogthum in Würzburg mit großen Gepränge Beſitz.

Der ſeltſame Vorfall entfernte übrigens die Eiferſucht zwiſchen den drei Häuptern der ſchwediſch-deutſchen Partei keineswegs, ſondern ſteigerte dieſelbe vielmehr. Horn und Bernhard waren ſchon in rein ſtrategiſchen Fragen, und über die Art der Kriegführung überhaupt, ſelten gleicher Meinung: da der erſtere in kalter Berechnung meiſtens vorſichtige, lezterer hingegen in feuriger Gemüthsart gewöhnlich kühne Unternehmungen empfahl. Unter ſolchen Umſtänden hätte nothwendig einer dem andern untergeordnet ſein müſſen, um einheitliches Handeln möglich zu machen; allein verſchiedene Umſtände erweckten gegenſeitig Mißtrauen. Guſtav Horn ſträubte ſich, einen Deutſchen als ſein Oberhaupt anzuerkennen, weil dieſer die ſchwediſchen Intereſſen preis geben könne: Bernhard hingegen fürchtete ſeines Einfluſſes im Heere beraubt, und allmälig verdrängt zu werden, wenn er ſich dem Oberbefehl der Schweden unterordne. Auch ſein Stolz würde dieß nie zugelaſſen haben. Einen König, wie Guſtav Adolph, konnte der deutſche Reichsfürſt wohl als ſein Oberhaupt anerkennen, keineswegs aber einen bloßen ſchwediſchen Edelmann. Seit ſeiner Ernennung zum Herzog von Franken war die Abneigung gegen eine untergeordnete Stellung

[1]) Waſſenberg. Nach ihm rührt ſolcher Ausſpruch von Oxenſtierna ſelbſt her.

im Heere noch größer, die Eiferſucht gegen Horn alſo verſtärkt worden. Solches Verhältniß hatte nun auf die Kriegführung entſchieden üblen Einfluß, und das ſchwediſch-deutſche Heer leiſtete im Feldzug des Jahres 1633 ungleich weniger, als es ſonſt vermocht haben würde.

Aber auch Albrecht von Wallenſtein rechtfertigte immer weniger die großen Erwartungen, welche ſich der Kaiſer wie das Heer von ſeinem zweiten Generalat gemacht hatten. Bei ſeiner Rückkehr nach Böhmen bemühte er ſich zwar, die Armee zu verſtärken, und zugleich in beſſerer Mannszucht zu halten. Deßhalb hatte er nicht nur das gemeldete ſtrenge Gericht über die Ausreiſſer verhängt, ſondern in der Abſicht, auf der andern Seite auch wieder zu ermuntern, unter die Regimenter und Heerführer, welche ſich in der Schlacht bei Lützen gut gehalten hatten, ſehr reiche Belohnungen austheilen laſſen. Allein bald ward ſein Benehmen äußerſt räthſelhaft. Man hatte geglaubt, daß ſeine eben gemeldeten Maaßregeln nur Voranſtalten für wichtige Unternehmungen des Jahres 1633 ſein würden; indeſſen der Friedländer blieb bis in den Mai unthätig in Böhmen ſtehen, während die ſchwediſchen Heere mitten im Winter zu neuen Thaten aufbrachen, und im Frühjahr Baiern wiederholt in Gefahr verſezten. Als Wallenſtein endlich aufbrach, richtete er ſeinen Zug nicht nach dem Reich gegen die Hauptmacht des Feindes, ſondern nach Schleſien gegen die wenig gefährlichen Sachſen. Und ſelbſt im Angeſichte der Hauptmaſſen derſelben unter Arnim unternahm der Friedländer, troz ſeiner Uebermacht, gleichwohl keinen Angriff. Um ſein Benehmen immer räthſelhafter zu machen, beſchäftigte er ſich nur mit geringfügigen Unternehmungen, wie z. B. der Einnahme von Nimptſch, und unterließ abermals den Kampf, als er dem ſchwediſch-ſächſiſchen Heer bei Schweidtnitz zum zweiten Mal begegnete. Nachdem er demſelben neun Tage gegenüber geſtanden war, ſchlug er vollends einen Waffen-Stillſtand vor, welcher am 7. Juni 1633 auf die Dauer von 14 Tagen auch wirklich abgeſchloſſen wurde.

Während dieſer Ruhe ſpann ſich zwiſchen beiden Heeren ein ſehr geſelliges Leben an; ja ſo freundlich wurden die Beziehungen, daß ſie faſt zur Vertraulichkeit übergingen. Die Offiziere veranſtalteten wechſelſeitig gemeinſame Luſtbarkeiten, und der Herzog von Friedland bewirthete mehrere Tage lang die Generäle der feindlichen Armee. Schien ſchon dieß etwas auffallend zu ſein, ſo ergaben ſich bald noch bedenklichere Anzeichen. Wallenſtein verkehrte nämlich ſehr häufig mit dem ſächſiſchen Feldmarſchall Arnim, und ging in den Unterredungen mit demſelben allmälig zu ſeltſamen Aeuſſerungen über. Zuerſt beklagte er die lange Dauer des Krieges und ſprach von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens. Hierin hatte er freilich Recht, und auch die Bemerkung war ſehr verſtändig, daß man die Schweden nur mit Geld entſchädigen oder belohnen ſolle; doch er ließ auch Winke fallen, daß man nöthigenfalls nicht bloß die katholiſche Liga, ſondern ſelbſt den Kaiſer zum Abſchluß des Friedens zwingen müſſe. Wer ſollte ſolches thun? Etwa das Heer Ferdinands II. ſelbſt? Albrecht von Wallenſtein war zu ſchlau, um dieß geradehin zu ſagen: er war ferner zu verſchloſſen, um ſeine geheimen Gedanken ſogleich offen mitzutheilen; deſſenungeachtet muß er mit verdächtigen Anſpielungen gegen Arnim herausgegangen ſein. Sowohl der ſchwediſche officielle Geſchichtſchreiber Chemnitz, als der kaiſerliche von gleicher Eigenſchaft, Graf Khevenhiller, berichten übereinſtimmend ſolche Reden des Herzogs von Friedland, führen Perſonen an, in deren Gegenwart ſie geſprochen wurden, und verbreiten ſich über andere Nebenumſtände, z. B. die Meinungsäuſſerung anweſender Dritter[2]). Beiden Geſchichtſchreibern geradezu alle Beweiskraft abzuſprechen, iſt nicht möglich, da

[2]) Nach ihnen erklärte der Herzog: „Er begehre mit der Krone Schweden, Churſachſen und Churbrandenburg

kein Gegenbeweis vorliegt. Ihre Berichte mögen im Einzelnen zu weit gehen, oder Irrthümern unterliegen; daß aber Wallenſtein auf ein Mal unerwartete Anſichten geäußert, plötzlich ſeine Sinnesänderung und geheime Gedanken angedeutet habe, welche allgemein auffielen, iſt durch das Zeugniß der bemerkten beiden Geſchichtſchreiber unumſtößlich feſtgeſtellt. Dazu kommt aber noch eine andere entſcheidende Thatſache. Während nämlich früher keine Seele an eine Untreue des kaiſerlichen Feldherrn gedacht hatte, wurde ſeit dem Waffenſtillſtand in Schleſien in ganz Deutſchland das Gerücht verbreitet, der Herzog von Friedland ſinne auf den Abfall von der kaiſerlich-liguiſtiſchen Partei. Dieſes Gerücht entſtand zu plötzlich und zu allgemein, als daß es ganz aus der Luft gegriffen ſein konnte, und die folgenden Begebenheiten erwieſen auch, daß es keineswegs grundlos war. Sehr verdächtig waren ſchon die ausſchweifenden Bedingungen, welche Wallenſtein bei der Uebernahme ſeines zweiten Generalates dem Kaiſer abdrang. Solche Forderungen ſtellt kein Privatmann, kein Untergebener, ſondern ein Landesherr und ſelbſtſtändiger Bundesgenoſſe. Nicht nur durch vielfältige Aeuſſerungen, ſondern auch durch ſein ganzes Benehmen deutete der Herzog von Friedland auch wirklich an, daß er für eine eigentliche Macht im Kriege zu gelten, den Reichsfürſten gleichgeſetzt zu ſein wünſche. Darum hatte er ſo ſehnlich gehofft, ſich im Herzogthum Meklenburg zu behaupten; darum richtete er ſeine Augen auf eine andere deutſche Landeshoheit, als die Siege des ſchwediſch-deutſchen Heeres jene Hoffnung endlich ganz zerſtört hatten. Es war nichts geringeres, als die Landesherrlichkeit über Böhmen, welche ſich der Ehrgeiz des Friedländers zum Ziele ſetzte. Entwürfe der Art waren ohne einen Abfall vom Kaiſer nicht durchzuführen: an dieſen mußte Wallenſtein alſo denken, wenn er wirklich die Erwerbung der böhmiſchen Krone im Sinne trug. Ob er ſolche Gedanken ſchon bei der Uebernahme des zweiten Generalates gehegt habe, mag dahingeſtellt bleiben, obgleich ſeine geforderten Bedingungen ſolches wahrſcheinlich machen; doch ſeit dem Waffenſtillſtand in Schleſien (Juni 1633) ſollte ein Anzeichen um das andere hervortreten, daß ſolchen Gedanken wirklich Raum gegeben werde.

Der Marquis von Feuquières, ſeiner Aufträge eingedenk, hatte ſeine Ohren allenthalben, um zu erlauſchen, was zur Verwirrung der deutſchen Angelegenheiten dienen könne. So gelangte unter andern das Gerücht zu ihm (Frühling 1633), daß Albrecht von Wallenſtein mit dem kaiſerlichen Hofe in geſpannten Verhältniſſen ſtehe. Bald darauf (im Mai 1633), reiste er zur Vollziehung weiterer Aufträge nach Dresden, und machte dort mit dem Schwager und Vertrauten Wallenſteins, dem verbannten böhmiſchen Grafen Kinsky, Bekanntſchaft. Feuquières benützte dieſen Umſtand ſogleich, um ſich über die Geſinnungen des Herzogs von Friedland näher zu unterrichten. Da Kinsky umgekehrt den franzöſiſchen Geſandten ausholen wollte, ſo lüftete er einigermaßen den Schleier von ſeines Schwagers Geheimniſſen. Es iſt hier noch nicht der Ort, zu unterſuchen, ob der genannte böhmiſche Graf mit oder ohne Vorwiſſen ſeines Schwagers handelte; genug Feuquières erhielt über die Abſichten des leztern Winke, die ihm

---

einen rechtmäßigen Frieden zu machen und da ſchon der Kaiſer nicht alſo, wie Er geſchloſſen, ſelbigen eingehn wollte, ſollte derſelbe doch mit Gewalt dazu angehalten werden, wozu Er denn gute Mittel wüßte."

Die Aeußerungen Wallenſteins umfaßten noch mehrere andere Punkte. Vornehmlich fielen aber folgende auf: 3) Die Jeſuiten als rechte Friedensſtörer ſollten ganz und gar aus dem Lande geſchafft und 4) alles, was zugeſagt, aufrichtig und redlich ſonder alle Gefährde gehalten, auch das gemeine axioma: „haereticis non servanda fides" allhie nichts gelten."

als ſo wichtig erſchienen, daß er hierüber unverzüglich (Ende Mai 1633) an ſeinen Hof berichtete. Auch dort hielt man die Mittheilungen für ſo bedeutend; daß Feuquières ſchon unter dem 19. Juni 1633 von Ludwig XIII. ſelbſt den Auftrag erhielt, „den Herzog nicht nur des Wohlwollens des Königs, ſondern auch deſſen Beiſtandes zu verſichern, um ihn (Wallenſtein) zur böhmiſchen Krone und noch höher zu erheben, wenn er zum Frieden im Reiche und in der Chriſtenheit, zur Erhaltung der Religion und öffentlichen Freiheit beitragen wolle.“ Ob die Erhebung Wallenſteins zum böhmiſchen Könige zuerſt von Kinsky oder von Feuquières angeregt worden ſei, iſt ungewiß, aber auch unerheblich; bedeutſamer dagegen die Thatſache, daß Feuquières die Mittheilungen Kinsky's ſo unbedenklich für richtig hielt und die Billigung derſelben von Seite Wallenſteins ſo gewiß vorausſezte, daß er, noch vor der Antwort auf ſeine Berichte an den Hof, unmittelbar an den Herzog von Friedland ſich wendete. Er überſchickte ihm nämlich eine Denkſchrift, worin er alle erlittenen Kränkungen des Herzogs aufzählte, und demſelben gleichfalls die Hülfe Frankreichs zur Erwerbung der böhmiſchen Krone zuſagte. Das war ein zweites inhaltſchweres Anzeichen, über welchen Anſchlägen das ehrgeizige Gemüth Albrechts von Wallenſtein brüten möge. Lezterer ließ ſich im Sommer 1633 mit Feuquières allerdings noch nicht unmittelbar ein, dafür knüpfte Graf Kinsky mit dem franzöſiſchen Botſchafter um die Zeit des erſten ſchleſiſchen Waffenſtillſtandes nähere Unterhandlungen an. Kinsky ſtellte nämlich an den Marquis von Feuquières die Fragen, auf welche Gewährſchaften der Herzog von Friedland für den Fall ſeiner Verbindung mit Frankreich rechnen dürfe, welche Abſichten in ſolcher Vorausſezung Ludwig XIII. hinſichtlich des Oberbefehls über die Heere hege, wie die leztern verwendet werden ſollen nnd in welches Verhältniß endlich man zu Baiern, Brandenburg und Sachſen zu treten beabſichtige. Feuquières verhieß hierauf die Bürgſchaft ſeines Königs und des geſammten evangeliſchen Bundes für die Vollziehung aller Verpflichtungen, welche man gegen Friedland übernehmen werde, die Uebertragung des Oberbefehls auf Friedland, und die Preisgebung des Kurfürſten von Baiern. Graf Kinsky erklärte freilich ausdrücklich, daß er bei der Stellung ſeiner Fragen und den geſammten Erörterungen überhaupt nur aus eigenem Antriebe gehandelt habe, ohne von ſeinem Schwager Wallenſtein dazu aufgefordert, oder zu irgend etwas ermächtiget worden zu ſein; es wird ſich indeſſen bald ergeben, was von dieſer Erklärung zu halten ſei. Da übrigens der Herzog von Friedland unmittelbare Unterhandlungen fortwährend eben ſo beharrlich ablehnte, als beſtimmte Antworten, ſo wurde die Zudringlichkeit des franzöſiſchen Kabinets noch größer. Unter dem 16. Juli 1633 wurden nämlich dem Marquis von Feuquières neue Anleitungen und Vorſchriften zur Unterhandlung mit Wallenſtein gegeben, und dieſen war ſogar ein eigenhändiger Brief Ludwigs XIII. an den Herzog von Friedland beigefügt. Der König nannte in dem Handſchreiben den Herzog ſeinen „Vetter“ und verſicherte ihn ſeiner aufrichtigſten Zuneigung, Dankbarkeit und Unterſtüzung. Bedeutſam war endlich beigefügt, daß der Ueberbringer des Briefes zu näheren Eröffnungen ermächtiget ſei. Dieſe Eröffnungen beſtanden nach der Inſtruktion des franzöſiſchen Botſchafters in der Verſicherung, daß man ein franzöſiſches Heer bereits beſtimmt und beauftragt habe, den Spaniern die Ueberſchreitung der Alpen zu wehren, und daß Wallenſtein von Frankreich bedeutende Geldhülfe empfangen ſolle, ja ſogar ſogleich eine Million Franken erheben könne, ſofern er ein Heer von 35,000 Mann aufzubringen vermöge. Endlich wurde das Verſprechen wiederholt, dem Herzog zur Erwerbung und Behauptung der böhmiſchen Krone behülflich zu ſein. Auch jezt gab zwar Wallenſtein keine Antwort, aber bald traten über ſeine Anſchläge noch nähere Anzeichen, ja ſelbſt Beweiſe hervor.

Als nämlich der Waffenſtillſtand, welchen Wallenſtein mit Arnim am 7. Juni geſchloſſen hatte, am 22. Juni 1633 abgelaufen war, fielen zwiſchen beiden Heeren abermals keine entſcheidenden Unternehmungen vor. Nach einigen unbedeutenden Demonſtrationen ward vielmehr auf den Antrieb des Friedländers zwiſchen dieſem und Arnim am 22. Auguſt 1633 ein neuer Waffenſtillſtand auf 4 Wochen abgeſchloſſen, und noch überdieß bedungen, daß die Feindſeligkeiten erſt drei Wochen nach Ablauf des Stillſtandes wieder beginnen ſollten. Albrecht von Wallenſtein gab als Grund ſeines Benehmens die Abſicht an, die Kurhäuſer Sachſen und Brandenburg von Schweden zu trennen, und vermöge eines Separat-Friedens auf die Seite des Kaiſers herüber zu ziehen. Plötzlich ergab ſich aber während des Waffenſtillſtandes eine Thatſache, welche weſentlich andere Entwürfe des Herzogs von Friedland ankündigte, und endlich die geheimen Gedanken desſelben wirklich an den Tag brachte. Vielleicht würden dieſe noch länger verborgen worden ſein, allein beſondere Ereigniſſe drängten zur angegebenen Zeit den Herzog von Friedland zum endlichen Handeln im Sinne ſeiner Entwürfe, und das bewies wiederum, wie gewiß derſelbe mit geheimen Anſchlägen umgegangen war.

Ferdinand II. hatte nämlich im Jahre 1632 den ſpaniſchen Hof auf das eindringlichſte um Unterſtützung angegangen, und endlich den Beſchluß ausgewirkt, daß der Infant ſelbſt ein Heer von Italien aus nach Elſaß und Lothringen führen ſoll. Verſchiedene Hinderniſſe hielten den Prinzen auch 1633 noch in Italien zurück: dafür ordnete er aber unter der Anführung Feria's ein Heer von 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reitern nach Deutſchland ab. Wallenſtein, auf ſeinen Einfluß ſehr eiferſüchtig, war über jene Verſtärkung der kaiſerlichen Macht ſehr unzufrieden, weil er fürchtete, daß Ferdinand II. von ihm unabhängiger werde, und ihn am Ende wohl gar für entbehrlich halten könne. Zudem hatte er durch ſeine Kundſchafter auch erfahren, daß man in Wien mit ſeinem Benehmen keineswegs zufrieden ſei, am Hofe des Kaiſers vielmehr bittere Beſchwerden darüber führe. Er ſah viele Ankläger wider ſich thätig, den Kaiſer bekümmert und unruhig: ſein Gewiſſen mochte ihm das Weitere geſagt haben, kurz er hielt ein neues Zerwürfniß mit Ferdinand II. über kurz oder lang für unvermeidlich. Bei ſeinem finſtern Gemüth war er überaus argwöhniſch: er hielt daher ſeinen Sturz jezt ſchon für beſchloſſen, und ſah in Feria bereits ſeinen Nachfolger oder wenigſtens das Werkzeug ſeines Falles. Es ſchien alſo jezt Zeit, der Ausführung ſeiner Entwürfe näher zu gehen, und deßhalb vor Allem zur Ausholung der Schweden gewiſſe vertrauliche Mittheilungen zu machen. Den ſächſiſchen Feldmarſchall von Arnim hatte ſich Wallenſtein hiebei zum Unterhändler auserſehen, und Arnim erſchien während des zweiten ſchleſiſchen Waffenſtillſtandes (im September 1633) wirklich bei dem Kanzler Orenſtierna zu Gelnhauſen, um demſelben wichtige Neuigkeiten zu hinterbringen. In den Unterredungen mit Arnim während des zweiten Waffenſtillſtandes in Schleſien begnügte ſich nämlich der Friedländer nicht mehr mit bloßen verdächtigen Anſpielungen, wie im erſten Stillſtand, ſondern entſchleierte ſeine Anſchläge vollkommen. Zu nicht geringer Verwunderung des Kanzlers berichtete der Feldmarſchall Arnim hierüber Folgendes:

„Wallenſtein habe dem Kaiſer die ſchimpfliche Abſezung in Regensburg nie vergeſſen, ſondern fortwährend Rache-Gedanken mit ſich herumgetragen. Bisher habe der General immer an ſich gehalten; ſeitdem aber Feria mit den Spaniern in Deutſchland erſchienen, ſei er ſo erbittert, daß er ſich endlich entſchloſſen hätte, und um ſich zu rächen wirklich losſchlagen werde, wenn er auf die Unterſtützung der Evangeliſchen rechnen könne. Seines Heeres ſei er gewiß, da er auf Gallas, Holk und die andern Generale bauen könne,

diejenigen hingegen, welche ihm unſicher oder verdächtig zu ſein ſchienen, entweder ſchon entfernt habe, oder demnächſt vollends beſeitigen werde. Der Waffen-Stillſtand in Schleſien ſei nur deßhalb geſchloſſen worden, um Arnim als Unterhändler an den Kanzler abſenden zu können [3]."

Nach dieſer Einleitung kam die Hauptſache nämlich der Antrag Wallenſteins ſelbſt, welcher alſo lautete: "Wenn der ſchwediſche Reichs-Kanzler dem Feldmarſchall Holk einige ſchwediſche Regimenter anvertrauen wolle, ſo werde der Herzog von Friedland dafür ſechs Regimenter zu dem Feldmarſchall Arnim ſtoßen laſſen, und mit dem andern Theil ſeines Heeres durch Böhmen nach Oeſtreich vordringen. Während dieſer Bewegung werde Holk nach Baiern ziehen, um den Herzog Bernhard von Weimar zu unterſtützen, und dadurch den Marſchall Horn in den Stand zu ſetzen, die Spanier aus Deutſchland zu vertreiben [4])."

Stand in der einleitenden Erklärung, bis auf das Vertrauen zu Holk und Gallas, jedes Wort mit den Thatſachen im Einklang: war jene Erklärung der treue Commentar des bisherigen Benehmens Wallenſteins, ſo verrieth der beigefügte Operationsplan das Feldherrn-Talent desſelben. Die Ausſage des Feldmarſchall Arnim vor dem Reichskanzler Oxenſtierna hatte daher ſchon den Beweisgrund der innern Wahrſcheinlichkeit für ſich.

In neuerer Zeit hat ſich Friedrich Förſter große Mühe gegeben, die Unſchuld Wallenſteins zu erweiſen; allein dieſe Abſicht iſt, troz großer Studien und der Aufſuchung vieler Urkunden, gänzlich mißlungen. Bei der verſuchten Rechtfertigung des Friedländers gedenkt Förſter nun auch des angeführten Berichtes von Chemnitz. Lezterer ſchrieb die Geſchichte jener Zeit nach den Anweiſungen Oxenſtierna's ſelbſt; was er über den Schritt Arnims erzählt, iſt daher ſo gut, als das eigene Zeugniß des ſchwediſchen Kanzlers, und da dieſes aus eigener Sinnes-Wahrnehmung, ſeinem Zweigeſpräch mit Arnim fließt, ſo iſt es hinlänglich erwieſen, daß der ſächſiſche Feldmarſchall wirklich die oben mitgetheilte Ausſage gemacht habe. Die Unſchuld Wallenſteins würde ſohin vorausſezen, daß Arnim Unwahrheit geſprochen, oder das Ganze erſonnen habe. Dieß iſt aber an ſich ſchon undenkbar, und überdieß wird der Bericht Arnims auch durch die Unterhandlungen Kinsky's mit Feuquières unterſtüzt. Friedrich Förſter greift nun die Glaubwürdigkeit Arnims auch nicht an, ſondern beſtreitet nur die Erheblichkeit ſeiner Ausſage. „Aus allem," ſagt er, „was Arnim dem Reichskanzler hinterbrachte, geht deutlich hervor, daß Friedland nichts anders vor hatte, als zum Vortheil des Kaiſers mit dem Kurfürſten von Sachſen Frieden zu ſchließen, durch allerhand Vorſpiegelungen die Schweden ſicher zu machen, und Arnim auf ſeine Seite zu ziehen." Eine ſolche Behauptung müßte vor allem bewieſen werden, und da dieß nicht entfernt der Fall iſt, fällt ſie von ſelbſt dahin. Zu allem Ueberfluß gibt es aber auch Anzeigen, die ſie geradezu widerlegen. Aus dem Berichte Arnims geht hervor, daß Wallenſtein nach Herſtellung des Bündniſſes mit Schweden den Feldmarſchall Holk, deſſen er gewiß zu ſein glaubte, in Verbindung mit Bernhard von Weimar gegen Baiern ziehen laſſen wollte. Wir beſitzen nun einen Brief von Holk, worin er wirklich folgendes an den Herzog Bernhard ſchreibt: „Friedland hat mir befohlen, die kaiſerlichen Völker aus Meiſſen ins Voigtland und an die böhmiſche Gränze zu ziehn und die Truppen Ew. Fürſtl. Gnaden nicht anzugreifen, wenn ſie in der Nähe ſind. Ich bitte ſie ebenmäßig alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſo wie ich mich zu ferneren Unterhandlungen er-

[3]) Die Quelle iſt der ſchon angeführte offizielle Geſchichtſchreiber Chemnitz.
[4]) Die Quelle iſt wiederum Chemnitz.

biete, wenn ich in Ew. Fürſtl. Gnaden Nähe werde angekommen ſein[5]." Dieſes Schreiben ertheilt der Ausſage Arnims eine merkwürdige Beſtätigung über eine beabſichtigte Verbindung Holks mit Bernhard. Nach der Gewohnheit des Friedländers iſt der Antrag Holks freilich etwas zweideutig gefaßt; allein er erſcheint im Vereine mit den Eröffnungen Arnims immer noch als äußerſt verfänglich. Den beſten Beweis davon gab der Eindruck, welchen der Brief auf den Herzog Bernhard machte. Dieſer war über den Inhalt ſo erſtaunt, und ſah darin ſo wichtige und unerwartete Anſchläge des Herzogs von Friedland, daß er ſeinen Bruder Wilhelm anging, er möge durch Arnim hinter die Geheimniſſe Wallenſteins zu kommen ſuchen. Er kannte alſo wohl die Eröffnungen des ſächſiſchen Feldmarſchalls noch nicht.

Der Kanzler Oxenſtierna, welcher von den Erörterungen zwiſchen Feuquières und Kinsky nichts wußte, äußerte dagegen nach Anhörung der Berichte Arnims über die Sache allerdings große Bedenklichkeiten. Er traute dem Friedländer nicht; ſondern meinte, daß es dieſer nur auf eine Täuſchung der Evangeliſchen abgeſehen habe[6]). Dadurch wurde zu der Behauptung der Unſchuld Wallenſteins vorzüglich mit Veranlaſſung gegeben. Allein Oxenſtierna kannte eben alle geſchehenen, verborgenen Schritte noch nicht genug, und war natürlich durch die unerwartete Mittheilung eines ſo wichtigen Geheimniſſes anfangs überraſcht, und ungläubig. Seine erſten Bedenklichkeiten beweiſen alſo wenig für die Unſchuld des Herzogs von Friedland. Uebrigens lenkte der Kanzler ſchon gegen Arnim bald wieder ein, und verſprach, dem Herzog Bernhard die Annahme einer ſolchen Stellung zu empfehlen, daß er dem Marſchall Holk im Nothfall beiſpringen könne. „Nur müße man es ſo einrichten, daß Bernhard der Meiſter Holks bleibe, nicht aber Holk der Meiſter Bernhards werden könne." Bei dem Abſchied trug der Kanzler dem ſächſiſchen Feldmarſchall vollends auf: den Herzog von Friedland zur Verfolgung ſeiner Pläne und zu entſcheidenden Schritten aufzumuntern, und in dieſem Falle ihn der ſchwediſchen Hülfe zu verſichern. Oxenſtierna hielt alſo die Anträge Wallenſteins keineswegs unbedingt für Liſt und Täuſchung, ſondern er wollte nur ſicher gehen. An den Herzog Bernhard von Weimar ſchrieb er ſodann im gleichen Sinn: er empfahl, vor einer betrüglichen Liſt des Friedländers auf der Hut zu ſein, und ernſte Schritte (reelle Demonſtrationen) desſelben abzuwarten. Auch hieraus erhellt alſo, daß der Kanzler zwar Mißtrauen hegte, doch auch einen ernſtlich gemeinten Abfall Friedlands von dem Kaiſer für möglich hielt.

In Widerſpruch mit Arnims Bericht mißbilligte übrigens Albrecht von Wallenſtein die Reiſe des erſtern zu Oxenſtierna[7]). Dieſer Umſtand iſt in der That nicht wohl zu erklären, wenn man nicht annehmen will, daß Wallenſtein eine weniger auffallende Mittheilung Arnims an Oxenſtierna gewünſcht,

---

[5]) Man ſehe: Albrechts von Wallenſtein vertrauliche Briefe, herausgegeben von Friedrich Förſter, Band III., Seite 71.

[6]) Oxenſtierna ſagte: „daß man evangeliſchen Theils den Antrag Friedlands aestimiren müſſe, als wann er ſie nicht anginge, darum ſie ihre Gedanken und consilia darnach ganz nicht richten, ſondern einen Weg wie den andern, ihren feſten Gang gehen und nun um ſo vielmehr vor ſolchen Practiken ſich hüten ſollten. Wäre es ein Scherz, der ſchiene gar zu grob zu ſeyn, und hätte er keinen andern Erfolg, ſo müßte er doch zuletzt Mißtrauen beim Gegentheil auch vielleicht Verachtung bei des Feindes Soldatesca verurſachen. Auch ſchien es, daß man die Schwediſchen auf dieſe Manier um einen Theil ihrer beſten Regimenter zu bringen gedächte."

[7]) Friedland ſchrieb den 2. September 1633 folgendes an Arnim: „Ich bedaure daß der Herr in das Reich (zu Oxenſtierna) reiſen will, denn auf dieſe Weis kann das Werk (der Stillſtand) keinen Beſtand haben."

und durch die plözliche Reiſe zu ſchnell ſich bloß geſtellt geglaubt habe [8]). Uebrigens iſt ſolcher Widerſpruch nur untergeordneter Art, und bei den gewohnten Winkelzügen des Friedländers nicht auffallend. Der Zeitpunct zum Handeln war noch nicht gekommen: Wallenſtein wollte vielmehr nur vorläufig die Schweden ausholen, und ſeine Pläne von weitem durchblicken laſſen. Um aber nicht vor der Zeit bei den kaiſerlichen Hof näheren Verdacht zu erregen, zog er ſich nach Erreichung ſeiner erſten Abſicht wieder zurück, und ſuchte ſogar den Schein zu erregen, daß er den Krieg gegen die Evangeliſchen nun mit Nachdruck zu führen entſchloſſen ſei. Darum kündigte er den Sachſen den Waffenſtillſtand auf, und eröffnete noch im Herbſt 1633 die Feindſeligkeiten mit eben ſo großer Umſicht, als Thätigkeit. Nachdem er durch einen verſtellten Zug nach Sachſen den Marſchall Arnim von Schleſien weggelockt hatte, zog er plözlich nach dieſer Seite, überfiel dort die zurückgelaſſene ſchwediſch-ſächſiſche Beſazung von 6000 Mann unter Thurn und Duwal, und machte ſie durch ſeine unverhältnißmäßige Uebermacht zu Kriegsgefangenen. Thurn, einer der Haupt-Urheber des Kriegs, wurde nach kurzer Gefangenſchaft entlaſſen, was die entſchiedene Mißbilligung des kaiſerlichen Hofes nach ſich zog. Nach dieſem glänzenden Erfolge verbreitete ſich Wallenſtein ſiegreich über Schleſien, Brandenburg und die Lauſiz, durch Strenge überall Schrecken einflößend.

Mittlerweile war auch in andern Gegenden das Kriegsfeuer wieder heftig emporgelodert; doch hier war der Vortheil mehr auf Seite der Proteſtanten. Im nördlichen Deutſchland lieferte der Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg den Kaiſerlichen glückliche Gefechte, insbeſondere bei Heſſiſch-Oldendorp, und verſezte ihrer Sache durch die Einnahme von Hameln einen empfindlichen Schlag. Noch entſcheidender waren aber in Süddeutſchland die Erfolge des Herzogs Bernhard von Weimar. Dort ſchien die kaiſerlich liguiſtiſche Partei im September 1633 ein bedeutendes Uebergewicht zu erlangen: denn Feria war mit den Spaniern um dieſe Zeit bereits über die Alpen gegangen, und dem Kriegsſchauplaze in Schwaben nahe. Da ſich Bernhard von Weimar zu Anfang September wegen diplomatiſcher Geſchäfte in Frankfurt befand, ſo brach Feldmarſchall Horn einſtweilen mit 12,000 Mann vom Lager in Donauwörth auf, und eilte gegen den Bodenſee, an deſſen Ufern Feria erſcheinen ſollte. Als Horn in Stockach angelangt war, wandte er ſich plözlich nach Stein am Rhein, verſchaffte ſich dort durch ſeine Uebermacht und Schnelligkeit den Uebergang über die Brücke, und zog alsdann durch das Thurgau vor Konſtanz. Vergebens hegte er die Hoffnung, die Stadt raſch zu nehmen: dieſelbe widerſtand mit Nachdruck, und Guſtav Horn war zu einer Belagerung genöthiget. Wegen Mangel an grobem Geſchüz konnten die Schweden aber keine großen Fortſchritte machen, ſo daß ſich die Sache in die Länge zog. Unterdeſſen hatte General Aldringer die Deckung Baierns dem muthigen Heerführer Johann von Werth übertragen, und war mit bedeutenden Streitkräften nach Mindelheim gezogen, um ſich mit den Spaniern in Verbindung zu ſezen. Am 29. September 1633 vereinigte er ſich zwiſchen Lindau und Ravensburg wirklich mit Feria, und nun wurde die

---

8) Arnim war durch ſein Benehmen ſehr überraſcht. „Was den außgang“ ſchrieb er an den Kurfürſten von Brandenburg, „von des herzogs zu Friedtlandt vorgeſchlagenen tractaten geweſen, Ich ſchwere es zu Gott, das ich nicht ausſinnen kann, Was darunter vor finesse geſucht, Dan er hatt bei wehrendem ſtillſtandt in die 8000 Mann verlohren, durch Gottes gnade iſt aber vnſere Cavallerie wieder in ſolchem ſtande, alß Sie anfangs des Sommers geweſen, Ich halte es iſt nur durch eine boutage geſchehen, das er anders ſinnes worden, Wie es aber ſey, ſo ſcheinet gnugſam daraus, das mit dem Manne nichts ſicheres zu tractiren, dan da iſt keine beſtendigkeit, Gott lob, daß er Vns nicht, ſondern ſich am meiſten geſchadet.“

Stellung der Schweden gefährlich, weil ihnen die Rückkehr über den Rhein abgeſchnitten werden konnte. Feldmarſchall Horn, welcher Konſtanz bereits ſeit 3 Wochen erfolglos belagerte, drohte nun freilich mit einem allgemeinen Sturm; doch ein ſolches Wagſtück konnte bei der Nähe des großen feindlichen Heeres noch verderblicher enden. Da erſchien zur großen Freude der bedrängten Schweden plözlich Bernhard von Weimar mit ſeinem geſammten Heere in der Nähe des Bodenſee's. Der Herzog war nach dem Abzug Aldringers aus Baiern demſelben in Eilmärſchen gefolgt; da er aber die Vereinigung deſſelben mit Feria nicht mehr zu hindern vermochte, ſo ſuchte er wenigſtens, den Rückzug Horns zu decken. Dieß gelang vollſtändig, und beide Heerführer vereinigten ſich am 5. October bei Hohentwil, alsbald gegen Feria und Aldringer vordringend. Bernhard von Weimar wünſchte eine entſcheidende Schlacht; ihm rieth aber Guſtav Horn ernſtlich ab, und im entgegengeſezten Heere hatte Aldringer von Wallenſtein den Befehl erhalten, nichts ernſtliches zu unternehmen.

Unthätig beobachteten ſich beide Heere einige Zeit, bis endlich Bernhard von Weimar den Feind an einer andern Seite zu faſſen beſchloß. Da er nicht nur den Pfalzgrafen von Birkenfeld mit einer Heer-Abtheilung an ſich gezogen, ſondern auch von den Verhaltungs-Befehlen Wallenſteins gegen Aldringer theilweiſe Kunde erhalten hatte, ſo hielt er den Feldmarſchall Horn in Verbindung mit dem Pfalzgrafen für ſtark genug, um Würtemberg zu decken, und beſchloß für ſich eine entſcheidende Unternehmung gegen den Kurfürſten von Baiern. Als er ſich in Folge dieſes Planes ſofort von Horn trennte, gelang es nun freilich den Generalen Aldringer und Feria, durch den Sundgau in das Elſaß einzudringen; aber ſie wurden ſpäter bald uneinig, und trennten ſich ebenfalls. Bernhard hingegen rückte raſch die Donau hinab, und warf ſich plözlich auf Regensburg.

Maximilian von Baiern erſchrack heftig, als er die Bewegungen des Herzogs erfuhr. Bei der Entfernung von Aldringer unfähig, Regensburg zu entſezen, ſandte er Eilboten an Wallenſtein, welcher damals gerade die gemeldeten Siege in Schleſien, Brandenburg und Sachſen erfochten hatte, und beſchwor ihn um ſchleunige Hülfe. Der Friedländer ſchüzte für jezt Hinderniſſe vor, weil er mit den Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen in wichtigen Verhandlungen ſtehe, verſprach aber ſpäter Unterſtüzung zu ſenden, und alsbald ſelbſt nachzufolgen. Anſtatt dieſe Verheißung zu erfüllen, ging er aber mit ſeinem Heere nach Böhmen, und nahm ganz ruhig ſein Hauptquartier in Pilſen. Maximilian belehrte ihn nun, daß die Gefahr viel dringender ſei, als er glaube, daß Regensburg, ohne ſchleunige Hülfe, verloren gehe, hierdurch aber ihrer Sache der empfindlichſte Schlag verſezt werde: vergebens, Wallenſtein behauptete, es ſei dem Herzog Bernhard mit ſeinen Angriffen nicht Ernſt. Jezt trafen auf Anliegen des Kurfürſten im Wallenſteiniſchen Lager auch von dem Kaiſer die gemeſſenſten Befehle ein, jenem die verlangte Hülfe zu gewähren; doch Friedland beharrte auf ſeiner Unthätigkeit. Eine Reiter-Abtheilung unter dem Grafen Strozzi entſandte er wohl gegen Baiern hin, aber das Ganze war nur auf Täuſchung berechnet, da Strozzi zugleich den Befehl erhielt, nicht über die böhmiſche Grenze hinauszugehen.

Bernhard von Weimar, Regensburg immer nachdrücklicher berennend, eroberte dieſen wichtigen Plaz endlich am 14. November 1633, befleckte aber ſeinen Ruf nach der Einnahme der Stadt durch harte Gelderpreſſungen gegen die katholiſche Geiſtlichkeit, und durch willkürliches Verfahren überhaupt. Nachdem Regensburg gefallen war, erneuerte der Kurfürſt von Baiern bei Wallenſtein ſeine Bitten um Hülfe. Er ſtellte ihm hiebei vor, daß auſſerdem Bernhard über ganz Baiern ſich ergießen, an der Donau ſich feſtſezen und endlich bis Linz vordringen werde. Auch Ferdinand II. gab dem Friedländer wiederholte Be-

fehle, Baiern zu ſchüzen; indeſſen alle dieſe Schritte waren wiederum vergeblich, und Wallenſtein befahl ſogar dem Grafen Gallas ſtill zu halten, als dieſer auf beſonderes Begehren Maximilians zum Schuze von Baiern aufbrechen wollte. Als ſich Bernhard von Weimar nun wirklich über ganz Niederbaiern ausbreitete, und außer Straubing auch Cham eroberte, als demnach die zweite Vorherſagung Maximilians ebenfalls eingetroffen war, ſezte ſich der Herzog von Friedland endlich von Pilſen aus mit 10,000 Mann gegen Baiern in Marſch. In einem vorausgeſendeten Brief an den Kurfürſten vom 27. November 1633 verſprach er entſcheidende Unternehmungen [9]), doch ſchon bei Furt in Böhmen machte er wieder Halt. Hier wollte er auf ein Mal gefunden haben, daß man gegen den Feind nichts ausrichten könne. Er ſchrieb dieß dem Kurfürſten mit der Bemerkung, daß er wieder tiefer nach Böhmen zu ziehen entſchloſſen ſei. Da gleichzeitig der Herzog Bernhard mit ſeinem ſiegreichen Heere ſich näherte, ſo führte Wallenſtein ſeinen Vorſaz ſogleich auch aus, und erſchien unverrichteter Dinge bald wieder in Pilſen. Hier machte er ſofort Anſtalten, um ſeine Armee, zur Beziehung der Winterquartiere, in Böhmen zu vertheilen, ja er begehrte ſogar zur Förderung dieſes Vorhabens die Mitwirkung eines kaiſerlichen Commiſſairs.

Acht und vierzigſtes Hauptſtück.

Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Abſezung desſelben.

(December 1633, und Januar 1634.)

Ferdinand II. war ſchon ſehr ungehalten, als ihm kund wurde, daß Herzog von Friedland, allen Befehlen und Bitten zum Troz, Regensburg preis gegeben und dem Kurfürſten Maximilian überhaupt alle Hülfe verweigert habe. Da er nun vollends die Abſicht ſeines Feldherrn erfuhr, die Winterquartiere in Böhmen zu nehmen, ſo ſtieg ſeine Unzufriedenheit auf das Höchſte. Gewohnt, mit großer Behutſamkeit zu handeln, wollte aber der Kaiſer ſeinen Unmuth auch jezt noch einmal bekämpfen, oder wenigſtens verbergen, und den Herzog von Friedland auf dem Wege der Güte bewegen, ſeine Winterquartiere außerhalb der kaiſerlichen Erblande zu nehmen. Der Hofkriegsrath von Queſtenberg, welchen Wallenſtein ſelbſt zur Ordnung dieſes Gegenſtandes als kaiſerlichen Commiſſair ſich erbeten hatte, wurde von Ferdinand II. beauftragt, den Friedländer nach ſeinem Willen zu ſtimmen. Seinen Aufträgen gemäß, machte Queſtenberg dem General nun die eindringlichſten Vorſtellungen; indeſſen ſelbſt bei dieſem Verlangen zeigte ſich Wallenſtein entſchieden widerſpenſtig. Ferdinand II., ſchon über die Mißachtung ſeiner Befehle zur Unterſtü-

[9]) Er ſchrieb alſo: „Morgenden Tag früh ziehe ich fort, in ſechs Tagen hoffe ich nicht weit vom Donauſtrom zu ſein; ich will mit ſtarken Tagreiſen eilen, damit nicht allein des Feindes ferneres Vorhaben gehindert werde, ſondern ihm auch die jetzige Impreſſa nach Regensburg gereue."

zung Maximilians tief gekränkt, war mit Recht beſorgt, durch den fortgeſezten Ungehorſam ſeines Feldherrn alles Anſehen zu verlieren. Er gab dem leztern deßhalb durch Queſtenberg ausdrücklich zu bedenken, wie ſehr er in den Augen anderer Monarchen herabgeſezt werden müſſe, wenn auch in Betreff der Winterquartiere ſein Wunſch nicht geachtet werde [1]. Deſſenungeachtet beharrte Wallenſtein hochfahrend und herriſch auf ſeinem Willen. In dem Rathe des Kaiſers war ſchon früher mancher Verdacht gegen den räthſelhaften Oberfeldherrn laut geworden, die jüngſten Vorfälle erregten nun vollends wirkliche Unruhe, und es ſchien an der Zeit zu ſein, ſich zu durchgreifenden Maaßregeln zu entſchließen. Allein der vorſichtige Kaiſer wollte erſt über die Stimmung der Armee ſich genauer unterrichten, und alſo noch ein Mal in der Güte mit ſeinem Feldherrn ſich vertragen. Auch in Anſehung der Winterquartiere gab er deßhalb nach, ſoviel das friedländiſche Hauptheer ſelbſt betraf. Dagegen verlangte er wiederholt, daß der Baron Suys ſeinem frühern Befehle zu Folge mit allen Regimentern ob der Ens über den Inn gehe, um den Kurfürſten von Baiern zu unterſtüzen. Zugleich ſollte der Herzog von Friedland von ſeinem Heer 1500 Fußgänger und wenigſtens 1000 Reiter zur Verſtärkung des Grafen Strozzi und Johannes von Werth abſchicken. Wallenſtein, welcher in jedem Befehle zu Truppen-Entſendungen von ſeinem Heere nur eine Abſicht, ihn zu ſchwächen, und allmälig zu entwaffnen ſah, lehnte auch das zweite Begehren Ferdinands II. entſchieden ab. Um den Bruch noch für einige Zeit zu verhindern, fügte ſich der Kaiſer endlich auch im zweiten Punkt dem Willen ſeines Feldherrn, und nahm es ſogar auf ſich, die Vorräthe für das Heer noch durch Zufuhren aus Oeſtreich und Ungarn zu verſtärken. Zugleich überſendete er ihm an Geld 100,000 Gulden, obwohl er dadurch ſich ſelbſt Einſchränkungen auferlegen mußte [2].

So ſchien freilich die Einigkeit zwiſchen Ferdinand II. und Albrecht von Wallenſtein ſelbſt nach den lezten bedenklichen Vorgängen wiederhergeſtellt worden ſein; doch es war dieß nur äußerer Schein, und

[1]) Die dießfallſige merkwürdige Erklärung des Kaiſers findet ſich in den Inſtruktionen für den Hofkriegsrath von Queſtenberg, und lautet alſo: „Wir wünſchen, daß alles authore Praetore recht incaminirt, nicht aber die Lande gleich unverſchuldeter Weiſe er per modum violentae Executionis überzogen werden, dadurch Unſere hohe Authoritaet bei denſelben verkleinert, auch den fremden Potentaten allerhand Scrupel dürfften erweckt werden, daß wir gleichſam einen *Corregem* an der Hand und in unſern eignen Landen keine freie disposition mehr übrig haben, ſondern zuſehen müßten, daß die getreuen Landes-Unterſaſſen auch unerhört und ohne alle Barmherzigkeit ruinirt und verderbt werden.“

[2]) Auch das Schreiben Ferdinands II., welches beigefügt war, und zugleich die obigen Entſchließungen anzeigte, war noch ſehr wohlwollend verabfaßt. „Wir haben,“ erklärte der Kaiſer, „aus Ew. Liebden Uns bei dem zurückgelangten Courier eingeſchickten Antwort gnädigſt erſehen, aus was Urſachen Sie den begehrten Succurs in Baiern jßund für ſchwach und gleichſam für unmöglich halten, und Uns dabei freundlich erinnern, was Unſer Feldmarſchall der Graf Aldringen wegen benöthigter Accommodirung ſelbiger Armada mit den Winterquartieren an dieſelben abgehen laſſen.

Wie Wir es nun in dem erſten nach ſeithero veränderter Zeith und ziemlichen Späte des Winters bei Dero Wollmeinuug für diesmal bewenden laſſen. Auch in dem andern Dero Gutbedünken wegen Unterbringung bemeldetes des Grafen von Aldringen untergebenen Volkes in den Quartieren noch erwarten; So mögen wir Ihro dabei nicht verhalten, daß wir unterdeſſen zu Gewinnung der Zeit aus ſonderlichem Mitleid und Erbarmnuß ſelbiger Armada üblen Zuſtand und ſtets continuirten travaglirens allhier mit großer Ungelegenheit und Schmählerung unſers ſelbſtaignen Kheiſerl. Knterhaltes ein $\frac{m}{100}$ Fl. beinebens einer ſtarken Anzahl Treid, Wein, Vieh und Haber aus dieſem Erzgroßzogthum und Königreich Hungarn zuſammenbringen laſſen, mit inlention ſolch je bälder, je beſſer zu Deroſelben refralchir und Wiederholung anwenden laſſen.“

im Geheimen bereitete ſich unaufhaltſam der entſcheidende Bruch vor. Maximilian von Baiern über das jüngſte Benehmen Friedlands auf das äußerſte entrüſtet, beſchloß zu dem Sturze deſſelben nunmehr einen durchgreifenden Schritt zu thun. Indem er zu ſolchem Zweck dem Kaiſer durch ſeinen Geſandten Richel am 18. December 1633 eine Zuſammenſtellung aller ſeiner Beſchwerden wider Wallenſtein überreichen ließ, erklärte er zugleich mit Feſtigkeit, daß ohne die Entfernung Friedlands auch die Hülfe Spaniens, wovon man ſich ſo viel verſprochen, unwirkſam ſein müſſe und die gemeinſame Sache überhaupt augenſcheinlicher Gefahr ausgeſezt werde. Da der ſpaniſche Hof dieſe Vorſtellungen Maximilians unterſtüzte, und durch ſeinen Botſchafter Onnate zu Wien eifrig an dem Sturze Friedlands arbeitete, ſo entſchloß ſich der Kaiſer gegen das Ende des Jahres 1633, den Herzog von Friedland des Oberbefehls über ſein Heer wirklich von Neuem zu entheben. Die Vollziehung des Beſchluſſes wurde noch für einige Zeit verſchoben, um inzwiſchen der Treue der einflußreichſten Generale ſich zu verſichern. Schon am 30. December 1633 ſchrieb Richel, der bairiſche Geſandte in Wien, an ſeinen Kurfürſten, „daß der Kaiſer ſich bereits reſolvirt habe, dem Wallenſtein die Kriegsdirection abzunehmen, daß man aber, ehe es publik werde, ſich noch der Treue der bedeutendſten Generäle der Armee verſichern wolle, zu welchem Zwecke der Comenthur von Blumenthal zum Gallas, der Walmerode zum Aldringen geſchickt worden ſeien und auch mit anderen Generälen gehörig unterhandelt werde. Der Kaiſer ſtehe noch an, was er mit des Herzogs Perſon vornehmen wolle; ihn ganz frei zu laſſen ſei bedenklich, mit Arreſt und gänzlicher Captur zu verfahren, habe auch ſeine Schwierigkeiten, man habe noch keine Reſolution gefaßt, er wolle die Erklärung der Generäle und die Zurückkunft des Grafen Trautmannsdorf abwarten. Uebrigens ſei Verdacht vorhanden, daß Friedland mit Frankreich tractire und man ſei den, wider das Haus Oeſtreich gerichteten Practiken deſſelben mit dem Arnim auf der Spur.“

Albrecht von Wallenſtein war über die Stimmung des Hofes gegen ihn ſtets ſehr wohl unterrichtet. Schon bei ſeiner Rückkehr vom ſchleſiſchen Feldzug im Herbſte 1633, und bevor er den ſcheinbaren Zug nach Baiern unternahm, hatte er in Pilſen den Grafen von Trautmannsdorf zu ſich berufen, und ſich bitter beklagt, daß die Miniſter ſeiner kaiſerlichen Majeſtät ſo übel von ihm ſprächen. Er fühle ſich dadurch ſo ſehr beleidiget, daß er den Oberbefehl über das Heer niederlegen werde. Ferdinand II. wollte aus Gründen der Politik dem Herzog von Friedland die bevorſtehende Abſezung noch verbergen, ja ſogar dem Verdacht deſſelben über die Stimmung des Hofes entgegenwirken, und er antwortete deßhalb dem Grafen von Trautmannsdorf, daß er von keinen üblen Nachreden gegen Friedland etwas wiſſe [3]); doch Lezterer kannte den Kaiſer ſowie die wahre Sachlage zu gut: er traute daher der beruhigenden Verſicherung nicht, ſondern rüſtete ſich im Geheimen zur Vertheidigung gegen die Angriffe ſeiner Feinde. Am 24. December 1633 hatte Ferdinand II. die Verlegung der Winterquartiere nach Böhmen genehmiget, oder den ſcheinbaren Frieden mit ſeinem Feldherrn geſchloſſen, und ſchon am 1. Januar 1634 erließ Graf Kinsky

---

[3]) Ferdinand II. drückte ſich in dem Briefe an den Grafen Trautmannsdorf in folgender Weiſe aus: „Ich habe etliche Eurer eingeſchickten Puncten des Herzogen Mecklenburg Liebden Euch eröffnete Beſchwerniſſe betreffend, nach Notturft erſehen.

Nun weis Ich im erſten wegen der angedeuteten Discurſen der Sachen nicht zu thun, weil mir nicht namhaft gemacht wird, wer dieſelben von ihrer Lbdn. gethan habe; da Ich aber daßelbe, oder auch ſonſten wiſſen wurde wer dergleichen Unnothwendigkeiten für ihre Lbdn. gebracht hatt, wollte ich nicht unterlaßen, darüber fürzunehmen, was von Recht und billigkeit darauf gehören wurd.“

ein Schreiben an den Marquis von Feuquières des Inhalts: daß der Herzog von Friedländ nunmehr Willens ſei, mit Frankreich auf die früher mitgetheilten Bedingungen abzuſchließen, und die Ueberſendung der Ratification derſelben durch den Ueberbringer gewärtige. Mit dieſer Depeſche wurde ein vertrauter Edelmann abgeſendet, um ſie dem franzöſiſchen Botſchafter perſönlich zu übergeben. Feuquières, welcher inzwiſchen an ſeinen Hof gereist, und bei dem Empfange des Briefes Kinsky's eben auf der Rückkehr nach Deutſchland begriffen war, äußerte gegen den Abgeſandten des Grafen die größte Freude über die empfangene Mittheilung, und verſprach, ſogleich einen Bevollmächtigten zum Abſchluſſe des Vertrages abzuordnen. Gleichzeitig ſandte er Eilboten an Richelieu, und erbat ſich ſchleunige Verhaltungs-Befehle. Schon unter dem 1. Hornung 1634 wurden dieſe dahin erlaſſen, daß Feuquières nach zwei verſchiedenen Richtungen mit dem Herzog von Friedland unterhandeln ſoll, je nachdem nämlich der Herzog offen mit dem Kaiſer brechen, oder die Abſichten Frankreichs nur im Geheimen unterſtüzen wolle. Für den erſtern Fall war der franzöſiſche Botſchafter zu großen Verheißungen, ja im Nothfall ſogar zum Abſchluß auf die Bedingungen des vorigen Jahres, doch mit einer weſentlichen Einſchränkuug ermächtiget. Richelieu wollte ſich nämlich in Betreff der böhmiſchen Krone wo möglich nicht ſchriftlich verbindlich machen, und ſo ſollte Feuquières in dieſem Punkte nach Thunlichkeit ausweichen, doch im Nothfall begründeten Anſprüchen Wallenſteins auf die böhmiſche Krone auch ſchriftlich die Unterſtüzung Frankreichs zuſichern. Für den Fall, daß der Herzog von Friedland aber nicht den offenen, ſondern nur den geheimen Verräther an dem Kaiſer machen, ſohin ohne mit ihm zu brechen, die Ränke Frankreichs im Stillen fördern wolle, ſollte ſich die Gegenleiſtung auf geringere Geldgeſchenke und die Verbürgung der Länder beſchränken, welche der Herzog früher beſeſſen habe [4]).

Während Graf von Kinsky in ſolcher Weiſe mit Frankreich unterhandelte, wurde durch irgend eine Vermittlung zugleich auch eine Verbindung des Friedländers mit den Schweden betrieben. Nähere Urkunden ſind zwar hierüber nicht vorhanden, dagegen iſt eine Nachricht auf uns übergegangen, welche die Thatſache ſelbſt außer allen Zweifel ſezt. Im öſterreichiſchen Haus-, Hof- und Staat-Archiv befindet ſich nämlich ein Diarium des Generalquartiermeiſters Herzogs Bernhard von Weimar, Johanns Chriſtophs von der Grün, worin erzählt wird, „daß der Herzog von Friedland die Vereinigung mit Churſachſen und dem Herzog Bernhard von Weimar begehrt habe, und daß Bernhard anfangs zwar mißtrauiſch geweſen, auf eindringliche Geſuche und die Mittheilung eigenthümlicher oder beſonderer Umſtände am 3. Februar 1634 aber doch von Regensburg aufgebrochen ſei, um über Weiden nach Eger zu ziehen, und ſich mit Wallenſtein zu vereinigen; endlich daß Bernhard in Weiden den Tod Friedlands erfahren, und deßhalb ſeinen Rückzug nach Regensburg genommen habe [5]).“

---

[4]) Alle oben erzählten Thatſachen ſind genau urkundlich erwieſen, auch die Berichterſtattungen darüber von mehreren Seiten ſo übereinſtimmend, daß nicht der mindeſte Zweifel mehr obwaltet. Wir enthalten uns bei ſolcher Notorität der Anführung der Urkunden- und Memoiren-Sammlungen ſelbſt.

[5]) Die beſtrittene Frage über Wallenſteins Schuld oder Unſchuld läßt ſich bei dem Reichthum der geſammelten Materialien nunmehr mit voller hiſtoriſcher Gewißheit entſcheiden. Da der Gegenſtand für viele Geſchichtsfreunde beſonderes Intereſſe hat, und ein Jeder wünſchen wird, ſein eigenes Urtheil zu bilden, ſo iſt es nothwendig, die Aktenſtücke, von denen die Entſcheidung hauptſächlich abhängt, den Leſern vorzulegen. Wir theilen daher das wichtige Zeugniß des Generalquartiermeiſters von der Grün im Weſentlichen mit. Daſſelbe hat nachſtehenden Inhalt:

„Unterdeſſen verhängte der liebe Gott, daß der Herzog von Friedland, welcher eine lange Zeit her im Reich tyranniſirt und gewüthet, ſich ſeiner wohlverdienten Strafe näherte; fremdes Gut und Blut zwang ihn, daß er ſein zor-

Bei den Unterhandlungen zwiſchen Feuquières und dem Grafen Kinsky kommt nichts von dem Mißtrauen oder Zweifel vor, ob der Einfluß Wallenſteins bei ſeinem Heere wohl ſo groß ſei, um daſſelbe durch ein einziges Wort zum Abfall vom Kaiſer, und zur Verbindung mit den Feind zu bewegen. Doch bei den Unterhandlungen mit Schweden trat ſolcher Zweifel ſehr ſtark hervor. Schon der bedächtige Kanzler Oxenſtierna fragte den Marſchall Arnim bei der oben gemeldeten Unterredung, ob der Herzog von Friedland ſeiner Generale, Offiziere und Soldaten ſo gewiß ſei? Arnim geſtand aber gar zu, daß er hierüber gleichfalls ſchon große Zweifel gehegt, deßwegen bei Holk angeklopft, doch eine ausweichende Antwort erhalten habe. Gleichwohl glaubte der ſächſiſche Feldmarſchall nicht an eine ſo große Macht des Friedländers über das kaiſerliche Heer. Dieſer Umſtand gab nun zu ganz beſonderen Ereigniſſen Veranlaſſung.

Als die Unterhandlungen Wallenſteins mit Schweden und Bernhard von Weimar eine ernſtlichere Wendung genommen haben mochten, verlangte man von letzterer Seite ohne allen Zweifel eine gewiſſe Bürgſchaft, daß Friedland wirklich über ſein Heer verfügen könne. Da der Herzog für ſeinen Uebertritt bedeutende Zugeſtändniſſe forderte, ſo mußte man auch ſicher ſein, was er dagegen zu leiſten vermöge; denn mit ſeiner Perſon allein war den Schweden noch nichts gedient. Zudem forderte es auch ſchon die Rückſicht auf den eigenen Ruf, vor Allem über das Maß der Macht Wallenſteins Gewährſchaften zu erhalten, um ſich nicht durch ein Bündniß mit einem einzelnen, ohnmächtigen Abentheurer lächerlich zu machen. Unter ſolchen Verhältniſſen war es, daß der Herzog von Friedland in ſeinem Feldlager zu Pilſen den geſammten Generalen und Oberſten ſeines Heeres durch einen zweiten Vertrauten, den Feldmarſchall Illo, in der erſten Hälfte Januars 1634 ankündigen ließ: er ſei wegen erlittener Kränkungen von Seite des kaiſerlichen Hofes zur Niederlegung des Oberbefehls entſchloſſen.

In dem friedländiſchen Heere herrſchte damals eine große Unzufriedenheit, weil der Sold nicht richtig ausbezahlt wurde. Viele Oberſten und Generale hatten ferner bei der Bildung der neuen Armee

---

nig ſtolzes Gemüth nicht mehr verbergen konnte, ſondern trachtete dem römiſchen Kaiſer nach der Krone des Königreichs Böhmen, und weil er darübe degradirt und entſetzt worden, wollte er mit etlichen ihm beipflichtenden Officieren und Regimentern zu den Evangeliſchen ſtoßen; ſuchte und begehrte derowegen nicht nur allein bei Kurſachſen, ſondern auch bei Ihro fürſtlichen Gnaden Herzog Bernhard, eine Conjunction, dieſer aber, als ein hochverſtändiger Fürſt, wollte dem Handel nicht trauen; nichts deſto weniger, als er mit vielen Particularitäten erbeten worden, ſo gab er Ordre, daß ſeine ganze Armee, zu Eingang des Monats Februarii, bei Regensburg auf dem Generalrendezvous erſcheinen ſollte. Derowegen der Generalmajor Courville mit dem mehreren Theil der Armee von Straubingen, alwo der Obriſte Berghauer mit 800 Mann Gouverneur verblieben, aufgebrochen, und ſind erſtlich auf Werth (einem wohlgebauten und nicht fern von der Donau gelegenen, dem Biſchof von Regensburg gehörigen Marktflecken), dabei eiauf nem Berg ein ſehr feſtes Schloß liegt, hernach auf Donauſtauf (welches in gleichem ein feiner Marktflecken iſt) wobei ein ſehr feſtes Bergſchloß, kommen." „Beſagtes Schloß nun war an den Generalmajor Larskagge, welcher daran in eine Achſel geſchoſſen worden, am 11. Jenner mit Accord übergeben. — Nachdem nun die Armee auch bei Regensburg angelangt, ſo brachen Ihro fürſtliche Gnaden, Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, den 3. Februar auf, und lieſſen zuvor die Stadt am Hof ganz abtrageu und ein auder Werk aufrichten und auf das Beſte fortificiren. — Ihro fürſtliche Gnaden gaben auch dem Herrn Generalmajor Larskagge das Commando in Regensburg, der blieb neben dem Herrn Hans Jakob, Grafen von Thum, Obriſten Haſtfer, Obriſten Brinken und Andern in 4000 Mann ſtark in Regensburg, und ging der Marſch von da auf Regenſtauf." „Als nun Ihr fürſtlichen Gnaden Herzog Bernhard mit der Armee in und um der Weyden angelangt, und verſtanden, daß der Herzog von Friedland zu Eger hingerichtet worden, haben dieſelbe Ihro Deſſein und Marſche geändert, und ſind zur Weyden, alda das Hauptquartier war, verblieben, und haben die Regimenter zu Roß und Fuß in die Winterquartiere gehen laſſen."

Regimenter oder andere Abtheilungen auf eigene Koſten ausgerüſtet, und ſtanden auch wegen ſolcher Auslagen immer noch in beträchtlichem Vorſchuß. Wallenſtein ſorgte durch ſein Anſehen gemeiniglich für Befriedigung oder Sicherſtellung ſeiner höhern Officiere wegen ihrer Guthaben, und gründete vorzüglich hierauf ſeine Pläne, der Anhänglichkeit der Generale ſich zu verſichern, und das Heer überhaupt feſt an ſich anzuſchließen. Jezt, wo er in ſeinen Unterhandlungen mit Schweden über ſeinen Einfluß bei der Armee eine Urkunde nöthig haben mochte, war die plözliche Androhung ſeiner Abdankung ein vortreffliches Mittel, bei den Generalen die Beſorgniß des Verluſtes ihrer Vorſchüſſe zu erwecken, und dieſelben dadurch den Wünſchen ihres Oberfeldherrn geneigt zu machen. Geſchickte Unterhändler, wie Illo und Terzka (ein dritter Vertrauter Friedlands), mochten dann in ſolcher Stimmung die Generäle unter wohlgewählten Vorwänden zu den Erklärungen bewegen können, welche man vielleicht wünſchte, oder nöthig hatte. In der That wurden die Feld-Obriſten durch die Eröffnung Wallenſteins ſehr beſtürzt, und bemühten ſich, denſelben von ſeinem Entſchluſſe wieder abzubringen. Sie ſandten daher am 12. Januar 1634 außer dem Feldmarſchall Illo, auch die Oberſten Bredau, Mohrwald, Loſt und Hannerſam als Sprecher an ihren Oberfeldherrn ab, verſicherten denſelben ihrer treueſten Anhänglichkeit, und baten ihn inſtändigſt um Beibehaltung des Commando's. Fürſt Friedland nahm die Deputation ſehr gnädig auf, und willigte endlich auch in ihre Bitte.

Sei es nun, daß die Vertrauten des Herzogs ſchon vor der Abſendung der bemeldeten Deputation den beſorgten Generalen Winke gaben, durch welches Mittel der Feldherr vielleicht bei dem Heere zurückgehalten werden könne, oder ſei es, daß man vorgab, die eben geſchloſſene Uebereinkunft befeſtigen zu wollen, genug Illo und Terzka legten den Generalen noch am Abend des nämlichen Tages (12. Januar 1634) eine Schrift zur Unterzeichnung vor, worin ſich dieſe eidlich verpflichteten, bis auf ihren lezten Blutstropfen treu zu des Herzogs von Friedland Durchlaucht zu halten. In dieſer Schrift war der ausdrückliche Vorbehalt eingerückt: „*ſo lange der Herzog in Seiner Kaiſerlichen Majeſtät Dienſt verbleiben, oder der Kaiſer ihn zur Beförderung ſeiner Dienſte gebrauchen werde* [6]). Indeſſen es ging ein Gerücht, daß ſolcher Vorbehalt nur der Schrift, welche den

[6]) Unter Beziehung auf die Gründe der vorhergehenden Anmerkung rücken wir auch dieſes wichtige Aktenſtück hier ein. Beſagter Revers, welcher gemeinhin das Pilſner Verbündniß genannt wird, lautete nämlich wörtlich alſo:

„Zuwiſſen hiermit und in Krafft dieſes: Demnach wir unterſchriebene ſämptliche Generals, Offizier vnd andere der Regimenter Commendanten gewiße Nachrichtung bekommen, was geſtalt der Durchläuchtige, Hochgeborne Fürſt und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechlenburg, Friedland, Sagan, und Groß Glogau, wegen vielfältiger empfangener Diſguſti, ihro zugezogener hochſchmählichen Injurien und wider ſie angeſtellte Machinationen, ſowohl verweigerter nothwendiger und unkörperlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittiren und ſich zu retiriren, gäntzlich entſchloßen, und aber wir in Erwägung, daß durch ſolche Ihrer Fürſtlichen Gnaden vorhabende Reſignation nicht allein Ihrer Kay. May. Dienſt, das bonum publicum und die Kay. Armada leiden, gar unfehlbar zu Grund gehen, beſondern wir auch ſämmptlichen einiglich, inſonderheit, als die wir unſere anjetzige Hoffnung gnädiger Erkenntnuß unſerer treuen Dienſte jederzeit zu Ihrer Fürſtlichen Gnaden ſetzen, auf Deroſelben Fürſtlichen Parola in Hoffnung künftiger Recompens und Ergötzlichkeit, all unſer Vermögen ſammpt unſern Leben treuherzig dargeſtellet, wann wir der Geſtalt Ihrer Fürſtl. Gnaden Patrocinii und allzeit geſpürter gnädiger Vorſorg beraubet werden ſollten, in euſſerte Ruin und Verderben gerathen würden, deſſen uns auch keine andere Hoffnung machen dörffen, inſonderheit wann wir (aller vielfaltigen deßwegen vorgangenen Exempel zugeſchweigen) uns allein auf die unlängſt vom Herrn Queſtenberg allhier producirte Kayſ. Inſtruction und deren Inhalt reflectiren, ſolches alles mit höchſtbeſtürtzten Gemüth vernommen, ſondern auch nicht unbillig, unſere und der ganzen Armada gäntzliche Zerrütterung und Untergang zu verhüten,

Generalen vorgeleſen oder zuerſt vorgelegt, beigefügt, in derjenigen hingegen, welche ſpäter zur wirklichen Unterzeichnung dargeboten wurde, ausgelaſſen worden ſei. Welche Glaubwürdigkeit ſolchem Gerücht beigewohnt habe, wird ſpäter unterſucht werden, hier iſt vorläufig nur des auffallenden Umſtandes zu gedenken, daß man zur Vollziehung eines ſo ernſten Geſchäftes ein Gaſtmahl wählte, welches von Illo den Oberſten gegeben wurde, und zu einem beſondern Uebermaß im Trunk ausartete.

Nach dem vorbemerkten Gerüchte ſoll der Revers der Obriſten zu Gunſten Wallenſteins mit dem angeführten Vorbehalt vor Tiſch vorgeleſen, jener ohne den Vorbehalt dagegen nach Tiſch zur Unterzeichnung herumgeboten worden ſein. Wir laſſen auch dieß vorläufig dahin geſtellt ſein, und bemerken nur, daß einige Generale Verdacht ſchöpften und Mißtrauen äußerten, und daß zwiſchen ihnen und den ergebenſten Anhängern Friedlands erſt Vorwürfe, dann faſt Degenſtiche gewechſelt wurden. Dem Oberſten Loſi ſagte man: „er verdiene durch die Fenſter geworfen zu werden!“ Iſolani drohte den Degen zu ziehen: Andere ſprachen von jeſuitiſchen ſowie ſpaniſchen Anſchlägen u. ſ. w.“ Als der Herzog von Friedland die Auftritte bei dem Gaſtmahl erfuhr, als er zugleich wahrnahm, daß einige Unterſchriften abſichtlich ganz unleſerlich gezeichnet waren, mußte er billig Bedenken tragen, einen Revers anzunehmen, welcher unter ſo verdächtigen Vorfällen entſtanden war: denn dieſe Vorgänge konnten unmöglich verborgen bleiben. Er ließ darum die Generale am andern Tage (13. Januar 1634) vor ſich kommen, und gab ihnen den Revers zurück, erklärte aber zugleich, daß er jezt auch ſein Verſprechen, bei dem Heere zu bleiben, zurücknehme, und den Oberbefehl unwiderruflich niederlegen werde. Drückte ſchon dieſer Schritt die Empfindlichkeit des Herzogs über die Schwierigkeiten aus, welche ſich in Betreff des Reverſes ergeben hatten, ſo leuchtete ſolche noch ſtärker in der Rede durch, womit er die Zurückgabe der Schrift begleitete. Zugleich enthielt dieſe Anrede die heftigſten Anklagen und Vorwürfe gegen die Umgebung des Kaiſers, ja ſogar die Beſchuldigung, daß man dem Herzog durch Gift nach dem Leben trachte. Dazu kam noch eine trübe Schilderung der Behandlung des Heeres von Oben herab, und die Darlegung der Gefahr, welcher, wegen ſchlechter Verwaltung der Steuern, die Generale in Anſehung ihrer Forderungen ausgeſezt ſeien. Der Styl des 17. Jahrhunderts war über alles Maß ſchleppend, ſchwer-

---

Ihre Fürſtl. Gnad. Reſignation uns allen und unſere armen Soldaten über die Köppf ſchwebende Noth, Elend und Ruin unterthänigſt durch Herrn Feldmarſchalk von Illo und demſelbeu adjungirte vier Oberſten, als Herrn Oberſten Morwald, Predaw, Loſi und Heneerſam remonſtriren, und darauf dergeſtalt uns nicht zu laßen, ſodern weiters mit Ihro Fürſtlichen Gnaden Hold, Protection und Vätterlichen Verſorge uns beizuwohnen, ſehnliches bitten und erſuchen laſſen, Ihr. Fürſt. Gn. auch letzlich auf unſer vnnachlaßliches Flehen und Bitten Ihre zu mehr berührter Reſignation ſtattliche ausgeführte ſehr bewegliche Motiven ſo weit zurück geſetzt, daß ſie noch eine Zeitlang, damit ſie ſehen, was vor Mittel zur Unterhaltung der Armada geſchaffet werden möchten, bei uns zu verbleiben, und ohne unſer ausdrückliches Vorwiſſen und Willen von uns und der Armada ſich nicht zu begeben gnädigſt ſich reſolviret, als thun wir auch entgegen uns ſämmptlich und ein jeglicher inſonderheit, kräfftigſter beſtändigſter Form rechtens und anſtatt eines körperlichen Eides verpflichten, bei hochgedachter Ihrer Fürſtl. Gnd. dißfalls ehrbar und getreu zuhalten, ſo lange Sie in Seiner kaiſerlichen Majeſtät Dienſt verbleiben, oder dieſe zu ihrer Dienſte Beförderung Sie gebrauchen werden, auf keinerlei Weiſe uns zu ſepariren zu laſſen, beſondern alles daßelbe, ſo zu Ihrer und der Armada Conſervation gereichet, neben Ihrer Fürſtl. Gnad. höchſter Möglichkeit zubefordern, und bei, neben und für dieſelbe alles das Unſer bis auf den letzten Blutstropfen ungeſpart auffzuſetzen, wie wir dann auch, im Fall einer oder der andere unſers Mittels dieſem zuwider handeln und ſich abſondern wollte, ſämptlich und ein jeder inſondernheit dene oder dieſelbe, wie treuloſſe ehrvergeßene Leuthe, zuverfolgen, auch an deſſen Haabe und Gütern, Leib und Leben uns zu rächen ſchuldig und verbunden ſein ſollen und wollen.“

fällig und geſchmacklos. Als ganz ſeltſam und eigenthümlich erſcheint aber die Sprachweiſe Wallenſteins, welche ſtark an Stylproben anderer Zeiten erinnert. Es gewährt daher Intereſſe, ihn ſelbſt zu hören.

„Sie werden vom Herrn Feldmarſchall," ſprach Wallenſtein mit großem Ernſt, „meinen Disguſto und Reſignation vernommen haben, wasgeſtalt man mir vom Hof bei Winterszeit unmögliche Impreſa, als Regensburg wieder zu nehmen und die Feinde der Orten zu vertilgen, befiehlt, dann auch dem Infante, Herrn Cardinal, mit 6000 Pferden, weil die Infantin in Niederland geſtorben, dahin zu convoyiren, welches beides auf keine Weis nicht zu verrichten; Eines wegen der bitter großen Kälte, das Andere wegen weiter Unſicherheit des Weges, und allerhand darzwiſchen vorhandenen Gefährlichkeiten. Auf 50 bis 60 Meilen wird bereits die Cavalerie, ſo kaum der halbe Weg, zurückbleiben, verderben, in Feindes Hände die Übrigen gerathen, daß weder Infante, noch Reiterei nach Niederlande kommen wird. So dieſes ein Schülerjung begehrt, wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen ſtreiche, wann dieſe (Cavalerie) alſo verloren, wo wollte man eine andere bekommen, und wie viel uns per resto bleiben. Wann ich nun ſolchem unzeitigen Schreiben nicht parire, ſo ſucht man mich zu verfolgen. Auch iſt ſonſt kein Mittel von Volk noch Geld mehr. In des Kaiſers Erbländern ſind Alle ruinirt, reſtiren noch ihre drei Monatſold; das Geld ſoll von der Steuer eingebracht ſein, iſt wer weiß wohin angewendet worden. Der von Queſtenberg hat mir einmal 100,000 Fl. zugeſchickt, mit Andeuten, ſoll mich damit contentiren laſſen. Es wird von Dem, ſo mir verſprochen, nichts gehalten. Der König von Spanien hat mit mir veraccordirt, alle Monat zweimalhunderttauſend zu Unterhalt der Armee herzugeben; thut er's nicht wegen ſeines Herrn Vetters, meinetwegen wird er's wohl nicht thun. Die kaiſerlichen Länder frei dabei. Jezt, wo wir hinkommen, oder Quartier begehren, will man uns nicht haben, thut als wenn wir Türken, Teufel oder Tartaren wären; es iſt alſo nichts zu hoffen, und wenn ſie gleich viel verſprechen, ſo können ſie es doch nicht halten. Es iſt der Königin Beichtvater Chorago (Quiroga) bei mir geweſen, hat wohl viel Vertröſtung gethan, es ſind aber nur Worte. Sie begehren uns lieber, wie ſie vorhin geſchrieben, die Häls entzwei ſchlagen zu laſſen, als mit etwas zu ſuccuriren. Haben ſie doch tentirt, und iſt wiſſend, daß ſie mir mit Gift beikommen wollten; dieweilen ſie dann mit ſolchen Machinationen wieder mich nicht feiern, daß ich dadurch erkennen muß, daß meine Ehre und Fama, die ich durch Krieg allezeit bei 28 Jahre rühmlich erhalten, periclitirt, da doch meine treuen großen Dienſte viel ein mehreres meritirten, auch nicht ſehe wie jezt ſo leicht das ganze Reich ohne Mittel zu bezwingen, da doch, welches wir vorhin inne, und mit Volk überſchwemmt gehabt, haben nun den Feind zu (im) Rücken, mit 6000 Mann aus ſehen, von ihm uns aus einem Poſto in den andern jagen, ſo weit bis hieher kommen laſſen; haben wir alſo wie wir ſtärker geweſen alle Päſſe und Feſtungen gehabt, wenig gerichtet, wie viel weniger und ſchwerer wird jezt geſchehen. Der Feind läßt uns ſtärker werden, läßt uns ins Feld kommen, legt ſich in unterſchiedliche Päß und hält da eine ganze Armee auf, wenn gleich alle Compagnien und Regimenter complett, werden ſtark ſtrapazirt, und gehen alſo zu Grund; kommt der Winter herzu, ſo müſſen wir wieder in unſere Quareire alsdann fängt der ausgeraſtete Feind erſt an Progreß zu machen. Dann nachhero habe ich mich erklärt, wie ich es auch geſchrieben, zu reſigniren. Hiebei ſind etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machen, dieſelben mögen dem Werk beſſer nachſinnen. Ich wollte mich lieber todt, dann beim Leben alſo ſehen; ich will mich retiriren, und meine Geſundheit abwarten."

Im Einzelnen mögen bei der Ueberlieferung dieſer ſonderbaren Rede Verſtöße des Berichterſtatters oder Abſchreibers untergelaufen ſein; im Ganzen ſprach aber Wallenſtein in der Art. Und ſelbſt in dieſer

verworrenen Sprache drückt ſich noch ſein Ingrimm gegen den Kaiſer ſo ſtark aus, iſt das Gemälde von der Ohnmacht Ferdinands II. zur Erhaltung des Heeres, und der Behandlung des leztern ſo düſter. Wer eine Armee wider ihren Herrn aufwiegeln will, wird einen ſolchen oder einen ähnlichen Vortrag an ſie halten. Am Schluſſe ſprach Friedland von ſeinem geſtrigen Entſchluſſe, noch einige Zeit den Oberbefehl zu behalten, um den Generälen zu ihren Forderungen zu verhelfen; dann brach er ſchnell ab, und nickte zum Zeichen der Entlaſſung der Verſammlung mit dem Kopf. Die Oberſten begaben ſich hierauf zu Illo, und ſandten nach einer Berathſchlagung eine Deputation an den Herzog mit der Bitte: er möge die Vorgänge bei dem geſtrigen Gaſtmahl entſchuldigen, und zwar um ſo mehr, als ſämmtliche Generale jezt beſagten Revers zu genehmigen bereit ſeien. Nach Khevenhiller wurden nun drei neue Reverſe ausgeſtellt, wovon einen der älteſte Befehlshaber des Fußvolks, den zweiten der älteſte Anführer der Reiterei, und den dritten der General der Kroaten erhielt. Es müſſen von derſelben Urkunde aber noch mehrere Ausfertigungen verſendet worden ſein, weil auch Graf Schaffgotſch eine empfing, wie ſich ſpäter ergeben wird.

Dieſe Vorgänge waren von der höchſten Wichtigkeit und mußten auf den Kaiſer natürlich einen ernſten Eindruck machen. Ferdinand II. erhielt die Berichte darüber noch überdieß zu einer Zeit, wo er durch eine wichtige Entdeckung bereits den Schlüſſel zum Verſtändniß jener Vorfälle empfangen hatte. — *Die Unterhandlungen Wallenſteins mit Frankreich waren an den Tag gekommen: der Herzog von Savoyen hatte den Kaiſer unter Aufklärung vieler Neben-Umſtände officiell davon in Kenntniß geſezt* [7]. Man wußte insbeſondere, daß von friedländiſcher Seite ein Edelmann abgeſendet worden ſei, um die Unterhandlungen mit Frankreich einzuleiten. Zugleich erfuhr man den Inhalt derſelben vollſtändig, auch unumſtößliche Beweiſe waren beigefügt, ſohin alles entdeckt, dem Kaiſer vollkommne Gewißheit gegeben. Und nachdem ſolches ſich ereignet, liefen die Berichte über die Vorgänge in Pilſen ein. Da dieſelben von einem General kamen, welcher in die gemeldeten Begebenheiten ſelbſt verwickelt war, ſo muß hier noch eine Aufklärung der Sachverhältniſſe vorausgeſendet werden.

Nach dem Schritte der Generale, welcher auf die Berathſchlagung im Hauſe Illo's erfolgte, ſchien es zwar, daß Friedland auf die Anhänglichkeit derſelben bauen könne; indeſſen in Wahrheit verhielt ſich die Sache bedeutend anders. Je größer der Enthuſiasmus war, welchen die Rückkehr Wallenſteins zu den kaiſerlichen Heeren unter den Offizieren und Soldaten derſelben hervorrief, deſto größere Thaten verſprach man ſich von des Friedländers zweitem Generalat, und dieſe Erwartungen wurden getäuſcht, wie ſchon erwähnt worden iſt. Während hierdurch das Anſehen Wallenſteins zu ſinken begann, erweckte ihm zugleich ſeine Strenge nach der Schlacht bei Lützen geheime Feinde. Die Italiener insbeſondere nannten ihn von jener Zeit an den Tyrannen. Bei den Generalen mochten noch andere Beweggründe zur Unzufriedenheit mit beigetragen haben, genug es gab unter ihnen eine geheime Partei gegen Friedland, wie ſchon die Vorfälle bei dem Gaſtmale Illo's kund gaben. An der Spitze dieſer Partei ſtand gerade der Mann, auf deſſen Treue Wallenſtein aus aſtrologiſchem Aberglauben am feſteſten baute, Octavio Graf Piccolomini. Unter gleicher Conſtellation wie Friedland geboren, ſollte er nach des leztern Meinung unzertrennlich an ſein Schickſal gebunden, durch die Gleichheit der Geburtsſterne ein anderes Ich, der treueſte, brü-

[7]) Wie ſich aus dem oben eingerückten Schreiben des bairiſchen Geſandten Richel ergibt, hatte man den Herzog wegen Unterhandlungen mit Frankreich am kaiſerlichen Hofe ſchon im December 1633 im Verdacht. Jezt kam nun officielle Beſtätigung und Gewißheit.

verläſslichſte Freund ſein[8]). Octavio Piccolomini, ein Meiſter in der Verſtellung, ſchien freilich in einem ſolchen Verhältniß zu ſeinem Oberfeldherrn zu ſtehen, und ſolches ſelbſt noch bei den Vorgängen des 12. Januar 1634 in Pilſen bewährt zu haben; denn Er hatte den Revers ebenfalls unterſchrieben. Indeſſen alles war Täuſchung: unmittelbar nach jenen Vorfällen beeilte ſich Piccolomini vielmehr, dem Kaiſer davon ſogleich warnenden Bericht zu erſtatten[9]). Ferdinand II. empfing die Nachricht bald auch von andern Seiten, und ward nun von ſeiner vertrauten Umgebung beſchworen, ſchleunige und entſcheidende Maaßregeln wider ſeinen treuloſen Feldherrn vorzukehren. Insbeſondere rieth der ſpaniſche Miniſter Onnate zu energiſchen Schritten.

Der Kaiſer konnte ſich bei dem Zuſammentreffen der Mittheilungen des Herzogs von Savoyen mit den Vorgängen in Pilſen nicht verhehlen, daß die Gefahr dringend ſei: er berief daher ſeine Vertrauten: den Grafen von Trautmannsdorf, den Fürſten von Eggenberg, den Biſchof von Wien, den Hofkriegsraths-Präſidenten Grafen Schlick, den Beichtvater Lamormain und den Marcheſe die Grana am 24. Januar 1634 zu einer geheimen Berathſchlagung. Ihr wohnten außer des Kaiſers älteſtem Sohn auch noch der ſpaniſche Geſandte Onnate bei. Hier wurde nun nach reiflicher Erwägung aller Verhältniſſe der Beſchluß gefaßt: 1) daß Albrecht von Wallenſtein, Fürſt von Friedland, des Oberbefehls über die kaiſerlichen Heere entſezt: 2) ſolcher Oberbefehl vorläufig dem Generallieutenant, Grafen Gallas, übertragen und 3) allen Theilnehmern der Verſchwörung zu Pilſen, mit Ausnahme Friedlands und zweier anderer Hauptſchuldigen, Illo's und Terzka's, Verzeihung gewährt werde. Ueber dieſen Beſchluß wurde noch am nämlichen Tag (24. Januar 1634) ein kaiſerliches Patent ausgefertiget[10]). Der Vorſicht wegen wurde

---

[8]) Richelieu machte ſich über den Aberglauben Wallenſteins auf eine geiſtreiche Weiſe luſtig. Er ſagte nämlich: „Eben weil Piccolomini dem Herzog ſo ſehr ähnlich war, hätte ſich lezterer vor ihm hüten ſollen: denn der Fürſt Friedland wußte doch wohl, wie hinterliſtig und falſch er ſelbſt ſei."

[9]) Nach einigen Nachrichten ſezte Piccolomini den Kaiſer durch den General Aldringer, nach andern durch die Prinzen von Toskana von dem Ereigniſſe des 12. Januar 1634 in Kenntniß. Auch der Kurfürſt Marimilian von Baiern gab ihm Nachricht davon, und rieth, „da **summum periculum in mora**, eine geſchwinde heroiſche Reſolution zu faſſen und ohne Aufſchub zu remediren." Dieſes Schreiben erhielt der Kaiſer aber erſt am 25. Januar, ſohin nach der Abſezung Wallenſteins.

[10]) Das kaiſerliche Patent vom 24. Januar 1634 hatte folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand n. ſ. w entbieten N. und N. allen unſern Generalen, Befehlshabern, wie auch allen Oberſten, Oberſt Leutnanten, Oberſten Wachtmeiſtern, Rittmeiſtern, Hauptleuthen und allen nachgeſetzten Hohen und Niedern Befehlshabern zu Roß und Fuß unſern Kayſ. Gnad und alles Guts. Und geben Euch ſampt und ſonderlichs zu vernehmen, demnach wir auß hochwichtigen und dringenden Urſachen mit unſerm geweſenen General Oberſten Feldhauptmann eine Enderung vorzunehmen bewegt worden. Was maßen wir eine ſonderbare hohe Nothdurfft zu ſein erachtet, ſolches unſerer Kayſ. Armada, und allen deroſelben Hohen und Niedern Offizieren und Befehlshabern, auch Soldaten in gemein zu nottificiren, und offentlich zu verkündigen. Entlaſſen auch dieſelbe aus kayſ. Macht, aller Obligation mit welchen dieſelbe, erſtgedachten General verbunden geweſen. Ordnen und ſetzen hingegen, daß ſie unſerm General Feldlieutenant dem Wohlgebornen unſern lieben getreuen Grafen Mathias Gallas u. ſ. w. entzwiſchen und ſo lang, bis wir erſtgedachtes Generalat wiederumb beſtellen, welches dann förderlich ſolle geſchehen, alle gebührende Reſpect, Gehorſam, und Folge leiſten ſollen, nicht weniger als ihr einem von uns beſtellten Kriegs General oder General Leutenant zu leiſten ſchuldig und verbunden ſeid, ohne einige Weigerung oder Verhinderung, als lieb ein jedwedern unter euch iſt, unſere ſchwere Ungnad und dabei in Rechten aufgeſetzte Straf und Poen, zu entfliehen. Ob wir zwar auch vernommen, daß etliche unſere Kriegs-Oberſten und Offiziere, bei dero den 11. January dieß Jahrs zu Pilſen angeſtellter Verſamblung etwas weitgegangen, und mehr, als von Rechtswegen gebührt, ſich eingelaßen. Wir aber darbei ſoviel befinden, daß ihnen ein anderes eingebildet, und vortheilhaftiger weis vorgehalten, als es billig bei der mit Eid und Pflichteu uns ſo hoch verbundenen Soldatesca, gſchehen ſolle. Als thun wir uns, damit deßwegen niemand

zugleich verordnet, daß die öffentliche Verkündung dieſer Beſchlüſſe vorläufig noch zu unterlaſſen ſei, um vor allem der Treue des Heeres ſich zu verſichern. Deſto eifriger wurde dafür im Geheimen für ſolchen Zweck gearbeitet. Graf Gallas, welchem das Patent vom 24. Januar 1634 mit den erforderlichen Verhaltungs-Befehlen ſogleich zugeſendet worden war, zog die Generale Piccolomini, Aldringer, Maradas, Deodat, de Suys und den Marcheſe de Carello an ſich. Mit Vorſicht und nur allmälig wurde das Patent vom 24. Januar 1634 hierauf in weiteren Kreiſen bekannt gemacht, und der Befehl des Grafen Gallas beigefügt: daß die Armee nur ihm ſowie den Generälen Piccolomini und Aldringer gehorchen ſoll[11]). Selbſt in Anſehung dieſes Befehles wurde die größte Verſchwiegenheit dringend eingeſchärft[12]). Zugleich erhielten verſchiedene Oberſten, auf deren Gehorſam bereits gebaut wurde, die Weiſung, ſofort mit ihrer Mannſchaft von Wallenſtein ſich zu trennen, und nach Prag zu marſchiren. Es waren dieß die Oberſten Breuner, Beck und Wangler, die Regiments-Commandanten Mohrwald und Tieffenbach, die Obriſtlieutenans Buchheim, Buire, Rauchhaupt und Streithorſt. Hiernächſt erließ der Kaiſer eigenhändige Schreiben an verſchiedene Befehlshaber, theils um ſie wegen ihrer Treue zu beloben, wie an Suys und Maradas, theils um ihren Eifer zur Ueberwachung der Armee anzuſpornen, wie an Schauenburg im Elſaß. In verſchiedenen andern Schreiben Ferdinands II. wurde die vorgenommene Veränderung im Commando verbündeten Reichsſtänden oder Civil-Gouverneuren zur Bemeſſung ihres weitern Benehmens angezeigt. Um den treuen Anhängern des Kaiſers Zeit zu verſchaffen, die empfangenen Befehle zu vollziehen, und

---

zu unverantwortlichen verzweifelten Consiliis ſich verleiten laße, hiermit allergnädigſt erklären, alles was dißfalls vorgangen, nachzuſehen und ganz zu vergeſſen, außerhalb daß wir aus ſolchen Perdon, neben dem General, noch zwo andere Perſonen wollen ausgeſchloſſen haben. Als welche wie wir berichtet ſein, ſo ſich zu dieſem Werk als Rädelsführer, vor andern gebrauchen laßen. Es ſein auch unſere Hohe und Niedere Befehlshaber, und andere Soldaten verſichert, wie wir bishero unſere Kayſ. Gnad und Dankbarkeit gegen alle diejenigen ſo uns treulich gedient, der ganzen Welt bekannt gemacht, wir auch ins künftig, ſoviel uns immer müglich und erſchwinglich ſein wird, an uns nicht werden ermangeln laſſen. Wie wir auch ohne das, dahin beflißen ſein, daß an nothwendigen Proviant und Unterhaltung unſers getreuen Kriegsheeres nichts ermangeln: ſondern mit aller Nothwendigkeit verſehen werden ſollen. Denen wir auch ſonſten zu Kayſ. Huld und Gnaden allezeit wohlgeneigt verbleiben.

11) Ordonnanz des Grafen Gallas de dato Pilſen den 13. Februar 1634.

„Kraft mir ertheilter Kaiſerlicher Patent und bei vermeidung Ihro Kaiſerlichen May. Ungnad auch bei Verluſt ſeiner Ehre wolle mein Herr hinführo kheine Ordinanzen von dem Herzog zu Friedland noch dem Feldmarſchall Ilo noch dem Grafen Terzka annehmen, ſondern allein dem nachkommen Was ich oder der Kaiſerliche Feldmarſchall Graf Aldringen oder Graf Piccolomini befehlen werden.

Actum Pilſen den 13ten Februar 1634.

(L. S.) M. Gallas.

12) So ſchrieb unter andern der Feldmarſchall Aldringer an den Obriſtlieutenant Mohra: „Da der Herr Oberſt Beck ſich zu Prag nicht befindet ſo übermache ich Ew. im größten Vertrauen die beiliegende Schrift (bolletino) halten ſie dieſelbe geheim und laßen ſie keiner lebenden Seele (niuna anima vivente) etwas davon erfahren. Kömmt aber der Oberſt von Pilſen nach Prag zurück, ſo können ſie ihm daſſelbe zeigen, damit er wiſſe, wie er ſich zu verhalten habe. Ich halte mich verſichert, daß ſie über das Ganze das tiefſte Stillſchweigen beobachten werden, auch bitte ich Sie den hier ebenfalls beigeſchloßenen Brief dem Oberſten von Thun zu übergeben. Wollen dieſelben an mich ſchreiben ſo können ſie den Brief nach Wien ſchicken. Wenn ſie vom Grafen Piccolomini einen Befehl erhalten, ſo haben Sie ſich nach Inhalt des bolletino des Grafen von Gallas zu verhalten.

P. S. Drei Tage nachdem Sie Gegenwärtiges werden erhalten haben können ſie das bolletino dem Obriſtleutnant, ihrem Cammeraden, zu ſeiner Nachachtung mitttheilen. Hiemit ꝛc.

ergebenſter Diener

(Das Original war italieniſch.) Johann Graf v. Aldringen.

ihren Anhang möglichſt zu verſtärken, ſuchte Ferdinand II. den Herzog von Friedland ſicher zu machen und unterhielt auch nach der Unterzeichnung des Patentes vom 24. Januar 1634 noch gegen drei Wochen einen freundlichen Briefwechſel mit ihm[13]). Der lezte Brief des Kaiſers iſt vom 13. Februar 1634. Erſt von dieſem Tage an wurde das Abſezungs-Patent auch öffentlich bekannt gemacht.

Dieſe verſchiedenen Vorſichts-Maaßregeln Ferdinands II. und ſeiner Anhänger brachten die gehoffte Wirkung vollkommen hervor. Albrecht von Wallenſtein erfuhr von dem Abſezungs-Patent und den Vorbereitungen zu der Vollziehung deſſelben nicht das Mindeſte, und während insbeſondere Octavio Piccolomini eifrig an ſeinem Untergange arbeitete, hielt ihn der getäuſchte Freund fortwährend für die treueſte Stüze. Dadurch gelang es den Grafen Gallas, Piccolomini und andern Anhängern des Kaiſers einen Feld-Obriſten um den andern auf ihre Seite herüberzuziehen. Bei dem einen wirkten Verſprechen, bei dem andern Drohungen; täglich wuchs der kaiſerliche Anhang, bald ſchien es ſchon gefährlich zu werden, für einen Freund des Friedländers zu gelten, und nun vollendete, wie es in ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich iſt, die Einſchüchterung den Sieg Ferdinands II. Mehrere Generäle entſchuldigten ſich ſchon wegen der Vorgänge in Pilſen, andere betheuerten, daran keinen Antheil genommen zu haben, und faſt allgemein war der Wetteifer, den Befehlen des Grafen Gallas oder anderer Anhänger des Kaiſers pünktlich Folge zu leiſten. Insbeſondere ſezten ſich die Regimenter, welche nach Prag berufen waren, ſogleich gehorſam in Marſch, und gelangten richtig an ihren Beſtimmungsort. Jezt hielt man ſich von kaiſerlicher Seite ſchon für ſo ſicher, daß das Patent über die Abſezung Wallenſteins gegen die Mitte Februars in Prag öffentlich angeſchlagen wurde.

In der zweiten Hälfte Hornungs 1634 gelangten die Befehle des Grafen Gallas auch an einige Oberſten in Pilſen, und nun kamen ſie auch zur Kenntniß des Herzogs von Friedland. Von der Nähe der Gefahr genau unterrichtet, rüſtete ſich jezt auch der Herzog eifrig, um ſeinen Gegnern mit den Waffen zu widerſtehen. In ſeinem Auftrage erließ Terzka am 19. Hornung eiligſt Weiſungen an entfernte Befehlshaber, namentlich in Mähren, mit ihrer Mannſchaft ſofort nach Prag aufzubrechen. Dort hoffte ſich Wallenſtein wider den Kaiſer zu behaupten: allein lezterer, welchem an Prag ebenfalls ſehr viel lag, war ihm bereits zuvorgekommen. Am 21. Hornung 1634 erfuhr der Herzog von Friedland die Anſchlagung des Abſezungs-Patents in Prag, und nun erließ er noch dringendere Befehle, um wenigſtens bei Pilſen noch eine anſehnliche Waffenmacht zuſammen zu ziehen. Während ſchon das Regiment Hazfeld beauftragt worden war, nach Pilſen zu rücken, erhielten nun Maradas-Küraſſiere und das Regiment Stanhorſt die Weiſung, nach Beneſchau zu ziehen. Der Artillerie in Prag wurde ferner befohlen, alle ihre Pferde nach Pilſen zu inſtradiren.

Zugleich mit dieſen militairiſchen Vorbereitungen, hatte Albrecht von Wallenſtein auch noch diplomatiſche Vorkehrungen zu treffen geſucht, um den drohenden Schlag von ſeinem Haupte abzulenken. Er verſammelte nämlich am 20. Februar 1634 die Feld-Obriſten, welche noch in und um Pilſen waren, bei ſich,

---

13) Zwei Tage nach der Ausfertigung des Abſetzungs-Patentes (am 26. Januar 1634) ſchrieb Ferdinand II. an Wallenſtein, und begann den Brief mit der Anrede:

Hochgebohrner lieber Oheim und Fürſt!

(Förſter: Briefe Wallenſteins, Band III., Seite 180.)

Andere Schreiben folgten am 1., 4., 10. und 13. Februar, immer mit Aufträgen im Dienſt, als wäre nicht das Geringſte zwiſchen dem Kaiſer und Wallenſtein vorgefallen.

und verwahrte ſich feierlich gegen alle und jede aufrühreriſche Pläne. Bei dieſer Gelegenheit hielt er wiederum eine Rede, und dieſe war ihres geheimen Sinnes wegen ebenfalls ſehr merkwürdig. „Die Herren wiſſen ſich zu erinnern,“ ſprach Herzog Friedland, „was geſtalt ich wegen empfangenen Disguſto vom Hof und allerlei wider mich anfangende Machinationen reſigniren und retiriren wollen, ſo habe ich aber auf der Herren Inſtanz bei Ihnen zu bleiben mich bewegen laſſen, bis ich ſehe, wie ſich Alles zum Krieg anläßt, und ich die Kriegsoperationen beſtermaßen zur Ordnung brächte; unterdeſſen bin ich gut geworden, ſie ſollen derweil die Rekrutirung und Armatur verlegen, wollte es jedem von dem Meinigen erſtatten. Nun iſt eine Aenderung geſchehen. Graf Altringer iſt mit dem Volk aus dem Reich zu Oeſtreich, daher auch eine Contribution zn hoffen geweſen, eingezogen, zudem iſt meiſtentheils das Steuereinkommen, ſo ſehe ich nicht, daß es die Regierung empfangen, deswegen ich die Herren daher erfordert, ſich mit Herrn Feldmarſchall Illo zu unterreden; dann für dies Alles bin ich Bürge geworden, wollte alſo nicht gern in ſolcher bei ihnen vergeblich ſtehen bleiben, was für Mittel an die Hand zu nehmen, damit diesfalls jeder ſeiniges haben möge. Hätte zwar Herr Altringer auch dazu begehrt, iſt auf Frauenberg gekommen, ſagt ſei krank, Herrn Gallas habe ich um ihm geſchickt, kommt nicht wieder, weiß nicht, was Urſachen er ausbleibt, will doch verhoffen, werde doch noch kommen. Eines ſo höre ich ſpargiren, der Oberſt Deodati ſei mit ſeinem Regiment marſchirt, weiß nicht wohin, und will vermeinen, ich werde wider den Kaiſer und der katholiſchen Religion was anfangen. Dazu bin ich zu alt geworden, daß ich das nicht thun werde, und hab mein Lebtag gegen die Religion und Kaiſer, auch deſſen Hoheit nichts nicht tentirt, noch im Sinn. Zu Hof werden viel Sachen begehrt, die vom Reich nimmer können gut geheißen noch conſentirt werden, darum bin ich nur dem gemeinen Weſen zum Beſten Willens, einen Frieden zu machen, und damit ſie darum wiſſen, wird ihnen Herr Feldmarſchall Illo die Tractationspunkte fürhalten, auch will ich etliche Oberſte dabei haben, ſo oft gehandelt wird, damit ſie dabei ſein und darum wiſſen. Ich aber will daneben hoffen, ſie werden bei mir als ich bei ihnen, auf ihren Inſtanz, bringen laſſen, halten, will jedem ſein Contentement geben, dann ſollte ich mich ihrer annehmen, und daran ein Spott zu gewarten haben, wäre zu alt dazu, und übel von ihnen und Hof zugleich recompenſirt. Derenthalben bin ich ihrer heunt oder morgen gewärtig.“

Um die Bedeutung dieſer Rede zu enthüllen, muß bemerkt werden, daß Wallenſtein bei ſeinen Anſchlägen vornehmlich auf die Häupter der Armee zählte, und zwar nächſt Piccolomini auf Gallas und Aldringer. Da die beiden leztern bei dem Verbündniß des 12. Januar 1634 nicht zugegen waren, ſo berief er ſie ſpäter dringend nach Pilſen, um ſie gleichfalls ſchriftlich zu binden, und im entſcheidenden Augenblick bei ſich zu haben. Allein durch Piccolomini gewarnt, und von des Friedländers treuloſen Plänen bereits überzeugt, wichen beide dem Befehle aus. Aldringer ſchüzte eine Krankheit vor, und blieb in Frauenberg bei Maradas, Gallas hingegen, welcher von Wallenſtein an Aldringer geſendet wurde, kehrte auch nicht wieder zurück. Dadurch erfuhr der Herzog von Friedland nicht nur, daß er entdeckt ſei, ſondern er vernahm auch zu ſeiner Beſtürzung, daß er weder auf Aldringer, noch auf Gallas rechnen dürfe, beide ſogar gegen ſich haben werde. Um wo möglich, jene Häupter der Armee noch an ſich zu ziehen, und um Zeit zu gewinnen, wollte er den Gerüchten über ſeinen beabſichtigten Abfall entgegenwirken, und ſich zu dem Ende als Zeugniß eine neue Urkunde der Feld-Obriſten in Pilſen verſchaffen. Dieſe waren dazu auch bereitwillig, und unterzeichneten am 20. Februar 1634 die feierliche Erklärung: daß weder der Oberfeldherr, noch ſeine Unter-Befehlshaber jemals eine Untreue gegen den Kaiſer im Sinn gehabt hätten, und

daß insbeſondere dem Verbündniß vom 12. Januar keine böſe Abſicht zum Grund gelegen ſei[14]). Am andern Tage (21. Februar 1634) ſchickte Wallenſtein den Obriſten Mohrwald mit dieſer Urkunde zu

---

[14]) Die Urkunde hat folgenden Inhalt:

„Demnach unlängſt unterm Dato 12. January zwiſchen Uns zu End beſchriebenen der Röm. Kaiſ. Maj. respect. Generaliſſimo und andern General-Officieren, auch Obriſten und der Regimenter Commandanten ein gewiſſer unwiderruflicher Schluß folgender Geſtalt beſtändigſt aufgerichtet nnd getroffen, als daß, dieweilen wir, die ſammentliche höchſt gedachter Ihrer Kaiſ. Maj. General-Officiere ꝛc. damals gewiſſe Nachrichtung erlangt, was Maßen der Durchlauchtige Hochgeborne Fürſt und Herr, Herr Albrecht Herzog zu Mechelburg, Friedland, Sagan und Großglogau aus allerhand in obberührten getroffnen Schluß angeführten Motiven die Waffen zu quittiren und ſich zu retiriren entſchloſſen, wir aber in höchſtnothwendiger pflichtſchuldigſter Erwägung, was durch ſothane unzeitige höchſtgedachte Ihre Fürſtl. Gnaden vorhabende resignation Ihre Kaiſ. Maj. Dienſt dem allgemeinen Weſen und der Armada vor unerſetzliches praejudicium, das consequenter Ihrer Maj. Erbkönigreich und Landen für unwiederbringlicher Schadeu und uns allen ſammt und ſonders für Gefahr, ja gänzlich ruin als abgeſetzten unfehlbar, ja nothwendig erfolgen müſſen, Hochgedachter Ihro Fürſtl. Gnaden durch gewiſſe aus unſrer Mitte hierzu Deputirte ſolch unſer Anliegen unterthänig und gehorſamlich zu Gemüth geführt und geflehentlich ſo weit erbeten, daß dieſelbe ſolche Ihre, zu beſagter Resignation habende bewegliche, ſowohl unſern Deputirten eröffnete als hernachmals in praesenz unſer aller wiederholte motiven zurückgeſetzt, wie dann auch wir ſammetlich und ein Jeder inſonderheit bei mehrhochgedachter Ihro Fürſtl. Gnaden treu, ehrbar und redlich bis auf den letzten Blutstropfen tapfer zu halten und von derſelben auf keinerlei Weis uns ſepariren, noch ſepariren zu laſſen uns hingegen verbindlich gemacht, geſtalt ſolches obbeſagter Schluß mit mehreren ausweiſet. Ob nun man zwar keineswegs vermeinet, daß ſothaner Schluß weder von einem noch von anderem Theil, weder in universali noch in particulari ungleich ſollte aufgenommen, oder in anderen Verſtand, als er gemeinet, torquirt werden, ſo vernimmt man dennoch, daß etzliche hiervon übel reden und ſogar ob ſolches wider Ihre Kaiſ. Maj. und Dero Hoheit und die Religion angeſehen, fälſchlich ausgeben und dadurch allerhand difidenzen anzuſpüren ihnen unterſtehen wollen; wann es aber mit ſothanem Schluß eine ſolche Meinung auf keinerlei Weiſe hat, Unſer Keinem auch Niemals in Sinn, Herz oder Gedanken geſtiegen, wider Ihre Kaiſ. Maj., oder Unſere, mehrentheils eigene, Religion das geringſte zu gedenken, weniger eine Machination anzuſtellen, als iſt deswegen allen denjenigen, ſo dergleiche falſche Auflagen wider uns ſammtlich, oder einen jeden inſonderheit auszugeben ihnen unterſtehen, hiemit per expressum zu contradiciren und an beiden Theilen hiegegen zu protestiren, vor nothwendig befunden. Und thun zuvörderſt Wir, Albrecht Herzog zu Meckelnburg, dieſenfalls in optima forma hinwider bedingen und hiermit alle Ihr Kaiſ. Maj. Unterſchriebene General-Officiere, Obriſte und der Regimenter Commandanten nochmals verſichern, daß Uns niemals in Sinn gekommen, das Geringſte, ſo Ihrer Kaiſerl. Maj., Dero Hoheit, noch der Religion zuwider zu geſtatten, noch weniger ſelbſt zu practiſiren, ſondern daß Wir einzig und allein auf unnachläßliches Bitten der Officiere Ihro Maj. Dienſt und der Armada zum Beſten bis dato verblieben, jedoch wegen der vielfältig gegen uns angeſtellten machinationen Uns in guter Sicherheit zu erhalten in ſolchen Schluß gewilligt und thun ſolchem nach hiermit unſer voriges, der Armada gethane Verſprechen erwidern, benebens auch im Fall ſie, daß Wir das geringſte wider Ihro Kaiſ. Maj. und Dero Hoheit oder die Religion zu attendiren uns unterſtehen vermerken, werden ſie derjenigen obligation, womit ſie Uns vor dieſem als anjetzo ſich verbindlich gemacht, ſämmtlich und ein jeder inſonderheit kraft dieſes von uns losgeſprochen, ſonſten aber Uns verſehend, daß die Herren General-Officiere, Obriſte und andere mitunterſchriebene ebenmäßig desjenigen, ſo ſie Unſerer Sicherheit halber Uns verſprochen, wirklich adimpliren werden. Wie dann gleicher geſtalt wir, die Sämmtlichen General-Officiere, Obriſten und der Regimenter Commandanten ebenmäßig, daß Unſer keiner das Geringſte wider Ihre Kaiſ. Maj. und mehrentheils unſere eigene Religion gedacht, noch weniger zu machiniren uns unterſtanden, hiermit protestiren, ſonſten aber alles daſſelbe, ſo wie mehrgedachter Ihro Fürſtl. Gnaden, als welcher auf unſer unnachläßliches Bitten ſo weit ſich herausgelaſſen und bei Uns Ihr Kaiſ. Maj. Dienſt und der Armada consequenter Uns einzig zum Beſten zu bleiben, gnädig verſprochen, Ihrer Sicherheit halber ſchrift- und mündlich uns verobligirt, anhero widerholen und wie wir noch beinebens für Ihro Fürſtl. Gnaden bis auf den letzten Blutstropfen unausſetzlich zu halten und allen dem, ſo vorhin verſchrieben, ohne einige Gefährde mit Darſtreckung Leib, Ehre, Güter und Blutes wirklich und ohn einige Widerrede und Befehl nachzukommen. Urkundlich haben Wir, Albrecht Herzog zu Mechelburg und Friedland, ſowohl die ſämmtliche General-Officier, Obriſte

dem Kaiſer. Damit aber die Zeit, welche man in ſolcher Art gewonnen zu haben glaubte, auf das beſte benüzt werde, ging an dem nämlichen Tag ein Eilbote des Grafen Kinsky an den franzöſiſchen Botſchafter Feuquières ab, um denſelben zur ſchleunigen Abſchließung des Bündniſſes zu drängen. Zu gleicher Zeit wurde der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg zu dem Herzog Bernhard von Weimar geſendet. Ihm war von Wallenſtein der Auftrag ertheilt worden, den Herzog Bernhard zu beſtimmen, zum Zwecke der Vereinigung mit den Friedländiſchen den Marſch nach Eger aus allen Kräften zu beſchleunigen.

Neun und vierzigſtes Hauptſtück.

Wallenſteins Ausgang.

(Vom 22. bis 25. Hornung 1634.)

Nachdem der Herzog von Friedland alle Anſtalten zu ſeiner Vereinigung mit Frankreich und Schweden getroffen hatte, erließ er am 22. Februar 1634 auch einen Befehl an die geſammte kaiſerliche Armee, daß man Niemand gehorchen ſoll, als nur ihm, Illo und Terzka. Doch ſeine Gegner hatten noch größere Thätigkeit entwickelt. An verſchiedene treue Heerführer war der Befehl ertheilt worden, dem Feind ſich zu widerſezen, oder ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn er zur Unterſtüzung des Friedländers aufbrechen würde. Zugleich hatte Graf Piccolomini den Plan entworfen, den Herzog aus Böhmen zu vertreiben, bevor ſeine Verbündeten ihm Hülfe ſenden könnten. Dieſer Plan wurde nun mit eben ſo viel Umſicht, als Eifer verfolgt. Eine bedeutende, vom beſten Geiſte beſeelte Waffenmacht ſtand in Prag, nur eines Winkes zum Aufbruch gewärtig. Als nun der Abgang der Artillerie-Pferde, welche der Friedländer befohlen hatte, unterblieb, und zugleich mehrere ſeiner Anhänger verhaftet wurden, hielt er ſeine Stellung ſelbſt in Pilſen nicht mehr für haltbar. Seine Hoffnung ſtand jezt einzig auf der baldigen Ankunft der Schweden. Um

---

und der Regimenter Commandanten dieſes mit unſern eigenhändigen Unterſchriften bekräftiget. Geben zu Pilſen, den 20. Februar 1634."

Dieſe Urkunde wurde von dem Herzoge zuerſt und dann von 29 Generalen, Oberſten und Regiments-Commandanten in dieſer Ordnung unterzeichnet:

A. H. z. F.

Julius Heinrich, Herzog zu Sachſen.

Adam Terzka.	Ch. Schaftenberg.	Adl. Heim.	L. Cornete.
M. Wales.	G. v. Breuner.	Cor. Balbiany.	Wildtberg.
Conzoga.	Torrent de la Folle (Valle).	Bernh. Hämerle.	H. v. Wildenfels.
Sparr.	Wilh. Terzky.	F. M. v. Lamboy.	H. Wezuſcheh.
G. v. Ilow.	Peter Loſſy.	Joh. Beck	Nic. Millidrasky.
Ew. Sparr.	Marcus Corpeys.	Pallant v. Marini.	Paul Veriſo.
J. Ch. v. Marcin.	Joh. Wangler.	Seb. Gioſza.	Stephan Gutnik.

ſich denſelben alſo zu nähern, und zugleich bis zu ihrem Eintreffen einen ſichern Stützpunkt zu haben, beſchloß er, ſich mit den Truppen, welche ihm ergeben geblieben waren, in die Feſtung Eger einzuſchließen.

Welche traurige Wendung hatten die hochfahrenden Entwürfe Albrechts von Wallenſtein genommen! Mit einem großen, ſtreitbaren Heere hoffte er als ſelbſtſtändiger Bundesgenoſſe Frankreichs und Schwedens aufzutreten, und mit fünf Compagnien vom Regimente des Herzogs Julius von Sachſen, fünf Compagnien vom Regimente Terzka und einigen hundert Reitern zog er am 22. Hornung 1634 Vormittags zwiſchen neun und zehn Uhr aus Pilſen. Unterwegs erſt ſtieß das Dragonerregiment des Obriſten Buttler zu ihm, welches er von der pfälziſchen Grenze abgerufen hatte [1]. Am 22. Februar übernachtete Wallenſtein in Mies; dort kam ihm Herzog Julius von Sachſen nach, um ihn über die Aechtheit des Abſetzungspatents zu befragen. Nicht befriedigt durch die empfangene Antwort, weil der Marſch nach Eger das gerade Gegentheil nachwies, befahl Herzog Julius nun auch den fünf Compagnien ſeines Regiments, den Fürſten Friedland nur bis Plahn zu begleiten [2]. Die Nacht vom 23. auf den 24. Februar brachte Wallenſtein mit ſeinem Gefolge in Plahn zu. Während er am folgenden Tag weiter nach Eger zog, wurde Pilſen von den Kaiſerlichen beſetzt. Wallenſtein hatte in jener Stadt den General Sparr mit den übrigen Compagnien des ſächſiſchen Regiments, und einigen Schwadronen Terzka-Küraſſieren zurückgelaſſen; Sparr wagte jedoch keinen Widerſtand, und ohne Schwertſchlag nahmen die Kaiſerlichen unter Tavigny und Deodat am 24. von Pilſen Beſitz. Nun wurde auch die dortige Artillerie verhindert, dem empfangenen Befehl zu Folge nach Eger aufzubrechen; Wallenſtein war faſt gänzlich entwaffnet, und traf in einem dürftigen Aufzug am 24. Hornung 1634 zu Eger ein. Er ſaß in einer unanſehnlichen Sänfte, welcher nur einige Kutſchen und die Buttleriſchen Reiter folgten. In ſeiner Begleitung befanden ſich alle ſeine Vertrauten, Kinsky, Illo, Adam Terzka und der Rittmeiſter Neumann. Zugleich mit ihm war ein Mann in Eger eingezogen, welcher an dieſer Wendung der Dinge wenig Gefallen fand und darüber ganz eigene Betrachtungen bei ſich anſtellte, nämlich der Oberſt Buttler, ein Irländer. Dieſer ſpielte in dem Ausgange Albrechts von Wallenſteins die wichtigſte Rolle, und wir müſſen daher zur vollen Beleuchtung der Ereigniſſe etwas weiter ausholen [3].

Walter Buttler war in den Wintermonaten von 1633 bis 1634 von dem Oberfeldherrn beauftragt worden, mit ſeinem Dragoner-Regiment die Päſſe zu bewachen, welche die Oberpfalz mit Böhmen verbinden. Er hatte zu dem Ende ſein Hauptquartier in Klatrup genommen, während ſeine Reiter gegen die Pfalz zu, der Grenze entlang, vertheilt waren. Im Hornung 1634 traf einſtens um Mitternacht

---

[1]) Nach den gewöhnlichen Berichten begleiteten 200 Buttleriſche Dragoner den Herzog von Friedland ſchon bei deſſen Abzug von Pilſen; bei der großen Beſtimmtheit und Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe, wovon ſogleich die Rede ſein wird, muß dagegen angenommen werden, daß die Reiter-Bedeckung Wallenſteins bei dem Abgang von Pilſen einem andern Regimente angehörte.

[2]) Einige Nachrichten beſagen gleichwohl, daß die fünf ſächſiſchen Compagnien noch in Eger bei Wallenſtein waren.

[3]) Die nun folgende Darſtellung gründet ſich hauptſächlich auf die Erzählung des Patricius Taaffe, des Feldkaplans Buttlers. Taaffe wurde mehrere Jahre nach den zu ſchildernden Ereigniſſen, denen er zum Theil ſelbſt beiwohnte, von einem Freunde um die Erzählung derſelben erſucht. Er entſprach dieſem Wunſche, und verbreitete ſich über alle Vorgänge mit einer ſolchen Beſtimmtheit und Unbefangenheit, mit ſo offenbarer Wahrheitsliebe, daß ſeine Relation die vorzüglichſte Quelle für die Darſtellung des Ausganges Wallenſteins wird. Der Text der Relation iſt lateiniſch, und befindet ſich in dem kaiſerlichen Hofkriegsraths-Archiv zu Wien, wurde aber von dem Grafen Mailáth in ſeiner Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates (Band III.) in der Ueberſetzung mitgetheilt.

plötzlich der Befehl des Oberfeldherrn, Herzogs von Friedland, in Klatrup ein, daß Obriſt Buttler, bei Todesſtrafe, Angeſichts der Ordre ſogleich ſein ganzes Reiterregiment zuſammenziehe und mit demſelben unverzüglich nach dem weißen Berg bei Prag marſchire. Solcher Befehl befremdete den Obriſten Buttler in hohem Grade; denn die Entblößung der Grenze an dieſer Seite ſchien ihm äußerſt gefährlich zu ſein. Da er nun ſchon früher den Verdacht geſchöpft hatte, daß der Herzog von Friedland auf Abfall von dem Kaiſer ſinne, ſo ward er hievon nun faſt gänzlich überzeugt. Gewohnt über wichtige Sachen mit ſeinem vertrauten Feldcaplan, Patricius Taaffe, ſich zu berathen oder wenigſtens zu unterhalten, ließ Buttler denſelben ſogleich wecken und zu ſich berufen.

„Welch einen ſeltſamen Befehl erhalte ich ſo eben von dem Oberfeldherrn! „rief der Oberſt dem eintretenden Kaplan zu;" ohne Ablöſung mit meinem geſammten Regiment ſofort nach Prag marſchiren, alſo die Päſſe von der Oberpfalz nach Böhmen frei geben! Heißt das nicht dem Feinde das Thor öffnen, heißt dieß nicht den Feind ſogar zur Beſitznahme von Böhmen einladen?"

Schweigend gingen beide Männer in der Stille der Nacht eine Weile umher, dann ſagte Buttler, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend:

„Das räthſelhafte Benehmen des Herzogs von Friedland hat ſchon früher öfters den Verdacht in mir erweckt, daß derſelbe mit verrätheriſchen Plänen umgehe; jetzt hingegen bin ich feſt überzeugt, daß dieß nicht nur wirklich der Fall ſei, ſondern die Ausführung ſelbſt ſchon begonnen habe."

Als Patricius Taaffe noch immer ſchwieg, fuhr Buttler fort:

„Aber marſchiren müſſen wir, und zwar auf der Stelle; denn ich darf einem ſo beſtimmten und ſtrengen Befehl den Gehorſam nicht verweigern. Wahrſcheinlich finde ich am weißen Berge meinen Tod; kann ich aber nur mehrere treue und redliche Männer meiner Geſinnung ermitteln, ſo werde ich nicht ungerächt ſterben, ja es ſcheint mir, daß der weiße Berg mehr vom Blute geröthet werden wird, als in der Schlacht gegen den Pfalzgrafen Friedrich!"

Nachdem ſich Buttler hierauf mit ſeinem Feldcaplan berathen hatte, ordnete er Eilboten an alle Abtheilungen ſeines Regiments mit dem ſtrengen Befehle ab, augenblicklich aufzuſitzen, und eiligſt im Standquartier des Oberſten zu erſcheinen.

Der Befehl wurde pünktlich vollzogen, und bald war das Regiment, 1000 Mann ſtark, auf dem Marſche nach Pilſen. Ungefähr auf der Hälfte des Weges ſtieß daſſelbe an der Straſſe von Pilſen nach Mies auf mehrere Wagen, welche von einer kleinen Anzahl Fußgänger und einigen Reitern begleitet wurden. Es war der ärmliche Zug des Herzogs von Friedland gen Eger. Sogleich trennte ſich ein Offizier mit wenigen Reitern (es war Graf Terzka oder der Feldmarſchall Illo, der Berichterſtatter wußte es nicht mehr genau,) von dem Zug, ſprengte an den Oberſt Buttler heran, und befahl ihm aus Auftrag des Herzogs von Friedland, demſelben nach Mies zu folgen. Buttler gehorchte.

Als die geſammte Truppe Nachts in Mies angelangt war, wurde Oberſt Buttler mit den Fahnen in die Stadt gelegt, allen Soldaten ſeines Regiments hingegen das Feld außerhalb der Mauern zum Lager angewieſen. Buttler erblickte hierin ein Mißtrauen gegen ſeine Perſon, und ward dadurch noch mehr in der Ueberzeugung beſtärkt, daß Wallenſtein vom Kaiſer abgefallen ſei. Während der Nacht berieth ſich der Oberſt abermals mit ſeinem Feldcaplan, was in einer ſolchen mißlichen und gefährlichen Lage zu thun ſei? Der Caplan rieth zur Flucht.

„Da ſei Gott vor!" rief Walter Buttler mit Ernſt. Flucht in dieſem wichtigen Augenblick wäre

ſchmachvoll, jedes ächten Mannes unwürdig. Ich würde die Sache des Kaiſers verrathen, wollte ich die Fahnen und Soldaten in Stich laſſen, und das Weite ſuchen! Nein ich werde mich nie von meinem Regiment trennen!“

Bei dieſem Entſchluß verblieb es denn, und am folgenden Tag, (23. Februar) ging der Zug nach Plahn. Oberſt Buttler erhielt bei dem Abgang von Mies den Befehl, mit ſeinen Reitern vor den Wagen und den andern Soldaten zu marſchiren. Man fürchtete nämlich, daß er in der Nachhut plötzlich mit ſeinem ganzen Regiment davon ziehen, und die Wallenſteiniſchen im Stich laſſen werde. Auch in Plahn wurde die Vorſicht beobachtet, den Oberſten mit den Fahnen in die Stadt, und ſeine Soldaten in's Feld zu legen. Nach der Ankunft daſelbſt ließ Buttler ſeinen treuen Feldkaplan abermals rufen, und beauftragte ihn alsdann, unverzüglich den Grafen Gallas, oder den Grafen Piccolomini aufzuſuchen. Wen er zuerſt finden würde, dem möge er ſagen, daß Oberſt Buttler dem Herzog Friedland nur aus Zwang folge, unter allen Umſtänden aber nichts gegen den Kaiſer unternehmen, vielmehr deſſen treuer Diener verbleiben werde [4]). Nachdem der Oberſt dem Geiſtlichen noch einige Zeilen in engliſcher Sprache eingehändiget hatte, um dieſelben als ein Zeichen ſeiner Geſinnungen dem einen oder dem andern der genannten kaiſerlichen Heerführer zu überbringen, wiederholte er auch noch mündlich die feſte Entſchließung, bei der Sache des Kaiſers auszuharren. „Vielleicht,“ ſchloß er endlich ſeine Rede an Patricius Taaffe, „bin ich von der Vorſehung auserſehen, in dieſer verwickelten und ſeltſamen Lage irgend eine heroiſche That zu vollbringen!“

Patricius Taaffe machte ſich hierauf ſogleich auf den Weg, indem er die Richtung gegen Pilſen einſchlug [5]). Den Grafen Piccolomini fand er zuerſt, und dieſen hinterbrachte er nun getreulich alle Aufträge Buttlers. Octavio Piccolomini war darüber ſehr erfreut, und bemerkte dem Feldcaplan, daß er den Obriſten Buttler ſtets für einen treuen Anhänger des Kaiſers gehalten habe. Weil es in übler Geſellſchaft aber ſchwierig ſei, der Verführuug zu widerſtehen, ſo ſei es rathſam, daß der Obriſt ſich ſobald, wie möglich, mit ſeinem Regimente von den Abgefallenen trenne. Piccolomini beauftragte den Feldcaplan, dieß ſogleich an Buttler mit der Ermunterung zu ſchreiben, den Herzog von Friedland *todt oder lebendig* mitzubringen. Er fügte noch bei, daß er ſelbſt das Nämliche auf anderem Wege dem Obriſten ſchriftlich auftragen werde.

Albrecht von Wallenſtein, welcher von allem dem nichts ahnete, war am 24. Hornung 1634 von Plahn aufgebrochen, um die Reiſe nach Eger an dieſem Tag zu vollenden. Während des Marſches ließ er den Obriſten Buttler an ſeine Sänfte beſcheiden, um demſelben noch vor dem Einzug in Eger wichtige Mittheilungen zu machen. Fürſt Friedland hatte zur Zeit ſeiner Macht den Obriſten nicht eben beſonders begünſtiget, und er hielt es deßwegen für nothwendig, ſich hierüber zu entſchuldigen, und zugleich bedeu-

---

[4]) Die Briefe von Gallas und Diodati ſtimmen hiemit vollkommen überein, und erhöhen noch mehr die Glaubwürdigkeit der Erzählung von Patricius Taaffe. Gallas berichtete nämlich dem Kaiſer nach dem Abgang Wallenſteins von Pilſen: „Der Oberſt Buttler hat mir entbieten laſſen, er wolle bei Euer Majeſtät treu verbleiben, ſein Beſtes thun und ſeinen Pflichten gegen Deroſelben nachkommen, welches dazu nicht wenig helfen wird, den Verräthern ihre Intention zu verhindern.“ Eben ſo ſchrieb Diodati an Gallas: „Daß der arme Cavalier (Buttler) nur gezwungen nach Eger gegangen ſei, daß er aber ſchon ihm, Diodati, geſchrieben, daß er ſich entfernen werde!“

[5]) Genannter Feldcaplan iſt in ſeiner Erzählung der Vorfälle ſo gewiſſenhaft, daß er hier bemerkt: „Von dem, was ich bisher berichtet habe, war ich ſelbſt Augenzeuge; was ich von jezt an erzähle, habe ich dagegen unmittelbar aus dem Munde Buttlers, den ich ſtets wahrheitliebend fand.“

tende Verſprechungen für die Zukunft beizufügen. In der eigenthümlichen Art, ſich auszudrücken, ſprach er, während Buttler neben ſeiner Sänfte ritt, (der Zug ging nur langſam) in folgender Weiſe:

„Herr Buttler! ich ſcheine den Vorwurf zu verdienen, daß ich gegen einen ſo tapfern und ausgezeichneten Regiments-Commandanten bisher kaltſinnig, ja faſt undankbar war; allein die Schuld liegt nicht an mir, ſondern an dem Kaiſer, welcher mir viel verſprochen hat, um würdige Offiziere und Soldaten belohnen zu können, aber ſeine Verheißungen nicht erfüllte. Dadurch wurde ich nicht nur verhindert, die Krieger ſo, wie ich es wünſchte zu belohnen, ſondern am Ende auch gezwungen, nicht meines eigenen, ſondern des Intereſſe's meiner Offiziere wegen, einen Weg einzuſchlagen, auf welchem ich den Kaiſer zur Erfüllung ſeiner Verbindlichkeiten zwingen, ſohin die wohlverdienten Offiziere gebührend belohnen kann. Der Herr ſteht unter dieſen nur wenigen nach: damit der Herr nun ſehe, wie hoch ich ihn in meiner Achtung ſtelle, und wie viel ich für ihn zu thun gedenke, will ich dem Herrn zwei Regimenter ſchenken, eines zu Fuß und eines zu Pferde von den Terzkyſchen; auſſerdem werde ich zu neuen Werbungen in England, Schottland und Irland dem Herrn 200,000 Thaler durch meinen Geſandten in England anweiſen laſſen, und einen Muſterplaz in Hamburg verſchaffen!“

„Durchlauchtige Gnaden,“ erwiederte Buttler in verſtellter Ehrerbietung und Treuherzigkeit, „Dero hohe Gunſtbezeugungen erfüllen mich mit dem innigſten Dank. Ich bin kein Unterthan des Kaiſers, ſohin nur durch die freiwillig übernommene Militairpflicht für die Dauer meiner Dienſtzeit an ihn gebunden. Bin ich dieſer Pflicht entlediget, ſo habe ich freie Wahl, wem ich für die Folge dienen will. Doch die Ehre, das höchſte Gut des Soldaten, verbietet es ſtrenge, neue Dienſte vor der Verabſchiedung aus älterer Kapitulation anzunehmen. Um alſo meine Ehre vor jedem Flecken zu bewahren, will ich bei dem Kaiſer um Entlaſſung aus ſeinem Heere nachſuchen. Als einem fremden Unterthan und freien Mann kann er mir ſolche nicht verweigern. Dann werde ich Eurer Durchlaucht mit Freuden dienen, weil ich wohl weiß, daß es keinen größern Feldherrn gibt, als Euer Fürſtlichen Gnaden!“

Bald nach dieſer Unterredung erfolgte der Einzug in Eger, (24. Februar 1634) und auch dort wurde aus Mißtrauen gegen die Buttleriſchen die Einrichtung beibehalten, daß der Oberſt mit den Fahnen in die Stadt gelegt, ſeinen Soldaten dagegen auſſerhalb der Mauern ein Lager angewieſen wurde.

Die Beſatzung von Eger bildete ein Infanterieregiment Terzka, unter deſſen Stabsofficieren ſich zwei Schotten befanden, nämlich der Obriſtlieutenant Gordon und der Obriſtwachtmeiſter Leslie. Schon am Abend des 24. Hornung, alſo kurz nach ſeiner Ankunft, lud Buttler dieſe beiden Officiere zur Einnahme von Erfriſchungen in ſein Quartier. Als der Becher ſchon wacker gekreist hatte und der Wein allmälig das Herz zu öffnen begann, lenkte Walter Buttler die Unterhaltung auf wichtigere Dinge.

„Meine lieben Kameraden,“ ſagte er plötzlich mit Zutraulichkeit, „ich komme hierher faſt ohne zu wiſſen wie. An einen ſo ſeltſamen Zug hätte ich wohl niemals gedacht. Muß es nicht im hohen Grad befremden, daß unſer Oberfeldherr, der gemeiniglich nur an der Spitze von 50,000 Mann, oder nicht viel weniger, wider den Feind zieht, jetzt mit einer Handvoll Truppen ihm entgegengeht. Es verlangt mich lebhaft, eure Anſicht über ſolche wunderbare Sachen zu vernehmen!“

„Die Unternehmung riecht ſtark nach Abfall und Verrath!“ bemerkten Gordon und Leslie einmüthig.

„Ganz meine Meinung,“ rief Buttler mit Eifer. „Aber nun müſſen wir mit einander zu

Rathe gehen, wie die Verrätherei noch zu verhindern ſei. Wir ſind Ausländer, und haben außer der Ehre kein Gut; wollen wir alſo dieſe fleckenlos bewahren, und unſere Treue gegen den Kaiſer bethätigen!“

Da die Schotten Gordon und Leslie Proteſtanten, und noch überdieß Terzky'ſche Officiere waren, ſo wollte Buttler, trotz der ihm wohlgefälligen Erklärung derſelben, nicht ſogleich mit ſeinem ganzen Plan herausſtreten, ſondern er verbarg vielmehr ſeine eigentlichen Abſichten, damit ſeine Gäſte wo möglich aus eigener Ueberlegung zu gleichen Entſchließungen gelangen möchten. Deßhalb fragte er beide wieder um ihre Meinung, was nun wohl zu thun ſei? Gordon verwahrte, als Feſtungs-Commandant, die Schlüſſel zu den Thoren der Stadt. Er konnte die beiden Kamaraden leicht ins Freie führen, und rieth deßhalb zur Flucht. Nachdem ſich Buttler dieſem Vorſchlag abermals widerſetzt hatte, rief der Obriſtwachtmeiſter Leslie, wie nach tiefem Nachdenken, mit einem Male lebhaft aus:

„Laſſet uns die Verräther tödten!“

„Einverſtanden, von ganzer Seele einverſtanden!“ erklärte freudig Buttler. Dann fuhr er alſo fort: „Wenn Ihr mir beiſtehen wollet, meine Brüder, ſo will ich die That ausführen. Ich nehme das Schwerſte davon auf mich: helfet Ihr mir nur in ſo weit, daß einige meiner treuen Offiziere und Soldaten (wie Buttler meiſtens Irländer) in die Stadt eingelaſſen werden!“

Obriſtlieutenant Gordon weigerte ſich anfangs, dem Plane Buttlers und Leslies beizutreten, und ihm Vorſchub zu leiſten. Endlich gab er der Zuſprache des Irländers nach, und verſprach, die begehrte Einlaſſung Butttleriſcher Soldaten in die Feſtung zu bewerkſtelligen. Am 25. Hornung 1634 früh des Morgens öffneten Gordon und Leslie heimlich die Thore der Stadt, und ſofort wurden eben ſo heimlich mehrere Offiziere und ungefähr 100 Gemeine des Buttleriſchen Regiments in die Stadt eingeſchmuggelt, und dort vorſichtig verſteckt. Unter den Offizieren befanden ſich der Obriſtwachtmeiſter Geraldino und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deveroux.

Im Laufe des Tages wurden nun die näheren Berathſchlagungen gepflogen, und alle Voranſtalten getroffen, welche zur Ausführung der beſchloſſenen That erforderlich erſchienen. Nicht bloß Albrecht von Wallenſtein, Herzog von Friedland, ſondern auch ſeine treueſten Anhänger, Graf Kinsky, Graf Adam Terzka (beide ſeine Schwäger), Feldmarſchall Illo und Rittmeiſter Neumann ſollten zu gleicher Zeit ermordet werden. Der Herzog hatte bei dem Bürgermeiſter Pachhälbel am Marktplatze ſein Quartier genommen, und hielt ſich, wie gewöhnlich, in nüchterner Zurückgezogenheit; Kinsky, Terzka und Illo liebten dagegen die Tafelfreuden, und nahmen Einladung zum Schmauſe gerne an. Darauf gründeten Buttler und ſeine Verbündeten ihren Plan. Bei einem Mittagsmale, zu welchem Obriſtlieutenant Gordon die Vertrauten Wallenſteins einlud, ſollten zuerſt Kinsky, Terkza, Illo und Neumann ermordet, dann Wallenſtein ſelbſt raſch überfallen und gleichem Schickſale geweiht werden. Man ſtand gerade in der Zeit des Carneval; um ſo bereitwilliger nahmen alſo Kinsky und ſeine Freunde die Einladung Gordons an, und baten nur das Mahl, ſtatt Mittags, auf den Abend zu verlegen. Solchem Geſuche wurde ohne Anſtand entſprochen, da die Nacht der beabſichtigten That vielleicht noch förderlicher war, als der Tag.

Abends um ſechs Uhr (25. Februar 1634) begaben ſich Kinsky, Terzka, Illo und Neumann in einer Kutſche zuſammen in die Citadelle zu Gordon, und wurden dort freundlich empfangen. Sie waren ſehr fröhlich: denn es ſollte Botſchaft angekommen ſein, daß die Schweden ſchon ſehr nahe wären, und am folgenden Tag in Eger einrücken würden. Illo insbeſondere hatte dieß erzählt, und ungemeine Freude

geäußert. Solcher Umſtand beſtärkte den Obriſten Buttler noch in ſeinem Entſchluſſe, und beſtimmte ihn zur Eile.

Nachdem die Gäſte bei Gordon in den Thorweg eingefahren waren, ſetzten ſich zahlreiche Patrouillen in Bewegung, um vorgeblich während des Mahles für die Sicherheit der Feſtung zu ſorgen. Dieſelben waren für dieſen Abend durch 100 Mann unter Anführung von Burzo verſtärkt worden, und zwar, wie man verſicherte, auf Befehl Wallenſteins wegen der Nähe des Feindes. Aber Burzo beſetzte mit 20 Mann den Thorweg in Gordons Wohnung und befahl, ohne ausdrückliche Erlaubniß Buttlers Niemand herein oder hinaus zu laſſen. Oberſt Buttler hatte ſchon vorher in einem der Seitenzimmer des Speiſeſaales den Obriſtwachtmeiſter Geraldino mit ſechs, und in einem anderen den Hauptmann Deverour mit 24 Dragonern verborgen, ihnen ſämmtlich bis zum entſcheidenden Augenblick tiefe Ruhe empfehlend. Nach ſolchen Voranſtalten hatte das Gaſtmahl ſelbſt begonnen, und die argloſen Gäſte allmälig ſehr heiter geſtimmt. Als der Nachtiſch aufgetragen, und auch die Dienerſchaft zu Tiſch gegangen war, ſo wurde die Thüre ihres Speiſegemachs mit einer ſtarken Wache beſetzt. Immer noch ergötzten ſich die Gäſte Gordons am Becher, als nach acht Uhr Abends Geraldino und Deverour aus beiden Seitenzimmern zugleich in den Herren-Speiſeſaal eintraten. „Viva la Austria!“ rief Geraldino: „wer iſt gut kaiſerlich?“, Deverour. Jetzt ſprangen Buttler, Gordon und Leslie von ihren Sitzen auf, ergriffen ein Jeder einen Leuchter und zogen, unter dem Ausruf: „es lebe das Haus Oeſterreich!“ ihre Degen. Dieß war das verabredete Zeichen, und ſofort drangen die Dragoner auf die verrathenen Gäſte ein. Graf Kinsky wurde von den Partiſanen durchbohrt, bevor er ſich zur Wehr ſetzen konnte, und hauchte ſofort ſeinen Geiſt aus; Illo griff raſch nach ſeinem Degen, den er an die Wand gehängt hatte, wurde aber in demſelben Augenblick durch das Rückgrad geſtoßen: auch er ſtarb an der tödtlichen Wunde ſogleich. Graf Adam von Terzka hatte dagegen ſeinen Degen erlangt, und ſich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, um ſeinen Rücken zu decken. Voll von perſönlichem Muth, ein Mann voll Kraft und Tapferkeit, vertheidigte er ſich nun ſtandhaft wider die gedungenen Schaaren Buttlers. Er hatte Gordon und Leslie wegen ihrer Verrätherei noch heftige Vorwürfe gemacht, und ſie ſelbſt zum Zweikampfe gefordert; als dafür die Dragoner fortwährend auf ihn eindrangen, ſtieß er zwei derſelben nieder, und wehrte, unter dem Schutze ſeines Kollers von Elendhaut, auch die übrigen ſo lange von ſich ab, daß man ihn nach dem Aberglauben jener Zeit ſchon für ſtichfeſt („gefroren“) hielt. Da indeſſen während des ungleichen Kampfes ſein Koller von den vielen Partiſanenſtößen doch endlich Riſſe erhalten hatte, ſo drangen durch dieſe die feindlichen Waffen ein, und auch Graf Terzka fand nun ſeinen Tod. Der Rittmeiſter Neumann war aus dem Saale glücklich entkommen, wurde indeſſen auf der Treppe von den aufgeſtellten Wachen niedergeſtoßen, weil er das von Buttler gegebene Loſungswort nicht wußte. Jetzt wurde beſchloſſen, ſofort auch die Ermordung des Herzogs von Friedland ſelbſt zu vollziehen.

Um zu dem Ende noch größere Vorſicht anzuwenden, ließ Buttler den Marktplatz mit anſehnlicher Mannſchaft beſetzen, und in den Straßen der Stadt durch 100 friſche Dragoner, welche zur Verſtärkung der früher eingelaſſenen, eben erſt herbeigezogen worden waren, fleißig die Runde machen. Nachdem Leslie noch überdieß die Hauptwache vom Terzka'ſchen Regiment für den Kaiſer wiederholt in Pflicht genommen hatte, begab ſich Hauptmann Deverour mit ſechs Dragonern zu der Wohnung Wallenſteins. Von der Wache dortſelbſt an der Thüre wurde er eingelaſſen, weil er angab, dem Herzog eine Meldung zu hinterbringen. Im Vorzimmer wurde er dagegen von einem Kammerdiener abgewieſen, weil der Fürſt ſich

ſchon zur Ruhe begeben habe. Deverour verlangte mit Heftigkeit den Schlüſſel zum Schlafgemach, und der Diener verweigerte ihn mit Entſchloſſenheit. Albrecht von Wallenſtein, durch den Wortwechſel im Schlafe geſtört, erhob ſich, um nach der Urſache des ungeziemenden Geräuſches zu fragen. Als er nun die verzweiflungsvollen Klagetöne der Gräfinnen Terzka und Kinsky aus dem Hintergebäude vernahm, welche ſo eben die Ermordung ihrer Gemahle erfahren hatten, trat er an das Fenſter und fragte die Wache, was vorgehe? In dieſem Augenblick hatte Deverour die Thüre des Schlafgemachs mit Gewalt aufgeſprengt, und war mit ſeinem bewaffneten Gefolge eingetreten. Während der Herzog von Friedland jezt nach dieſer Seite ſich wandte, richtete Deverour die Frage an ihn: „Biſt du der Schelm, welcher den Kaiſer um Land und Krone bringen will?“

Albrecht von Wallenſtein, Fürſt von Friedland, errieth nun alles; ohne einen Verſuch zur Rettung zu machen, ohne ein Wort zu ſprechen, breitete er die Arme aus, und empfing den Todesſtoß in die tapfere Bruſt. Lautlos ſtürzte er nieder, und verſchied auf der Stelle.

So endete der Oberfeldherr des kaiſerlichen Heeres am 25. Hornung 1634 zu Eger!

Der Leichnam ward in einen Fußteppich gewickelt und zu den Leichen ſeiner Getreuen in der Citadelle gebracht; von dort führte man ſie weiter auf ein Schloß Illo's bei Mies.

Am andern Tag (26. Hornung) verſammelte Obriſt Buttler den Rath der Stadt, machte ihn mit den blutigen Vorfällen der Nacht, unter Anführung der Beweggründe, bekannt, und nahm ihn von Neuem eidlich für den Kaiſer in Pflicht. Dann begab er ſich zu den Truppen im Lager vor der Stadt, und forderte von ihnen den gleichen Eid. Auch ſie leiſteten ihn ohne Widerrede. Nun traf Buttler Anſtalt, ſich des Abgeſandten Wallenſteins zu Bernhard von Weimar, des Herzogs Franz Albrecht von Lauenburg, zu bemächtigen. Unter den Papieren Friedlands hatte er nämlich einen Brief des Lauenburgers gefunden, welcher deſſen bevorſtehende Ankunft und die baldige Nachfolge ſchwediſcher Truppen meldete. Sofort ließ Buttler verſchiedene Reitergeſchwader nach der Oberpfalz aufbrechen, und dieſen gelang es in der That, den Herzog Franz Albrecht in Eger einzubringen. Bernhard von Weimar befand ſich zwar mit ſtarker Macht auf dem Wege zur Vereinigung mit Wallenſtein, und hatte bereits Weiden erreicht, wie oben erzählt worden iſt. Als er dort jedoch nicht nur die Ermordung Friedlands erfuhr, ſondern auch benachrichtiget wurde, daß alle kaiſerlichen Truppen, ſelbſt jene in und um Eger, dem Kaiſer Ferdinand II. von Neuem den Eid der Treue geſchworen haben, der verſuchte Abfall ſohin gänzlich geſcheitert ſei, bezog er bei Weiden die Winterquartiere. So gerieth Franz Albrecht von Lauenburg in die Hände der kaiſerlichen Reiter. Nunmehr erließ Buttler in Verbindung mit Gordon eine Proclamation an die geſammte kaiſerliche Armee, um dieſelbe von dem Ausgang Wallenſteins, unter Angabe der Veranlaſſung, in Kenntniß zu ſezen, und zur Treue gegen den Kaiſer zu ermahnen. „Wallenſtein,“ heißt es darin, „habe mit den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg unterhandelt, und nicht nur die Armee, ſondern auch des Kaiſers Erbkönigreiche und Lande in die äuſſerſte Gefahr und Ruin ſtürzen und tractiren wollen. Weshalb ſie, als des Kaiſers Getreue, die nachdrücklichſten Mittel an die Hand genommen, des Kaiſers Soldatesca, Erbkönigreiche und Länder zu conſerviren, und geben ſomit zu wiſſen, daß durch ſonderliche Verhängniß und Schickung Gottes des Allmächtigen und Beiſtand der militairiſchen Execution, geſtrigen Tages alle und jedwede, dahier geweſene Ihrer kaiſerlichen Majeſtät Praktikanten und Rebellanten gänzlich zu nichte gemacht, und vom Leben zum Tod gebracht worden. Schließlich wer-

den Alle aufgefordert, auf die befeſtigten Orte ein beſonderes wachſames Auge zu haben, keiner andern, als von ihrer kaiſerlichen Majeſtät expreſſemente herkommenden Ordre zu pariren; in Summa des gemeinen Weſens Conſervation ſich dermaßen angelegen ſein zu laſſen, wie es des Kaiſers Dienſt und ihre Pflichtſchuldigkeit erfordert [6])."

Die Proclamation verfehlte ihre Wirkung nicht; mit Ausnahme einiger Regimenter in Schleſien, welche vergeblich eine Empörung verſuchten, blieb das ganze Heer ruhig, und beharrte im treuen Gehorſam gegen Ferdinand II. Nach allen dieſen Fürſorgen Buttlers für den Dienſt des Kaiſers, meldete er die Ermordung des Herzogs von Friedland ſowohl dem einſtweiligen Ober-Commandanten, Grafen Gallas, als dem Kaiſer ſelbſt [7]).

Nach vollbrachter That handelte es ſich jezt nur noch um die Belohnung ihrer Werkzeuge. Graf Gallas hatte ſchon in dem Bericht an den Kaiſer, welcher die Kataſtrophe Wallenſteins anzeigte, auf Belohnung Buttlers und Leslie's unter der Bemerkung angetragen, daß von den 12 Dragonern, welche die That vollbracht, einem jeden 500, dem Oberſtwachtmeiſter, der ſie angeführt, 2000 und von den beiden Hauptleuten, die ihm aſſiſtirt, einem jeden 1000 Thaler geſchenkt worden ſeien. Da Buttler der Beſazung von Eger einen Monatsſold als Belohnung verſprochen hatte, (wahrſcheinlich um ſie ruhig zu machen); ſo ſtellte Gallas den Antrag, auch dieß zu genehmigen, und die Zahlung aus der Hinterlaſſenſchaft Wallenſteins zu leiſten. Graf Piccolomini machte vollends den Vorſchlag, daß überhaupt alle vorgefundenen Gelder, Waffen, Pferde und Schmuckſachen Albrechts von Friedland und ſeiner Schickſalsgenoſſen unter die Offiziere und Soldaten, welche ſo gut gearbeitet haben, vertheilt werden ſollten [8]). Doch

---

[6]) Die vollſtändige Proclamation iſt abgedruckt in Wallenſteins Briefen, herausgegeben von Förſter, Band III., Seite 319 und 320.

[7]) In dem Brief an Gallas führt Buttler über die That nähere Umſtände an, als in jenem an den Kaiſer. Wir wollen daher das Schreiben an Gallas mittheilen, welches alſo lautete:

„Ew. Excellenz ſind meiner gehorſambe Dienſte jederzeit bevor. Vnd habe Dero ſelben Orders an mich empfangen, darinnen mir Ew. Excell. ſchreiben, daß ich den Herzog, Auch Illav vnd Terzken nit Parirn ſoll, Welches ich gerne hätte thun wollen, weiln ſie aber, (Wie Deroſelben Zweifels ohne jeẞt wol wiſſen) in meine Quartier kommen, mich ſambt meinem Regiment wied willen mit bieß nach Eger genommen, daſelbſt ich mit Herrn Obriſten Gordon, der ſein Quartier alda hat, Beratten, vnd alſo reſolvirt, Weilen Sie Ihre Kayſ. May. Verräther ſein, daß ich mit meinen Tragonern heunt nebſt ermeldten Herrn Obriſten Gordon, den Herzog ſambt Illow, Grafen Terzka, vnd Grafen Ginßky ſie ſämbtl. getödtet haben, Wie daß ich meinen Obriſten Wachtmeiſter zu Euer Excell. ſchicke, der dieſelbe mit mehrern Vnumgänglichkeit berichten wird.

Alſo gelanget an Euer Excell. mein gehorſambes erſuchen, weiln etwas von der Römiſch Kaiſerl. May. gelder alhir iſt, dis geruhen E. E. zu verordnen, Waß mit dem gelde zu thun iſt, ob ich es den Soldaten, ſo in dieſen geholfen, austhellen Laßen ſoll, Auch weilen 7 Comp. von den Terzkiſchen Reutern Hier ſind Bitte ich E. E. mich berichten, ob ich ſolche Behalten, vnd ein Regiment Vor mich darauf richten ſoll. Was auch mit den Todten Körpern ſolle gehalten werden, Bitte ich E. E. mich durch ermeldten Obriſtwachtmeiſt. zu berichten geruhen wollen. Im Vbrigen E. E. gehorſamſt bitten, Sie ſolch meine Treue dies Ihr Kayſ. May. allergnädigſt berichten und aus mein hieor ermeldetes Bitten mich durch meinen Obriſtwachtmeiſter gnädig in antwort verſtändigen wollen, welche ich hiemit Göttl. enthalt erhebe, Vnd verbleibe wie zuvor alſo zu jederzeit.

Sign. Eger den 25ſten Februar 1634. Euer Excell.

Buttler.

[8]) Piccolomini motivirte den Vorſchlag dadurch:

„daß auf dieſe Weiſe aller Verdacht wegfallen wird und ſie ebenſo bereitwillig Befriedigung erhalten, als ſie bereitwillig im Dienſte waren, vielleicht auch in der Folge doppelten Antheil erhalten könnten, da, wenn es auf den Eigennuẞ geht, ein jeder, wenn er ſich auch noch ſo entfernt ſtellt, gern dabei iſt und von den Sachen der Rebellen

es regte ſich auch anderwärts die Begierde mitzutheilen, und die Habſucht gab bei der Einziehung und Verwendung des großen wallenſteiniſchen Vermögens überhaupt ein ſehr ärgerliches Schauſpiel.

Kaiſer Ferdinand II. empfing die Nachricht der Ermordung Friedlands, welche ihm Leslie mit den Berichten von Gallas und Buttler in Perſon überbrachte, auf ſeine gewöhnliche Weiſe, nämlich „mit Dank gegen den Allmächtigen, deſſen göttlicher Wille hierdurch den wider Land und Leute angeſponnenen, böſen Practiken zuvorgekommen!“ Gegen die Vollbringer der That, erwies ſich Ferdinand II. äußerſt gnädig und freigebig. Leslie wurde zum Kammerherrn, Hauptmann der kaiſerlichen Leibgarde und Befehlshaber eines Regimentes ernannt. Buttler hingegen, welcher ſpäter ebenfalls nach Wien reiſte, ward in den Grafenſtand erhoben, und mit dem Kammerherrn-Schlüſſel, zwei Regimentern, einer goldenen Gnadenkette, ſowie mehrerern Gütern beſchenkt. Verhältnißmäßige Belohnung empfingen endlich Obriſtlieutenant Gordon und der Hauptmann, welcher den Herzog von Friedland niederſtieß, ... Deverour. Auch dem leztern wurde, außer mehrerern Gütern, eine goldene Gnadenkette verliehen. Für Albrecht von Wallenſtein und deſſen Schickſalsgenoſſen ließ Ferdinand II. 3000 Seelenmeſſen leſen! Das Trauerſpiel war zu Ende!

Ein ſchauderhaftes Nachſpiel gab nur noch der eingeleitete Kriminalprozeß gegen den Grafen Schaffgotſch. Wie wir ſchon bemerkten, wurde bei Gelegenheit des Abfalles von Wallenſtein von einigen Regimentern in Schleſien ein Aufſtand verſucht. Derſelbe wurde von dem Obriſtlieutenant des Grafen, Namens Freiberger, eingeleitet, welcher mit dem Regimente Schaffgotſch und einem böhmiſchen auf den Marktplaz in Troppau zog, und dort beide Regimenter, nach heftigen Ausfällen gegen den Kaiſer, dem Herzog von Friedland Treue ſchwören ließ. Die Bewegung wurde bald unterdrückt, doch dem Grafen Schaffgotſch zur Schuld zugerechnet, weil er ein Exemplar des Pilſener Reverſes vom 12. Januar 1634 in Umlauf gebracht habe. Schaffgotſch wurde für ſchuldig erkannt, und zum Tode verurtheilt. Da er indeſſen im Weſentlichen doch nichts geſtanden hatte, ſo wünſchte man zur Rechtfertigung des Todes-Urtheils oder zur weitern Enthüllung der Verſchwörung nähere Ausſagen des Unglücklichen. Man brachte ihn daher in Folge einer kaiſerlichen Anfrage, ob die Tortur im vorliegenden Fall geſezlich nicht zuläſſig ſei, nach der Verurtheilung erſt noch auf die Folter, und zwar aus Gründen, welche das menſchliche Gefühl empören. Nach der Geſetzesſprache jener traurigen Zeit hieß es nämlich, daß Schaffgotſch, als Verurtheilter, die Menſchenrechte bereits verloren habe, und jezt ſchon als ein bloßer Leichnam zu betrachten ſei, mit dem man machen könne, was man wolle [9]). Das war die gute, alte Zeit! Nach der Folterung wurde Graf Schaffgotſch enthauptet, und ſo das Trauerſpiel geſchloſſen.

Pferden und anderen dergleichen ſich das Beſte nicht vorgefunden hat, woraus ich ſchließe, daß ein jeder gern zugreifen und bei dieſem Geſchäft keinen Anſtand nehmen werde; doch glaube ich, daß die Vertheilung nach der Theilnahme an der Ausführung beſtimmt werden müſſe.“

[9]) Die gräßlichen Entſcheidungsgründe lauteten alſo: „Und irret man jetzt gar nit, denn der Schafgotſch bereits in eventum, wegen der angeklagten militäriſchen Verbrechen vom Leben zum Tode condemnirt, daß, weilen an dem statu publico und damit das vorgeweſte *tradiment* eigentlich erkundigt, mehreres gelegen, er dadurch auch in ordine ad se ipsum et majorem poenam nur deſto mehr gravirt wird, als kann er den Rechten nach vor der Execution gar wohl noch torquirt werden und ſolches eben darum und um deſto füglicher, weillen er durch dergleichen condemnation servus poenae wird und nit anders, als ein *cadaver mortuum*, wie die jura reden, zu halten iſt.“

Fünfzigſtes Hauptſtück.

Urtheil der Geſchichte über Wallenſteins und des Kaiſers Schuld oder Unſchuld.

Nachdem die Thatgeſchichte über die Anklagen gegen den Herzog von Friedland und die endliche Kataſtrophe deſſelben treu und vollſtändig vorgetragen worden iſt, ziemt es ſich noch, über Schuld oder Unſchuld des Herzogs, ſowie über jene des Kaiſers nun auch im Ganzen eine überſichtliche Beurtheilung zu liefern, da man hierüber abweichende Anſichten zu erregen, und zu verbreiten geſucht hat.

Wenn im Criminal-Proceß der perſönliche Ruf, oder nach dem Kunſt-Ausdruck der Leumund des Angeklagten, von großer Bedeutung iſt, namentlich bei dem Geſchwornen- oder Volksgericht, ſo muß im vorliegenden Fall bei der Beurtheilung der Anklagen wider den Herzog von Friedland vor allem andern auf den Charakter der damaligen Zeit Rückſicht genommen werden. Daraus ergibt ſich zuerſt ein Fingerzeig: ob man ſich der That zu dem Beſchuldigten verſehen könne oder nicht?

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges war nicht nur in äußern zerſtörenden Erſcheinungen, ſondern auch in deren Triebfedern, den Geſinnungen der Menſchen, eine der traurigſten in der Geſchichte Deutſchlands. Im vorigen Jahrhundert hatte eine tiefe, heilige Begeiſterung die Edelſten unſres Volkes ergriffen, und den ſchönen Wetteifer zur Verbeſſerung der kirchlichen und ſtaatlichen Zuſtände, zur Herbeiführung einer edlern Zukunft hervorgerufen. Dort traten wirkliche Grundſätze auf, welche die Selbſtſucht darniederhielten, und während der Reformator ſelbſt durch ſeine Einfachheit und Uneigennützigkeit jenes ſeltene Beiſpiel von Tugend gab, welches wir in ſeiner ganzen Würde und Bedeutung darzuſtellen Gelegenheit hatten, zeichneten ſich auch Viele ſeiner Anhänger durch Hingebung für die Sache der Reformation, ja ſogar durch freudigen Märtyrer-Tod aus. Von allem dem war in der Zeit des Religionskrieges keine Spur mehr vorhanden, der Geiſt der Menſchen vielmehr nur mit dem eigenen Ich und zwar in ſchrankenloſer Habſucht beſchäftiget. Viele proteſtantiſche Fürſten hatten in der Kirchen-Verbeſſerung ſpäter nur das Mittel zu ihrer Bereicherung und zur Vergrößerung ihrer Gebiete erblickt: gierig ſtreckte ſich darum der Arm bald hier, bald dort nach Kirchengütern aus, und ſolches Beiſpiel war nicht geeignet, auf Zügelung des Eigennutzes und der Habgier in den untern Ständen hinzuwirken. Als der Religionskrieg ſelbſt ausbrach, zeigte ſich die ſelbſtſüchtige Richtung ſchon in der Lauheit gegen die gemeinſame Sache, und in dem Mangel an Zuſammenwirken, welcher endlich das geſammte Reformations-Werk an den Rand des Verderbens brachte. Fremde mußten ſich nunmehr einmiſchen, zugleich das Syſtem der Lohnknechte zur Kriegsführung über alles Maaß ausgedehnt, und dem Kampfe überhaupt ein anarchiſcher Charakter eingedrückt werden. Während nur die Ausſicht auf Raub und Kriegsbeute dem Lohnknechte die Waffen in die Hand gab, reizten manche Heerführer ihre wilden Haufen fortwährend noch durch die Hoffnung auf Plünderung. Wo auch dieß nicht geſchah, verſprach man doch fortwährend reiche Belohnungen aus den Eroberungen, um die Söldner zur Thatkraft anzuſpornen. Geld- und Stellengier war bei den Lohnknechten, Geiz nach Ländern und hohen Würden bei den Heerführern meiſtens die einzige Triebfeder zur Theilnahme

an dem Krieg. Alle Grundſätze waren ſo ſehr verſchwunden, daß es etwas ſehr gewöhnliches war, wenn ein Söldner, auch bei Beihaltung deſſelben, wider ſeinen eigenen Glauben ſtritt. Im friedländiſchen Heere fanden ſich eine Maſſe von Proteſtanten, welche dem Herzog oder dem Kaiſer auf das eifrigſte dienten, und alle Kräfte anſtrengten, die ſchwediſch-deutſche Partei, ſohin die Reformation ſelbſt zu ſtürzen.

Albrecht von Wallenſtein war nicht der Mann, ſich über dieſen allgemeinen Charakter der Zeit zu erheben; er wurde vielmehr von den Eingebungen der Selbſtſucht ſo ſehr beherrſcht, als irgend Einer. Zu ſchmuzigem Geiz ſank er allerdings nie herab, er war vielmehr (freilich nur zur Förderung ſeiner Zwecke) häufig ſehr freigebig; allein er kannte außer ſeinem eigenen Intereſſe nichts, was ihn zum Handeln beſtimmen konnte: Gemeinſinn, Vaterlandsliebe, Wirken für Menſchen-Wohl waren ihm Worte ohne Sinn, Tugenden, an die er nicht glaubte. Streben wollte er allerdings, ſelbſt ringen und kämpfen, unter Anſtrengungen, Entbehrungen und Gefahren kämpfen; doch nur für ſich. Dieß hatte die Geſchichte ſeines ganzen Lebens erwieſen. Er wendete von ſeinem eigenen Vermögen ſehr viel für den Dienſt des Kaiſers auf, ſtets wuchs indeſſen mit ſeinen Jahren auch ſein Reichthum. Hierbei zeigte ſich zugleich die freilich nicht ſeltene Thatſache, daß er auch bei dem größten Wachsthum ſeines Vermögens keine Sättigung empfand. Nachdem ſein Güter-Beſitz ſchon einen bedeutenden Umfang gewonnen hatte, ſteigerte er ſolches Vermögen zu dem Werthe mehrerer Millionen, und als er ſoweit gekommen war, raſtete er nicht, bis er ſich ein fürſtliches Einkommen errungen hatte. Gleiches Uebermaaß offenbarte ſein Ehrgeiz. Nachdem er zum Grafen erhoben war, richtete er ſeine Wünſche auf den Fürſten-Mantel, und als er dieſen trug, durch den Beſitz des Herzogthums Meklenburg, auf die Erhebung zum wirklichen Landesherrn. Durch ſein ungeheures Vermögen an große Pracht, durch ſeine hohe Befehlshaberſtellen an unumſchränktes Herrſchen, durch Huldigungen gekrönter Häupter an die Gleichſtellung mit ſolchen gewöhnt, vom Kaiſer ſelbſt „Oheim“ vom Könige Frankreichs „Vetter“ genannt, vermochte er die Eigenſchaft eines Unterthanen, und ſei dieß auch ein fürſtlicher, nicht mehr zu ertragen, konnte es für ihn nur noch die Wahl geben, unterzugehen, oder als Landesherr ſeinen Sitz neben den Reichsfürſten einzunehmen.

Wenn nun die Anklage wider Albrecht von Wallenſtein dahin geht, daß er nach der Krone Böhmens getrachtet habe, ſo rechtfertigen ſeine Neigungen und Grundſätze, ſeine Perſönlichkeit und Handlungsweiſe, ſo rechtfertiget das Benehmen ſeines ganzen Lebens den Ausſpruch, daß man ſich ſolcher Entwürfe recht wohl zu ihm verſehn könne. In Böhmen hatte er große Beſitzthümer und Familien-Verbindungen, dorthin richtete er immer ſeine politiſchen Entwürfe, dort vereinigte er in entſcheidenden Augenblicken am liebſten ſeine Waffenmacht: auch kurz vor der verſuchten Ausführung der That, deren er beſchuldigt wird, hatte er dort ſein Heer wider den Wunſch des Kaiſers zurückgezogen. Wichtige Umſtände erhöhen alſo noch die Wahrſcheinlichkeit, die ſchon im Allgemeinen die Anklage unterſtüzet.

Was den unmittelbaren Beweis anbetrifft, ſo iſt es zuvörderſt urkundlich erwieſen, und überhaupt über jeden Zweifel erhaben, daß Graf Kinsky im Jahre 1633 mit dem franzöſiſchen Hofe über die Erhebung Friedlands zum Könige von Böhmen längere Zeit unterhandelte. Die Vertheidigung führt dagegen an: ſolche Unterhandlung ſei von dem Grafen eigenmächtig, ohne Vorwiſſen, Auftrag oder Billigung des Herzogs vorgenommen worden. Einem ſolchen Vorgeben ſteht nun zuvörderſt der bedenkliche Umſtand entgegen, daß gleichzeitig mit jenen Unterhandlungen Friedland ſelbſt im ſchleſiſchen Feldlager die verdächtigen Aeuſſerungen fallen ließ:

„Man müſſe Frieden ſchließen, den Kaiſer dazu zwingen, die Wahlfreiheit der böhmiſchen Krone

wiederherſtellen!" Es tritt jenem Vorgeben ferner der noch bedenklichere Umſtand entgegen, daß Friedland den Schweden durch Arnim offen ein Bündniß antragen ließ. Wenn die Vertheidigung einwendet, daß dieß nur zum Schein, nur in der Abſicht, den Feind zu täuſchen, geſchehen ſei, ſo ermangelt es ſolcher Einrede zuvörderſt am Beweiſe, der ihr zur Laſt fällt, und anderntheils wird ſie auch im Wege des Gegenbeweiſes durch den angeführten verfänglichen Brief Holks, ſowie alle nachfolgenden Begebenheiten entkräftet.

Indeſſen ſelbſt angenommen, Graf Kinsky habe in den Tractaten mit Frankreich ohne Vorwiſſen des Herzogs gehandelt, ſo wird Letzterer doch von allen Schritten ſeines Schwagers feierlich ſich losgeſagt, in ſeiner Eigenſchaft als kaiſerlicher Feldherr ſeinem Oberhaupte von den Vorfällen ſogleich Nachricht gegeben, und überhaupt dem zweideutigen Spiele Kinsky's mit allen Kräften entgegengewirkt haben, ſobald er officielle Kenntniß davon erhielt? Doch nein, Friedland that von allem dem das reine Gegentheil! Zu verſchiedenen Malen erhielt er von den Schritten ſeines Schwagers auf officiellem Wege Nachricht: zuerſt durch die angeführte Denkſchrift des Marquis von Feuquières, welche dieſer nach den erſten Unterredungen mit Kinsky an den Herzog von Friedland unmittelbar erließ, und zum andern Mal durch das eigenhändige Schreiben des Königs von Frankreich ſelbſt, worin Letzterer ihn „Vettter" nannte. Deſſenungeachtet verwahrte ſich Wallenſtein gegen die Unterhandlungen Kinsky's mit Frankreich eben ſo wenig, als er ſeinem Hofe davon Nachricht gab, oder ſonſt etwas that, um ſeine Mißbilligung auszuſprechen und den Umtrieben ſeines Schwagers entgegenzuwirken. Kinsky bleibt vielmehr in ſeinem vollſten Vertrauen, umgiebt ihn in den wichtigſten Augenblicken, und begleitet ihn, als er endlich auf dem Zuge zur Vereinigung mit dem Feinde begriffen war.

Dieſer Umſtand entſcheidet alles, wie auch Mailáth ſehr richtig hervorgehoben hat[1]). Weil Friedland die Anträge Frankreichs entgegennahm, ohne den Kaiſer davon in Kenntniß zu ſetzen, weil er wußte, daß ſein Schwager für ihn mit Frankreich unterhandle, und weil er ſich dagegen gleichwohl nicht verwahrte, auch nichts zur Vereitlung ſolcher Anſchläge unternahm, ſchon aus dieſen Gründen war Albrecht von Wallenſtein, Herzog von Friedland, des Verrathes an dem Kaiſer Ferdinand II. ſchuldig.

Alle folgenden Begebenheiten dienten nur dazu, für das wirkliche Daſein des Verraths neue Belege zu liefern. Albrecht von Wallenſtein war kein Freund von raſchem Handeln, vielmehr gewöhnt in wichtigen Dingen bis zum Uebermaaß bedenklich zu ſein, und faſt zu zaudern, um den rechten Augenblick zum Handeln zu erhaſchen. Sein aſtrologiſcher Aberglaube, welcher zu einem ſolchen Augenblick immer erſt eine günſtige Stellung der Geſtirne forderte, gab jener Neigung bedeutende Nahrung. Auch in dem beſchloſſenen Abfall vom Kaiſer zauderte Friedland alſo lange, um für die That alle Gunſt der Umſtände zu vereinigen. Damit er nicht zu frühe entdeckt werde, verbarg er, vornehmlich in den Unterhandlungen mit Frankreich, ſeine Perſon ſelbſt ſehr vorſichtig, immer nur den Grafen Kinsky voranſtellend, und den Einwand, daß dieſer ohne Auftrag gehandelt habe, ſich vorbehaltend. Nach ſeiner Rückkehr aus dem ſchleſiſchen Feldzug, im Herbſte 1633, ſchien ſein geſammtes Benehmen die Abſicht zum endlichen Bruch mit dem Kaiſer auszudrücken: denn er giebt Baiern dem Herzog Bernhard von Weimar preis, weiſet alle Bitten Maximilians um Hülfe von ſich, und widerſetzt ſich auch den beſtimmteſten Befehlen des Kai-

[1]) In ſeiner Geſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, Band III.

ſers, dem Kurfürſten beizuſtehen. Gleichwohl rückt er nur langſam der That näher: — das Bündniß mit Frankreich ſollte ſeit dem 1. Januar 1634 wohl endlich abgeſchloſſen werden, doch abermals wird nur Kinsky vorangeſtellt. Endlich erhält der Kaiſer officielle Kunde von den Verhandlungen mit Frankreich, und augenblicklich verwandelt ſich das Zaudern Friedlands in entſchiedenes Handeln. Man machte Voranſtalten, durch das Bündniß der Feldobriſten in Pilſen, die Armee dem Kaiſer zu entfremden, und als dieſelben mißlangen, noch einen Verſuch, jenes Bündniß durch eine verſtellte Verwahrung im Lichte der Unſchuld darzuſtellen; dann aber folgt That auf That: man ſucht die Anhänger des Herzogs erſt bei Prag, dann bei Pilſen zu concentriren, und die Armee durch den Befehl, nur von dem Herzog, Illo und Terzka Weiſungen anzunehmen, für den Uebertritt zu dem Feinde vorzubereiten. Nachdem auch alles dieſes mißlungen war, bricht Wallenſtein mit den Trümmern ſeiner Macht nach Eger auf, um wenigſtens dieſe Feſtung dem Feinde zu überliefern, und mit Hülfe der Schweden Werbungen für eine neue Armee anſtellen zu können. Alle dieſe Thatſachen ſtehen in einem ſolchen eigenthümlichen Zuſammenhange, und werden von ſo auffallenden Umſtänden begleitet, daß die Ausführung des Abfalles augenſcheinlich ſchon ſeit dem neuen Jahr 1634 beſchloſſen war. Wir müſſen uns hierüber etwas ausführlicher verbreiten.

Fürſt Friedland baute ſeine Pläne vornehmlich auf die Geldverlegenheit des Kaiſers, wodurch Letzterer auſſer Stand geſetzt wurde, den Feld-Obriſten ihre Vorſchüſſe zu erſtatten und den Sold des Heeres richtig abzutragen. Mit berechnetem Eifer erweckte er die Furcht der Generale, ihr Guthaben einzubüßen, und malte deßhalb in allen ſeinen Reden lebhaft aus, daß der Kaiſer nicht allein ſeine Verſprechungen nicht halte, ſondern bei dem beſten Willen auch gar nicht erfüllen könne, weil er in den Finanzen gänzlich zerrüttet ſei. Dagegen wird vorgeſtellt, wie gut Friedland ſtets für die Feldobriſten geſorgt habe, und was er noch zu thun gedenke, wenn er am Commando bliebe. Um ſolche Verheißungen, welche allerdings nur von weitem durchſchimmern, erfüllen zu können, bedurfte Wallenſtein großer Geldmittel: die Hülfe Frankreichs ſollte bei dem beabſichtigten Bündniß vorzüglich in Geldzuſchüſſen beſtehen; zwölf Tage vor der Bearbeitung der Generale in Pilſen hatte alſo Kinsky den Vertrag mit Frankreich wirklich abzuſchlieſſen geſucht. Das Pilſener Verbündniß der Feldobriſten ſelbſt war im höchſten Grade anſtößig, und ganz offenbar ein vorbereitender Verſuch, das Heer vom Kaiſer abwendig zu machen. Daß in dem ausgeſtellten Revers der Generale bei dem Vorbehalt über des Kaiſers Dienſt eine Verfälſchung beabſichtigt worden ſei, iſt zwar nicht zu erweiſen, doch wahrſcheinlich. Es liefen hierüber ſo viele Gerüchte um, daß die Annahme einer gänzlichen Erfindung der Sache ſchon ſchwierig wird. Dazu kommt noch, daß offenbar Drohungen gebraucht wurden, um widerſtrebende Generale zur Unterſchrift zu bewegen. In der ſpäter hierüber angeſtellten Unterſuchung läugnete Herzog Julius von Sachſen zwar, daß man durch angedrohte Erwürgung, Fenſterauswerfen und Degenzuckung zum Unterzeichnen gedrängt habe; allein er giebt doch zu, daß Loſi alle übrigen Oberſten Hundenaſen geſcholten habe[2]. Loſi war nun einer der unbedingten

[2]) Wir wollen die dießfallſige Ausſage des Herzogs Julius von Sachſen-Lauenburg, ſo weit ſie hieher gehört, nach den Akten im Auszug mittheilen. Es heißt nämlich:

„Daß wir die Unterſchreibung von den andern mit angedrohter Erwürgung, Fenſterauswerfung und gar Degenszuckung urgirt und dergeſtalt eyfrig, wie wir zum ſchärfſten angegeben werden, getrieben haben ſollen, wiſſen Wir uns bei Fürſtlichen Ehren und Treuen anders nichts zu erinnern, als daß wir aus billiger Ungeduld, wie der Oberſt Loſchi alle anderen Oberſten vor Hundsnaſen öffentlich ausgeſchrieen, zur Antwort gegeben: er meritire, daß man ihn um ſolches calumnirens Willen zum Fenſter auswerfen ſollte, geſtalt dann dem Herrn Oberſten Iſolani ſolches tumultuiren ſelbſt ſo hoch aufgefallen, daß er daſſelbe in continenti mit dem Säbel ſtrafen wollen.“

Anhänger Wallenſteins, und er ſchalt alſo wohl nur darum, weil Andere über den Revers Bedenklichkeiten äußerten. Beweiſe liegen in allem dieſem freilich nicht, doch Indicien, welche in Verbindung mit den vielen übrigen Anzeigen und unmittelbaren Beweiſen, wie die Unterhandlung mit Frankreich, Bedeutung erlangen.

Den förmlichen Uebertritt Wallenſteins zu dem Feinde durch den Marſch nach Eger läugnet die Vertheidigung nicht: dagegen führt ſie zur Entſchuldigung an, daß der Herzog von Friedland dieſen Schritt nur aus Nothwehr, nachdem er ſeine Abſetzung und Aechtung erfahren, gethan habe[3]). Wir wollen billiger ſein, als Andere, und dieſer Einrede, wenn ihre Wahrheit erwieſen werden könnte, nicht alle Erheblichkeit abſprechen; allein es fehlt nicht nur an dem Beweiſe, ſondern die Umſtände legen auch das gerade Gegentheil dar. Wir zeigen dieß ſogleich näher,

Nach dem oben mitgetheilten Bericht Johann Chriſtophs von der Grün verſammelte Herzog Bernhard von Weimar, in Folge des dringenden und wiederholten Anſuchens Wallenſteins, ſeine Truppen ſchon zu Anfang Februars 1634 bei Regensburg, um zur Vereinigung mit Friedland über Weiden nach Eger zu ziehen. Im Intereſſe der Unpartheilichkeit muß hier freilich bemerkt werden, daß ſich gegen die Zeit, in welche Grün den Aufbruch Bernhards nach Weiden ſetzt, einige Zweifel ergeben. Wenn der Herzog ſchon in Weiden den Tod Wallenſteins erfuhr, welcher am 25. Februar 1634 erfolgte, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß er den Marſch ſchon am Anfang jenes Monats angetreten habe. Nun wurde uns aber vollends ein Schreiben des Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg an Illo vom 24. Februar 1634 aus Regensburg überliefert, worin Franz Albrecht meldet, daß Bernhard von Weimar ſeine ganze Armada an den Grenzen zuſammenziehe, was in wenigen Tagen geſchehen ſein werde[4]). Auch dieß deutet alſo auf einen ſpäteren Aufbruch Bernhards. Nimmt man einen ſolchen aber auch an, ſo geht doch aus der Erzählung des Generalquartiermeiſters von der Grün mit Beſtimmtheit hervor, daß Wallenſtein lange vor dem 19 Februar d. h. vor dem Tage, wo er ſeine Abſetzung erfuhr, bei Bernhard

---

[3]) Förſter behauptet gar:

„Wallenſtein hat mit den Feinden nicht eher unterhandelt, als drei Tage vor ſeiner Ermordung, da er, für ſein Leben beſorgt, von Pilſen flüchtig ward.“

[4]) Das Schreiben des Herzogs Franz Albrechts von Lauenburg an Illo d. d. Regensburg den 24. Februar 1634 lautet alſo:

Wohlgeborner Herr!

Sein Schreiben habe ich empfangen, höre ungern, daß die Sachen nicht alle ſo gehen wie ich wohl gehoft, hat nichts zu bedeuten. Wir wollen, wills Gott, den meineidigen Vögeln ſtattlich die Hälſe brechen. Ihre Liebden, Herzog Bernhard, laſſen Dero ganze Armada an den Grenzen znſammen kommen; kommt auch noch ſonſt ein größeres Volk aus Thüringen und der Orten, ſo habe ich auch den Churfürſten und General-Lieutenant geſchrieben, eilends das Volk an den Gränzen zuſammen zu führen, welches alles in wenigen Tagen geſchehen kann, alſo daß wir den Vögeln genugſam gewachſen ſein werden. Wegen Pilſen bitte ich gar hoch, ſich deſſen zu verſichern, noch zu den Hämmerle einen zu egen, der von keinen, als den Herzog dependirt; ſowohl Frankfurth, Landsberg, und die Orte in der Lauſitz, weil ſich die Vögel ſolches mit Prag unterſtehen dürfen, fürchte ich, ſie werden nicht feiern, an allen Orten dergleichen zu ſchreiben, hoffe aber nicht, daß ſie alle vom Herzog ausſetzen ſollen. Ich will meinen Weg gegen Eger nehmen, und im Fall der Herzog, oder von denen, ſo mit ihn halten, da ſind, auch hinkommen; bitte aber mir auf Pfreimd einen Trompeter zu ſchicken, damit ich ſicher gehe und nicht ertappt werde. Verbleibe mit dieſen ſein

Regensburg den 24. Febr. 1634.

Dienſtwilliger Freund
und Diner
Franz Albrecht,
H. z. S.

von Weimar die Bitte um Hülfe geſtellt hatte. Grün verſichert ja ausdrücklich, daß Bernhard das Begehren anfangs abgeſchlagen, und erſt dann bewilliget habe, als es von vielen „Partikularitäten“ unterſtützt worden war. Dieß deutet offenbar auf längere Unterhandlungen, wenigſtens auf ſolche, die bedeutend früher, als am 19. Februar, eingeleitet wurden. Aus anderen Gründen gelangt man mit augenſcheinlicher Gewißheit auf daſſelbe Ergebniß. Wenn es wahr geweſen wäre, was Förſter ſo zuverſichtlich behauptet, daß ſowohl Schweden, als Frankreich in den Anträgen Wallenſteins nur einen Verſuch zu ihrer Ueberliſtung erblickt hätten, wenn ferner Friedland bis drei Tage vor ſeiner Ermordung nichts gethan hätte, um beiden Mächten jenen Verdacht zu benehmen; ſo war es ganz undenkbar, daß ſie ihm in der äußerſten Noth ſogleich beigeſprungen ſein würden. Anſtatt alſo nach Eger zu gehen, und hier auf die Ankunft der Schweden zu warten, mußte Friedland nothwendig auf andere Weiſe ſich zu retten ſuchen. Der Zug nach Eger war der offene Bruch mit dem Kaiſer, und Wallenſtein bei der fehlgeſchlagenen Verführung der Armee offenbar verloren, ſoferne er nicht auf die ſchleunige Hülfe der Schweden rechnen konnte. Friedland wußte zu gut, daß er in Eger bald angegriffen werden würde, er war ferner in den Staatsgeſchäften viel zu bewandert, um nicht einzuſehen, daß ohne vorhergegangene Unterhandlungen die Zeit zum Abſchluß eines Bündniſſes mit den Schweden jetzt viel zu kurz ſei: nicht bloß Leichtfertigkeit, Irrſinn wäre demnach unter ſolchen Umſtänden ſeine Einſchließung in Eger geweſen, und Handlungen der Art ſehen dem vorſichtigen und bedächtigen Herzog von Friedland nicht gleich.

In Erwägung alſo:

daß eine Reihe zuſammenhängender Erſcheinungen den gefaßten Vorſatz des Fürſten Friedland ankündigte, zum Zweck der Erwerbung der böhmiſchen Krone von dem Kaiſer abzufallen und mit den Schweden, ſowie mit Frankreich ſich zu verbinden:

In Erwägung insbeſondere:

daß ſolcher Vorſatz zuerſt in den Anſpielungen Friedlands gegen den Feldmarſchall Arnim bei dem erſten ſchleſiſchen Waffenſtillſtand von weitem hervortrat; im zweiten Stillſtand dagegen mit Beſtimmtheit geäußert wurde:

In Erwägung ferner:

daß, zur Ausführung deſſelben, Unterhandlungen mit Frankreich eingeleitet wurden, welche der Herzog von Friedland ſtillſchweigend billigte:

In Erwägung endlich:

daß der Abfall durch den Zug nach Eger wirklich erfolgt, und zugleich auch die Vereinigung mit den Schweden verſucht worden iſt:

Aus dieſen Gründen

war Albrecht von Wallenſtein, Fürſt von Friedland, des Verrathes an Kaiſer Ferdinand II. ſchuldig.

Der Kaiſer Ferdinand II. wird dagegen angeklagt:

daß er den Fürſten Friedland, ohne ihm das rechtliche Gehör zu verſtatten, nicht bloß hinrichten, ſondern ſogar meuchlings ermorden ließ.

Auch eine ſolche Handlung, in Deutſchland verübt, würde in den Augen der Geſchichte als eine

ſchwere Uebelthat, als ein wirkliches Verbrechen erſcheinen, und wenn ſie auch von einem Kaiſer begangen worden wäre. Es geziemt demnach, auch hierüber eine unbefangene Unterſuchung anzuſtellen.

Die bemerkte Beſchuldigung gegen Ferdinand II. gründet ſich vornehmlich auf eine Rechtfertigung der Ermordung Wallenſteins, welche auf Veranſtalten des kaiſerlichen Hofes im Druck erſchien [5]). Darin kommt unter andern vor, daß dem Grafen Gallas bei Ueberſendung des Abſetzungs-Patentes vom 24. Januar 1634 der Befehl ertheilt worden ſei, er möge ſich Wallenſteins lebendig oder todt bemächtigen. Graf Khevenhiller folgte dieſem Bericht, und ſchrieb ebenfalls, daß Friedland durch kaiſerliche Patente vor ſeiner Ermordung förmlich geächtet oder für vogelfrei erklärt worden ſei. So verbreitete ſich dieſe Meinung nun weiter. Bei näherer Unterſuchung der Sachverhältniſſe wird man jedoch auf ein völlig entgegengeſetztes Ergebniß geleitet. Die Gründe ſind eben ſo einfach, als zahlreich und entſcheidend.

Sowohl der Kaiſer Ferdinand II., als ſeine vertraute Umgebung hegten vor dem Einfluße Friedlands bei der Armee, und der Macht deſſelben überhaupt, ſehr ängſtliche Beſorgniſſe. Als im December 1633 ſchon die Verhandlungen Wallenſteins mit Frankreich ruchbar geworden, und ſeine Abſetzung bereits beſchloſſen war, fühlte ſich Ferdinand in Verlegenheit, was er mit dem Herzog vorzunehmen habe, da ihm ſchon eine einfache Gefangenhaltung gefährlich zu ſein ſchien. Nach der ſpäter erfolgten Abſetzung ſelbſt wagte man es nicht einmal, das dießfallſige Patent ſogleich öffentlich bekannt zu machen, ſondern verbreitete es nur im Stillen. Die vielfältigen, oben erzählten Vorſichts-Maaßregeln des Kaiſers bewieſen zugleich wie ſehr man die Macht Friedlands auch jezt noch, alſo nur wenige Wochen vor deſſen Tode ſcheute. Unter dieſen Umſtänden iſt es an ſich ſchon ſehr unwahrſcheinlich, daß man ſogleich zur Ermordung Wallenſteins, wenn auch nur im Geheimen, Aufträge gegeben habe. In dem kaiſerlichen Patent iſt der Oberfeldherr mit noch zwei Hauptſchuldigen von der allgemeinen Amneſtie zwar ausgenommen; doch dieß konnte bei dem großen Umfang derſelben, Bewilligung völliger Strafloſigkeit und Beibehaltung des Ranges, rückſichtlich der Haupt-Beſchuldigten nicht wohl anders ſein. Dann wird aber ſelbſt in Anſehung Illo's und Terzkas als Grund beigefügt: „weil dieſe die Rädelsführer ſein ſollen.“ Dieß deutet denn auf einen Vorbehalt der Unterſuchung. Eine Urkunde, worin die Aechtung Wallenſteins ausgeſprochen, oder ein Auftrag zu deſſen Ermordung ertheilt worden ſei, liegt nicht vor. Nach dem Abſetzungs-Patent vom 24. Januar 1634 wurde ein zweites Manifeſt des Kaiſers erlaſſen, welches in viel ſchärferen Ausdrücken verabfaßt iſt, und den Herzog von Friedland geradezu der Verrätherei beſchuldigt. Daſſelbe führte den Datum des 18. Februar 1634, iſt aber höchſt wahrſcheinlich erſt nach dem Tode des Herzogs verabfaßt und abſichtlich zurück datirt worden [6]). Um ſo ſtärkere Gründe ſind vorhanden, daß die Aechtung Wallen-

[5]) Sie führte den Titel: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgeweſenen Friedländiſchen und ſeiner Adhärenten abſcheulicher Prodition. Auf ſonderbaren der römiſchen kaiſerlichen Majeſtät allergnädigſten Befehl.“

[6]) Das Patent vom 18. Februar 1634 hat folgenden Inhalt:

„Wir Ferdinand, u. ſ. w. Entbieten allen und jeden unſerer Kayſ. Armada General Leutenant, Feld-Marſchalcken Feld-Zeugmeiſtern, Feldt-Marſchalck-Leutenanten, Oberſten Wachtmeiſtern, Rittmeiſtern, Hauptleuten, Fähnrichen, und allen andern nachgeſetzten Offizieren und Befehlshabern, wie auch allen gemeinen Soldaten zu Roß und Fuß, unſer Kayſerliche Gnad und alles guts, und ſtellen in keinen Zweifel, es werde euch ſampt und ſonders, ja Männiglichen wol bekannt ſein, was maßen wir ſowohl zuvor, als bei unſer Kayſ. Regierung, vnſerm geweſenem Feldt-Hauptmann, den von Friedland, mit allerhand Gutthaten, Gnaden, Freiheiten, Hochheiten und Digniteten (als nit bald einen Menſchen ſeines Standes gleich geſchehen) begabt und gezieret haben, welcher Geſtalt aber derſelbige aus boshaftem Gemüth und ohne Zweifel längſt zuvor gefaßten Vorſatz, wie dann ſolches die bißhero geführte Actiones augenſcheinlich nunmehr zu erkennen geben, neulicher Zeit den nechſt verwichenen 12. Monatstag January eine gantz gefährliche, weit

ſteins oder der Befehl, ihn lebendig oder todt zu liefern, wenigſtens in dieſem Patente enthalten ſei; es kommt darin jedoch ebenfalls nichts davon vor. Schon dieß erregt gegen eine intellectuelle Urheberſchaft Ferdinands II. in der Ermordung Wallenſteins ſehr ſtarke Zweifel.

Allein es iſt auch durch vielfältige Thatſachen erwieſen, daß Oberſt von Buttler die Ermordung ſeines Oberfeldherrn ohne vorgängigem Plan oder Befehl, und namentlich ohne Vorwiſſen oder Auftrag des Kaiſers, bloß im Drang der Umſtände, aus eigenem Antriebe beſchloſſen und ſofort vollzogen habe. Wir gehen ſogleich zur Beweisführung über.

Nachdem die Ermordung Wallenſteins ſchon unwiderruflich beſchloſſen war, und die Ausführung ſelbſt beginnen ſollte, fühlten die Verſchwornen doch noch großes Widerſtreben. Es iſt dieß ſehr natürlich, da ihnen der Herzog von Friedland bisher als ein Gegenſtand der höchſten Ehrfurcht erſchien, der gefürchtete Oberfeldherr, dem ſie nicht mit einer Miene der Widerſezlichkeit, geſchweige mit irgend einer Beleidigung ſich zu nahen gewagt haben würden. War auch ſeine Macht jezt dahin, ſo blieb durch die lange Gewohnheit im Gemüthe ſeiner Untergebenen doch noch eine ehrerbietige Scheu vor ſeinem Willen und ſeiner Perſon zurück. Dieß bewährte ſich ſogar bei Buttler, Leslie und Gordon. Als die Vertrauten Wallenſteins ſchon ermordet waren, beriethen ſie noch mit einander, ob es nicht ein Mittel gebe, den Oberfeldherrn ſelbſt am Leben zu laſſen, ob man ihn nicht durch Gefangennehmung unſchädlich machen könne?

---

ausſehende Conſpiration und Verbündnuß wider uns und unſer Hochlöblich Hauß, anzuſpinnen ſich angemaßt, vnd durch allerhand falſche erdichte Einbildungen und Verkleinerung unſer Kayſ. Perſon, ungleicher eigenſinniger Außdeutung unſerer Inſtrucktion, welche doch allerdings auf geweſenen vnſers Feldt-Hauptmanns eigene Discretion geſtellt geweſen, die unſerer Kayſ. Armada zugethane Obriſte meiſtentheils ſolche Verbündnuß zu unterſchreiben angeleitet und verführet hat, weil aber die in ſolcher nichtigen Verbündnuß, welche wir auch alſo ohne das **ipso jure** unbändig, ungültig und null erklären, caſſiren und aufheben, angezogene und unbegründte Vrſachen, der offentlich am Tag liegenden Wahrheit ſelbſt zuwider laufen, in deme wir beſagten unſerm Feld-Hauptmann einige Injurien nicht zugefügt, ſondern vielmehr wie obgemeltet, mit allen hohen Kayſ. Gnaden entgegen gangen, auch einige von ihm angegebene Imagination gegen demſelben, wie wir ſolches mit Gott bezeugen können, uns in unſern Sinn und Gemüth nit kommen iſt, darneben aber dieſe gewiſſe Nachrichtung erlangt, was maßen derſelbe uns und unſer hochlöbl. Haus von unſern Erb-Königreichen, Land und Leuten, Cron und Scepter zu treiben und ihme ſelbſt Eidbrüchiger weiß zuzueignen vorhabens geweſen, und zu ſolchem Ende unſere getreue General Obriſten und Officier ihme anhängig machen, und dieſelben zu ſeinem boßhaftigen Intent gebrauchen, und dadurch um Ehr und Reputation bringen wollen, unſerer getreuen Diener Güter anderwerts zu verwenden gelüſten, ja uns und jetzt gemeldtes hochlöbliches Haus gäntzlich auszurotten, ſich vernehmen laßen, und ſolche ſeine Meineidige Treuloſigkeit und Barbariſche Tyrannei, dergleichen nicht gehöret, noch in **scriptis** zu leſen iſt, zu vollziehen, ſich äußerſtes Fleißes bemühet hat.

Als ſind wir äußerſter Noth halber, zur Verſicherung und unſers Hauß getrungen worden, mit demſelben eine Veränderung vorzunehmen, haben demnach ſolches alles euch hiermit zur Nachrichtung und Wißenſchaft weiter andeuten wollen, mit dem gnädigſten Befehl, daß ihr inmittelſt, biß wir uns wegen anderwerts Beſtellung eines General-Feld-Hauptmanns, ſo doch mit dem ehiſten, als immer müglich geſchehen ſolle, reſolviren, denen würdigen- Hoch und Wohlgebornen, unſern lieben getrenen, Matthia Grafen Gallas, General-Feld-Lieutenant, Johann Grafen von Altingen, vnſern General Feld Marſchalck, Don Balthaſar de Marradas, unſers Erb Königreichs Böheimb Generaln, und Francisko Octavio Piccolomini, und Rudollphen von Colloreden Grafen zu Waldſee, auch beiden unſer Generaln-Feldmarſchalln, und andern unſern getreuen ihnen nachgeſetzten Generalln ꝛc. Offizieren, allen ſchuldigen Gehorſam leiſten und erweiſen, und derſelben Ordinantzen nachkommet und gelebet, und euch verſichert haltet, daß wie wir biß dato unſer Kayſ. Armada zu gutem viel anſehnliche Summen Geldes beſagten unſern geweſenen Feldthauptmann hergegeben, daß wir auch hinführo auf alle Mittel und Weg bedacht wollen ſein, wie wir euch ſampt und ſonders nit allein erhalten, und mit ehiſton belohnen, ſondern auch mit Kay. Gn. verſehen mögen, deſſen ihr euch dann gewiß zu getröſten habet, und ſein euch ꝛc. **Datum** Wien 18. Februar 1634.

Ferdinand.

Da erinnerte aber Einer an die verfänglichen Reden, welche man eben erſt über Tiſch vernommen hatte. Illo begnügte ſich nämlich nicht mit den Freudens-Bezeigungen über die baldige Ankunft der Schweden, welche ſchon erzählt wurden, ſondern betheuerte auch, daß der Herzog von Friedland binnen drei Tagen ein größeres Heer, als jemals verſammelt haben werde. Rittmeiſter Neumann hatte vollends geäuſſert: „weil der Kaiſer die deutſche Freiheit ſo ſehr unterdrücke, wolle er für ſeinen Theil eine ſolche Rache nehmen, daß er die Hände nächſtens mit dem Blute der Herren von Oeſtreich waſchen werde! „Die Verſchwornen hielten deßhalb die Gefahr für ſo dringend, daß man ſie nur durch den ſchleunigen Tod Wallenſteins noch abwenden könne. So wurde denn die unverzügliche Ausführung des früheren Vorſatzes beſchloſſen. Alles dieſes ergibt ſich aus verſchiedenen Berichten, und auch die Briefe Buttlers beweiſen auf das vollſtändigſte, daß er die Mordthat, ohne irgend eine fremde Anleitung, aus eigenem Antrieb mit Leslie und Gordon verabredet habe. Schon ſein Schreiben an Gallas, welches oben Seite 358 in der Note abgedruckt iſt, erzählt unbefangen, warum er den Herzog von Friedland ermorden ließ. Es kommt darin nicht die geringſte Andeutung eines empfangenen Auftrags vor, Buttler ſelbſt erſcheint als ſelbſtſtändiger, alleiniger Urheber der That. Hätte er von dem Kaiſer einen Befehl dazu empfangen, ſo würde er wenigſtens in dem Brief an dieſen zuverläſſig irgend einen Wink darüber geäuſſert haben. Solches war nach der Denkungsweiſe der Menſchen jener Zeit nothwendig, weil ſie nur des Lohnes wegen zu handeln gewohnt waren. Buttler insbeſondere verſprach ſich von der Mordthat großen Gewinn, wie ſchon ſein Schreiben an Gallas verräth; hätte er nun von Ferdinand II. nur den entfernteſten Auftrag zur That gehabt, ſo würde er wohl ſeinen Eifer in der Vollziehung der kaiſerlichen Befehle hervorgehoben haben. Sein Brief an Ferdinand II., den wir hier mittheilen, enthält jedoch hierüber nicht den geringſten Wink, ſondern zeigt im Gegentheil, daß Buttler den Kaiſer mit einer gänzlich unerwarteten Botſchaft überraſchen wollte [7]).

Graf Piccolomini hatte dem Obriſten Buttler allerdings aufzutragen beabſichtigt, den Herzog von Friedland lebendig oder todt zurückzubringen; allein ſelbſt abgeſehen davon, daß dieß noch keine Mitwiſſenſchaft des Kaiſers beweiſt, geht auch aus dem Berichte des Patricius Taaffe hervor, daß jene Aeuſſe-

---

[7]) Der Brief Buttlers an deu Kaiſer lautet alſo:

Eger den 27ſten Februar 1634.

Allergnädigſter Kaiſer und Herr!

Ew. Kaiſerliche Maj. wünſche ich von Gott den Allmächtigen glückſelige Regierung, langes Leben, und endlich Ueberwindung aller Dero Feinde und Widerwärtigen. Allermaßen ich nun neben meinem Vetter, den Jakob Budler eine lange Zeit und etliche Jahr her mir billig nichts höher angelegen ſein laſſen, als zufolge meiner Pflichtſchuldigkeit in Ew. Kaiſerliche May. Kriegsdienſt mich gänzlich zu devoviren und vor deren Reputation und Conſervirung Ihrer Erb-Königreiche und Lande alle meine Ehre, Leib und Leben bis auf den letzten Blutstropfen ſo bereitwilligſt als ſchuldigermaßen aufzuſetzen, Geſtalt ich denn auch hierunter nicht allein bereits den mehren Theil meiner Subſtanz allerwillfährigſt dargeſtreckt, ſondern auch, wie Ew. Kaiſerl. May. Zweifels ohne gnädigſt beiwohnt, bis in den achten Monat lang zu Frankfurt gefänglich gehalten worden bin, als habe zur Realdemonſtrirung ich die verhoffentlich ſo hoch nothwendige als Ew. Kay May. Dienſt erſprießliche Execution wider Dero bewußte Machinanten, mit Zuziehung des daſigen vorigen Commandanten unp Oberſtleutnandt des Terzkaſchen Regiments Joh Gordon, vor und an die Hand zu nehmen nicht umgehen können, wie ſolches Ew. Kay. May. ſowohl aus des Oberſt Wachtmeiſter Leßly, als auch deſſen eigenhändig meines Hauptmanns gehorſamſten Relationen mit mehreren allergnädigſt vernehmen werden, und habe ſolches Ew. Kay. May. ich hiermit zu Dero Nachricht unterthänigſt nicht verhalten und mich beinebens zu Dero Kaiſerlichen Gnaden empfehlen wollen. Datum Eger den 27ſten Febr. 1634.

Ihre Khayſ. May. allerunterthänigſter Diener.

Walter Budler.

rung Piccolomini's nicht zu Buttler gelangt iſt. Der Verdacht einer intellectuellen Urheberſchaft Ferdinands II. bei der Ermordung Wallenſteins rührt überhaupt nur daher, daß der kaiſerliche Hof die That nach der Vollziehung nicht nur billigte, ſondern ſogar öffentlich zu rechtfertigen verſuchte. Jezt ſchien der Schluß natürlich zu ſein: „wer einen Mord nach der Vollführung gut heißt, iſt auch fähig, den Auftrag dazu zu ertheilen!“ Das mag allerdings richtig ſein; indeſſen zufälliger Weiſe wußte Ferdinand II. eben nichts um den Mord. Nach geſchehener That billigte er ihn jedoch vollkommen, und nahm ihn in ſolcher Weiſe allerdings auf ſich. In jener rechtloſen Zeit legte ſich die oberſte Staatsgewalt auch das Recht bei, wider einen Getödteten erſt nach dem Ableben ein Todes-Urtheil zu fällen, was man sententia post mortem hieß. Des Kaiſers älteſter Sohn, Ferdinand, bereits als König von Ungarn gekrönt, ertheilte den Rath, die Ermordung des Herzogs von Friedland durch einen ſolchen nachträglichen Urtheilsſpruch in eine geſezliche Handlung umzuſchaffen. Solches geſchah durch die öffentliche Rechtfertigung der That, und dadurch entſtand der Glaube einer intellectuellen Urheberſchaft des Kaiſers ſchon von vorneherein.

An dem Tode des Herzogs von Friedland war alſo Ferdinand II. unſchuldig; was ihm dagegen zum größten Vorwurf gereicht, war die erheuchelte Freundlichkeit, welche er nach der Abſezung Wallenſteins bis zum 13. Februar 1634 in den Briefen an denſelben darlegte. Man konnte es ihm nicht verargen, wenn er aus Vorſicht mit der Bekanntmachung der Dienſtentſezung einige Zeit zurückhielt; aber einen vertrauten Briefwechſel mit dem Herzog jezt noch zu unterhalten, war eine Doppelzüngigkeit, welche eines Reichsoberhaupts ſehr unwürdig iſt.

Auch die italieniſchen Generale im kaiſerlichen Heere legten ein höchſt tadelswürdiges Benehmen an den Tag. Es iſt ganz richtig, was Förſter anführt, daß Jene am meiſten auf den Sturz Wallenſteins hinarbeiteten, insbeſondere Piccolomini, Aldringer, Maradas, Suys, Colloredo, Caretto und Marzini. Auch nicht bloßer Dienſteifer war es, was ſie zum Handeln antrieb, ſondern unverſöhnlicher Privathaß. Die Leidenſchaft Piccolomini's ging ſogar ſo weit, daß er ſich noch an den Leichnamen Friedlands und ſeiner Schickſalsgefährten rächen, und dieſelben in Prag an den ſchimpflichſten Orten ausſetzen laſſen wollte. Ferdinand II. ſchlug ſolches Begehren jedoch in Bezug auf die Hauptperſonen ab, und bewilligte es nur in Anſehung des Rittmeiſters Neumann wegen deſſen böſer Zunge, was wieder die Richtigkeit der vorausgegangenen Erzählung beweiſt [8]).

Ein und fünfzigſtes Hauptſtück.

Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen.

(Vom März bis zum September 1634.)

Während der Tod des Herzogs von Friedland dem Kaiſer Ferdinand II. große Sorgen vom Herzen nahm, fühlten ſich die Leiter der franzöſiſchen Politik dadurch ſehr betroffen. Als der Bote Kinsky's,

[8]) Ferdinand II. drückte ſich in nachſtehender Weiſe aus: „die todten Körper belangend haben Wir des geweſenen von Friedland Freundſchaft denſelben, wo ſie wollen, in der Stille begraben zu laſſen, gnädigſt bewilligt; die anderen

welcher nach dem Aufbruche Wallenſteins von Pilſen abgeſendet worden war, den franzöſiſchen Geſandten, Marquis von Feuquières, endlich in Frankfurt antraf, ſandte dieſer einen Bevollmächtigten (la Boderie) ſogleich nach Böhmen ab, um den Vertrag mit Friedland abzuſchließen. Kurz nach dem Abgang deſſelben vernahm er aber die Ereigniſſe in Eger, und war nun beſorgt, daß die Inſtructionen ſeines Bevollmächtigten in die Hände der Kaiſerlichen gerathen könnten, ſohin das falſche Spiel ſeines Hofes aufgedeckt werden möchte. Solcher Beſorgniß ward er durch die Klugheit ſeines Abgeſandten wohl entlediget; dagegen beklagte ſowohl Er, als der Kardinal Richelieu die unerwartete Vereitelung von Staatsplänen, worauf beide ſo großes Gewicht gelegt hatten. Feſt entſchloſſen, die Wirren des unglücklichen Deutſchlands zu dem Vorrücken der franzöſiſchen Grenzen gegen den Rhein zu benützen, gab aber Richelieu ſeine geheimen Ränke noch nicht auf, ſondern bemühte ſich nur, dieſelben jetzt auf einer andern Seite wieder anzuſpinnen. Deßhalb nahm er den Plan eines Einverſtändniſſes mit Oxenſtierna wieder auf, und bewarb ſich fortan noch ernſtlicher um die Freundſchaft des ſchwediſchen Reichskanzlers. Beſondere Umſtände kamen ihm in dieſem Plane ſehr wirkſam zu Hülfe.

Oxenſtierna, immer eifriger nach der Dictatur Schwedens in den deutſchen Angelegenheiten ringend, ſuchte nicht nur den niederſächſiſchen Kreis, ſondern auch die proteſtantiſchen Stände in Oberdeutſchland noch feſter an ſich zu ziehen, und dieſelben zugleich zu größerer Thätigkeit anzuſpornen. Zu dem Ende waren im Jahre 1634 ſowohl in Halberſtadt, als in Frankfurt am Main berathende Verſammlungen abgehalten worden. Doch auf jener in Halberſtadt vermochte Oxenſtierna ſeine Abſichten kaum zur Hälfte durchzuſetzen, und auf jener in Frankfurt fiel er vollends gänzlich durch. Bei der Letztern erſchien nämlich ein Botſchafter des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen, und ließ eine Sprache hören, welche die Fremden mit eben ſo großem Erſtaunen, als Verdruß erfüllte. Johann Georg, auf den die Vorſtellungen patriotiſcher Männer endlich Eindruck gemacht hatten, ließ ſeinen Mitſtänden an das Herz legen, wie ſehr das gemeinſame Vaterland durch die Verbindung mit auswärtigen Mächten zerrüttet werde. „Alle Liguen und Unionen“ erklärte ſein Botſchafter, „haben bisher nur Jammer und Unheil hervorgebracht; die Rettung unſres Volkes und die Vorbereitung einer beſſern Zukunft iſt nur durch Einigung der Deutſchen ſelbſt, nur durch aufrichtiges Anſchließen an die Reichsverfaſſung möglich!“

Dieſe Sprache, eben ſo wahr, als verdienſtlich, blieb nicht ohne alle Wirkung: ſie vermochte die tiefgeſunkenen Deutſchen zwar nicht zum einheitlichen Handeln zu bewegen, aber ſie brachte doch eine gewiſſe Lauheit gegen die franzöſiſchen und ſchwediſchen Einflüſterungen hervor, welche namentlich den Entwürfen Oxenſtiern'as nachtheilig war. Der Kanzler geſtand ſich jezt unmuthig, daß ihm die Hülfe Frankreichs zur Ausführung ſeiner Pläne unentbehrlich ſei und entſchloß ſich alſo zu dem ſauern Schritt, dem franzöſiſchen Botſchafter zuvorkommend ſich zu nähern. Nachdem dieß am 8. Juni 1634 in einem feierlichen Beſuche bei Feuquières geſchehen, und zugleich die Unterſtützung des franzöſiſchen Anſchlags auf die Feſtung Philippsburg zugeſagt worden war, reiſte Oxenſtierna nach Schwalbach, dem franzöſiſchen Geſandten nun die Bearbeitung der Bundesverſammlung überlaſſend. Doch ſo große Anſtrengungen jener Botſchafter auch machte, ſo vermochte er doch nichts auszurichten. Der kurſächſiſche Geſandte benützte den Eindruck, welchen ſeine patriotiſche Erklärung auf die Stände gemacht hatte, und ſuchte das

aber, welche katholiſch geweſen, können zu Eger an geweihten Orten, die Unkatholiſchen aber in der Vorſtadt auf den Kirchhof daſelbſt beſtattet und der Niemann ſeiner ungehaltenen Zunge halber unter das daſelbſt vorhandene Halsgericht der Übelthäter einbegraben werden.“

leiſe erregte Nationalgefühl, durch noch kräftigere Schilderungen der Gefahren fremder Einmiſchung in die vaterländiſchen Angelegenheiten, endlich zu wirklich patriotiſchen Geſinnungen zu erheben. Dieß gelang auch in ſo weit, daß man das Geſuch Frankreichs um Einräumung der Feſtung Philippsburg entſchieden ablehnte, und zugleich auch von der ſogenannten ſchwediſchen Genugthuung, Abtretung deutſcher Gebietstheile, gänzlich Umgang nahm. Während in ſolcher Weiſe für die Erwachung des nationalen Sinnes und eine endliche Verſöhnung der Deutſchen einige Hoffnung erweckt wurde, traten anderwärts Ereigniſſe ein, welche dem Kriege plötzlich eine andere Wendung gaben, und die innere Zwietracht noch ein Mal auf das heftigſte anſchürten.

Schon früher hätte der ſpaniſche Hof dem Kaiſer den Rath ertheilt, ſeinen älteſten Sohn, den König Ferdinand, an die Spitze aller ſeiner Heere zu ſtellen. Man glaubte dadurch den Operationen größere Einheit und Schnellkraft zu geben, und mancher Eiferſucht, wie z. B. zwiſchen dem Kurfürſten von Baiern und dem Herzog von Friedland entgegenzuwirken. Nur Rückſichten gegen den Letzteren mochten den Kaiſer für einige Zeit verhindert haben, jenen Plan wirklich auszuführen; nach dem Tode Friedlands wurde er dagegen ſogleich zur Vollziehung gebracht, König Ferdinand ſohin zum Oberfeldherrn aller kaiſerlichen Heere ernannt. Die Hauptarmee in Böhmen war durch die letzten Ereigniſſe vor dem Ende Wallenſteins in ziemliche Verwirrung gerathen. Nach dem Beiſpiel von Gallas, Piccolomini und Aldringer hatten die Maſſen zwar dem Kaiſer die Treue bewahrt, doch über die unerwarteten Vorfälle Beſtürzung verrathen, und zugleich wegen großer Lohnrückſtände bedeutende Unzufriedenheit geäußert. Als aber im Frühling 1634 ein dreimonatlicher Sold ausbezahlt, das Vertrauen des Heeres wieder belebt, und die Ordnung durch eine neue Organiſation deſſelben hergeſtellt war, bezeigten die Krieger wieder Fröhlichkeit und Kampfes-Luſt. Voll von Hoffnungen, übernahm daher der König Ferdinand den Oberbefehl über das Hauptheer. Entſchloſſen, durch entſcheidende Unternehmungen, das ihm erwieſene Vertrauen zu rechtfertigen und bei der Armee alsbald ſich Anſehen zu verſchaffen, beſchloß der junge König, zunächſt Regensburg ſchleunigſt wieder zu nehmen. Nachdem er im Sommer 1634 mit Heeresmacht vor dieſer Reichsſtadt erſchienen war, berannte er ſie ſo nachdrücklich, daß die Uebergabe, trotz der heldenmüthigſten Vertheidigung von Seiten der ſchwediſchen Beſatzung und der proteſtantiſchen Einwohner, unvermeidlich wurde. Herzog Bernhard von Weimar zog zwar zum Entſatz heran, doch er brach, im übertriebenen Vertrauen auf die Kräfte der Belagerten, zu ſpät auf, und verlor noch überdieß bei der Einnahme von Landshut viele Zeit. Als er endlich mit Horn nur noch wenige Stunden von Regensburg entfernt war, vernahm er, daß die Belagerten, unter Ausbedingung freien Abzuges für die ſchwediſche Beſatzung und der freien Religionsübung für die proteſtantiſchen Bürger, die Stadt durch Kapitulation übergeben haben. Da ſchon vorher Kurfürſt Maximilian von Baiern Straubing wieder eingenommen hatte, ſo begann der Feldzug 1634 für die kaiſerlich-liguiſtiſchen Waffen unter günſtigen Anzeichen.

Inzwiſchen hatten ſich aber auch die Sachſen unter Arnim in Bewegung geſezt, und nicht nur ganz Schleſien wieder erobert, ſondern auch Böhmen überfallen und ihre Waffen von Neuem ſiegreich bis vor die Mauern von Prag getragen. Als König Ferdinand dieſe Nachricht zu Regensburg empfing, wollte er eiligſt zur Rettung von Prag nach Böhmen aufbrechen, und Baiern preisgeben; indeſſen plözlich erhielt er die Botſchaft, daß der Angriff der Sachſen auf die böhmiſche Hauptſtadt erfolglos blieb. Er verſtärkte darum nur die kaiſerlichen Streitkräfte in Böhmen, und beſchloß mit der Hauptmacht einen entſcheidenden Schlag gegen Bernhard von Weimar und Guſtav Horn zu führen. Alle Umſtände ſchienen dieſem Vorhaben günſtig zu ſein.

Es war der Bruder des ſpaniſchen Königs ſelbſt, der Kardinal-Infant Don Fernando, welcher zur Unterſtützung der katholiſchen Sache von Italien aus in Deutſchland mit Heeres-Macht erſcheinen, und dann in die Niederlande ſich begeben ſollte. Nachdem erzählter Weiſe der Herzog von Feria im Jahre 1633 mit 12,000 Mann ſchon vorangegangen war, folgte endlich im Sommer 1634 der Kardinal-Infant Don Fernando ſelbſt mit beiläufig 10,000 Mann. Sein Zug ging, während König Ferdinand Regensburg eroberte, über das Veltlin und Tyrol nach Oberſchwaben. Als er auch verſchiedene Truppen Feria's an ſich gezogen hatte, wandte er ſich gegen Franken, um die Vereinigung mit dem König Ferdinand zu Stande zu bringen. Dieſer war nämlich nach der Einnahme von Regensburg raſch an der Donau hinaufgegangen, hatte Donauwörth genommen, und dann plötzlich Nördlingen belagert. Bernhard von Weimar, über ſo ſchnelle Erfolge des jungen Königs erſtaunt, vereinigte ſich mit Horn, um wenigſtens die Reichsſtadt Nördlingen zu retten. Während beide Heerführer zu dem Ende die erforderlichen Bewegungen vornahmen, ſtieß der Kardinal-Infant mit ſeiner geſammten Kriegsmacht vor Nördlingen zu dem König Ferdinand. Da das Heer des leztern allein ſchon 25,000 Mann ſtark war, ſo erlangte es durch die Vereinigung mit Don Fernando eine große Uebermacht über Bernhard und Horn, welche zuſammen kaum 24,000 Mann befehligten. Nach dem urſprünglichen Plane hätte Guſtav Horn den Infanten Don Fernando bei dem verſuchten Eingang in Deutſchland zurückſchlagen ſollen, während Bernhard von Weimar dem König ſich entgegenſtelle; allein die ſchon angedeutete Eiferſucht und Uneinigkeit beider Heerführer vereitelte, wie ſo manches andere, auch die Ausführung dieſes Planes. Jezt ſtand das kaiſerlich-ſpaniſche Heer vereinigt und von günſtiger Oertlichkeit unterſtüzt vor Nördlingen; alles ſchien denn beizuhelfen, daß der junge König Ferdinand den gewünſchten Hauptſchlag gegen das ſchwediſch-deutſche Heer ausführe.

Guſtav Horn, die Uebermacht des Feindes, die Oertlichkeit und alle Verhältniſſe mit klarem, ſcharfem Blick überſchauend, gab den Rath, an der Bergreihe unweit der Stadt eine feſte Stellung zu nehmen, dadurch die Kaiſerlichen im Rücken zu bedrohen und an ernſtlichen Angriffen auf Nördlingen zu hindern. So würde die gegneriſche Armee am Ende durch Mangel an Lebensmitteln zur Aufhebung der Belagerung gezwungen werden. Bernhard von Weimar hielt dagegen die Gefahr Nördlingens für ſo dringend, daß ſie nur durch einen ſchleunigen Angriff gegen die Belagerer noch abzuwenden ſei. Als man nun im ſchwediſchen Lager auf dem Beilwang am 4. September 1634 in der Richtung der Stadt Kanonenſchüſſe hörte, und daraus auf einen Sturm ſchloß, drang Herzog Bernhard mit ſtürmiſcher Heftigkeit auf unverzüglichen Anmarſch gegen das kaiſerlich-ſpaniſche Heer. Nachdem auch der Rath des Feldmarſchalls Horn, wenigſtens die Ankunft des Rheingrafen abzuwarten, unbeachtet blieb, ſezte ſich das ſchwediſch-deutſche Heer am folgenden Tag (5. September) in Bewegung, und ſchlug die Richtung gegen den Arnsberg bei Nördlingen ein. Die Kaiſerlichen und Spanier hatten bei der Belagerung der Stadt eine befeſtigte Stellung, mit wohlangelegten Laufgräben, eingenommen. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Gegner verließen ſie aber dieſe Verſchanzungen, und ſtellten ſich dem Arnsberg gegenüber in Schlachtordnung auf. Die Oertlichkeit war ihnen hier ungemein günſtig, da eine Hügelreihe der Stadt entlang hinlief, welche ſich gegen den vorbeifließenden Goldbach zu abdachte. An dieſer Abdachung wurde das kaiſerlich-ſpaniſche Heer in der Art aufgeſtellt, daß drei hervorſpringende Berge, der Allbuch, der Haſſelberg und der Ländle, die Hauptpunkte der Schlachtordnung bildeten. Bevor die Feinde den Angriff machen konnten, mußten ſie erſt den Goldbach überſchreiten, welcher gerade durch Regenwetter ſtärker geworden war, als gewöhnlich. Der Ländle bildete den rechten, der Allbuch den linken Flügel, und der

Haſſelberg das Centrum. Von dem rechten Flügel bis zum Centrum dehnten ſich die Kaiſerlichen, vom Mittelpunkt bis zum Allbuch die Spanier aus. Hier war die ſchwächſte Seite der Schlachtordnung, weßhalb der Allbuch durch mehrere Schanzwerke gedeckt wurde.

Horn und Bernhard rückten von der Ulmer Straße herbei, an welche ſich der rechte Flügel der Kaiſerlichen anlehnte. Feldmarſchall Horn führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel. Obgleich Bernhard durch 5000 Mann würtembergiſchen Landſturm, der in der Eile gebildet wurde, verſtärkt worden war, belief ſich das geſammte ſchwediſch-deutſche Heer, Horn mit inbegriffen, nur auf 24,000 Mann. Durch ein geſchicktes Manöver gelang es dem Marſchall Horn, mit dem rechten Flügel in guter Ordnung dem linken des Feindes gegenüber ſich aufzuſtellen, während Herzog Bernhard mit aller ſeiner Macht auf den rechten Flügel der Kaiſerlichen ſich werfen, und nach Umſtänden dieſelben in die Flanke faſſen konnte. Als dieſe Stellung am 5. September 1634 Nachmittags gegen vier Uhr eingenommen war, faßte Guſtav Horn wieder Vertrauen, und rieth, die Truppen nun ruhen zu laſſen, und am folgenden Morgen mit vereinter Kraft und dem Vortheil eines wohlgeordneten, nachdrücklichen Zuſammenwirkens die Schlacht zu eröffnen. Der junge König Ferdinand und ſein Vetter, der Kardinal-Infant, wurden durch die unerwarteten Manöver des ſchwediſch-deutſchen Heeres etwas überraſcht, weil ihnen nun ihre Stellung auf dem linken Flügel am Allbuch zu ſchwach ſchien. Deßhalb ſollte dieſe, mit Zuſtimmung des Grafen Gallas, welcher dem König Ferdinand als Rathgeber an die Seite gegeben war, noch durch eine ſpaniſche Reſerve und die Aufwerfung neuer Schanzen verſtärkt werden. Während die Anſtalten dazu getroffen wurden, machte der kaiſerliche rechte Flügel eine Bewegung, um die Flanke der Spanier zu decken. Unterdeſſen hatte ſich aber der linke Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres ſo ſehr genähert, daß der Vortrab desſelben auf die Kaiſerlichen ſtieß, bevor jene Bewegung vollendet war. Herzog Bernhard erblickte hierin einen Vortheil zum Angriff, den er ſogleich zu benützen beſchloß. Indem er mit einer Reiter-Abtheilung von der Ulmer Landſtraße raſch in das Thal des Goldbaches einbog, ſtürzte er ſich auf die kaiſerlichen Küraſſiere und ſchlug dieſelben in die Flucht. Dadurch entſtand unter den Oeſtreichern eine ſolche Verwirrung, daß ſie ſich ſchon in ihre alten Schanzen während der Belagerung zurückziehen wollten. Dringend empfahl nun Guſtav Horn, den errungenen Vortheil nur zur Vollendung der beabſichtigten Schlachtordnung zu benützen, und den Hauptangriff bei der vorgerückten Tageszeit auf den andern Morgen zu verſchieben. Der kühne Herzog Bernhard hoffte dagegen, den Sieg bei der Beſtürzung des Feindes durch Schnelligkeit der Manöver jezt ſchon zu erringen; er führte darum auch ſein Fußvolk in den Kampf, mit demſelben bis zum Centrum des Feindes am Haſſelberg vordringend. Aus Geringſchätzung gegen die Spanier, wovon ein Theil im Centrum ſtand, hatte er den wirtembergiſchen Landſturm dieſen gegenüber geſtellt. An der nördlichen Seite des Haſſelberges eröffnete aber eine Batterie der Spanier auf ein Mal ein ſo heftiges Feuer, daß das Fußvolk Bernhards in Unordnung gerieth. Wohl ließ der Herzog dieſe Batterie durch die treffliche Brigade Vizthum zu wiederholten Malen ſtürmen, doch ſtets vergeblich. Da endlich auch die Brigade Vizthum in Unordnung weit zurückwich, ſo wurde die ganze Schlachtordnung des ſchwediſch-deutſchen Heeres ſo geſtört, daß der rechte Flügel unter Horn von dem linken unter Bernhard getrennt wurde. Auch jezt noch verwarf Lezterer den Vorſchlag des Mitfeldherrn, zur Wiederherſtellung der Ordnung weiter rückwärts eine Stellung zu nehmen, und die Schlacht erſt am folgenden

Tag zu erneuern; Bernhard drang vielmehr auf unverzügliche Erſtürmung der vom Feinde beſezten Höhen. Guſtav Horn ſuchte nun eine Stellung einzunehmen, um entſcheidend in den Kampf einzugreifen, und den bedrohten linken Flügel unter Bernhard mit Nachdruck unterſtützen zu können. Da am Haſſelberg der Feind eine vorſpringende Poſition einnahm, welche die beiden Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres trennte, ſo beſchloß Horn, die Spanier am Allbuch zu werfen, dadurch ihr Centrum zurückzudrängen, und die geordnete Verbindung mit Bernhard wiederherzuſtellen. Sofort wurden Befehle ertheilt, gegen die Schanzen der Spanier auf dem Allbuch vorzurücken, um dieſelben noch in der Nacht zu nehmen, und dann durch Beſetzung der Berghöhe, die geſammte feindliche Stellung zu beherrſchen. Dieſe Befehle wurden aber nicht mit Ruhe und Ordnung, ſondern ſo übereilt vollzogen, daß auf dem Marſch das grobe Geſchütz mit ſeinem Geſpann dem Fußvolk voran kam, und demſelben in den engen Hohlwegen des bergichten Terrains den Weg verſperrte. Bis dieſer Unordnung geſteuert war, wurde ſo viele Zeit verloren, daß Horn nicht nur ſehr ſpät in der Nacht vor den Schanzen der Spanier auf der Höhe des Allbuchs anlangte, ſondern der Kardinal-Infant, Don Fernando, auch alle Gelegenheit fand, die Befeſtigungen zu vermehren, und mit verſtärkter Mannſchaft zu beſetzen. Guſtav Horn ſah ſeinen Zweck verfehlt, und verſchob den Angriff auf den folgenden Morgen.

Als der Tag anbrach, entſpann ſich die Schlacht vom rechten Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres aus zuerſt; doch durch einen Zufall früher und in anderer Weiſe, als Guſtav Horn beabſichtiget hatte. Ohne einen Befehl erhalten zu haben, griff nämlich der General Witzleben mit ſeiner Reiterei ſchon in der Morgendämmerung eine vorgeſchobene Abtheilung ſpaniſcher Fußvölker an, und zerſprengte die burgundiſchen Reiter, welche jenem Fußvolk durch eine Seitenbewegung zu Hülfe kommen wollten. Bei der Verfolgung der geworfenen Burgunder gerieth er aber auf eine ſo ſtarke und wohlgeordnete Maſſe des Feindes, daß er nun entſchieden gedrängt wurde. Eiligſt ſchickte ihm der Marſchall Horn eine andere Reiter-Abtheilung zu Hülfe, allein auch dieſe wurde durch die feindliche Uebermacht geſchlagen, und Witzleben mit großem Verluſt an den Fuß des Bergabhanges hinabgedrückt. Nunmehr ließ Guſtav Horn die berühmten ſchwediſchen Fußregimenter gegen die Hauptſtellung des Feindes am Allbuch vorrücken. Die Spanier hatten ihre Verſchanzung dort mit drei Halbmonden in Geſtalt eines Kleeblattes verſehen, wovon der mittlere etwas vorſprang. Dieſen ließ nun Horn durch zwei Fußbrigaden von zwei verſchiedenen Seiten zugleich angreifen. Trotz des heftigſten Feuers, erſtiegen die Stürmenden die Verſchanzung von beiden Seiten faſt in demſelben Augenblick, vertraten ſich aber dadurch gegenſeitig den Weg, und verwirrten ſich unter einander. Zugleich gerieth ein Pulverfaß der Beſatzung in Brand, und machte durch die Exploſion die Unordnung noch größer. In dieſem Momente drang eine kaiſerliche Reſerve in die Schanze ein, und drängte die Schweden wieder aus derſelben hinaus. Guſtav Horn eilte nun in Perſon herbei, und bot alle Geiſtesgegenwart, ſowie Beredſamkeit auf, die weichenden Brigaden zu einem neuen Sturm auf die Schanze zu bewegen. Seine Krieger hielten jedoch, wegen der Exploſion des Pulverfaßes, den ganzen Berg für unterminirt, und wichen fortwährend ſcheu zurück, bis ſie denn, von den kaiſerlichen Küraſſieren von neuem überfallen, in Verſtörung den Berg hinab ſtürzten. Als Reſerve für einen ſolchen Unfall hatte Guſtav Horn eben die Reiterei des General Witzleben beſtimmt gehabt, da aber auch dieſe in Folge des eigenmächtigen und übereilten Angriffes in Unordnung floh, ſo ward die Niederlage der beiden Fußbrigaden vollkommen.

Mit Umſicht und Entſchloſſenheit führte der Feldmarſchall Horn jetzt friſche Fußregimenter zum Sturme auf die Halbmonde der Verſchanzungen. Der Angriff ward auch mit Kraft und Ungeſtüm aus-

geführt; aber eine ſtarke Reſerve ſpaniſchen Fußvolkes hatte die früher entblößte Schanze inzwiſchen wieder beſetzt, und wies alle Angriffe mit Nachdruck zurück. Die Zuſprache und das ermunternde Beiſpiel Guſtav Horns bewogen ſeine tapferen Regimenter von Angriff zu Angriff; gleichwohl blieben alle Tapferkeit und Ausdauer fortwährend vergeblich. Nach dem Begehren Horns ſandte Bernhard von Weimar friſche Truppen unter Thurn vom linken Flügel ab, um den gedrängten rechten Flügel zu unterſtützen; indeſſen Thurn bog zu nahe am Centrum gegen den Feind ein, und ward hier von den Italienern im Marſche aufgehalten. Da er ſich durch ſiebenzehn Angriffe den Weg nicht frei machen konnte, ſo ſchickte ihm Bernhard auch noch Reiterei zu Hülfe. Obgleich dieſe ſehr geſchickt manövrirte, und auch ſchon verſchiedene Vortheile erfochten hatte, ward ſie doch wieder von dem Bergabhange hinabgedrückt, weil die Uebermacht der Kaiſerlichen dieſen erlaubte, immer größere Maſſen ins Feuer zu führen. Thurn mußte daher mit den Trümmern der Reiterei und ſeiner eigenen Heerabtheilung endlich den Rückzug nehmen. Das feindliche Centrum ſchob ſich im Vordringen gänzlich zwiſchen die getrennten beiden Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres. Guſtav Horn, jetzt von allen Seiten umringt, hatte nur über erſchöpfte Truppen zu verfügen, während von kaiſerlicher Seite, in Folge der Mehrzahl, regelmäßig abgelöst wurde, und alſo ſtets friſche Truppen in die Schlachtreihen einrückten. Gleichwohl hielt er noch längere Zeit Stand, bis er denn endlich die Anordnungen zum Rückzug traf. Auch hierin gab er noch ein glänzendes Zeugniß ſeiner hervorragenden Feldherrngaben. Indem er durch einen plötzlichen Reiterangriff den Feind zurückdrängte, und ſo Raum gewann, formirte er ſchnell ſein Fußvolk ſowie ſeine Artillerie in geſchloſſenen Maſſen, und rückte mit vollkommner Ordnung den Berg hinab. Da die Reiterei alsdann den Rückzug deckte, ſo hatte Horn bald einen beträchtlichen Vorſprung gewonnen, und ſein faſt abgeſchnittenes Heer ſchon gerettet, als ein Unglück alle Geſchicklichkeit des Feldherrn vereitelte.

Während des Sturmes der Schweden auf die Schanzen am Allbuch, hatte auch Herzog Bernhard von Weimar mit dem linken Flügel die Schlacht gegen den kaiſerlichen rechten eröffnet. Der Vortheil war Anfangs auf Seite des Königs Ferdinand, da die Reiterei Bernhards unter Taubadel geworfen wurde. Indeſſen bald ſtellte Herzog Bernhard die Ordnung wieder her, und führte dann die Seinigen mit einem ſolchen Ungeſtüm gegen die Kaiſerlichen, daß die Reihen der Letzteren ſchon durchbrochen waren. Im Beſitze dieſes bedeutenden Vortheils ſuchte Bernhard nun vollends den Haſſelberg zu nehmen, dadurch die Angriffe Horns am Allbuch zu unterſtützen, und das kaiſerlich-ſpaniſche Heer alsdann auf allen Punkten zu ſchlagen. Mit Schnelligkeit und in ſchönſter Ordnung wurde von ſeinen Maſſen die Bewegung ausgeführt, welche er zu dem Ende angeordnet hatte Doch jetzt warf ſich der heldenmüthige Johann von Werth mit ſeinen berühmten Reitern dem ſiegenden Herzog entgegen, und mit derſelben Heftigkeit, wie bei den Schanzen am Allbuch entzündete ſich der Kampf von neuem. Nach heftigem Ringen wandte ſich der Sieg doch endlich auf die Seite Johanns von Werth. Da entriß Herzog Bernhard die Standarte ſeines Leibregiments den Händen des Fähndrichs, und ſtellte ſich mit ihr an die Spitze des Regiments. Allein ſo ſehr dieſes Beiſpiel von Heldenmuth ſeine Reiter auch zur Tapferkeit entflammte, Johann von Werth war nicht zu werfen. Bei neuem Anſtürmen des Letzteren gerieth endlich die Kavallerie Bernhards in völlige Unordnung, und ergriff die Flucht. Hart verfolgt von den Werthiſchen Reitern, wandte ſie ſich verſtört in die Gegend von Hirnheim.

Dort war Guſtav Horn auf ſeinem ſo ſchön vollzogenen Rückzug eben beſchäftiget, die Ordnung ſeines Heeres zum Empfang des nachrückenden Feindes einzurichten, als die geworfene Reiterei Bernhards

auf das Horniſche Fußvolk ſich ſtürzte, und daſſelbe in die Flucht mit fortriß. Guſtav Horn flog eiligſt an die Punkte, wo die Verwirrung am größten war, um die Reihen wieder zu ordnen. Allein man hörte nicht mehr auf ſeine Ermahnungen, die Reiter ſtäubten wild von dannen, und das Fußvolk zerſtreute ſich, um in benachbarten Holzungen Schutz zu ſuchen. Einſam und verlaſſen fiel ſo der brave Horn den heranſtürmenden Kaiſerlichen als Kriegsgefangener in die Hände. Gleichzeitig floh auch der geſchlagene linke Flügel des ſchwediſch-deutſchen Heeres nach allen Seiten. Herzog Bernhard war nicht nur verwundet, ſondern hatte auch ſein Pferd verloren; ſchon drohte ihm ein gleiches Schickſal mit Guſtav Horn, als ihm ein Rittmeiſter vom Regiment Taupadel ein unanſehnliches, doch kräftiges Roß zur Rettung bot. Auf dieſem entrann der Herzog der Gefangenſchaft; aber ſo eilig ging die Flucht, daß Bernhard bis Kannſtadt verſprengt wurde. Die Trümmer ſeines Heeres wurden von den Kaiſerlichen ebenfalls mit Heftigkeit verfolgt; zum Glück ſtießen ſie bei Göppingen auf die Truppen des Rheingrafen, und ſammelten ſich unter deren Schutze wieder.

Die Niederlage des ſchwediſch-deutſchen Heeres bei Nördlingen war eben ſo vollſtändig, wie jene Tilly's bei Leipzig. Nicht genug, daß es 8000 Todte zählte, verlor es ſeine ganze Wagenburg, 300 Fahnen und 80 Kanonen. Außerdem geriethen noch 6000 Mann in die Gefangenſchaft der Kaiſerlichen. Das proteſtantiſche Hauptheer war alſo faſt gänzlich aufgerieben. Groß war die Siegesfreude im Heere der beiden Habsburger, und mit durchdringenden Tönen ſchlug der Jubelruf an die Pforten der kaiſerlichen Hofburg. Einen ſolchen Sieg hatte noch kein Feldherr Ferdinands II. erfochten! Welcher glänzende Ruhm ſenkte ſich daher jetzt ſchon auf das Haupt ſeines Erſtgebornen herab, welche neue, ſchöne Hoffnung ging mit einem Mal dem bedrängten Kaiſerhaus und der betrübten katholiſchen Kirche auf! Sollten ſich hieran nicht großartige Entwürfe knüpfen laſſen?

Zwei und fünfzigſtes Hauptſtück.

Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einſchreiten Frankreichs. Prager Friede.

(Vom Jahr 1634 bis 1635.)

Außer dem Hauſe Habsburg gab es noch eine andere Macht, welche über die Niederlage der proteſtantiſchen Partei bei Nördlingen große Genugthuung empfand, und dieſe war Frankreich. Man war am Hofe Ludwigs XIII. ſchon lange ſehr verdrießlich, daß ſelbſt nach dem Tode Guſtav Adolphs die Pläne zur Zerſtücklung Deutſchlands nicht ſo raſch ihrer Vollziehung ſich nähern wollten, als man gehofft hatte; durch die Haltung der deutſchen Proteſtanten auf der Frankfurter Bundes-Verſammlung war der Kanzler Oxenſtierna freilich endlich veranlaßt worden, ſich in die Arme Frankreichs zu werfen, allein auch dieſe Vereinigung blieb bei dem erwachenden Nationalgefühl der Deutſchen ohne Früchte, und ſowohl der ſchwe-

diſche, als der franzöſiſche Antrag ward auf der Bundes-Verſammlung verworfen. Als dagegen im Sommer 1634 Regensburg und Donauwörth fielen, als das Heer des Kardinal-Infanten vor Nördlingen mit dem Könige Ferdinand ſich vereinigte, und es jetzt ſchon als zweifelhaft erſchien, ob das deutſch-ſchwediſche Heer jene Reichsſtadt zu retten, und überhaupt der kaiſerlich-ſpaniſchen Uebermacht zu widerſtehen vermöge, erlangte die franzöſiſche Hülfe in den Augen ſchwacher Proteſtanten einen neuen Werth, und es hob ſich ſichtbar der Einfluß des Marquis von Feuquières. Während kurze Zeit vorher der Aerger des Kanzlers Oxenſtierna über das Widerſtreben der deutſchen Proteſtanten ſo groß war, daß er ihnen mit gänzlicher Entziehung der ſchwediſchen Hülfe drohte, während ſogar dieß ſo wenig verfing, daß ein Theil der evangeliſchen Stände an einen bloß deutſchen Verein unter Kurſächſiſcher Leitung, ein anderer hingegen gar an die Verſöhnung mit dem Kaiſer dachte, war die Entmuthigung durch die Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen jetzt auf ein Mal ſo groß, daß der Heilbronner Bund einen Vertrag genehmigte, welchen Oxenſtierna über die Einräumung der Feſtung Philippsburg an Frankreich, einſeitig eingegangen hatte. Dafür verſprach Feuquières ein franzöſiſches Hülfsheer von 6000 Mann, welches im Nothfall bis zu 25,000 Mann verſtärkt werden ſollte.

Obgleich dieſer unrühmliche Vertrag durch die beigefügte Bedingung etwas bemäntelt werden ſollte, daß Philippsburg nach dem Frieden an Deutſchland zurückgegeben werden müſſe, erhob die patriotiſche Partei in unſerm Vaterland mit Recht dennoch laute Klage. Die Schaam regte ſich daher auch bei den Schwachen wieder, und man zögerte mit der wirklichen Uebergabe von Philippsburg, als die Schlacht bei Nördlingen und deren nächſte Folgen alles veränderten. Da nämlich an einen Widerſtand gegen das kaiſerliche Heer nicht mehr zu denken war, ſo verbreitete ſich daſſelbe in wenigen Wochen über einen großen Theil von Süddeutſchland. Während die Bundesverſammlung in Frankfurt eilfertig ſich auflöſte, und der Herzog von Würtemberg nicht minder ſchnell nach Straßburg entfloh, war auch der Schrecken anderer proteſtantiſcher Stände ſo groß, daß die Hülfe Frankreichs nun ganz unentbehrlich zu ſein ſchien. Oxenſtierna benützte dieſe Stimmung, um die deutſchen Proteſtanten vollends in die Arme der Franzoſen zu treiben, und ſo wurden denn am 20. September 1634 Bevollmächtigte nach Paris geſendet, um den Abſchluß eines innigen Bündniſſes zu vollziehen. Für die ſchnelle Abſendung des verſprochenen Hülfsheeres von 6000 Mann, ſollten jene Botſchafter, der Vicekanzler Löffler und der geheime Rath Streif, nicht nur Philippsburg übergeben, ſondern auch Breiſach abtreten. Der ſchwediſche Reichskanzler hatte aber vollends alle Hoffnung und Haltung ſo gänzlich verloren, daß er in einer geheimen Inſtruction den Vicekanzler Löffler nöthigenfalls ermächtigte, den Franzoſen alle Eroberungen der Schweden im Elſaß, mit Inbegriff von Kolmar und Schlettſtadt einzuräumen. Gleiche Haſt bezeigte der Rheingraf Otto Ludwig, welcher im Elſaß ſtand, Deutſchland zu erniedrigen, und als vollends der Herzog von Würtemberg, vom Könige in Frankreich zum Gouverneur von Philippsburg ernannt, zu gleichen Thaten herbeieilte, wurde die Feſte Philippsburg am 7. October 1634 den Franzoſen wirklich übergeben. Ihr folgten bald Kolmar, Schlettſtadt und mit Ausnahme Straßburgs ſämmtliche Städte von Oberelſaß, welche, von dem Rheingrafen ſchmachvoll ausgeliefert, gierig von den Franzoſen in Beſitz genommen wurden. Die Zeit der tiefen Erniedrigung Deutſchlands ſollte ſich denn nähern.

Nach langen Verhandlungen wurde zwiſchen der Heilbronner Bundes-Verſammlung und Frankreich am 1. November 1634 endlich der Schutz- und Trutz-Vertrag ſelbſt abgeſchloſſen. Frankreich verpflichtete ſich darin: bei dem Bundesherr am rechten Rheinufer 12,000 Söldner aus irgend einer Nation zu

unterhalten, an Geld 500,000 Franken zu bezahlen, und noch auſſerdem am linken Rhein-Ufer ein ſtarkes franzöſiſches Heer, als Reſerve für den Bund in Nothfällen, aufzuſtellen. Als Gegenleiſtung wurde den Franzoſen nicht nur Sitz und Stimme in Bundesrath eingeräumt, ſondern für den Fall eines ernſtlichen Bruchs mit Oeſtreich außer Breiſach, und dem Rheinpaß bei Straßburg ſogar die Beſitznahme von Konſtanz zugeſagt. Zugleich ſollte Frankreich berechtiget ſein, dem Oberbefehlshaber des Heeres von 12000 Mann am rechten Rheinufer, der vertragsgemäß ein deutſcher Fürſt ſein ſollte, einen franzöſiſchen Generallieutenant, mit entſcheidender Stimme im Kriegsrath, an die Seite zu geben. Als dieſer unglückſelige Vertrag zu Stande gekommen war, ließ auch die bewaffnete Einſchreitung Frankreichs in den deutſchen Angelegenheiten nicht länger auf ſich warten. Kurfürſt Maximilian von Baiern hatte nämlich den Sieg bei Nördlingen benützen wollen, um ſich in der Rheinpfalz feſtzuſetzen, und zu dem Ende Heidelberg durch Johann von Werth einnehmen laſſen. Da ſich die ſchwediſche Beſatzung in das Schloß zurückgezogen hatte, und dort von den Baiern in Verbindung mit kaiſerlicher Mannſchaft belagert wurde, ſo ſollte Herzog Bernhard von Weimar nach dem Wunſche des franzöſiſchen Geſandten Feuquières das Schloß zu Heidelberg entſetzen, und die Stadt ſelbſt wieder in Beſitz nehmen; denn man wünſchte von Seite Frankreichs die unmittelbare Eröffnung des Kriegs wider den Kaiſer ſo lange, wie möglich zu vermeiden. Bernhard erhob aber ſo viele Schwierigkeiten, daß endlich eine franzöſiſche Heer-Abtheilung die kaiſerliche Beſatzung in Heidelberg am 23. December 1634 überrumpelte, und vertrieb. Was ſo lange zu beſorgen war, hatte ſich alſo erfüllt, Frankreich nun auch durch Waffenmacht an dem deutſchen Bürgerkrieg Antheil genommen. Von jezt an wurden die Wirren noch größer, und es brachen Gefahren über Deutſchland herein, welche das Aeußerſte fürchten ließen.

Für die erſte Zeit war die Einmiſchung der Franzoſen den kaiſerlichen Waffen indeſſen wenig gefährlich. Um für den Handſtreich auf Heidelberg Rache zu nehmen, berannte Graf Gallas vielmehr die Feſtung Philippsburg im Januar 1635 bei nächtlicher Weile, und eroberte ſie noch vor Tagesanbruch. Die Franzoſen hatten in der Feſte bereits große Vorräthe an Waffen, Geld und Lebensmitteln für den künftigen Krieg aufgehäuft; alle dieſe, insbeſondere 128 Kanonen, 100,000 Säcke Mehl, 12,000 Tonnen Salz u. ſ. w. fielen den Kaiſerlichen in die Hände. Während ferner Johann von Werth Speier eroberte, fielen die Spanier in Trier ein, und bemächtigten ſich ſogar der Perſon des Kurfürſten. Da dieſer ſchon lange ein Verbündeter Frankreichs war, ſo ſah ſich Richelieu auch gedrungen, gegen Spanien den Krieg zu erklären. Auf ſolche Weiſe wurden die Franzoſen immer ernſtlicher in den Krieg verwickelt, und es ſchien nach 17jähriger Dauer deſſelben, anſtatt das Ende, erſt noch ſeine größte Heftigkeit bevorzuſtehen.

In dieſer gefahrvollen Lage Deutſchlands ſuchte ſich der beſſere Geiſt unſrer Nation noch ein Mal geltend zu machen, und wiederholt den Weg vorzuzeichnen, welcher allein zur Rettung des Vaterlandes führen konnte . . . . . Duldung in Glaubensſachen, gegenſeitige, aufrichtige Verſöhnung der deutſchen Katholiken und Proteſtanten. So eifrig die Umgebung Ferdinands II. für die Aufrechterhaltung der alten Kirche auch beſorgt war, ſo fand bei einzelnen Rathgebern des Kaiſers doch endlich die große Wahrheit Eingang, daß eine gänzliche Verdrängung des Proteſtantismus nicht mehr möglich, und das Heil beider Religions-Bekenntniſſe nur in wechſelſeitiger Eintracht zu ſuchen ſei. Mußten einem Jeden, welcher nur einigermaßen noch geſundes Urtheil beſaß, die Umtriebe Frankreichs nicht den Wunſch nach jener Verſöhnung eingeben? War es jezt nicht klar an den Tag getreten, daß die Deutſchen nur zur Befriedigung franzöſiſcher Eroberungsſucht in alle Ewigkeit an einander geſezt werden ſollten? Dieſe Betrachtungen

verſtärkten bei einigen Vertrauten Ferdinands II. noch die Liebe zum Frieden, und ermunterten ſie, bei dem Kaiſer gleiche Geſinnungen zu erwecken.

Johann Georg, Kurfürſt zu Sachſen, hatte dortmals die Augen aller deutſchen Patrioten auf ſich gezogen. Ob er gleich dem Lutherthum eben ſo eifrig ergeben war, als Ferdinand II. dem Katholicismus, ſo blieb er dennoch den vorgeblichen Beſchützern des Proteſtantismus gram, weil deren Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten das Vaterland nothwendig zu Grunde richten mußte. Von dem innigſten Verlangen zur endlichen Beilegung des Bürgerkrieges erfüllt, gewöhnte er ſich ſeit langem an den Gedanken einer Verſöhnung mit dem Kaiſer. War er hiezu unter billigen Bedingungen ſchon früher geneigt, ſo mußte ſolche Bereitwilligkeit durch die Ereigniſſe des Jahres 1634 noch bedeutende Nahrung empfangen haben. Nach der Schlacht bei Nördlingen ſchien die Macht der Schweden gänzlich gebrochen, und dadurch die geſammte Lage der Dinge vom Grunde aus geändert zu ſein. Zwar ſchickte ſich Frankreich an, die Stelle Schwedens zu vertreten; doch warum die Wirren durch eine neue Dazwiſchenkunft fremder Staaten wiederholt anfachen, warum Deutſchland im Intereſſe der Fremden zerfleiſchen? War es nicht beſſer, jezt mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen, als die evangeliſche Lehre durch weitere Siege der Katholiken von Neuem in Gefahr zu verſetzen, oder am Ende nur durch ſchimpfliche Zugeſtändniſſe zu Gunſten der Fremden zu retten?

Von ſolchen verſtändigen Betrachtungen erfüllt, bot der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen dem Kaiſer ſchon im September 1634 die Hand zum Frieden. Ferdinand II., über die Anſchläge Frankreichs nun ernſtlich beſorgt, von den Aufgeklärtern ſeiner Räthe noch überdieß verſöhnlich gegen die Proteſtanten geſtimmt, begegnete dem wohlwollenden Entgegenkommen des Kurfürſten mit Freundlichkeit und Vertrauen. So ließ man zuerſt thatſächlich die Waffen ruhen, und eröffnete zugleich in Pirna Vergleichs-Unterhandlungen, welche zu Prag im Mai 1635 zu einem wirklichen Friedensſchluß führten. Die Vereinigung über einen ſolchen ſchien wegen der eingezogenen geiſtlichen Güter, welche das Reſtitutions-Edict veranlaßten, ſehr ſchwierig zu ſein, da Kurſachſen als Haupt-Bedingung des Friedens die Zurücknahme jenes Edicts forderte, der Kaiſer hingegen in dieſem Fall alle ſeine Pläne ſcheitern ſah, und daher nur mit großem Widerſtreben an ein ſolches Zugeſtändniß denken konnte. Indeſſen die gegenſeitige Liebe zum Frieden war wirklich ſo groß, daß auch dieſe Schwierigkeit durch einen Ausweg beſeitiget wurde. Man vereinigte ſich nämlich über Beſtimmungen, welche durch ihren Inhalt das Reſtitutions-Edict thatſächlich aufhoben, vermied es dagegen aus Rückſicht auf den Kaiſer, der Aufhebung der Verordnung ausdrücklich zu gedenken. Im Weſentlichen hatte der Prager Friedensſchluß nun folgenden Inhalt:

„In Anſehung aller mittelbaren Stifter, welche vor dem Paſſauer Vertrag oder Religionsfrieden eingezogen worden, ſoll es bei dem klaren Buchſtaben des angeregten Friedens verbleiben. Die unmittelbaren Stifter und geiſtliche Güter aber, die vor dem paſſauiſchen Vertrag und Religionsfrieden, ſo wie alle, ſie mögen unmittelbar oder mittelbar ſein, die nach dieſem Frieden eingezogen worden, ſollen die Proteſtanten, ſoviel ſie deren 1627 den 12. November neuen Styls (alſo noch vor dem Reſtitutions-Edict) inne gehabt, auf 40 Jahr ruhig beſitzen, diejenigen ausgenommen, welche den Katholiſchen in der Form Rechtens auf beider Theile geſchehenen Submiſſion von dem Reichshofrath oder Kammergericht vor oder nach dem angeſezten Termin mögen zuerkannt worden ſein, jedoch ſo, daß auch dieſe dem Stand Rechtens noch unterworfen bleiben, wenn die Execution zur Zeit des Termins noch nicht vollbracht worden.“

„Damit aber nach dem Verlauf der 40 Jahre nicht neue Unruhe und Weigerung entſtehe, ſoll noch

vor Ausgang derſelben durch Zuſammenſetzung friedliebender Stände von beiderlei Religionen in gleicher Anzahl alle äußerſte Bemühung, Sorg und Fleiß dahin angewendet werden, die Sache von Grund aus zu vergleichen. Würde aber ſolches nicht erfolgen, ſo ſoll nach Ausgang der 40 Jahre jeder Theil in demjenigen Recht ſtehen, welches er 1627 den 12. November gehabt, ſich deſſelben, ſo gut oder ſchwach es damals geweſen, gütlich oder rechtlich zu gebrauchen haben, und ſoll deßwegen kein Theil wider den andern, unerkanntes ordentlichen Rechtens, zu den Waffen greifen, der Kaiſer auch ſolches andern zu thun nicht geſtatten, weniger für ſich die Stände damit beſchweren."

Der gütliche Vergleich des Kaiſers und des Kurfürſten von Sachſen war ganz unverkennbar aus höheren politiſchen Gründen und ehrenwerther patriotiſcher Geſinnung hervorgegangen. Beide Theile ſahen zu deutlich, was Frankreich und Schweden unter der Fortſetzung des unglücklichen Religionskrieges eigentlich ſuchten, ſie erkannten klar, daß Deutſchland bei der Unterhaltung der Zwietracht nicht nur im Innern furchtbar zerüttet, ſondern auch zum Theil eine Beute der Fremden werden müße. Vaterlandsliebe legt öfters ſchmerzliche Opfer auf; auch im vorliegenden Fall mußten daher die beiden Religions-Parteien Lieblings-Neigungen aufgeben oder beſchränken, um dem Vaterlande den Frieden endlich wiederzugeben, und zugleich die habſüchtigen Entwürfe der Fremden zu vereiteln. Sowohl der Kaiſer, als der Kurfürſt von Sachſen faßten die Sache redlich von dieſem Geſichtspunkt auf, und gewährten gegenſeitig Zugeſtändniſſe, welche ihnen ſchwer fielen. Deſſenungeachtet wurde ihre rühmliche Mäßigung der Gegenſtand des heftigſten Tadels beider Confeſſionen. Man beſchuldigte den Kaiſer, daß er die katholiſchen, und den Kurfürſten von Sachſen, daß er die evangeliſchen Intereſſen preisgegeben habe.

Die meiſten dieſer Vorwürfe waren ſehr grundlos. So fanden die Proteſtanten daran Aergerniß, daß der Streit über die geiſtlichen Güter nicht entſchieden, ſondern auf 40 Jahre nur vertagt worden ſei. Doch gerade dieß war ein ſehr weiſer Ausweg zur endlichen Verſöhnung, da bei der gegenwärtigen Erbitterung der Gemüther eine durchgreifende Erledigung der Streitfrage jezt nicht möglich war, durch die Vertagung der ſchlüſſigen Entſcheidung alſo Zeit gewonnen wurde, die Leidenſchaften zu beſänftigen und endlich bleibende Verſöhnung herbeizuführen Daß in der Hauptſache ein wirklicher billiger Vergleich mit gegenſeitigen erheblichen Zugeſtändniſſen, geſchloſſen worden ſei, bewies eben die Heftigkeit, mit der die Uebereinkunft von den Fanatikern beider Parteien angefochten wurde. Eine Beſtimmung des Vertrages war freilich ſehr zu bedauern, weil ſie das Princip der Duldung verlezte, nämlich das Verbot der proteſtantiſchen Religions-Uebung in Oeſtreich. Indeſſen da dieß die einzige, weſentliche Gegenleiſtung für die vielen Zugeſtändniſſe des Kaiſers war, da ohne ſie das geſammte Vergleichswerk ſcheitern mußte, und die Noth Deutſchlands ſo groß, die Lage der Dinge überhaupt ſo ſchwierig war, ſo muß auch jene Beſtimmung mit Nachſicht beurtheilt werden *). War nur der Friede hergeſtellt, ſo mochten von der fortſchreitenden Zeit auch in Oeſtreich duldſamere Grundſätze zu hoffen ſein, die freie Ausübung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes auch dort ſpäter bewilliget werden.

Uebrigens war es dieſer Punkt keineswegs, welcher von Seite der Proteſtanten das heftige Eifern

---

*) Die Gründe, welche Ferdinand II. dafür anführte, waren auch keineswegs ohne alle Erheblichkeit. „Von den Proteſtanten," ſagte er, „iſt ſelbſt die Regel aufgeſtellt worden, daß die Religion und deren Einführung der Landesfürſtlichen Hoheit anhängig ſeyn ſolle: was einem Stand im Reich recht, das müßte dem andern, zumahl dem Kaiſer nicht unrecht, noch verbothen ſeyn; und da der Kaiſer dabey feſt beſtanden, ſey es auch dabey geblieben, jedoch ſo, daß wegen Schleſien und der Lauſitz beſondere Verträge errichtet wurden."

wider den Prager Frieden hervorrief, ſondern die Unzufriedenheit der Schweden über die drohende Scheiterung ihrer politiſchen Pläne. Oxenſtierna reizte deßhalb die fanatiſchen Proteſtanten auf, und dieſe erhoben nun ihr Zetergeſchrei. Umgekehrt konnten die Fanatiker auf der katholiſchen Seite dem Kaiſer das Preisgeben der Kirchengüter nicht verzeihen, und klagten ihn darum leidenſchaftlich an. Ferdinand II. war ſich nicht nur der Redlichkeit ſeiner Abſichten, ſondern ſelbſt der gewiſſenhafteſten Vorſicht bei dem Abſchluß des Prager Friedens bewußt, weil er darüber vorher das Gutachten eines Gewiſſenrathes, beſtehend aus zwei Kardinälen, zwei Biſchöfen, zwei Prälaten, zwei Domherren und zwei gelehrten Theologen von jedem Orden, eingeholt hatte. Er vertheidigte ſich darum öffentlich gegen die Anklagen, und zwar auf eine ſehr geſchickte Weiſe. Wie konnte man ihm die Verletzung der katholiſchen Intereſſen vorwerfen, da der König von Frankreich, welcher ſich den „Allerchriſtlichſten“ nannte, aus unſittlicher Eroberungsgier die Proteſtanten wider die Katholiken aufſtachelte und ſchüzte, gerade hierdurch aber den Kaiſer zu der Nachgiebigkeit gegen den Kurfürſten von Sachſen zwang? Mit großem Tact rechtfertigte ſich denn Ferdinand II. in einer Staatsſchrift auf die nachſtehende Weiſe: „Wenn es Jemand ſchmerze, daß in dem Prager Frieden nicht mehr Rückſicht auf die katholiſche Religion genommen worden, ſo finde er es nicht tadelnswürdig, nur mahne er einen ſolchen, ſeinen Unmuth gegen denjenigen auszulaſſen der es gehindert. Dieſer Vorwurf treffe nicht ihn, ſondern den allerchriſtlichſten König, der, ungeachtet er Anſpruch auf den erſten Platz unter den übrigen Söhnen der Kirche mache, ſich nicht nur allein nicht geſcheuet, gleich anfangs die Kräfte der Nichtkatholiſchen gegen den Kaiſer und die Ligue aufzureizen, einen auswärtigen König ihnen zur Unterſtützung herbeizurufen, mit ihm ein Bündniß einzugehen, die Macht beider zu hegen und zu ſtärken, ſondern auch durch ſich ſelbſt des Kaiſers und des Reichs Länder ohne Urſach und gegen Treue und Glauben anzufallen, und ſich ſogar bemühe, ſelbſt die Katholiſchen von dem Kaiſer abwendig zu machen, und gegen ihn aufzubringen.“

Auch der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen wurde genöthiget, wider die Vorwürfe der Proteſtanten ſich öffentlich zu vertheidigen. Seine Rechtfertigung war ebenfalls gründlich und ſchlagend. „Der Kurfürſt,“ hieß es darin, „habe ſeine Neigung zum Frieden den proteſtantiſchen Ständen zu Frankfurt zeitlich bekannt machen laſſen, und es habe jedem frei geſtanden, entweder den Friedenstractaten ſelbſt beizuwohnen, oder was er dabei zu beſorgen gehabt, dem Kurfürſten zu vertrauen, und durch ihn die Unterhandlung darüber zu pflegen; wenn man ſich deſſen nicht bedient, liege die Schuld nicht an ihm. Für die freie Religionsübung in den kaiſerlichen Erbländern habe er alle mögliche Sorge getragen; da ſie aber auf keine Weiſe zu erhalten geweſen, habe er es müſſen geſchehen laſſen, weil es ihm nachtheilig, unerträglich und höchſt gefährlich geſchienen, darum länger Krieg zu führen. Bei der zu Leipzig 1631 beſchloſſenen Kriegsverfaſſung habe man nicht vorzüglich (principaliter) mit auf die öſterreichiſchen Erbländer geſehen; ziehe man aber die allgemeinen Reichsgeſetze zu Rath, ſo ſei nicht nur allein vermöge des Religionsfriedens Niemand befugt, dem andern vorzuſchreiben, wie er ſich in ſeinen Ländern in Anſehung der Religionsübung zu verhalten, ſondern es ſei ſogar verboten, fremde Unterthanen des Glaubens oder andern Urſachen halben in beſondern Schutz und Schirm gegen ihre Obrigkeit zu nehmen; an den kaiſerlichen Erblanden hange nicht das ganze evangeliſche Religionsweſen, ſondern nur ein Theil, um deſſen Willen das Ganze zu wagen, und der größten Gefahr auszuſetzen, eine Vermeſſenheit und Verſuchung Gottes ſei.“

Indeſſen alle dieſe Gründe halfen nichts, weil es den Schweden und einigen Häuptern der deutſchen Proteſtanten, namentlich dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, nicht ſowohl um die Religion, als um Gebiets-Erwerbungen zu thun war. Sie eiferten daher fortwährend wider die Verſöhnung mit dem Kaiſer, und die Schweden insbeſondere reizten die fanatiſchen Proteſtanten bis zum Aeuſſerſten. Endlich führte der Ingrimm der Schweden gegen den Kurfürſten von Sachſen auch zum förmlichen Krieg. Erſtere widerſezten ſich der Räumung des Erzſtifts Magdeburg, welches dem Sohne des Kurfürſten durch eine untergeordnete Beſtimmung des Prager Friedens, mit Ausnahme von 4 Aemtern, auf Lebenszeit zugeſtanden worden war. Während es ſchon im Magdeburgiſchen zwiſchen beiden Theilen zu Feindſeligkeiten gekommen war, und die Schweden auch zurückgedrängt wurden, erfolgte bei Witſtock am 24. September 1636 eine entſcheidende Schlacht, worin die Sachſen unterlagen. Von Seite der fanatiſchen Proteſtanten eiferte man jezt noch mehr gegen den Prager Frieden, und der Religionshaß wurde heftiger, als je angeſchürt. So ſollte die Vernunft noch ein Mal betäubt, die patriotiſche Richtung wiederum unterdrückt, und der unglückliche Religions-Krieg im Intereſſe der auswärtigen Eroberungsſucht noch länger fortgeſezt werden. Bevor wir die Folgen dieſer beklagenswerthen Wendung der Dinge aber weiter entwickeln, müſſen wir die Erzählung der Ereigniſſe nachholen, welche ſich inzwiſchen auf dem Hauptſchauplatz des Krieges zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich zutrugen.

Drei und fünfzigſtes Hauptſtück.

Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar.

(Von 1635 bis 1636.)

Einer der thätigſten Gegner Frankreichs im kaiſerlichen Heere war der Herzog Karl von Lothringen, welcher ſchon in der Schlacht bei Nördlingen durch wohlgeleitete Reiterangriffe gegen die ſchwediſch-deutſchen Kolonnen rühmlich ſich hervorgethan hatte. Mit Recht entrüſtet über die Anſchläge der Franzoſen auf Lothringen, und die damit zuſammenhängenden Umtriebe derſelben, ſtrengte er alle Kräfte an, um dem Kriege des Kaiſers gegen Frankreich ſogleich von vorneherein Kraft und Nachdruck mitzutheilen. Während der franzöſiſche Heerführer, Herzog von Rohan, im Frühjahr 1635 an der Spitze eines Heeres aus dem Elſaß in das Veltlin gegen die Spanier zog, vereinigte ſich Karl von Lothringen mit dem bairiſchen General Mercy, erſchien im April 1635 an der Spitze eines Heeres vor Mümpelgard und bedrohte zugleich Befort. Da der Herzog in ſolcher Weiſe den Krieg in das Innere Frankreichs ſpielen zu wollen ſchien, ſo brach der franzöſiſche Marſchall de la Force von Lüneville wider den Lothringer auf. Bernhard von Weimar, durch neue Werbungen verſtärkt, ſetzte ſich dagegen auf den Hülferuf des benannten Marſchalls gegen Breiſach in Bewegung, um den Herzog von Lothringen im Rücken zu bedrohen. Inzwiſchen hatte aber Graf Gallas bei Rheinhauſen ſchon Anſtalten gemacht, mit dem kaiſerlichen

Hauptheer über den Rhein zu gehen, und in Verbindung mit Karl von Lothringen, die Franzoſen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Ludwig XIII. hegte bereits Beſorgniſſe, und bot den geſammten Adel ſeines Reiches zur Vertheidigung deſſelben auf, als er durch die Verſicherung beruhigt wurde, der Marſchall de la Force ſei mächtig genug, den Herzog von Lothringen aufzuhalten, und Bernhard von Weimar füglich im Stande, die Rheinübergänge zu decken. Im wiederkehrenden Vertrauen erfolgte ſogar jetzt die ſchon gemeldete Kriegserklärung Frankreichs gegen Spanien, welche bald auch von glücklichen Gefechten der Franzoſen in den Niederlanden begleitet war. Binnen kurzer Zeit ſollte jedoch der Gang der Kriegsereigniſſe eine weſentlich andere Wendung nehmen.

Nachdem nämlich im Mai 1635 der Prager Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſt von Sachſen geſchloſſen war, blieb Ferdinand von der Gefahr eines Angriffs auf ſeine Erblande, namentlich Böhmen befreit, und konnte nun ſeine geſammte Waffenmacht unbeſorgt verwenden, um den Krieg im Reiche, und namentlich gegen Frankreich mit Nachdruck zu führen. Unmittelbar nach dem Abſchluß des Prager Friedens ſetzte ſich daher Graf Gallas, zu dem beſagten Zwecke, mit dem Herzog von Lothringen, dem Grafen Piccolomini und dem wackeren Johann von Werth ins Benehmen.. Als der Operationsplan entworfen war, ging Gallas ſchon im Juni 1635 mit einem kampfluſtigen und wohlgeordneten Heere über den Rhein, und wandte ſich nach der Unterpfalz, während Piccolomini in die Niederlande, und Johann von Werth zur Unterſtützung Karls von Lothringen nach dem Elſaß entſendet wurde. Graf Gallas traf bei Worms und Mainz die nöthigen Anſtalten zur Deckung ſeines Rückens, und drang dann, nach der Einnahme von Kaiſerslautern, gegen die franzöſiſche Grenze ſelbſt vor, indem er raſch auf Zweibrücken ſich warf. Schon war dieſe Stadt der Uebergabe nahe, als der kaiſerliche Obergeneral erfuhr, daß die Franzoſen durch große Anſtrengungen ein Heer von 26,000 Mann vereinigt hätten, und damit gegen Zweibrücken heranzögen. Matthias Gallas, durch Truppenentſendungen bedeutend geſchwächt, durfte es nicht wagen, bei einer ſolchen Uebermacht des Feindes eine Schlacht anzunehmen: er zog ſich daher vorſichtig an den Rhein zurück, um ſich im Nothfall durch das Belagerungsheer von Mainz zu verſtärken. Die franzöſiſche Armee folgte ihm, und baute große Pläne auf ihre Verbindung mit Bernhard von Weimar und Wilhelm von Heſſen-Caſſel; allein Letzterer nahm ein zweideutiges Benehmen an, und Gallas manövrirte zu gleicher Zeit ſo geſchickt, daß das franzöſiſche Heer in der Gegend von Hochheim in eine gefährliche Lage gerieth, welche durch ausbrechende Krankheiten, insbeſondere die Ruhr, noch bedenklicher gemacht wurde. Da vollends auch die Waffen Karls von Lothringen und Johanns von Werth glücklich waren, und den Marſchall de la Force hart bedrängten, da insbeſondere die Werthiſchen Truppen ſchon ſiegreich über Lothringen ſich zu verbreiten begannen, wurde der Führer des franzöſiſchen Heeres am Rhein, der Kardinal la Valette, von äußerſter Beſtürzung erfüllt, und richtete die Hoffnung ſeiner Rettung nur noch auf den Herzog Bernhard von Weimar. Durch die Kriegsliſten des Letzteren gelang es den Franzoſen endlich, den Rückzug in der Richtung von Metz anzutreten. Allein kaum waren ſie in Bewegung, ſo zeigten ſich ſtarke kaiſerliche Heerabtheilungen, um den Fliehenden den Weg zu verſperren. Der Kardinal la Valette war in der That faſt abgeſchnitten, und hatte es nur der Geiſtesgegenwart, der Taktik und der Tapferkeit des Herzogs Bernhard zu verdanken, daß er nach unſäglichen Anſtrengungen und Drangſalen am 18. September 1635, dem 13. Tag des Rückzuges, mit ſeinem Heere das Gebiet von Metz erreichte.

Graf Gallas, welcher den flüchtigen Franzoſen fortwährend auf dem Fuße gefolgt war, und ihnen

große Verluſte zugefügt hatte, machte nun Anſtalten, ſich mit dem Herzog von Lothringen zu vereinigen. Die Gefahr ſchien ſo dringend zu ſein, daß der König von Frankreich ſelbſt bei ſeinen Heeren erſchien, um denſelben Muth einzuflößen, und zugleich neue Rüſtungen zu betreiben. Auf die Nachricht von dem verworrenen Rückzug des Kardinals la Valette, zogen ſich der Marſchall de la Force und der Herzog von Angouleme, der jenem ein zweites Heer zugeführt hatte, ängſtlich nach Lüneville zurück. König Ludwig verſah beide zwar eiligſt mit Verſtärkungen, traute aber der geſammten Lage der Dinge ſo wenig, daß er ſelbſt nach Sct. Germain zurückging. Dadurch verloren auch la Force und Angouleme die Zuverſicht noch mehr und gingen gegen die Moſel zu, indem ſie ſich bei Sct. Nicolas aufſtellten und dadurch den Herzog Bernhard veranlaßten, nach Nanzig zu rücken. Ungehindert vollzogen nun am 16. October 1635 Graf Gallas und Karl von Lothringen ihre Vereinigung, alsbald ein feſtes Lager bei Dieuze beziehend. Bernhard von Weimar rieth zur Schlacht, da das franzöſiſch-deutſche Heer über 30,000 Mann zählte und ſelbſt den vereinigten Streitkräften der Gegner weit überlegen war; die Franzoſen empfanden indeſſen dazu wenig Luſt, und wollten lieber noch weiter zurückweichen. Graf Gallas hatte dadurch ſchon Gelegenheit erlangt, in das Herz von Frankreich einzudringen, als in ſeinem Lager Krankheiten einriſſen, und die Kälte der weit vorgerückten Jahreszeit einen Winterfeldzug, nach den Anſichten jener Zeit, bedenklich zu machen ſchien. Endlich fand es der kaiſerliche Oberfeldherr für das Beſte, an den Rhein zurückzugehen, weßhalb er denn am 23. November 1635 das Lager von Dieuze aufhob, und in der bemerkten Richtung abzog. Die Franzoſen wagten es nicht, ihm zu folgen, und ruhmlos hatte daher der erſte Feldzug für ſie geendet.

Noch weit unglücklichere Folgen würde aber die bewaffnete Einmiſchung derſelben in die deutſchen Angelegenheiten ihnen zugezogen haben, wenn Herzog Bernhard von Weimar, anſtatt dem Feinde ſeines Volkes zu dienen, dem Vaterlande ſeine bedeutenden Fähigkeiten gewidmet hätte. Bernhard trug nach der Schlacht von Nördlingen die Entſcheidung des Krieges in ſeinen Händen, denn Ferdinand II. ließ ihm unter ſehr vortheilhaften Bedingungen Verſöhnung antragen. Der Kaiſer bot ihm durch den König Ferdinand und den Grafen Gallas nicht nur die Zurückgabe des Herzogthums Franken an, welches durch die Schlacht von Nördlingen gänzlich für ihn verloren war, ſondern auch den Oberbefehl über ein kaiſerliches Heer. Hätte Bernhard von Weimar dieſe Anträge angenommen, ſo würde die Macht des Kaiſers ſo bedeutend vermehrt worden ſein, daß ſowohl die franzöſiſchen, als ſchwediſchen Eroberungspläne ſcheitern mußten. Bei einem Mißbrauche ſolcher Macht konnte freilich die Sache der Proteſtanten in Gefahr gerathen; allein Ferdinand II. hatte gerade in jener Zeit ſo viele Mäßigung erwieſen, daß eine Beſorgniß der Art nicht wohl aufkommen konnte. Uebrigens mochte Herzog Bernhard durch einen Einfluß bei dem Kaiſer den Evangeliſchen mehr nützen, als durch das anſtößige Bündniß mit den Franzoſen, ſowie er im Nothfalle durch eine Vereinigung mit Kurſachſen immer noch Macht genug erhalten hätte, die katholiſche Partei zur Bewilligung eines billigen Friedens zu nöthigen. Indeſſen Bernhard führte den Krieg ſchon lange nicht mehr für Grundſätze, ſondern für die Eroberung eines Landes, und dieſer Abſicht ſchien ihm das Anſchließen an Frankreich günſtiger zu ſein, als die Verbindung mit dem Kaiſer, weil er den Verſprechungen des Letzteren nicht traute. Da er deßhalb auf die Behauptung des Herzogthums Franken keine Hoffnung mehr ſetzte, ſo warf er ſeine Augen auf ein anderes Land, und zwar auf das Elſaß. Franzöſiſche Hülfsgelder ſollten ihm die Mittel gewähren, den Krieg ſo lange fortzuſetzen, bis er dort ein Herzogthum mit landesherrlicher Gewalt für ſich errichtet habe. Deßhalb ſchloß er im October 1635 zu

Sct. Germain einen Vertrag mit Ludwig XIII., wodurch ihm für die Aufſtellung und Führung eines Heeres im Dienſte Frankreichs jährlich vier Millionen Franken zugeſichert wurden. Geheime Artikel dieſes Vertrages verhießen ihm noch überdieß die Beſitznahme vom Elſaß. Es war längſt bekannt, daß das franzöſiſche Kabinet hauptſächlich zur Eroberung dieſer deutſchen Landſchaft in den Krieg ſich eingemiſcht hatte; es lag demnach auf platter Hand, daß die Ueberweiſung des Elſaſſes an Bernhard von Weimar nur aus Verſtellung und mit dem feſten Vorſatze geſchah, den Herzog, ſobald es die Umſtände erlauben würden, aus dem Beſitz zu werfen, und überhaupt bei Seite zu legen; als ganz unerklärlich erſcheint es demnach, daß Bernhard von Weimar, welcher dem Kaiſer nicht traute, den argliſtigen Vorſpiegelungen der Welſchen Glauben beimaß. Dieß war ſowohl im Intereſſe des Ruhmes Bernhards, als der Ruhe und der Integrität unſeres Vaterlandes ſchmerzlich zu bedauern.

Vier und fünfzigſtes Hauptſtück.

Deutſche Königswahl. Tod Ferdinands des Zweiten. Charakteriſtik dieſes Kaiſers.

(Vom Jahr 1636 bis 1637.)

Mitten unter den Kriegs-Unruhen dachte Ferdinand II. im Jahre 1636 auf ein Mal ernſtlicher als je an die Ernennung ſeines Nachfolgers auf dem Kaiſerthrone. Die Wahl eines ſolchen mußte unter den gegebenen Umſtänden freilich ungemein ſchwierig ſein, weil die Religionsſpaltung auch auf die Kurfürſten ſich erſtreckte und der Krieg die Gemüther gegenſeitig erbitterte: dagegen war zu bedenken, daß die Ernennung eines Kaiſers, bei der Einmiſchung der Fremden in die Reichs-Angelegenheiten und der allgemeinen Verwirrung, noch ungleich ſchwieriger, ja vielleicht ganz unmöglich werden würde, wenn man bis zur wirklichen Erledigung des Thrones warten wolle. Ferdinand II. wünſchte natürlich ſeinem älteſten Sohne, dem König von Ungarn, die Nachfolge auf dem Kaiſerthron auszuwirken; wenn ihm ſolche Abſicht jedoch ſchon früher mißlang, ſo ſchien ſie jezt vollends gänzlich unerreichbar zu ſein, da es bei den Proteſtanten allgemeine Gewohnheit geworden war, das Haus Oeſtreich der Abſicht zur Unterdrückung der ſogenannten deutſchen Freiheit zu beſchuldigen.

Trotz aller dieſer Schwierigkeiten beſchloß der Kaiſer, welcher ſeine Kräfte ſchwinden fühlte, im Jahre 1636 einen ernſtlichen Verſuch zu machen, nicht nur die Wahl ſeines Nachfolgers, ſondern ſogar die Ernennung ſeines Erſtgebornen zum deutſchen König durchzuſetzen. Die größten Hinderniſſe mochten von Seite der Kurfürſten zu Trier, Sachſen und Brandenburg zu befürchten ſein; glücklicherweiſe hatte man ſich aber dem zweiten durch den Prager Frieden ſo freundlich genähert, daß durch ihn auch Kur-Brandenburg verſöhnlich geſtimmt werden konnte. Als nun vollends gegen den Erzbiſchof von Trier, wegen Verletzung der Reichsgeſetze, eine gerichtliche Procedur angedroht wurde, die dieſen zur Führung

ſeiner Stimme untauglich mache, ſo vereinigten ſich die Kurfürſten in Regensburg wider Erwarten ſehr ſchnell, und zwar am 22. December 1636 über die Ernennung Ferdinands, des Kaiſers Erſtgebornen, zum römiſchen König. In der Wahlcapitulation wurden, außer den gewöhnlichen Beſtimmungen, nur noch einige Zuſätze aufgenommen, welche die Zeit-Umſtände nothwendig zu machen ſchienen. Dieſelben gingen vorzüglich dahin, daß den mannichfachen Verletzungen der Reichs-Verfaſſung, wozu man während des Krieges durch die Noth gedrungen ward, keine Folge gegeben, daraus kein Recht abgeleitet werden dürfe. Zugleich ſuchten die Kurfürſten bei dieſer Wahlhandlung auch auf die Herbeiführung eines endlichen Friedens hinzuwirken, und die Grundſätze, welche ſie in dieſer Beziehung äußerten, waren ſehr ehrenwerth. Sie widerſezten ſich nicht nur der Abtretung Pommerns an die Schweden, welche Oxenſtierna zur Entſchädigung ſeiner Krone ſchon gefordert hatte, ſondern verwahrten ſich auch ſehr nachdrücklich wider die franzöſiſche Eroberungsſucht. Ja ſie forderten ſogar, daß man gerade umgekehrt die Franzoſen zur Herausgabe der drei deutſchen Biſthümer Metz, Tul und Verden anhalten, und das Herzogthum Lothringen mit Nachdruck gegen die Anmaſſungen der Welſchen ſchützen ſolle. Es war nur zu bedauern, daß ſolche rühmliche Geſinnungen nur bei den Worten ſtehen blieben, und durch die That nicht Nachdruck erhielten.

Der Kaiſer empfand über die Ernennung ſeines Erſtgebornen zum Nachfolger im Reiche eine große Freude, konnte dieſelbe indeſſen nicht mehr lange genießen. Schon während der Wahlverſammlung in Regensburg wurde er ſo ernſtlich unpaß, daß er ſich noch vor der Erledigung der Geſchäfte nach Wien zurückbringen ließ. Dort nahm die Krankheit ſo ſchnell zu, daß er am 15. Hornung 1637, im 59. Jahre ſeines Lebens dahin ſchied.

Ferdinand II. hat während ſeiner Regierungszeit einen ſo bedeutenden Einfluß auf Deutſchland ausgeübt, daß es nothwendig wird, ſowohl ſeine Perſönlichkeit, als ſein öffentliches Wirken, im Ueberblick noch etwas näher zu würdigen.

Wenn uns die Natur durch ihre Mannichfaltigkeit in der geiſtigen Ausſtattung der Menſchen öfters in Verwunderung verſezt, und anderntheils wieder durch ſeltſame Gegenſätze der Eigenſchaften manchmal unſer Befremden erweckt, ſo muß beides vornehmlich in Anſehung des vorbenannten Kaiſers der Fall ſein. Legt man den Maaßſtab eines Guſtav Adolphs an ihn, ſo erhob er ſich nur wenig über die Mittelmäßigkeit: denn er war weder ſelbſtſtändiger Feldherr, noch Staatsmann, weder genialer Regent, noch Geſetzgeber, von reformatoriſchem Berufe vollends zu geſchweigen. Gleichwohl überraſcht er durch eine Fülle von Tugenden und liebenswürdigen Eigenſchaften. Ferdinand II. war mild und leutſelig, ein vortrefflicher Gatte und Vater, der Mann der reinſten Sitte, und der aufrichtige Förderer alles deſſen, was er für gut und recht hielt. Durch ſeine große Gewiſſenhaftigkeit führte ihn die leztere Richtung zu einem ſehr ernſten Betriebe der Staatsgeſchäfte. Er hielt ſeine kaiſerliche Würde nicht für ein Mittel zum Glanz und zur Prunkſucht, ſondern für ein ſchweres Amt, deſſen pflichtmäßiger Verwaltung man alle ſeine Kräfte widmen müſſe. Deßhalb nahm er an allen Staatsgeſchäften ſelbſt Antheil, und zwar auf eine Weiſe, welche ihm die größten Mühen und Beſchwerden verurſachte. Nicht genug, daß er die Bittſchreiben immer ſelbſt las, und zum Vortrage in den betreffenden Raths-Sitzungen vertheilte, wohnte er auch allen Verſammlungen ſeines Staatsrathes bei, den Berathungen mit ausdauernder Aufmerkſamkeit folgend. Auch vor und nach ſolchen Sitzungen arbeitete er allein oder mit einem Miniſter ſehr ſtreng, und lag den Geſchäften überhaupt mit ſolchem Eifer ob, daß er kaum eine Stunde täglich der Erholung im Kreiſe ſeiner Familie

gönnte. Nur der Gottesdienſt und das Gebet konnten ihn vermögen, der Zeit für die Staatsarbeiten Abbruch zu thun. Sein einziges Vergnügen war die Jagd; doch ſelbſt hierin legte er ſich große Einſchränkungen auf, und wenn er ſich die Freude auch erlaubte, geſchah es nur nach vorhergegangener beſonderer Anſtrengung im Arbeiten, und in Geſellſchaft von geheimen Räthen, mit denen er die laufenden Angelegenheiten beſprechen konnte. Troz der Laſt der ſchriftlichen Geſchäfte und der vielen Staatsraths-Sitzungen gab er viele Audienzen, und ließ ohne Noth überhaupt Niemand ungehört von dannen gehen. Mit allen dieſen rühmlichen Eigenſchaften war nun noch ein tiefer Ernſt und eine Feſtigkeit des Willens verbunden, welche Beharrlichkeit und Charakterſtärke hervorrufen. Ferdinand II. erhob deßhalb dasjenige, was er für Pflicht hielt, zu Grundſätzen, und ließ ſich von der Durchſetzung derſelben alsdann weder durch Hinderniſſe noch durch Gefahren abwendig machen. Oefter, als ein Mal, beharrte er in bedenklichen Lagen unbeugſam bei ſeinen Entſchlüſſen, und rettete die Sache ſeiner Partei gerade durch dieſe Feſtigkeit. Auch Entbehrungen und Opfer ſcheute er nicht, um ſeinen Grundſätzen den Sieg zu erringen; er lebte als Kaiſer vielmehr oft ärmlich, und plagte ſich ernſtlich, damit er für die ungeheuern Kriegskoſten Geld erſchwinge. Was er hierüber in dem angeführten Brief an Wallenſtein ſchrieb, daß er die überſendeten 100,000 fl. nur durch Schmälerung ſeines Unterhalts zuſammengebracht habe, war keine bloße Redensart, ſondern einfache Wahrheit.

Ein ſolcher Mann hätte unter Umſtänden Großes vollbringen können; allein eine andere Richtung ſeines Geiſtes beherrſchte und bewältigte alle guten Eigenſchaften: . . . . . nämlich das faſt krankhafte Uebermaaß des religiöſen Sinnes, welches zur Bigotterie ausartete, und ſogar an Schwärmerei ſtreifte. Ferdinand II. erklärte ſelbſt vielfältig, daß er die Zwecke der Religion allen andern unbedingt vorſetze, und daß er lieber Land und Leuten, der Krone und allen ſeinen Königreichen entſagen, als die Ausbreitung des Glaubens unterlaſſen wolle. Wer ſolche Grundſätze hegte, wer die **religiöſe Propaganda** für ſeine erſte Pflicht erklärte, taugte beſſer ins Kloſter oder zu einem Miſſionär, als auf den deutſchen Kaiſerthron. Jezt war es freilich ſchwierig, die Duldung zur oberſten Richtſchnur zu nehmen, alſo den einzig-möglichen Weg zur Rettung Deutſchlands zu finden; jezt erklärt ſich freilich die Heftigkeit und die lange Dauer der religiöſen Zuckungen Deutſchlands während der Regierungsperiode des zweiten Ferdinand!

Dieſe Richtung des Kaiſers kann übrigens keineswegs bloß auf Rechnung der Zeit geſchrieben werden. Um Friedrichs II. aus dem Hauſe der Hohenſtaufen zu geſchweigen, ließ ſich auch der Zeitgenoſſe Ferdinands II., Guſtav Adolph, den Staatsblick niemals durch religiöſe Gefühle trüben. Er war auch von wirklicher Religioſität erfüllt; allein er überließ die Bekehrungsgeſchäfte den Prieſtern und beſchäftigte ſich mit großartigen Staatszwecken, der Kirche nie eine Einmiſchung in dieſelben, geſchweige ein Uebergewicht einräumend. Bei höheren Geiſtesgaben wäre daher die fragliche Gemüthsrichtung Ferdinands II. nicht möglich geweſen, und das beweiſt denn die Richtigkeit des Urtheils, daß ſich dieſer Kaiſer in den Verſtandesgaben wenig über die Mittelmäßigkeit erhob.

Was aber die guten Eigenſchaften deſſelben noch mehr lähmte und in eine falſche Thätigkeit verſezte, war ſeine übermäßige faſt an Abgötterei grenzende Verehrung der Geiſtlichen. Es iſt ſchon das Urtheil über ihn erzählt worden, „daß er den Prieſter vor dem Engel gegrüßt haben würde,“ doch hier iſt noch zu bemerken, daß jener Ausſpruch eine große Wahrheit nur in ein ſcherzhaftes Gewand kleidete. Die übertriebene Ehrfurcht vor den Geiſtlichen gab nun den ſonſt ſtarken Willen des Kaiſers gefangen und die Leitung des Staates unbedingt in die Hände ſeiner Beichtväter. Hierdurch entſtand eine weitere gefährliche

Gewöhnung Ferdinands II., die Unterordnung ſeiner Anſichten und Neigungen unter jene ſeiner Miniſter und geheimen Räthe. Schon der Volks-Inſtinct ahnete dieß, und da ſich derſelbe meiſtens in Sprüchwörtern zu äußern pflegt, ſo ſagte man dortmals: der Kaiſer hat in ſeinen Landen drei große Berge, **Eggenberg, Werdenberg** und **Queſtenberg**, ſowie drei edle Steine, **Dietrichſtein, Liechtenſtein** und **Wallenſtein.** Die Beichtväter des Kaiſers erklärten dieſem nämlich geradezu, daß es zur Wahrung ſeines Gewiſſens beſſer ſei, bei Meinungs-Verſchiedenheiten nicht dem eigenen, ſondern dem Urtheile der geheimen Räthe zu folgen. Da die Beichtiger auf die Wahl der Miniſter entſcheidenden Einfluß ausübten, ſo konnten ſie in ſolcher Weiſe mittelbar zur unumſchränkten Leitung der Staatsgeſchäfte gelangen. Ferdinand II. erblickte nun in dem bemerkten Rathſchlag ſeiner Beichtväter einen Befehl Gottes ſelbſt, und unterwarf deßhalb ſeine Anſichten mit einer merkwürdigen Selbſtverläugnung den Meinungen ſeiner Miniſter. Es ſcheint dieß freilich ein Widerſpruch mit der Willens-Feſtigkeit und dem Geſchäfts-Fleiß des Kaiſers zu ſein; indeſſen ſolche Contraſte fanden ſich eben in ſeinem Charakter, wie wir im Eingang ſchon andeuteten. Uebrigens löſt ſich der Widerſpruch theilweiſe dadurch, daß die Prieſter bei ihrer unbedingten Herrſchaft über das Reichsoberhaupt die unmittelbare Antheilnahme deſſelben an den Geſchäften gerne ſahen, um ſolche nach ihrem Willen erledigen zu laſſen. Jener Widerſpruch löſt ſich zum Theil ferner dadurch, daß die Prieſter im Rathe die Mehrheit beſaßen, und durch die Gewöhnung Ferdinands II. ſeine Majorität der Meinung des Miniſterrathes unterzuordnen, den Sieg der Minderheit verhindern konnten, wenn die beſſere Anſicht der Leztern mit dem ſonſt geſunden Urtheil des Kaiſers zuſammentraf. Feſter Wille wohnte dem leztern ſtets bei, ſo oft ſeine Meinung mit jener der Geiſtlichen übereinſtimmte; wo aber beide einander durchkreuzten, opferte Ferdinand II. freudig ſeinen Willen den höhern Geboten Gottes. Das Hinſtreifen der Frömmigkeit an Schwärmerei, erklärt alſo das pſychologiſche Räthſel; denn es iſt bekannt, daß Männer der Art, troz ihres unbedingten Gehorſams gegen die Kirche, mit dem ſtärkſten Charakter begabt ſein können.

Durch den prieſterlichen Einfluß mag noch ein weiterer Widerſpruch entſtanden ſein, welcher in Vergleich der Grundſätze des Kaiſers mit ſeiner Handlungsweiſe beſonders auffällt. Ferdinand II. war nämlich von der ſchönen Ueberzeugung erfüllt, daß der gerade Weg die beſte Politik ſei, daß man mit Wahrheitsliebe und aufrichtiger Redlichkeit weiter komme, als mit Liſt und Verſtellung. Welch' einen ſeltſamen Widerſpruch bildete aber ſein Benehmen gegen Wallenſtein nach der Dienſt-Entſetzung des leztern mit jenem ehrenwerthen Grundſatz? Wie ſehr wußte der fromme Kaiſer noch 14 Tage nach der Abſetzung zu heucheln, und den „lieben Oheim“ freundlich zu liebkoſen, um ihm ſeinen Sturz noch zu verbergen! Ohne den Einfluß der Prieſter würde dieſe Verſtellung bei dem ſonſt ſo geraden und offenen Gemüth des Kaiſers, kaum zu erklären ſein.

Was endlich am mächtigſten auf die öffentliche Laufbahn Ferdinands II. und den geſammten Gang ſeiner Regierung einwirkte, war die Thatſache, daß unter allen Prieſtern die Jeſuiten am höchſten in ſeiner Achtung ſtanden. Aus den vorbemerkten Gründen ging die Regierung des Reichs nunmehr vorzugsweiſe in die Hände jenes Ordens über, und ſo concentrirt ſich denn die Charakteriſtik Ferdinands II. darin: daß er das Werkzeug der Jeſuiten wurde, um die Reformation aufzuhalten.

Fünf und fünfzigſtes Hauptſtück.

Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedens-Verſuche auf dem Reichstag in Regensburg.

(Vom Jahr 1636 bis 1641.)

Wir haben das kaiſerliche Hauptheer unter dem Grafen Gallas verlaſſen, als daſſelbe im Spätherbſt 1635 von dem Lager bei Dieuze an den Rhein zurückzog. Erſt den Feldzug des folgenden Jahres wollte Herzog Bernhard von Weimar erwarten, um zugleich mit den Franzoſen wieder den Angriffs-Krieg zu eröffnen. Seine erſten Unternehmungen waren von einem guten Erfolg begleitet, denn er verbreitete ſich ſiegreich über Lothringen, und faßte alsdann durch die Eroberung von Zabern auch im Elſaß feſten Fuß. Jetzt erſchien aber auch Gallas wieder mit Kraft im Felde, und gab der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Er ging nämlich im Jahre 1636 bei Breiſach über den Rhein, und rückte unaufhaltſam in die freie Grafſchaft (franche Comté) vor, die Franzoſen zur Aufhebung der Belagerung von Dole zwingend. Da zu gleicher Zeit Johann von Werth in die Champagne eindrang, und die Spanier von den Niederlanden aus die Picardie überzogen, ſo ſchien nun das innere Frankreich entſchieden der Schauplatz des Krieges zu werden, ja es gerieth ſelbſt Paris in Gefahr. Johann von Werth überſchritt nämlich in ſeinem Siegeslaufe die Oiſe, und gab mit ſeiner gewohnten Kühnheit den Rathſchlag, ohne Verzug auf Paris ſelbſt loszugehen; indeſſen ſeine Mitfeldherrn zauderten aus Aengſtlichkeit, und dieß rettete Frankreich. Kardinal Richelieu gewann nun Zeit, den geſunkenen Muth ſeiner Landsleute wieder zu beleben, und energiſche Vertheidigungs-Anſtalten zu treffen, welche alsbald wieder in den Angriff übergingen. Als im Spätherbſt 1636 vollends die Nachricht von dem Siege der Schweden bei Wittſtock eintraf, ſo hielt Graf Gallas ſeine Gegenwart in Deutſchland für nothwendig, und trat alſo mit dem kaiſerlichen Hauptheer abermals den Rückzug gegen den Rhein an. Johann von Werth verrichtete wohl im Kleinen noch ſehr kühne Thaten, im Ganzen konnten dieſelben jedoch nichts entſcheiden. Auch ſeine Heer-Abtheilung mußte vielmehr eine rückgängige Bewegung vornehmen, und die Franzoſen kamen ſohin mit der bloßen Angſt durch, welche ſchon ſo groß geworden war, daß in Paris ganze Schaaren von Bürgern ſich flüchteten.

Noch im Winter 1636 hatte der ſchwediſche General Banner ſeinen Sieg bei Wittſtock benützt, um einen großen Theil von Sachſen zu überſchwemmen. Das unglückliche Land ſeufzte unter den Brandſchatzungen und Verheerungen der unbarmherzigen Sieger, bis endlich Graf Gallas im Sommer 1637 zu ſeiner Befreiung erſchien. Banner führte vor der Uebermacht der Kaiſerlichen einen Rückzug nach Pommern aus, welcher durch ſeine ſeltene Kunſt berühmt wurde, und zog dann in Hinterpommern Verſtärkungen an ſich. Dagegen verlor Gallas unnütz ſeine Zeit durch die Belagerung von Anklam, und wurde durch den Mangel an Lebensmitteln genöthiget, auch aus Pommern den Rückzug zu nehmen. Nach-

dem er die Winterquartiere (1637 auf 1638) in die kaiſerlichen Erblande verlegt hatte, erſchien Banner im Jahre 1638 von Neuem in Sachſen, und erfocht endlich im Frühjahr 1639 einen glänzenden Sieg über ein ſächſiſch-kaiſerliches Heer unter den Generälen Marzini und Buchheim bei Chemnitz. Derſelbe war ſo entſcheidend, daß die Waffenmacht der Sachſen faſt gänzlich vernichtet wurde, und der genannte ſchwediſche Feldherr den Plan faßte, den Krieg in die kaiſerlichen Erblande zu ſpielen. Siegreich drang er wirklich in Böhmen ein, und zerſtreute alle kaiſerlichen Heerhaufen, welche man ihm in der Eile entgegenſtellte. Um die böhmiſchen Proteſtanten zu gewinnen, hatte er durch ſtrenge Befehle ſeine Soldaten in guter Mannszucht zu halten geſucht; indeſſen ſeine Bemühungen waren bei der allgemeinen Verwilderung der Lohnknechte fruchtlos. So ereigneten ſich denn ähnliche Gräuel wie in Sachſen, und hierdurch verloren die proteſtantiſchen Böhmen die Luſt, mit den Schweden ſich zu verbinden. Da die eigene Macht Banners zu ſchwach war, um ſich im Lande zu behaupten, ſo nahm er nach einer vergeblichen Berennung Prags ſeinen Rückzug nach Sachſen.

Unterdeſſen war Herzog Bernhard von Weimar im Weſten des Kriegsſchauplatzes mit einer Kraft aufgetreten, welche dem Kampfe abermals eine ganz neue Wendung gab. Die Fortſchritte Banners mit ſcharfem Auge verfolgend, hatte er den wichtigen Plan entworfen, die bairiſchen Truppen von der Unterſtützung der Kaiſerlichen in Böhmen abzuhalten, ihnen bei Gelegenheit den Vorſprung abzugewinnen, und ſodann in den kaiſerlichen Erblanden mit den Schweden ſich zu vereinigen. Bevor er aber zur Ausführung ſelbſt ſchritt, wollte er erſt ſeinem künftigen Herzogthum im Elſaß eine Grundlage, und ſeinen kühnern Kriegs-Unternehmungen eine feſte Stütze verſchaffen, das heißt, den wichtigen Platz Breiſach erobern. Die Ausführung eines ſolchen Unternehmens ſezte den Beſitz von Rheinfelden voraus; Bernhard zog daher ſchon im Winter von 1637 auf 1638 vor Rheinfelden, und eröffnete ſofort die Belagerung. Johann von Werth, den Plan des Herzogs erkennend, kam zugleich mit dem General Savelli der bedrängten Stadt im Hornung 1638 zu Hülfe, und entſezte dieſelbe. Wenige Tage nachher (25. Hornung) überfiel aber Herzog Bernhard unerwarterweiſe die nachläſſigen Kaiſerlichen, und ſchlug dieſelben auf das Haupt. Nicht bloß Savelli und zwei andere ihrer Heerführer, Sperreuter und Enkeford, ſondern auch der kühne Johann von Werth wurden gefangen. Jezt umſchloß Bernhard die Stadt Rheinfelden von Neuem, und zwang ſie nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Als in ſolcher Weiſe die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, ſuchte Herzog Bernhard der Feſtung Breiſach die Zufuhr abzuſchneiden, und die Beſatzung derſelben im Sommer 1638 durch Hunger zur Kapitulation zu nöthigen. Man hielt damals Breiſach nicht nur für uneinnehmbar, ſondern auch für den wichtigſten Platz am Oberrhein. Der kaiſerliche General Götz war deßhalb entſchloſſen, zur Rettung der Feſtung alles zu wagen. An der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann zog er herbei, um Breiſach mit Lebensmitteln zu verſehen, und den Herzog Bernhard zum Abzug zu nöthigen. Allein bei Wittenweiher lieferte ihm dieſer am 4. Oktober eine Schlacht, welche abermals mit einer förmlichen Niederlage der Kaiſerlichen endigte, und nun zur förmlichen Belagerung Breiſachs führte. Vergebens machte der Herzog von Lothringen einen Verſuch, die Feſtung zu entſetzen; auch er wurde von Bernhard bei Thann auf das Haupt geſchlagen. Reinach, der tapfere Commandant von Breiſach, vertheidigte ſich ſelbſt in höchſter Hungersnoth noch zwei volle Monate; dann mußte er aber der Nothwendigkeit weichen, und am 7. Dezember 1638 die Feſtung übergeben.

Nachdem Herzog Bernhard in ſolcher Weiſe ein bedeutendes Uebergewicht am Oberrhein gewonnen hatte,

erfolgten im Jahre 1639 die Siege des ſchwediſchen Heerführers Banner in Sachſen und Böhmen. Zugleich gefiel ſich der kaiſerliche Obergeneral Gallas in ſeltſamer Unthätigkeit, und nichts ſchien einem entſcheidenden Zuſammenwirken Banners und Bernhards im Wege zu ſtehen. Erſterer hatte im Sommer 1639 Böhmen zwar wieder verlaſſen; dagegen in Sachſen den Plan zu ſeiner Vereinigung mit Bernhard entworfen. So war denn das Uebergewicht, welches die Schlacht bei Nördlingen den kaiſerlichen Waffen verſchafft hatte, wieder vollſtändig verloren, und von Neuem ſchien ſich der endliche Sieg auf die Seite der Proteſtanten zu neigen. Mit Hartnäckigkeit behauptete indeſſen der Krieg auch jezt den eigenthümlichen Gang, keinem Theile ein bleibendes Uebergewicht zu geſtatten, ſondern durch irgend ein Ereigniß plözlich einen Wendepunkt herbeizuführen, ſobald eine Partei die andere gänzlich zu überwältigen ſchien.

Als man nun im Sommer 1639 wiederum das Schlimmſte für die Kaiſerlichen befürchtete, wurde ein Haupt-Heerführer der Proteſtanten, Herzog Bernhard von Weimar, am 3. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein plözlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, und verſchied daran ſchon nach wenigen Tagen, nämlich am 8. Juli 1639. Auch Bernhard verließ den Schauplaz ſeiner Thaten in der Blüthe ſeines Lebens, denn er zählte erſt 36 Jahre. Wie wichtig aber ſein Tod im gegenwärtigen Augenblick war, zeigt ſchon der Umſtand, daß derſelbe einer Vergiftung zugeſchrieben wurde, die man gleichzeitig dem kaiſerlichen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Kabinet zur Laſt legte.

Das Urtheil der Geſchichte über Bernhard von Weimar wird ſich allmählig unwiderruflich feſtſtellen, und wohl etwas anders lauten, als man früher meinte. Bernhard war einer der kühnſten und tapferſten Männer ſeiner Zeit, voll von Thatkraft und Unternehmungsgeiſt, und im Beſize ſo vorzüglicher Feldherrngaben, daß er unter den Zeitgenoſſen nur dem König Guſtav Adolph allein nachſtand. Aber ſo groß ſeine Fähigkeiten auch waren, ſo erreichten ſie doch nicht die Genialität, und Bernhard kam dadurch in die ſchiefe Lage, daß er zu hoch ſtand, um die Leitung Anderer anzunehmen, und nicht erhaben genug, um allen Andern die Anerkenntniß ſeiner geiſtigen Oberhoheit abzudringen. Das war die Haupt-Urſache der Schwankungen des Krieges nach dem Tode Guſtav Adolphs und des mehrjährigen Uebergewichts der kaiſerlichen Waffen! Ein weiterer Grund zu der ſchiefen Stellung Bernhards lag in ſeinem Mangel an Nationalgefühl, in ſeiner anſtößigen Verbindung mit den Franzoſen. Er hatte dabei freilich die Abſicht, die leztern nur zu ſeinen eigenen Zwecken zu benüzen, und kurz vor ſeinem Tode ſchien die Erreichung ſeiner Wünſche auch nahe zu ſtehen, da er ſein Heer nur aus Deutſchen gebildet hatte, und an der Spize derſelben nicht als ein General, ſondern als ein ſelbſtſtändiger Bundesgenoſſe Frankreichs ſich benahm. Auch nach der Einnahme von Breiſach gewährte Richelieu zu ſeinem Aerger, daß Frankreich leer ausgehen ſollte, und Bernhard ſeine Eroberungen mit ſtarker Hand für ſich ſelbſt zu behaupten wiſſe. Indeſſen auf dem unnatürlichen Bündniß, welches Einzelne oder eine Partei gegen ihre Landsleute mit dem Auslande eingehen, und auf der Einmiſchung der Fremden in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes ruht ſtets der Unſegen; immer wendet ſich daher eine ſolche Mißachtung der Nationalehre zum Unheil. Auch das Einverſtändniß Bernhards von Weimar mit den Franzoſen bewies dieß. Durch eine leztwillige Verordnung hatte jener das Elſaß, ſowie den Oberbefehl über ſein ſelbſt geſchaffenes Heer ſeinem Bruder Wilhelm vermacht; allein nicht bloß die Schweden, ſondern auch die Franzoſen erhoben Einſprache, und die leztern, welche das Heer Bernhards, wegen der bezahlten Hülfsgelder, als ihr eigenes anſahen, griffen raſch zu, um ſich der geſammten Erbſchaft zu bemächtigen. Sie verſuchten übrigens nicht den Weg der Gewalt, ſondern jenen der Güte, und zwar das mächtige Ueberredungs-

Mittel des Goldes. Nachdem ſie die feilen Lohnknechte Bernhards beſtochen hatten, nahmen ſie ſowohl Breiſach, als das Elſaß in Beſitz. In ſolcher Weiſe wurde dieſe ſchöne deutſche Landſchaft durch das undeutſche Benehmen Bernhards von Weimar den Franzoſen in die Hände geſpielt.

Auf den allgemeinen Gang des Krieges mußte übrigens der Tod eines Mannes, welcher einer der Haüptnerven ſeiner Partei war, bedeutenden Einfluß ausüben. So große Anſtrengungen der ſchwediſche Feldherr Banner auch machte, entſcheidende Unternehmungen auszuführen, und ob er gleich zu dem Ende von Neuem nach Böhmen vordrang, ſo blieben doch im Ganzen die Ergebniſſe des Feldzuges nur untergeordnet. Die Schwankungen des Kampfes wiederholten ſich, und ließen auf dem Wege der Waffen kein Ende abſehen.

Im Jahre 1640 erhob ſich deßhalb in Deutſchland ein ſo allgemeines Verlangen nach einem endlichen Frieden, daß Kaiſer Ferdinand III. einen ernſtlichen Verſuch machte, denſelben herzuſtellen. Da die öffentliche Meinung eine Haupt-Urſache der langen Wirren darin erblickte, daß man ſeit 27 Jahren keinen Reichstag mehr abgehalten hatte, ſo empfahl man die unverzügliche Verſammlung der Stände als das beſte Mittel zu einem Friedensſchluß. Bereitwillig ging Ferdinand III. auf dieſen Vorſchlag ein, und berief rinen Reichstag noch in jenem Jahre (1640) nach Regensburg. Die Unterhandlungen über die Verſöhnung ſtießen ſogleich im Anfang auf die alte Schwierigkeit über den beiderſeitigen Beſitzſtand der Katholiken und Proteſtanten. Leztere verlangten, daß alles in die Lage, wie vor dem Ausbruch des Krieges, verſezt werden ſolle; und ſolchem Begehren widerſezten ſich die Katholiken, ſowie dieſe zugleich gegen eine allgemeine Amneſtie Bedenken erhoben. Wenn auch dieſe Schwierigkeiten durch das große Bedürfniß des Friedens, und in Folge desſelben durch das Anerkenntniß der Pflichten gegenſeitiger Nachgiebigkeit unter den Deutſchen ſelbſt vielleicht noch überwunden worden wären, ſo mußte das Friedenswerk gleichwohl noch ein Mal ſcheitern, weil ſich ihm die Fremden entſchieden widerſezten. Sowohl die Schweden, als die Franzoſen hezten von Neuem an den Proteſtanten, und da ſie zugleich fortwährend zum Kriege rüſteten, ſo berieth man endlich auch auf dem Reichstag über die Art und Weiſe der Fortſetzung des Krieges. Als ſich die Verſammlung bis zum Jahre 1641 hinzog, ſo wollte der General Banner einen Verſuch machen, den Reichstag mit Gewalt zu ſprengen, und rückte in dieſer Abſicht mit ſeinem Heere gegen Regensburg an. Sein Unternehmen mißlang zwar durch die Standhaftigkeit Ferdinands III.; doch das Friedenswerk zerſchlug ſich deſſen ungeachtet, und der Krieg entbrannte daher noch ein Mal.

Sechs und fünfzigſtes Hauptſtück.

Erneuerung der Feindſeligkeiten. Allgemeiner Charakter des Kriegs. Ende desſelben.

Auch nach der Scheiterung der Friedens-Verſuche auf dem Regensburger Reichstag wollte der Krieg zu keiner Entſcheidung durch die Waffen führen, ſondern nur das Elend der Nation in fortwährenden Wechſelfällen nuzlos vergrößern. Wenn wir alle dieſe Schwankungen, alle die vergeblichen Hin- und Her-

züge der beiderſeitigen Heere, ausführlich beſchreiben wollten, ſo würden wir zu beſorgen haben, die Geduld der Leſer auf eine harte Probe zu ſtellen und ernſtlich zu ermüden. Deßhalb beſchränken wir uns darauf, die Kriegs-Ereigniſſe vom Jahr 1641 bis zum Ende des verheerenden Kampfes nur in einigen allgemeinen Umriſſen darzuſtellen.

Nach dem Tode Herzogs Bernhard von Weimar hatte von der proteſtantiſchen Seite der ſchwediſche Heerführer Banner am meiſten die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Als derſelbe im Jahre 1641 von Böhmen nach Sachſen zurückgekehrt war, und eben mit dem Heere des Herzogs Bernhard, welches nun der franzöſiſche Marſchall Guebriant befehligte, zur Ausführung größerer Thaten ſich vereinigt hatte, ereilte auch ihn der Tod plözlich zu Halberſtadt am 10. Mai 1641. Hierdurch trat wieder für einige Zeit Waffenruhe ein, weil es dem ſchwediſchen Heere an einer tüchtigen Leitung fehlte; denn erſt im folgenden Jahre 1642 erſchien der General Torſtenſon mit einer Verſtärkung aus Schweden, um an die Stelle des dahin geſchiedenen Oberfeldherrn zn treten.

Hatte ſchon Banner dem Andenken Guſtav Adolphs große Ehre gemacht, und die ſchwediſchen Waffen mit Ruhm bedeckt, ſo ſollte dieß noch mehr durch ſeinen Nachfolger geſchehen. Kaum hatte Torſtenſon den Oberbefehl übernommen, als er durch Brandenburg raſch nach Schleſien zog, und nach der Einnahme von Glogau wider das kaiſerliche Heer unter Franz Albrecht von Lauenburg bei Schweidnitz anrückte. Es kam ſofort zu einem Treffen, in welchem Franz Albrecht eine entſcheidende Niederlage erlitt. Schweidnitz, nun bloß gegeben, vermochte dem ſtürmiſchen Andrang der Schweden nicht zu widerſtehen, ſondern fiel wie Glogau. Unaufhaltſam ergoß ſich jetzt Torſtenſon, mit Ausnahme von Brieg, über ganz Schleſien, drang hierauf ſiegreich nach Mähren vor, und ſetzte nach der Beſitznahme von Ollmütz ſelbſt Wien in Gefahr.

In großer Eile verſammelte der Bruder des Kaiſers, der Erzherzog Leopold, ein Heer von 30,000 Mann, und brach damit gegen Torſtenſon auf. Als dieſer bei der Annäherung einer ſo überlegenen Streitmacht nach Scheſien zurückging, folgte ihm Leopold und war auch ſo glücklich, Neiſſe einzunehmen ſowie Brieg zu entſetzen. Torſtenſon wich vor der Uebermacht der Kaiſerlichen immer weiter zurück, zuerſt in die Lauſitz, dann nach Sachſen, wo er bei Torgau über die Elbe ging, und dann vor Leipzig erſchien. Leopold beſchleunigte ſeinen Marſch, um Leipzig zu retten; allein Torſtenſon wollte ſich die reiche Beute nicht entgehen laſſen, und war daher entſchloſſen, die entſcheidende Feldſchlacht anzunehmen. In der Gegend, wo Guſtav Adolph durch den Sieg über Tilly die Bahn ſeines Ruhmes eröffnet hatte, bei dem Dorfe Breitenfeld unweit von Leipzig, traten ſich die beiden Heere am 2. November 1642 in Schlachtordnung gegenüber. Gleichſam, als wenn das Ende des ſchwediſch-deutſchen Krieges mit demſelben Ereigniß bezeichnet werden ſollte, wie der Anfang, führte Torſtenſon ſeine Krieger im Geiſte des großen Königs und ſchlug das kaiſerliche Heer auf das Haupt. Der Erzherzog verlor nur an Todten 10,000 Mann, und auſſerdem alles Geſchütz. Was von den Ueberbleibſeln ſeines Heeres nicht gefangen wurde, zerſtreute ſich auf der Flucht. Faſt gänzlich vernichtet war die große Streitmacht Leopolds, und erſt in Böhmen ſammelte ſich ein Theil der Reiterei wieder. Torſtenſon eroberte nun Leipzig noch im Spätherbſt 1642, verſah dort ſein Heer mit allen Bedürfniſſen, und drang alsdann von neuem nach Böhmen und Mähren vor. Plötzlich wurde er aber durch den Kanzler Oxenſtierna von dort abberufen, um den beſchloſſenen Krieg gegen Dänemark durch einen unerwarteten Ueberfall zu eröffnen.

Unterdeſſen war in Frankreich ſowohl der Kardinal Richelieu, als der König Ludwig XIII. ver-

ſtorben, und unter Regentſchaft der Königin Anna der Kardinal Mazarin an das Ruder des Staates getreten. In der Politik änderte dieſer Wechſel der Perſonen wenig oder nichts, da auch Mazarin die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein vorſchieben wollte, und dazu theilweiſe nur andere Mittel wählte. Zur Fortſetzung des Krieges entſchloſſen, wollte Mazarin denſelben mit noch größerem Nachdruck, als ſein Vorgänger, führen. Darum ſchickte er dem Oberbefehlshaber des alten Weimariſchen Heeres, dem Marſchall Guebriant, eine bedeutende Verſtärkung unter Anführung eines Mannes zu, welcher ſich im Felde ſchon rühmlich ausgezeichnet hatte, und ſpäter einen noch größeren Namen erlangen ſollte, des Herzogs von Enghien (Condé).

Nach dem Eintreffen dieſer Verſtärkung ſtieg die Zuverſicht Guebriants ſo ſehr, daß er die Winterquartiere im Innern Deutſchlands aufzuſchlagen gedachte. Er zog daher im November 1643 vor Rothweil in Schwaben, und eroberte die Stadt, ſtarb aber bald darauf an einer Wunde, welche er bei dieſer Gelegenheit empfieng. Das franzöſiſche Heer breitete ſich nun in der Gegend von Duttlingen aus, um ſich auszuruhen und gütlich zu thun. Da rückte aber plötzlich ein kaiſerlich-bairiſches Heer unter Hatzfeld Mercy, Johann von Werth*) und dem Herzog von Lothringen mit dem feſten Vorſatz heran, die Franzoſen noch in dieſem Jahre über den Rhein zurückzujagen. In Folge geſchickter Operationen wurde das franzöſiſche Heer am 23. November 1643 bei Duttlingen von allen Seiten eingeſchloſſen, ſofort mit Nachdruck angegriffen und gänzlich geſchlagen. Auſſer vielen Todten verloren die Franzoſen auch 7000 Gefangene, und ihre Niederlage war überhaupt ſo groß, daß ſich nur geringe Ueberbleibſel des beträchtlichen Heeres über den Rhein flüchteten. Ein allgemeiner Jubel, begleitet von vielen Volksſcherzen, verbreitete ſich wegen dieſer Niederlage der Franzoſen über den größten Theil von Deutſchland. Mazarin ſtellte nun auſſer Condé noch einen zweiten Führer von Ruf, den ſpäter ſo berühmten Vicomte von Türenne, an die Spitze eines neu-gebildeten Heeres, um den Krieg in Deutſchland fortzuſetzen. Auch Türenne vermochte jedoch wenig gegen das bairiſch-kaiſerliche Heer auszurichten, dem er im Jahre 1644 bei Freiburg im Breisgau gegenüberſtand. Ja ſogar nach der Ankunft einer neuen Verſtärkung von 10,000 Mann unter Condé, waren die Fortſchritte der franzöſichen Waffen weniger, als mittelmäßig, da General Mercy ſo geſchickt manövrirte, daß Condé und Türenne nur Fuß vor Fuß mühſam Terrain faſſen konnten, und ſelbſt bei dem Erkämpfen von Vortheilen einen weit größeren Verluſt an Mannſchaft erlitten, als Mercy.

Während dieſer Ereigniſſe in Süddeutſchland hatte der ſchwediſche Heerführer Torſtenſon ſeinen Einfall in Dänemark mit Erfolg ausgeführt, und ſich alsdann gegen den Grafen Gallas gewendet, welchen der Kaiſer im Jahre 1644 zur Unterſtützung der Dänen mit einer Heerabtheilung abgeordnet hatte. Gallas ſtand ſchon bei Kiel, ging aber auf die Annäherung Torſtenſons über die Elbe nach Bernburg zurück. Dort bezog er ein befeſtigtes Lager, und hoffte dadurch, das weitere Vordringen der Schweden zu verhindern. Indeſſen Torſtenſon umging das Lager und drang mit auſſerordentlicher Schnelligkeit von neuem in Böhmen ein. Die Gefahr war ſo groß, daß der Kaiſer ſelbſt nach Prag eilte, um die Aufſtellung eines neuen Heeres zu beſchleunigen. Graf Hatzfeld wurde an die Spitze deſſelben geſtellt, nachdem es noch überdieß von 10,000 Baiern unter dem General Götz verſtärkt worden war. Mit einer ſolchen Macht glaubte man dem General Torſtenſon, der nur 16 000 Mann führte, eine entſcheidende Schlacht liefern zu können. Bei Jankau in Böhmen erfolgte dieſe im Frühjahr 1645; allein die Kaiſer-

*) Guſtav Horn, welcher acht Jahre in der Gefangenſchaft ſchmachtete, wurde nämlich 1642 gegen Johann von Werth ausgewechſelt.

lichen wurden abermals gänzlich geſchlagen. Die Hülfsmittel Ferdinands III. waren nun gänzlich erſchöpft, und ohne Schutz ſtanden alle ſeine Erblande den ſiegreichen Schweden offen. So ernſt war die Gefahr während des geſammten Krieges für das Kaiſerhaus noch niemals geweſen: was man bisher noch nicht erlebt hatte, geſchah jetzt: die Schweden lagen vor Wien!

Nun ſtand vollends Ragóczy, Fürſt von Siebenbürgen, in Oberungarn gegen den Kaiſer unter den Waffen. Vereinigte er ſich mit Torſtenſon, ſo ſchien Ferdinand III. verloren zu ſein. In der That bot der ſchwediſche Heerführer dem Fürſten ſehr dringend die Bundesgenoſſenſchaft, und mahnte ihn zum raſchen Zuſammenwirken; doch Ragóczy konnte ſich mit den Schweden nicht einigen, und ſchloß ſogar mit Ferdinand III. bald Friede. Da ſich zugleich die Hauptſtadt Wien tapfer vertheidigte, ſo wurde Torſtenſon zur Aufhebung der Belagerung, und zur Rückkehr nach Mähren genöthiget. Dort berannte er eben ſo vergeblich Brünn, und war, bei dem Rückzug nach Böhmen, ſelbſt zur Räumung dieſes Landes gezwungen, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm dort ein neues überlegens Heer zuſammengebracht hatte. Torſtenſon, welcher nun nach Sachſen ging, zwang den Kurfürſten zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes, legte aber bald nachher im Nachſommer 1645 wegen Kränklichkeit den Oberbefehl nieder.

Inzwiſchen hatte ſich im weſtlichen Deutſchland der Krieg zwiſchen den Franzoſen und Baiern fortgeſezt. Graf Hatzfeld war von dem Kaiſer im Jahre 1645 zur Verſtärkung des Heeres gegen die Schweden nach Böhmen gerufen worden, und dieſen Umſtand benüzte Türenne, um in Schwaben vorzurücken. Bei Herbſthauſen, unweit von Mergentheim, ſtieß er aber auf das Heer des tapfern General Mercy, und wurde von demſelben am 25. April 1645 abermals ganz vollſtändig geſchlagen. Betäubt flohen die Franzoſen zum andern Mal über den Rhein; da indeſſen Mazarin mit ungeheuren Anſtrengungen neue Rüſtungen unternahm, und Condé mit großen Verſtärkungen zu Türenne ſtieß, begann dieſer wieder den Angriffs-Krieg, und lieferte den Baiern am 3. Auguſt 1645 bei Allersheim im Ries eine zweite Schlacht. Troz der Uebermacht der Franzoſen hätten dieſe wahrſcheinlich wieder den Kürzern gezogen, wären ſie nicht von Deutſchen gegen Deutſche unterſtüzt worden. Schon war der rechte Flügel der Franzoſen geworfen, und auch deſſen Reſerve zerſtreut, ſchon verzweifelte ſogar Condé, als die Bundesgenoſſen der Welſchen, die Heſſen, vorrückten, und dem Siegeslauf der Baiern ein Ziel ſezten. Die Franzoſen konnten ſich nun hinter den Heſſen wieder ſammeln, und mit verjüngten Kräften auf die erſchöpften Baiern einſtürmen. Da zugleich der Oberbefehlshaber des bairiſchen Heeres, General Mercy, verwundet wurde, und hierdurch einige Störung in der Leitung der Schlacht eintrat, ſo erlangten Türenne und Condé endlich den Sieg. Im folgenden Jahr 1646 vereinigten ſich beide Heerführer noch überdieß mit den Schweden unter Wrangel, und ergoßen ſich mit Raub und Brandſchatzung über ganz Baiern. Dadurch wurde der Kurfürſt, gleich jenem in Sachſen, im Jahr 1647 zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes gezwungen. Bald kündigte er denſelben jedoch wieder auf, und ließ ſein Heer von Neuem zu den Kaiſerlichen unter Melander ſtoßen. Nachdem jezt Wrangel aus Böhmen vertrieben, und Melander ſiegreich bis nach Schwaben vorgedrungen war, erfolgte zwiſchen der vereinigten Armee von Wrangel und Türenne einerſeits und dem bairiſch-kaiſerlichen Heere unter Melander andrerſeits am 19. Mai 1648 bei Zusmarshauſen eine lezte entſcheidende Schlacht, in welcher Melander geſchlagen wurde. Baiern wurde nun von den Franzoſen und Schweden von Neuem gebrandſchazt und ausgeplündert. Faſt gleichzeitig drangen die Schweden unter Königsmark wieder in Böhmen ein, und eroberten durch einen ſchnellen Ueberfall ſogar einen Theil der Stadt Prag, nämlich die kleine Seite.

Während dieſer verſchiedenen Wechſelfälle des Krieges, und zwar ſchon ſeit dem Jahre 1644 waren zu Osnabrück und Münſter in Weſtphalen endlich ernſtliche Friedens-Unterhandlungen eingeleitet worden. Die Veranlaſſung dazu hatte ſchon der Reichstag im Jahr 1640 und 1641 in Regensburg gegeben. Obgleich die Verſuche gütlicher Einigung dort noch ſcheiterten, war man doch übereingekommen, die Unterhandlungen zwiſchen den Abgeſandten der Kurfürſten ſowie der Fürſten einerſeits, und den kaiſerlichen Commiſſarien andrerſeits in Osnabrück und Münſter fortzuſetzen. Um zu dieſem Behufe ſich über vorbereitende Punkte zu einigen, fanden bald nach dem Schluß des Regensburger Reichstags, unter däniſcher Vermittlung, zu Hamburg Unterhandlungen ſtatt, welche durch die Zuziehung franzöſiſcher und ſchwediſcher Geſandten wohl auf große Schwierigkeiten ſtießen, doch am 25. December 1641 endlich dennoch zum Abſchluß von Friedens-Präliminarien führten. Es wurden darin die Städte Osnabrück und Münſter von Neuem zu dem Sitz des Friedens-Congreſſes beſtimmt, und beide deßhalb für neutral erklärt, auch feſtgeſezt, daß die zwei Orte nur einen Congreß bilden ſollen

Selten war ein Werk ſchwieriger, als die Herſtellung eines Friedens, welcher die Beſänftigung ſo großer, und tiefaufgeregter Leidenſchaften, die Bekämpfung der hartnäckigſten Vorurtheile und die Vereinigung ſo vielfach-widerſtrebender Intereſſen vorausſezte. Kaum wäre auch jezt, nach 24jährigen Krämpfen, eine Hoffnung des Friedens möglich geweſen, wenn der Krieg ſelbſt nicht immer entſchiedener eine ſolche Wendung genommen hätte, daß der vollſtändige Untergang der deutſchen Nation im buchſtäblichen Sinne des Wortes zu befürchten ſtand. Dieß führt uns denn zu der Beſchreibung der innern Zerrüttung Deutſchlands in jener Zeit, und zur Schilderung des allgemeinen Charakters des Krieges, welche wir des Zuſammenhanges wegen, für dieſe Gelegenheit aufgeſpart haben.

Der Vorwand des Kampfes war die Religion, der eigentliche Zweck aber die Befriedigung der gierigſten, ſchamloſeſten Habſucht, eine Räuberei im Großen. Deutſchland war bei dem Beginn des Krieges noch ſehr reich, und es konnten die Erpreſſungen anfangs durch gewöhnliche Gewaltthätigkeiten vollführt werden; indeſſen Wallenſtein hatte ſo ungeheure Summen erhoben, daß Norddeutſchland ſchon im erſten Drittheil des Kriegs eine große Erſchöpfung fühlte. Als Guſtav Adolph erſchien, ſtieg noch die Noth, weil er ſein Heer auch nur auf Koſten Deutſchlands erhalten konnte, und eine faſt unerſchwingliche Laſt traf jezt auch Süddeutſchland. Der Kaiſer und die Fürſten der Liga mußten ihren Ländern ebenfalls die ſchmerzlichſten Opfer auflegen, um die Mittel für die ſtets wachſenden Kriegskoſten aufzubringen. Hiezu kam noch, daß die Waffen-Unternehmungen ſelten entſcheidend waren, jeder Theil auch nach den abwechſelnden Niederlagen ſeine Kräfte vielmehr wieder emporraffte, und faſt ununterbrochen verſchiedene Heere Deutſchland nach allen Richtungen durchzogen. Die meiſten Landſchaften wurden daher bald von den Feinden, bald von den Freunden ausgebeutet, und es verging nie ein Jahr, wo außer den ordentlichen Abgaben nicht noch bedeutende Summen als Kriegsſteuern beigetrieben worden wären. Als ſich in Folge dieſes unbeſchreiblichen Druckes allmälig eine gänzliche Erſchöpfung Deutſchlands fühlbar machte, waren die Erpreſſungen auf dem Wege gewöhnlicher Gewaltthätigkeiten nicht mehr durchzuſetzen; das Volk wurde vielmehr aus Verzweiflung gegen die Leiden gleichgültig, und ſezte ſeinen Drängern die Kraft der Trägheit, der unthätigen Ertragung der Mißhandlungen entgegen. Von nun an trat in dem Charakter des Kriegs ein ſchrecklicher Wendepunkt ein; denn die Heere ſteigerten die Gewaltthaten zur Grauſamkeit, um das Volk von Neuem ausbeuten zu können. Ein beſonderer Umſtand erhöhte noch die Greuel.

Als ſich die namenloſe Bedrückung immer mehr der gänzlichen Auflöſung der Geſellſchaft näherte,

als einzelne Heerführer ihren Lohnknechten vollends die Plünderung eingenommener Städte erlaubten, ſuchten nämlich die Bürger und Bauern die Ueberbleibſel ihrer Habe, an Geld, Schmuck oder andern werthvollern Sachen, dadurch zu retten, daß ſie dieſelben an heimlichen Orten vergruben. Dieß war ſo häufig der Fall, daß ſich ſpäter durch zufällige Entdeckung ſolcher Gegenſtände, deren Eigenthümer das Geheimniß mit in das Grab genommen hatten, das betrügeriſche Gewerbe der Schazgräber ausbildete. Den räuberiſchen Soldaten blieb jene Vorſichtsmaaßregel nicht ganz verborgen, und ſie ſuchten nun das Volk durch Terrorismus zur Offenbarung verborgener Schätze zu zwingen. Da aber die Bedrängten ihren Nothpfennig, wo ſie einen ſolchen wirklich verborgen hatten, ſo leicht nicht preis gaben, alſo auch bei Gewaltthaten ſich als zäh erwieſen, da die Räuber ferner vielfach auch Schätze vermutheten, wo keine waren, ſohin kein Geſtändniß erpreſſen konnten, ſo ſannen ſie allmälig auf beſondere Qualen, um den Bauern und Bürgern ein ſolches zu entreißen.

Man ſollte faſt Anſtand zu nehmen, die Grauſamkeiten zu erzählen, welche nun allgemein in Schwang kamen, denn es ergibt ſich dadurch ein neuer Beleg, daß die Menſchengeſchichte viel gräßlicher iſt, als die Geſchichte der Tieger und Hyänen. Um indeſſen das Verſtändniß der Zeit vermitteln, und vornehmlich die ſpätern Ereigniſſe in das rechte Licht ſtellen zu können, müſſen wir uns Gewalt anthun, die Greuel ſohin näher berühren. Jedes menſchlichen Gefühles baar, aller Zügel der Mannszucht entlediget, raſten die Waffenknechte, wie die wilden Thiere, und wetteiferten in den Erfindungen von Martern, den Bürgern und Bauern das Geſtändniß verborgener Schätze abzuzwingen; zu dem Ende wurden von den Kannibalen die Gliedmaſſen ihrer Schlachtopfer verſtümmelt, insbeſondere Ohren, Naſen und ſogar die Brüſte ſäugender Mütter abgeſchnitten, Augen ausgeſtochen, Arme und Beine zerſchmettert oder abgehauen. Aus der Rückenhaut ſchnitt man Riemen, wie aus dem Leder, und in ſolche Wunden ſo wie auch in die aufgeſpaltenen Fußſohlen ſtreute man Salz, um den Schmerz bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Im berechneten Fortſchritt der Qualen wollte man auch noch den Eckel zu Hülfe nehmen, und goß alſo den Unglücklichen Miſtjauche in den Hals. Dieſe Art der Tortur wurde insbeſondere von den Schweden ſo häufig angewendet, daß man ſie den **Schweden-Trank** zu nennen pflegte.

Um ſelbſt in dem Greuel ein Ebenmaaß herzuſtellen, waren die verruchten Grauſamkeiten allen verſchiedenen Heeren gemeinſam, den Schweden, wie den Kaiſerlichen, dieſen, wie den Franzoſen. Schon Guſtav Adolph hatte in der letzten Zeit ſeines Lebens große Mühe gehabt, die Mannszucht in den Heeren aufrecht zu erhalten. Im Lager vor Nürnberg war er über die Gewaltthaten ſeiner Soldaten, und zwar der Vornehmen, wie der Gemeinen, ſo entrüſtet, daß er die höheren Officiere der Schweden? nein, leider der Deutſchen, vor ſich beſchied, und dieſelben mit einer furchtbaren Beredſamkeit niederſchmetterte. Graf Khevenhiller hat ſeine zürnende Rede aufbewahrt, und aus ihr erkennt man am beſten, wie ſehr dort ſchon die Verwilderung des Heeres zu beſorgen war:

„Ihr Fürſten, Ihr Grafen, Ihr Freiherrn, Ihr Edelleute!“ ſprach Guſtav Adolph mit funkelnden Blicken, „Ihr ſeid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweiſen; Ihr zerſtöret, verderbet, verheeret daſſelbe. Ihr Oberſten, Ihr Officiere vom höchſten bis zum niedrigſten, keinen ausgenommen, Ihr ſeid diejenigen, welche ſtehlen und rauben, ja Ihr beſtehlet eure eigenen Glaubensgenoſſen, Ihr gebt mir Urſache, daß ich einen Eckel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, ſei mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gällt, wenn ich Eurer einen nur anſchaue. Ihr ſeid Frevler und Verbrecher an

den guten Geſetzen und meinen Geboten. Ihr ſeid Schuld daran, daß man öffentlich ſagt: „„Der König, unſer Freund thut uns mehr Schaden, als unſere Feinde!““ Mein Herz erbittert ſich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß ſchwediſche Soldaten für unverſchämter gehalten werden als ſelbſt jene des Feindes. Allein es ſind keine Schweden, es ſind die Deutſchen ſelbſt, die ſich mit dieſen Ausſchweifungen beflecken. Hätte ich euch gekannt, ihr Deutſchen, daß ihr ſo wenig Liebe und Treue zu eurem eigenen Lande traget, ich hätte kein Pferd euretwegen geſattelt, geſchweige meine Krone, mein Leben für euch eingeſetzt. Ich habe euretwegen meine Krone ihres Schatzes entblößt und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von euch und eurem deutſchen Reiche nicht ſo viel empfangen, daß ich mir nur ein Paar Hoſen davon machen laſſen könnte; ja ich würde eher ohne Hoſen geritten ſein, als mich mit den eurigen zu bekleiden. Ich habe euch alles gegeben, was Gott in meine Hände führte, ich habe nicht einen Sauſtall für mich behalten, den ich nicht mit euch getheilt hätte. Keiner unter euch hat mich jemals um etwas angeſprochen, das ich ihm verſagt hätte; denn das iſt mein Brauch, keinem eine Bitte abzuſchlagen. Würdet ihr mein Gebot und Ordnung in Acht nehmen, ſo wollt ich alle eroberten Länder unter euch ausgetheilt haben. Ich bin, Gott Lob und Dank, reich genug, begehre nichts von dem eurigen, und wenn ihr gleich Gott alſo vergäßet, eure Ehre aus den Augen ſetztet, oder von mir abzufallen und wegzulaufen gedächtet, ſo ſoll doch die ganze Chriſtenheit erfahren, daß ich mein Leben für eure Sache, als ein chriſtlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze laſſen will. Solltet ihr euch aber gar gegen mich empören, ſo will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden alſo gegen euch herumhauen, daß die Stücke davon fliegen ſollen. Ich bitte euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euch, bedenket, wie ihr haushaltet, und wie ihr mich betrübet, ſo gar daß mir die Thränen in den Augen ſtehen. Ihr verſündigt euch an mir wegen eurer ſchlechten Mannszucht. Ueber euren Muth und euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in dieſem Stücke habt ihr immer gehandelt wie redliche und rechtſchaffene Edelleute. Ich bitte euch nochmals um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euer Herz und Gewiſſen, und bedenket, wie ihr dermaleinſt eures Thuns halben Rechenſchaft geben wollet vor Gottes Throne. Mir iſt ſo wehe unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer ſo verkehrten Nation umzugehen.“

Solche Reden machten noch Eindruck, weil ſie von einem Helden geſprochen wurden, der durch ſeine hohen Geiſtesgaben der Gegenſtand allgemeiner Verehrung war, und ſeinen Worten auch durch die gewaltigſte Energie der That Nachdruck zu geben wußte. Man ſcheute den Ernſt des Königs, und wenn dieſer auch den Uebergriffen ſeiner Soldaten nicht ganz ſo, wie er wünſchte, zu ſteuern vermochte, ſo behauptete er in ſeinem Heere doch auch in der ſchlimmſten Zeit noch eine verhältnißmäßige Mannszucht. Mit ſeinem Tode veränderte ſich dagegen alles, und jezt wetteiferten auch die ſchwediſchen Armeen mit den andern in Ausſchweifungen, Laſtern und Greuelthaten. Solches berichten die ſchwediſchen Geſchichtſchreiber ſelbſt. Chemnitz, der noch überdieß einen officiellen Charakter trägt, ſtellt dem Heere des Herzogs Bernhard von Weimar bei dem Jahr 1634 folgendes Zeugniß aus:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, ſondern hauſeten daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa ſie erwieſen ſich in ſtetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltſamen Erpreſſungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und ſtechen, ja todtſchlagen und niederſchießen der beſtürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegsweſen hergegangen. In Frankfurt insbeſondere wurden ungeheure Steuern gefordert, worüber groß

Winſeln, Seufzen und Schreien entſtand. Viele jagte man von Haus und Hof, und bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und Andern war inzwiſchen das Schinden und Schaben ſo groß, daß faſt nicht auszuſprechen, und während Viele arm wurden, bereicherten ſich Wenige."

Damit auch die Kaiſerlichen nicht zurückblieben, betrugen ſich insbeſondere die Kroaten als wahre Wüthriche, zerſägten Arme und Beine, brachten die Leute durch Nadelſtiche an edlen Theilen zur Verzweiflung, und brieten wie die Kannibalen, andere langſam in Backöfen oder am Feuer. Sie hämmerten ihren unglücklichen Schlachtopfern ferner Nägel durch den Kopf oder goßen ihnen ſiedendes Pech und Blei in Ohren, Naſe und Mund u. ſ. w.

Als vollends die Franzoſen in Deutſchland erſchienen, war die ſchöne Geſellſchaft vollendet, zugleich aber auch das höchſte Maaß des Elends gegeben, da zu der Völlerei der Schweden und Deutſchen nun auch die Unzucht der Welſchen hinzutrat. „Die franzöſiſchen Heere," erzählte Engelſüß bei dem Jahr 1644, „hauſeten allenthalben ſehr übel; es wurde Niemand verſchont, Rauben und Nehmen für nichts geachtet, Officiere und Knechte ſahen nur nach dem, was den Bauch und Seckel füllen möchte; die Inſolentien, die ſie mit Männern und Weibern getrieben, waren groß, gleichſam als ob Hurerei und Ehebruch ihre Expedition und die königlichen Waffen felicitiren, und zu deſto größeren Progreſſen benedeien und ſegnen würde. Diejenigen, die ſich zu ihrem Willen nicht verſtehen wollen, denen nahm das gottloſe Volk die armen unſchuldigen Kinder weg, die ſie (ohne Rückſicht auf die ſo langen und traurigen Bedrückungen, worüber man ſo viel blutige Thränen vergoſſen) wider den Boden geſchmiſſen, oder von einem Hauſe, auch von einer Gaſſe zur andern geworfen, um hiedurch diejenigen, von denen ſie Hüll und Füll empfangen, aus Rachgier zu vertilgen. Viel ehrbare Männer mußten gar von Hauſe und Hofe laufen, und Weib und Kind, und was ihnen Weiteres von dieſer Zeitlichkeit lieb, zu ihrem verruchten Willen und Gefallen ſtellen; theils mußten ſie ſich gar in das Kriegsweſen begeben und hinwegſchießen laſſen, theils ſonſten allein das traurige Elend bauen. Hiewider war keine Hülfe: die Officiere lagen dem Saufen und andern Lüſten ob, thaten wenig, ließen ſich hingegen wohl bewirthen und wohl bezahlen. Sie ſorgten nicht, wie der Feind zu ſchlagen ſei, ſondern wie ſie wieder nach Frankreich kommen möchten, trieben es ärger als die Knechte, oder thaten doch ein Gleiches, oder ſahen zur Entſchuldigung ihrer eigenen Ausſchweifungen denſelben ein deſto Mehreres nach. Brachte auch Jemand zu Wege, daß man einen Soldaten eine Stunde auf den Eſel geſezt, (welches viel geweſen und ſelten und ſchwerlich geſchehn), ſo wurde dem Manne oder Vater alsbald durch Andere eine andere Klage geſtellt, daß er lieber Alles geſchehn laſſen, und auch wohl ſich lieber und beſſer ſelbſt auf den Eſel geſezt, als daß er weiter etwas angezeigt hätte."

„Was in Haus und Hof, Alles war ihr; dieſe Flegel hatten mehr Recht dazu, als die Väter und Hausväter. Hatten die Lezten junge Weiber und wollten nicht davon gehen, ſo wurden ſie wohl gar todt geſchlagen. — Feindesland war ihnen zuvor frei; ſie wollten aber auch aus dem ihrer Freunde und Bundesgenoſſen Feindesland machen, hiedurch ihre Bubenſtücke, Raub, Hurerei, Schlägerei und Anderes durchzubringen; gleichſam, als wäre ſolches in Feindesland nicht, und die darin wider geiſtlich und weltlich Recht begangene Sünde und Schande unter dieſem Vorwande gar wohl gereinigt und vor Gott entſchuldigt."

„Wenn man ihnen mit ihrem König und Königinn gedroht, haben ſie, hintangeſezt alles unterthänigen Reſpekts, verächtlich geantwortet: es geht in Frankreich alſo zu! Dadurch ein Bubenſtück mit dem andern zu entſchuldigen, gleich ob müſſe Alles gut und recht ſein, und ob wären wir in Deutſchland ſchul-

dig und gezwungen, von ihnen zu leiden was in Frankreich Leichtfertiges vorgeht, oder ob dürften ſie nicht der Ehren und des Gemüths ſein darob ein Mißfallen zu erweiſen und ſich eines Beſſern zu verhalten. Was noch mehr iſt, die historicos, die ſonſten jederzeit in Ehren gehalten werden, vor denen ſie ſich beſorget, daß ſie ihre böſen Thaten an das Licht bringen möchten (gleich als könnten dieſelben dem franzöſiſchen Namen eine Schande zufügen, wenn ſie entdecken, was für einen Krieg ſie in Deutſchland geführt), haben ſie geſchlagen, getreten, gebunden, gerettelt, geſtochen, und nur nicht gar an den Galgen geſtellt, denſelben hiedurch die Hände zu binden, damit ſie ungehindert und noch dazu mit gutem Reſpekt und einem großen Namen ihr unſinniges Leben noch alſo länger fortſtellen könnten, darin ſie erſoffen geweſen wie die Schweine, die heut in die Eicheln gehn und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müſſen."

„So kamen Viele zur Verzweiflung, daß ſie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, ſolle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde ſchlagen. Ja, es mußten die armſeligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber, ihren Männern Leib und Leben zu friſten, den Vater bei den Kindern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich (Ehr und Tugend hintangeſezt) ein Mehreres thun, und ließe es Jedermann alſo fortgehn, aus Herzeleid, Betrübniß und überſchwenglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchſten der Sache für einen Ausſchlag geben möchte!"

Deutſchland war durch alles dieß in zwei ſchauderhafte Theile aufgelöſt: in zahlreiche Banden unbarmherziger Würger einerſeits, und in eine angſtvolle Heerde von feigen Schaafen andrerſeits, die ſich ohne Widerſtand ſcheeren, martern und ermorden ließen. Bei dem Beginn der Greuel nahmen die Bauern, wegen der ſteigenden Unſicherheit, Waffen mit auf den Acker, um ihr Zugvieh zu beſchützen, und überhaupt die Beſtellung ihrer Felder gegen die frechen Störer noch möglich zu machen; als aber die Anarchie ganz allgemein wurde, ſuchte das Landvolk, ſich lieber durch den Kriegsdienſt zu retten. Die Knechte hatten ſich ohnehin ſchon großentheils anwerben laſſen, weil ſie als Soldaten in Saus und Braus leben konnten, ſtatt bei dem ausgeſogenem Bauern neben harter Arbeit Hunger und Kummer zu leiden. Nach und nach folgten ihrem Beiſpiel auch Beſitzer der Höfe ſelbſt, und ein namhafter Theil des deutſchen Volkes ward ein ſtehendes Feldlager unermeßlicher Räuberbanden.

Um vollends einen Staat im Staate, oder wandernde Stämme, wie in der Urzeit zu bilden, fingen die Heere auch an, ihre Ergänzungen theilweiſe aus ſich ſelbſt zu nehmen. Ganze Armeen von Weibern lagen alſo mit im Feld (im Wallenſteiniſchen allein zählte man 15,000), deren Kinder wieder zu Soldaten erzogen wurden. Dieſe wurden von Jugend auf nicht nur an Gefahren, ſondern auch an rohe Sitten gewöhnt, da die Feldſchulen, troz ihrer ziemlichen Verbreitung, wegen der Macht böſer Beiſpiele nur wenig auf Zucht zu wirken vermochten.

Bei dem ewigen Herumziehen großer Heere war es nothwendig, daß von Zeit zu Zeit ein Mangel an Lebensmitteln ſich fühlbar machen mußte; die Zuchtloſigkeit und die ſchrecklichen Greuelthaten der Soldaten wußten aber die Theuerungen durch unfehlbare Mittel vollends zu furchtbarer Hungersnoth zu ſteigern. Nicht genug, daß die Waffenknechte die Genüſſe mit berechnender Kunſt bis zur maßloſen Völlerei trieben, und mit Gewalt in ſich hineinſtopften, bemühten ſie ſich auch mit tückiſcher Schadenfreude dasjenige zu verderben, was ſie, troz aller Anſtrengung, nicht ſelbſt verzehren konnten. Zugleich ver-

mehrten kriegeriſche Maßregeln nach dem Geiſte der Zeit das Elend, da öfters Aecker verwüſtet wurden, um dem Feinde die Lebensmittel zu entziehen. So ſchnitten die Schweden in Böhmen die Getraide-Aehren ab, um ſie mitzunehmen, und was ſie nicht mitnehmen konnten, zerſtörten ſie auf den Aeckern. Durch das Zuſammenwirken aller dieſer Urſachen entſtand denn vom Jahre 1630 an ſchreckliche Hungersnoth in Deutſchland, welche ſich allmählig von einer Landſchaft in die andere ausbreitete. Während man in Schleſien den Hungertcd vieler Menſchen im Jahre 1630 ſelbſt durch das künſtliche Brod aus Hanfkörnern, Eicheln und Wurzeln nicht verhindern konnte, ſtieg die Noth im Jahre 1634 in Franken faſt noch höher, wie die unten verzeichneten Preiſe der Lebensmittel in Nürnberg beweiſen *). Wie ungeheuer ſolche Preiſe nach dem damaligen Geldwerth waren, zeigt ſchon die Thatſache, daß ein Ey vier bis ſechs Kreuzer koſtete. Als nun in einzelnen Sommern auch noch Mißwachs hinzukam, ſo ſtarben die Menſchen zu vielen Tauſenden den Hungertod, und von den Ueberlebenden nahmen Viele die Natur wilder Thiere an. Man fing nämlich ſogar an, ſich an den Todten zu ſättigen, und als dieß einmal im Schwange war, entführte man die Leichname der Hochgerichte und riß zulezt die Gruben der Fallmeiſter, ja ſelbſt die Gräber auf, um an halbverwesten Körpern Nahrung zu ſuchen. Durch ſtarke Wachen mußte man die verzweifelnden Menſchen endlich von den Kirchhöfen zurücktreiben. Nun entſtanden natürlich auch anſteckende Krankheiten, und Deutſchland glich einem offenen Grabe, in welches nicht nur die Bürger ſchaarenweiſe hineinſtürzten, ſondern auch ganze Heere, ohne daß ſie einen Feind geſehen hatten.

Mit Hunger und Peſt verbanden ſich noch die Verheerungen durch Feuer, indem die verwilderten Soldaten bald einzelne Häuſer, bald ganze Straßen, bald ganze Dörfer und Städte in Brand ſteckten. Während in Eichſtädt 7 Kirchen, 1 Kloſter und 444 Häuſer niedergebrannt wurden, lagen in Baiern vollends 100 Dörfer, in Wirtemberg 45 Dörfer und 8 Städte, oder 36,000 Häuſer, und in Heſſen vollends 47 Schlöſſer, 300 Dörfer und 17 Städte in Aſche.

Handel und Gewerbe beſtanden nur noch in den Markedentereien der Heerlager: die Rechtspflege hatte gänzlich aufgehört, und an vielen Orten auch der Gottesdienſt ſowie der Unterricht in den Bürgerſchulen. Die Geiſtlichen wanderten haufenweiſe von dannen, weil ſie das Leben nicht mehr friſten konnten: ihnen folgten Gelehrte und Künſtler: alle Fugen des geſellſchaftlichen Gebäudes gingen auseinander, und unvermeidlich ſchien die Nation ſich ſelbſt aufzulöſen. In den Dörfern um Freiſingen war die Bevölkerung von 400 Menſchen auf 20, in Göttingen auf die Hälfte, in Heſſen auf ein Viertheil, in Böhmen von drei Millionen auf 780,000 zuſammen geſchmolzen; in verſchiedenen Städten ſtanden ganze Straßen leer, in manchen Dörfern gab es nur noch einzelne Menſchen. Gleichen Schritt mit der äußern Auflöſung hielt die innere, ſittliche Zerrüttung des Volkes. Nirgends war Zucht und Scham, ja es gab nicht einmal noch menſchliche Sitte. Man trug vor den Miſſethaten nicht allein keine Scheu, ſondern rühmte ſich derſelben noch: frech war der Hohn gegen das Heiligſte, und cyniſch der Spott über einen Sinn des Lebens oder der Weltordnung. Unermeßlich war der Jammer, und ähnlich den begeiſterten Propheten des Orients ſchilderten ihn die Klagetöne einer edlen Seele, welche aus jener Wüſte noch zu uns herüberdrangen, mit wahrhaft poetiſcher Glut in folgender Weiſe:

*) Ein Simra Korn hat gegolten 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Habern 14 bis 16 Reichsthaler, 1 Simra Kern 28 bis 32 Reichsthaler, Gerſten 24 bis 30 Thaler, 1 Pfund Schmalz 6—7 Batzen, 1 Pfund Rindfleiſch 9—10 Kreuzer, 1 Paar Tauben 10—15 Batzen, 1 junges Huhn 10—15 Batzen, 1 Hennen 1 fl. auch 18 Batzen, 1 Kapaun 3 fl., 1 Ey 4—6 Kreuzer, 1 Eimer Wein koſtete 10—20 Thaler, 1 Eimer Bier 3—4 Gulden und ſo fort an. (Nürnberger Chronik)

„Wie liegt dieß Land ſo wüſt, das doch voll Volks war? Es iſt wie eine Wittwe, die eine Fürſtin unter den Völkern und eine Königin in den Ländern war, muß nun elendiglich dienen! Es iſt von der ſchönen Tochter dieſes Reiches aller Schmuck dahin! Ihr Fürſten ſind wie die Widder, die keine Hörner haben, und keine Weide finden und matt vor dem Treiber hergehen. Der Feind hat ſeine Hand an all ihr Kleinod gelegt, und ſie mußte zuſehen, daß ihre Verfolger in ihr Heiligthum gingen, davon doch Gott geboten hat, ſie ſollten nicht in ſeine Gemein kommen.“

„Gedenk aber, Herr, wie es uns gehet, ſchau und ſiehe an unſer Schmach. Unſer Erb iſt den Fremden zu Theil geworden, und unſere Häuſer den Ausländern. Unſer eigen Waſſer müſſen wir um Geld trinken. Man zwingt uns über Hals und wann wir ſchon müde ſein, läßt man uns doch keine Ruhe. Knechte herrſchen über uns, und iſt Niemand, der uns von ihrer Hand errette.“

Außer dieſer beredten Stimme erhoben ſich hin und wieder noch andere, um über den Jammer des Vaterlandes zu trauern, um in den wenigen beſſern Gemüthern das Verlangen nach Rettung anzuregen. Während verſchiedene Dichter die Noth des Landes in ihren Liedern ſchilderten, und den Geiſt der Deutſchen zu erheben ſuchten, wirkte in gleichem Sinne noch mächtiger der Roman „Simpliciſimus,“ welcher die Lage Deutſchlands mit der Treue eines Spiegels malte. Es iſt zweifelhaft, ob auch alle dieſe Beſtrebungen etwas genützt haben würden, wenn nicht die allgeine Noth die Fortſetzung des Krieges unmöglich gemacht hätte. Aber Deutſchland war eine Wüſte, die kaum mehr zu einem menſchlichen Aufenthalte geeignet war: das Uebermaß des Elends gebot denn unabweislich das Ende des Kriegs. So groß alſo das Widerſtreben einzelner Betheiligter auch war, ſo mußten die Friedens-Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück allmählig gleichwohl einen ernſtlichen Charakter annehmen. Nachdem ſie ſowohl in Anſehung der Verwirrung und der Leidenſchaftlichkeit, als der langen Dauer den Gang des Krieges ſelbſt nachahmen wollten (ſie währten über vier Jahre), wurde der bleibende Friede endlich am 24. Oktober 1648 unterzeichnet. Die nähern Umſtände des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes waren ſo eigenthümlich, und haben ſelbſt noch für die Zukunft Deutſchlands eine ſo große Wichtigkeit, daß wir ihrer Darſtellung eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmen müſſen.

Sieben und fünfzigſtes Hauptſtück.

Weſtphäliſcher Friede. Vorſpiel der Unterhandlungen.

(Vom Jahr 1641 bis 1645.)

Als die Friedens-Präliminarien zu Hamburg abgeſchloſſen worden waren (25. Dezember 1641), wurde ſchon der 25. März des folgenden Jahres 1642 zur Eröffnung des Congreſſes ſelbſt beſtimmt; anſtatt aber dieſe nun wirklich erfolgt wäre, entſtand ein ſeltſamer Streit über die Geleits-Briefe für die

verſchiedenen Abgeſandten der Betheiligten, welcher einen neuen, langen Verzug veranlaßte [1]). Frankreich fand die Zeit noch nicht günſtig genug, um in einem Friedensſchluß die Abtretung des Elſaßes und anderer deutſcher Länder von dem Kaiſer und den Ständen auszuwirken; man ſuchte daher die Urſachen vom Zaun zu reißen, um die Wirren zu verlängern. Nach dem geſchilderten Charakter des Krieges war eine ſolche Politik eine wahre Unmenſchlichkeit, der höchſte ſittliche Greuel, allein die Welſchen errötheten nicht darüber [2]). So machten ſie denn zur Verzögerung der Friedens-Unterhandlungen zuerſt allerlei Winkelzüge und Schwierigkeiten wegen des freien Geleits. Es war natürlich, daß der Kaiſer, als des Reiches Oberhaupt, die verlangten Geleits-Briefe ausſtelle, und Ferdinand III. war hiezu auch bereitwillig, allein die franzöſiſchen Geſandten verlangten noch die Bürgſchaft des Königs von Dänemark, als Vermittler der Friedens-Präliminarien. Als auch ſolchem Verlangen entſprochen worden war, ſo erhoben die Franzoſen wieder wegen der kaiſerlichen Ratifikation der Präliminarien Schwierigkeiten, und wurden hierin von dem ſchwediſchen Geſandten Salvius treulich unterſtützt. Endlich beſeitigte der Kaiſer auch dieſe Eingelenke, indem er die Ratifikation ganz nach dem Verlangen der Franzoſen und Schweden im Jahre 1643 ausfertigen ließ. Die Eröffnung des Friedens-Congreſſes wurde nun auf den 11. Juli jenes Jahres feſtgeſetzt, und die kaiſerlichen Bevollmächtigten fanden ſich pünktlich ein, denn einer der Botſchafter, Graf Auersberg, erſchien ſchon am 27. Mai 1643 zu Osnabrück, und ihm folgte in Münſter der erſte Geſandte, Graf von Naſſau, am 30. Juli desſelben Jahres. Wer hingegen abermals nicht erſchien, war die franzöſiſche Geſandtſchaft; ja dieſe, die Grafen d'Avaux und Servien, gingen ſtatt nach Osnabrück zuerſt nach Holland, um mit den Generalſtaaten ein Bündniß gegen Spanien zu ſchließen, und alſo Veranlaſſung zu neuen Zerrüttungen und Krämpfen zu ermitteln.

Erſt am 17. März 1644 traf der Graf d'Avaux, und am 5. April der Graf von Servien in Münſter ein, und kaum waren ſie angelangt, als ſich über die gegenſeitigen Ehrenbezeigungen oder das Ceremoniel mit einem lächerlichen Ernſt wichtige Bedenken und Unterhandlungen anſpannen. Schon damals kamen von den Anſprüchen auf den Namen der „**großen Nation**“ Anzeichen zum Vorſchein, da das franzöſiſche Miniſterium für ſeine Botſchafter gleichen Rang mit den kaiſerlichen und den Vorrang vor allen andern Geſandten forderte, auch behauptete, daß **ſämmtliche Kronen von Europa der franzöſiſchen bei faſt jeder Gelegenheit gewichen oder nachgeſtanden ſeien** [3]). Nachdem ſolche Hän-

---

[1]) Die Hauptquelle werden nun:

ACTA PACIS WESTPHALICÆ PUPLICA,

von

Johann, Gottfried von Meiern.

Sechs Bände in Folio.

Dort wird im erſten Buch §. 5 als Grund der Verſchiebung des Congreſſes von 1642 ausſchließend der Streit über die Geleitsbriefe, angegeben.

[2]) Ihre Diplomaten berühmten ſich ſelbſt, daß ſie bei den Friedens-Unterhandlungen nur darauf ausgegangen ſeien, den Abſchluß zu hintertreiben, und doch in geſchickter Weiſe Andern die Schuld davon aufzubürden:

»L'habileté des négotiateurs dans ce traité devait consister non pas à conclure un traité avantageux, mais à en éloigner adroitement la conclusion, en faisant tomber sur leurs adversaires tout l'odieux des retardements. Il fallait trouver des raisons pour rejeter toutes les propositions, et imaginer des offres spécieuses, qui ne pussent pas être acceptées; faire paraitre beaucoup d'empressement de conclure, en retardant en effet la conclusion, et rendre ses ad versaires seuls coupables d'une faute, qu'il fallait partager avec eux.« (Bougeant l. c. p. 778.

[3]) Der franzöſiſche Staatsſecretär Graf von Brienne drückte ſich auf ſolche Weiſe in den Inſtructionen für die Geſandten in Münſter aus. Wir heben aus ſeinem amtlichen Schreiben folgende wichtige Stelle aus:

del einmal angeregt waren, entſtanden auch über das Ceremoniel gegen die Kurfürſten ärgerliche Streitigkeiten, und man verlor überhaupt eine koſtbare Zeit über alle dieſe kleinlichen Dinge. Auch die ſchwediſche Geſandtſchaft, welche Johann Oxenſtierna, des Kanzlers Sohn, und der Miniſter Salvius bildeten, erhob Anſtände über die Titulaturen, und ſchickte die Schreiben zurück, worin ihr nicht die verlangten Titel gegeben wurden [4]). Nun folgten ſolchem erhabenen Beiſpiele auch die Generalſtaaten, die Republik Venedig, Spanien, und da ganz Europa auf dem Congreſſe vertreten war, auch Dänemark, Polen, und der Papſt, ſo war zu befürchten, daß Jahre vergingen, bis man ſich über die wichtigen Fragen der Titel und des Ceremoniels vereinigen werde. Bald ſollte indeſſen der Streit auf wichtigere Dinge übergehen.

Von Seite der franzöſiſchen Botſchafter hatte man erwartet, daß ſämmtliche Reichsſtände Deutſchlands, ſohin auch die kleinern Fürſten und die unmittelbaren Städte, auf dem weſtphäliſchen Friedens-Congreß ſich vertreten laſſen würden. Zu ihrem Befremden war aber außer den Geſandten der Kurfürſten von Seite der Stände Niemand erſchienen, und dieß durchkreuzte ihre Pläne weſentlich, weil Frankreich zum Schutzherrn der kleinen deutſchen Fürſten ſich aufwerfen, und hierdurch die innern Angelegenheiten Deutſchlands verwirren wollte. Schon am 6. April 1644 erließ daher der Graf d'Avaux ein Rundſchreiben an die Reichsſtände, worin er ſie dringend zur Beſchickung des Friedens-Congreſſes aufforderte. Dieſer Schritt war ohnehin ſchon eine empörende Anmaſſung, und ein frevelhafter Eingriff in die Rechte des deutſchen Reichsoberhaupts; er mußte aber um ſo größere Entrüſtung hervorbringen, als die Sprache des Rundſchreibens nicht nur herriſch, ſondern auch höchſt unhöflich und beleidigend war. Es ward darin dem Kaiſer Schuld gegeben, „daß er nach der unumſchränkten Gewalt in Deutſchland ſtrebe, und zu dem Ende, mittelſt Verletzung der Reichsverfaſſung ungebührliche Befugniſſe ſich beigelegt, ſowie die Gerechtſame der Stände des Reichs verkümmert habe. Dadurch allein ſei der verheerende Krieg entſtanden, denn Jedermann wiſſe, daß die Urſache deſſelben nur darin liege, weil man den Fürſten und Ständen des Reichs weder ihre Ehre, noch ihre Rechte gelaſſen, ja einzelnen ſogar die perſönliche Freiheit geraubt habe [5]).“ Als Ferdinand III. und ſeine Räthe von dieſem dreiſten Kreisſchreiben des franzö-

---

„Celle, que le Baron Oxenstierna, & ses collegues veulent avoir, de traiter en toutes choses si d'égal avec vous, semble bien extraordinaire: car si bien les couronnes, en la souveraineté, & l'indépendance, sont égales, il y a toujours priorité, & il est de nécessité, que l'un céde à l'autre. Entre celle de France & de Suéde, il n'y eut jamais de compétence: en tant d'endroits toutes celles de l'Europe nous ont cédé. Il nous est bien surprenant, que les Suédois fassent les démonstrations, dont vous nous avez écrit, que vous saurez bien surmonter par vos expériences, & l'on se remet entièrement à ce que vous jugerez pouvoir & devoir faire, en se contentant de Vous faire souvenir de la vigueur, avec laquelle vous vous opposez aux prétentions injustes des Espagnols, & de conserver l'égalité en tous lieux avec les ministres de l'empereur.“

[4]) Sie verlangten ausdrücklich nachſtehende Titulaturen:

„Sacrae regiae Majestatis regnique Sueciae respective senatori, Cancellariae & secretiori consiliariis, aulae cancellario, & ab pacts tractatus in Germania deputatis plenipotentiariis & legatis, illustrissimis & excellentissimis domino Ioanni Oxenstiernae libero Baroni in Rymitho, domino in Fyholm, Hörningsholm, & Tullegarn; & domino Ioanni Adler Salvio, hereditario in Adlersberg, Offwerby & Tullinge. etc.

[5]) Das Rundſchreiben des franzöſiſchen Botſchafters war in lateiniſcher Sprache verabfaßt. Vorzüglich beleidigend war folgende Stelle deſſelben:

„Norunt omnes, seriem istam bellorum, quibuscum tamdiu Christianus populus misere conflictatur, ab isto ferme capite fluxisse, quod neque principibus neque Ordinibus Imperii suus honor habitus sit, sua jura servata; nonnullis etiam dominia, imo & ipsa corporis libertas erepta fuerint. Quae vero ad omnes,

ſiſchen Botſchafters Kenntniß erhielten, ſo wurden ſie mit gerechter Entrüſtung erfüllt. „So ward denn" wird uns berichtet, „das Franzöſiſche Circular-Schreiben an dem Kaiſerlichen Hof dermaſſen übel empfunden, daß man es vor eine famoſe Läſter-Schrift, wodurch die getreuen Reichsſtände gegen Ihre Kaiſerliche Majeſtät aufgewiegelt werden wollten, und als eine Schrift, worin die kaiſerliche Hoheit, Ehre und Reputation, auch die kurfürſtliche Präminenz, Amt, Stand und Weſen läſterlich angegriffen wären, angeſehen, und als eine Violation der Präliminarien geachtet hat. Dieſerwegen ward den Geſandten zu Münſter anbefohlen, eine nachdrückliche Ahndung bei den Mediatoribus, wegen ſolches von den Franzoſen ad Status Imperii erlaſſenen Schreibens einzubringen, und dabei anzuzeigen, daß ſie Befehl hätten, ſich aller Viſiten und Curialien gegen die Franzoſen, bis auf weitern Befehl, zu enthalten, weil ſelbige ſich nicht geleitlich aufgeführet, ſondern mitten auf des Reichs-Boden, gleich bei ihrer Ankunft, einen feindſeligen Actum zu Schulden gebracht hätten. Ueber dem haben Ihre Kaiſerliche Majeſtät nicht nur ein ausführliches und treffliches Gegen-Circular unterm 14. Januar an alle Reichs-Stände abgelaſſen, ſondern auch Dero Commiſſarien zu Frankfurt aufgegeben, in Conformität deſſen, durch eine eigene Propoſition von dem Deputations-Convent daſelbſt, ein Gutachten zu erfordern, wie ſowohl wieder ſolche famoſe Schrift, als auch gegen die Auctores ein Reſentiment genommen werden möge."

Man ſieht alſo, daß Kaiſer Ferdinand III. dem anmaſſenden Unfug des Grafen d'Avaux mit Würde und Kraft entgegentrat, indem er nicht nur befahl, alle diplomatiſchen Verhandlungen mit Frankreich ſogleich einzuſtellen, ſondern auch in einem feierlichen Manifeſt gegen die Anmaſſungen dieſer Krone Verwahrung einlegte. Mit Recht erklärte er darin:

„Dann Wir ja nicht begreifen können, aus was für Macht ſich die franzöſiſchen Geſandten unterſtehen dürfen, an alle Stände des Reichs, und auch gar an diejenigen, die niemals mit der Krone Frankreich in einige Bündniß wider Uns ſich entſchloſſen, noch hoffentlich ins künftige einzulaſſen Willens, dergleichen hochgefährliche und weit ausſehende Schreiben auf des Heil. Reichs Boden, unter Unſerm Kaiſerlichen Geleit, das ihnen nur zum Friedens-Tractat gegeben worden, auszufertigen ꝛc. [6])."

Solche Vorſpiele waren nicht geeignet, die bevorſtehenden Friedens-Verhandlungen zu befördern und zu einem ſchleunigen Abſchluß zu führen; ſie enthüllten vielmehr abermals die Abſichten Frankreichs, die Stände gegen den Kaiſer zu erbittern, alſo fortwährend die Deutſchen gegen einander zu hetzen, und gaben trübe Ausſichten für die Zukunft. Beſondere Umſtände vermehrten noch die Schwierigkeiten der gütlichen Einigung. Es ſchien nicht bloß nützlich, ſondern ſelbſt nothwendig zu ſein, daß man während der Friedens-Unterhandlungen einen allgemeinen Waffenſtillſtand herſtelle, und es ward ein ſolcher ſowohl von dem Pabſt Urban, als auch von dem ſchwediſchen General Torſtenſon in Schleſien, und von dem venetianiſchen Geſandten (Orator) auf dem Congreſſe ſelbſt in Vorſchlag gebracht; ſeltſamer Weiſe wurden aber gegen einen ſolchen zweckmäßigen Vorſchlag fortwährend große Bedenklichkeiten geäußert, und zwar ſogar von dem Kaiſer. Man vereinigte ſich auch wirklich nicht über einen Stillſtand, ſondern ſetzte

ab ipsis imperii primordiis ac primum datis legibus, pertinent, ea ad unum fere contraxit paucorum potentia. Quid opus est verbis? Jamdiu circumfertur, Domum Austriacum Europae Monarchiam moliri: basin tanti aedificii constituere in summo dominatu imperii romani, ceu centri Europae: hunc ut stabiliat, omnia Majestatis jura, vim legum, & munia magistratuum, ordinibus imperii paulatim ire ademptum. Sola certe electores & Principes aliquot in exilium egit. Sola hactenus armorum jus sibi asseruit."

[6]) Melern Acta pacis westphalicæ, Vol. I, pag. 227.

den Krieg während des Kongreſſes mit Leidenſchaft fort. Dadurch wurde nicht nur die Erbitterung der verſchiedenen Parteien vergrößert, ſondern auch die Friedens-Unterhandlung erſchwert, weil jede Partei, welche im Feld einen Vortheil erlangte, ſogleich ihre Forderungen ſteigerte, andere hingegen von Zeit zu Zeit auf einen Wechſel des Waffenglückes hofften, und deßhalb auf ihren Wünſchen hartnäckig beharrten. Unter ſolchen Umſtänden ſchien der Congreß nur den Zweck zu haben, Vorwände zur Verzögerung eines Friedensſchluſſes zu erſinnen. Nachdem man alſo vom Mai, und beziehungsweiſe Juli 1643 bis zum 25. März und 5. April 1644 auf die Ankunft der franzöſiſchen Geſandten warten mußte, auch das verſpätete Erſcheinen der ſchwediſchen einer der Gründe zur Verweigerung des Waffenſtillſtandes geweſen war, nachdem endlich nach der wirklichen Eröffnung des Congreſſes der kleinliche Streit über Cermoniel und Titulaturen entſtanden war, ſo ſann man nach der Beilegung desſelben wieder ein neues Verzögerungs-Mittel aus, und erhob nun gegenſeitig Einwendungen gegen die Vollmachten der Geſandten. Da dieſe Urkunden zuletzt wirklich an die betreffenden Höfe zur Verbeſſerung oder Ausſtellung von ganz neuen zurückgeſendet wurden, ſo verging wieder das ganze Jahr 1644, ohne daß etwas gethan werden konnte.

Die Hauptſchwierigkeit der Unterhandlungen lag zuerſt darin, die eigentlichen Abſichten der verſchiedenen Betheiligten auszuforſchen. Da ſowohl die Schweden, als die Franzoſen bedeutende Vergrößerungs-Anſprüche, unter dem Vorwand der Entſchädigung, im Sinne trugen, damit aber aus wohlweiſen Abſichten ſehr vorſichtig zurückhielten, ſo wünſchten die Deutſchen vor allem die Forderungen beider Mächte zu erfahren. Man drang daher in die Franzoſen, die Zeit bis zur Einlangung der neuen Vollmachten zu benützen, um wenigſtens ihre Friedens-Vorſchläge zu übergeben, und dadurch vorbereitende Erörterungen möglich zu machen. Die Franzoſen willigten endlich ein, und verſprachen, ihre Anträge am 4. Dezember 1644 den Vermittlern (mediatores) zuzuſtellen. Mit unbeſchreiblicher Spannung ſah nun alles jenem Tage entgegen; als er aber endlich erſchienen war, überreichten die franzöſiſchen Geſandten nur die Erklärung daß die deutſchen Reichsſtände noch immer nicht auf dem Congreſſe erſchienen ſeien, und daß man nicht eher etwas weſentliches vornehmen könne, als bis dieſelben vollſtändig verſammelt ſein würden. Von Seite des Kaiſers war bei dem Antrage auf Einreichung der franzöſiſchen Friedens-Vorſchläge als Grund angegeben worden:

„Da ſich die Franzoſen bey der letzten Unterſchrifft der Vollmachten, directo nicht hätten anheiſchig machen wollen, das Haupt-Friedens-Werck ſelbſt anzutreten, ſo ſtehe billig zu befürchten, ſie würden allerhand Neben-Ausflüchte ſuchen, wann gleich von Kayſerlicher Seite noch ſo trifftige Propositiones in der Haupt-Sache, vorgetragen würden [7].“

Es hatte ſich alſo jetzt beſtätiget, wie gegründet jene Beſorgniß war, und daß die Welſchen nur fortwährend auf Eingelenke ſannen, um die Unterhandlungen zu verzögern, und die Verhältniſſe überhaupt mehr und mehr zu verwirren. Bitter beſchwerten ſich deßhalb die Botſchafter Ferdinands III. in einer beſondern Denkſchrift über ein ſolches Verfahren:

„Die Mittler (Mediatores),“ führten ſie darin aus, „hätten von den franzöſiſchen Geſandten eine heilige und theuere Zuſage erlanget, ſie wollten gewiß und ohnfehlbar, am 4. Decembr. ihre Proposition *circa ipsa Pacis ineundæ Media*, denen Mediatoren zuſtellen; Auf dieſes theure Verſprechen hätten Sie, die Kayſerliche Geſandten, ſich gänzlich verlaſſen, und dahero, zu geſetzter Zeit und Stund, ihre Propo-

[7]) Meiern Vol. I. pag. 323.

sition, würcklich eingebracht, in der zuverſichtlichen Hoffnung, die Frantzoſen würden ihren Worten, ehrlich und aufrichtig, sine dolo & fraude, nachleben und ein gleiches thun: Nun aber liege das platte Gegenſpiel vor Augen, da ſie, an ſtatt der verſprochenen auf die media componendæ Pacis gerichteten Proposition, nichts als *Exceptiones* und *Protestationes*, weßwegen ſie eine dergleichen Proposition nicht thun könnten, eingegeben hätten; Sie die Kayſerliche und ſpaniſche Geſandten müßten dahero, vor der gantzen Welt, wider die Frantzoſen, wegen des gebrochenen Worts, ſich billig beſchweren, auch nicht ehender auf die Exceptiunculas Gallorum eine Antwort ertheilen, bis vorhero die Franzoſen, ihre Meynung über die Media Pacis, ebenmäſſig eröffnet und angedeutet hätten, was Sie dann, ſowol von Ihro Kayſerl. Majeſtät als von dem König in Spanien, haben wollten. Diſſeits habe man deutlich und klar geſagt, was der Kayſer, was Spanien verlange: Wollten die Frantzoſen es noch genauer haben, ſo müßten ſie es anzeigen, und à genere ad speciem gehen, Sie könnten ihres Orts *Postulata*, *Conditiones*, *Media*, ſoviel ſie nur immer wollten, vorbringen; ſo würde man ſich diſſeits darauf puncten weis vernehmen laſſen, und könnte alles, pari passu, auf beyden Seiten tractiret werden. Wollten ſie, die Frantzoſen, ſolches aber nicht thun; So dörfften ſie ſich nicht beſchwehren, wann ihnen aller Verzug und Behinderung des Friedens-Wercks, überall und öffentlich Schuld gegeben würde [8]).“

Alsdann entwickelte die Staatsſchrift die Gründe, warum die Anweſenheit ſämmtlicher deutſcher Stände nicht nothwendig ſei. Ferdinand III. ſchien alſo die Vertretung der letztern bei den Unterhandlungen nicht zu wünſchen, denn er bemerkte, daß der Congreß kein Reichstag ſei. Da er aber wahrnahm, daß die Stände ihre Beiziehung gerne ſähen, ſo gab er auch ſogleich nach. Doch jetzt veranlaßten die Schweden einen neuen Anſtand, indem ſie nicht bloß für die Reichs- ſondern auch für die Land-Stände Antheilnahme an den Unterhandlungen begehrten. Ein ſolches Verlangen widerſprach der deutſchen Staatsverfaſſung, weil nach derſelben nur unmittelbare Stände auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten; der Kaiſer widerſetzte ſich daher. So häuften ſich denn fortwährend Saumſal und Verzögerungen, und man ſtand endlich ſchon im Frühling 1645, ohne daß man das Weſen der Friedens-Unterhandlungen nur mit einem Worte berührt hätte. Als in dieſer Zeit die Abgeordneten der Reichsſtände größtentheils ſich eingefunden hatten, nahm jedoch der Gang der Geſchäfte plötzlich eine andere Wendung. Die Stände theilten nämlich die Meinung des Kaiſers, daß man vor allem wiſſen müſſe, was die beiden auswärtigen Mächte eigentlich wollten, und drangen ebenfalls auf die Vorlegung deren Friedens-Vorſchläge. Da nun die Franzoſen ihre Pläne vorzüglich auf die Unterſtützung der Stände gebaut hatten, und gegen ſie alſo Rückſichten beobachten mußten, ſo verſprachen ſie von Neuem die Einreichung ihrer Anträge, und beſtimmten dazu den 11. Juni 1645. Nachdem auch die Schweden dieſem Beiſpiel gefolgt waren, entſtanden zuvor über das Ceremoniel bei der Uebergabe der Friedens-Vorſchläge neue Anſtände, man wußte jedoch auch dieſe zu beſeitigen, und ſo ging denn die Feierlichkeit am 11. Juni 1645 wirklich vor ſich. Die Anträge der Schweden, welche zu Osnabrück übergeben wurden, hatten im Weſentlichſten folgenden Inhalt:

„Weilen aber der äuſſer- und innerliche Krieg dermaſſen in einander verhefftet iſt, daß keiner recht beygelegt genannt werden kann, wann nicht die Urſachen, ſo zu beyden Theilen Anlaß darzu gegeben, aus dem Wege geräumet ſind, die äuſſerliche aber von dem innerlichen dergeſtalt herflieſſen, daß jene nicht aufzuhalten, wo dieſe nicht geſtopffet werden, ſo iſt derhalben vonnöthen, daß vor allen Dingen der Römiſche

[8]) Meiern l. c. Vol. I, pag. 323.

Kayſer durch eine Allgemeine und ungehemmte Amnestie, alle und jede Stände in den Stand ſtelle, worinnen ſie, vor der Anno 1618 eingebrochenen Unruhe glücklich gegrünet.“

„Auf daß auch künfftig aller inner- und äuſſerlicher Unruhe vorgebeuget werden möge, wird für-nehmlich erfordert, daß, wann ein Römiſcher König zu erkieſen, ſolches nicht als bey erledigtem Kayſer-thum geſchehe: wären neue Satzungen zu machen, die alte zu erläutern, Kriege und Kriegs-Bereitſchafft vorzunehmen, Friede oder Bündniſſe einzugehen, allgemeine Steuer anzulegen, einen Stand ſeiner Würde und Güther zu entſetzen, ſo ſoll daſſelbe oder dergleichen nicht anders, als auf einem Allgemeinen Reichs-Tag, mit aller Stände freyer Stimme und Einwilligung, vorgenommen und geſchloſſen werden.“

„Wie auch den Ständen alle übrige ihnen von Rechtswegen zuſtehenden Regalien unbenommen bleiben, alſo ſoll ihnen auch und einem jeden beſonders, allezeit frey ſtehen, mit ausländiſchen Potentaten, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, Bündniſſe zu treffen.“

„Und damit die Einträchtigkeit der Stände unter ſich deſto vollkommener ſey, ſolle alles, was zwi-ſchen den Evangeliſchen und Catholiſchen des Religion-Friedens und der geiſtlichen Güther wegen, ſpän-nig geweſen, durch beyder Theile Rathſchläge und geſammtes Zuthun, bei dieſen Tractaten ohne Ver-zögerung oder Aufſchub an andere Orte, freundlich, billig und Chriſtlich allerdings lauter gemachet und hingeleget werden, damit nicht nur kein Zweiffel über den wahren Verſtand des Religions-Friedens nicht übrig bleibe, ſondern alle andere und geiſtliche und weltliche Gravamina, ſo das Mißtrauen unter den Ständen bißhero erhalten, von Grund ausgerottet, und aller Kriegs-Saamen erſticket werde [9]).“

Einen ähnlichen Charakter trugen auch die Forderungen des Pariſer Hofes, welche in Münſter überreicht wurden, und zwar gegen die hergebrachte Sitte, anſtatt in der lateiniſchen, in der franzöſiſchen Sprache. Man verlangte hauptſächlich, daß:

1) die Fürſten und Stände des deutſchen Reichs in alle ihre Rechte, Vorrechte und Freiheiten wieder eingeſetzt,

2) alle Reichſatzungen und Gewohnheiten, insbeſondere die goldene Bulle gewiſſenhaft beobachtet,

3) der deutſche Kaiſer in Zukunft erſt nach der wirklichen Erledigung des Thrones gewählt, und

4) eine allgemeine Vergeſſenheit des Vorgegangenen (Amneſtie) bewilliget, und alle Rechtsver-hältniſſe in den Stand vor dem Ausbruch des Kriegs (vor 1618) zurückverſetzt werden ſollen [10]).

Was bei dieſen beiderſeitigen Anträgen in hohem Grade auffallen mußte, war die Einmiſchung der Fremden in innere Verfaſſungsfragen Deutſchlands. Sowohl die Franzoſen, als die Schweden ſprachen

[9]) Meiern Vol. I, pag, 440 et 441.

[10]) Im Original lauteten die bemerkten Forderungen Frankreichs auf die nachſtehende Weiſe:

Que tous les princes et états du St. Empire seront rétablis en leurs anciens droits, prérogatives, li-bertés et priviléges, ſans quils y puiſſent être ci après troublés, ſous prétexte que ce ſoit, et ce faisant, qu'ils jouiront, ſans difficulté, du droit de ſuffrage, qui leur appartient dans toutes les délibérations des affaires de l'Empire, principalement quand il s'agira de conclure la paix, déclarer la guerre, reſoudre des contributions, levées et logements de gens de guerre, mettre garnison, ou faire de nouvelles fortifi-cations dans quelque Place ſituée dans dans les états des dits princes, conclure des alliances et confédé-rations, faire des lois nouvelles ou interpréter les anciennes, et autres affaires de pareille nature, qui ne pourront être à l'advenir traitées et décidées, que dans une aſſemblée générale des états de l'empire, et re-solues par un conſentement unanime des dits états.

Que touts les princes et états en général et en particulier ſeront maintenus dans tous les autres droits de ſouverainté, qui leur appartiennent, et ſpécialement, dans celui de faire des confédérations tant entre eux qu'avec les princes voisins, pour leur conſervation et ſureté.

darüber mit einer Ausführlichkeit und Beſtimmtheit, als wären ſie dabei unmittelbar betheiliget, als wären ſie auch deutſche Staatsglieder. Wenn ſchon dieß auf bedenkliche Anſchläge ſchließen ließ, da die innern Streitfragen der Deutſchen wohl nur angeregt wurden, um durch die Beförderung der Zwietracht die Vergrößerungs-Entwürfe der Fremden durchzuſetzen, ſo ſtieg jene Beſorgniß durch einen beſondern auffallenden Umſtand noch höher. Der Zweck der ganzen Feierlichkeit beſtand darin, von den Franzoſen und Schweden endlich zu erfahren, was ſie unter der Entſchädigung, welche ſie ſtets im Munde führten, eigentlich verſtänden, was ſie alſo wollten? Anſtatt ſich aber hierüber zu erklären, bemerkten ſie nur:

„Die Genugthuung für beide Kronen müſſe ſo eingerichtet werden, daß ſolche ſowohl zu ihrer, als zur Sicherheit ihrer Bundesgenoſſen dienen könne [11].“

Was ſollte dieſes gefliſſentliche Dunkel und dieſe neue verſchloſſene Zurückhaltung für einen andern Sinn haben, als daß man wegen des übertriebenen Umfanges der Entſchädigungs-Forderung jetzt noch nicht damit herausrücken könne, ſondern erſt den Ausbruch noch größerer Zwietracht der Deutſchen abwarten müſſe? Aeußerſt bedenklich war endlich die große Uebereinſtimmung der ſchwediſchen und der franzöſiſchen Anträge. Beide befolgten nämlich ein ganzes gleiches Syſtem, hatten den nämlichen Ideengang, und äußerten in allem Weſentlichen gleiche Grundſätze. Ja ſie waren ſogar in der Faſſung einzelner Sätze ſo gleichlautend, daß ſie ein genaues Einverſtändniß der Schweden und Franzoſen ankündigten [12]). Unter bedeutungsvollen Anzeichen hatte daher ſchon das Vorſpiel des Congreſſes zu Münſter und Osnabrück begonnen.

Que toutes les louables coutumes du St. Empire, anciennes constitutions & loix fondamentales d'icelui seront religieusement observées, particulièrement le contenu en la bulle d'or, sans qu'il y puisse être contrevenu par qui que ce soit, sous quelque pretexte qu'il puisse arriver, & sur tout en ce qui regarde l'élection des empéreurs, en laquelle les formes prescriptes par la dite bulle & autres constitutions, déclarations, actes & capitulations résolues pour ce sujet, seront inviolablement gardées, sans qu'on puisse jamais procéder à l'élection d'un roi des Romains, pendant la vie des empereurs, attendu, que c'est un moyen de perpétuer la dignité impériale dans une seule famille, en exclure tous les autres princes, & anéantir le droits des électeurs.

Que tout ce qui a esté fait pendant ces présents mouvements, sera oublié sans qu'on en puisse faire de part ni d'autre à l'advenir aucune recherche soubs quelque prétexte, que ce soit & qu'à ces fins une perpétuelle et générale amnestie sera accordée sans aucune reserve, limitation, ni exeption d'affaires, ni de personnes.

[11]) Die ſchwediſche Forderung war im lateiniſchen Text ſo gefaßt:

Satisfactio Regibus Regnisque debita ita fiat, ut pro præteritis præstentur indemnia, et cum fœderatis ſuis in futurum ſecura.

Die franzöſiſche hingegen im Original-Text alſo:

Que, pour cet effet, outre les précautions générales, qui ſeront apportés pour la dite ſureté, la ſatisfaction, qui est due aux deux couronnes, pour les fatigues, pertes, et dépenses qu'elles ont ſouffertes en cette guerre, ſera accordée en ſorte qu'elle puiſſe contribuer tant à la ſureté particulière des dites deux couronnes, qu'à celle de leurs alliés et abhérants dans l'Empire.

[12]) Die gleichlautende Faſſung einzelner Sätze der ſchwediſchen und franzöſiſchen Vorſchläge ergibt ſich in beſonders auffallender Weiſe aus der Vergleichung der beiden Sätze, welche in der vorigen Anmerkung (11) abgedruckt ſind.

Acht und fünfzigſtes Hauptſtück.

Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entſchädigungs-Anſprüche Frankreichs und Schwedens.

Als die Vorſchläge der beiden Kronen, wie man auf dem Congreſſe Frankreich und Schweden gewöhnlich nannte, übergeben worden waren, ſollten nun die Berathungen hierüber anheben; doch jezt ſtieß man in Hinſicht der Förmlichkeiten erſt auf die ernſtlichſten Hinderniſſe. Wie ſollten die Berathungen bei einer ſo großen Anzahl Betheiligter, und der Verſchiedenheit der Rang-Verhältniſſe vor ſich gehen? Wollte man nach der Einrichtung der Reichstage ſtimmen, oder in Rückſicht auf die Betheiligung fremder Mächte, eine ganz neue Ordnung einführen? Werde man Münſter oder Osnabrück für den Hauptſitz der Berathungen erklären? Leztere Frage ſchien beſonders von großer Bedeutung zu ſein, da „Münſter" den franzöſiſchen und „Osnabrück" den ſchwediſchen Einfluß ausdrückte. Nach vielen Mühen einigte man ſich endlich über alle dieſe verſchiedenen Fragen dahin:

1) daß weder in Münſter, noch in Osnabrück allein berathen, an jenem Ort vielmehr zwiſchen Deutſchland und Frankreich, an dieſem hingegen zwiſchen Schweden ſowie den deutſchen Proteſtanten einerſeits und dem Kaiſer ſowie den deutſchen Katholiken andrerſeits unterhandelt werden ſolle,

2) daß die Stände, nach Art der Reichscollegien in drei Abtheilungen berathen und ſtimmen ſollen.

Auf ſolche Weiſe war nun endlich die Möglichkeit ermittelt, die vorgelegten Friedens-Vorſchläge der beiden Kronen zur Erörterung zu bringen. Der Inhalt derſelben war von der Art, daß die kaiſerlichen Geſandten vor allem erſt Inſtructionen von ihrem Hofe einholen mußten. Dieſe langten auch bald ein, und waren mit eben ſo viel Einſicht, als Würde verabfaßt. Man ſchiebt die Verkehrtheiten der Menſchen ſo gerne auf die Eigenthümlichkeit der Zeit, und glaubt insbeſondere öfters, daß die Deutſchen früher keine Idee von der Reichseinheit, ſowie den Rechten und Pflichten der Nationalität gehabt hätten; allein man irrt in lezterer Hinſicht häufig, ſowie auch die allerdings nothwendige Rückſicht auf den Zeit-Charakter ſehr oft zu weit getrieben wird. So iſt denn unſer Urtheil im vorigen Hauptſtück, daß die Fremden ſich ungebührlich in die innern Angelegenheiten Deutſchlands eingemiſcht haben, keineswegs bloß dem heutigen Standpunkt entfloſſen, ſondern ward auch ſchon damals ſehr beſtimmt gefällt. Mit ungemeiner Wahrheit und Würde erklärte ſich nämlich Kaiſer Ferdinand III. auf die Vorſchläge der Schweden und Franzoſen in nachſtehender Weiſe:

„Soviel die Art 5, 6 und 7 der ſchwediſchen Friedens-Vorſchläge betrifft," (ſie bezogen ſich ausſchließend auf innere Reichsangelegenheiten Deutſchlands) gehet die Kaiſerliche Majeſtät und Stände des Reichs unter ſich, ja die Grund-Geſetze, und den Reichs-Zuſtand oder Staat an, derentwegen der Römiſche Kayſer mit den auswärtigen Cronen dißfalls nichts gemein hat, noch der bißher geführte Krieg darum

angefangen: Haben ſich aber zwiſchen Ihro Majeſtät und den Ständen, je etwan Uneinigkeiten oder Mißverſtand erhalten, ſo ſeynd ſelbige ſchon lang zu Grund verglichen und aufgehoben.“

„Und ſehen derhalben die Kayſerliche plenipotentiarii nicht, mit was Titul oder Grund die Cron Schweden, was dieſes anlanget, an Ihro Kayſerliche Majeſtät prätendiren möge: Man hat die Reichs-Conſtitutionen und Güldene Bull in Händen, die, was Rechts einem jeden zuſtehet, auch bey der Wahl eines Römiſchen Königs zum künfftigen Kayſer, und andern öffentlichen Berathſchlagungen und Reichs-Geſchäfften zu beobachten, klare Maaße geben; Darauf beſtehet Ihro Majeſtät beſtändig, und will deroſelben zuwider, keinen Chur-Fürſten und Stand beſchwehren, ſondern vielmehr ſie alle, und einen jeglichen inſonderheit bey derſelben ſchützen und handhaben.“

„Wann auch etwas an den Satzungen und Grund-Geſetzen des Reichs zu ändern, zu verbeſſern und zu erläutern, oder etwas zu erklären iſt: So gehöret daſſelbige ſowohl ob den Satzungen ſelbſt, als der Königlichen Schwediſchen Herren Plenipotentiarien in dieſen Articuln enthaltenen Vorwand, nirgend anders wohin, dann auf die öffentliche Reichs-Täge.“

„Auf den 10. 11. 12 Artikel antworten die Kayſerliche Herren Plenipotentiarii, daß Ihro Kayſerliche Majeſtät denen Königen und Reichen einige Statisfaction zu thun nicht ſchuldig; ſondern allerhöchſtgedachte Dieſelbe habe vielmehr gerechteſte Urſache ſolches zu begehren; Geſtalt dann über dieſes auch Ihro Majeſtät auf allen Fall, und da über Verhoffen dieſe Friedens-Tractaten nicht fruchtbarlich zum Ende gebracht werden ſollten, Ihro dieſelbe ausdrücklich vorbehalten.“

In dieſer ſchönen Erklärung war den Deutſchen ſehr genau vorgezeichnet, welches Benehmen gegen die Franzoſen und Schweden ihnen von der Ehre und den Pflichten gegen ihr Vaterland vorgeſchrieben werde. Die beiden Kronen waren daher über den Inhalt der kaiſerlichen Erklärung ſichtbar betroffen, und äußerten dieß auf verſchiedene Weiſe. Umgekehrt bezeigten die deutſchen Reichsſtände, und ſogar die große Mehrheit der Proteſtanten ihre Zufriedenheit damit. Schon ſchienen alſo die Unterhandlungen in den rechten Gang gebracht zu ſein, als die unglückliche Parteiſucht abermals den habgierigen Entwürfen der Fremden zu Hülfe kam.

Noch zu Ende des Jahres 1645 reichten nämlich die deutſchen Proteſtanten ihre Beſchwerden bei dem Kaiſer ein, um ſie durch den Reichs-Kanzler (Churmainz) den katholiſchen Ständen mitzutheilen. Dieſelben betrafen, wie gewöhnlich, die alten Streitigkeiten über den geiſtlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) die Einziehung der Klöſter und Stifter, die freie Religions-Uebung u. ſ. w., und für dießmal auch einige ſtaatsrechtliche Fragen, wie die Abſtimmungsart auf den Reichstagen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, die Reichsfreiheit der Stadt Donauwörth, die Vermehrung der oberſten Reichsgerichte u. ſ. w. Mit wirklichem Tact und Scharfſinn erwiederten die katholiſchen Stände, daß es wohl nicht zweckmäßig ſei, die Erörterung ſolcher Fragen auf dem weſtphäliſchen Friedens-Congreß vorzunehmen. Frankreich und Schweden lauerten ſichtbar auf den Ausbruch neuer Zwietracht der Deutſchen und würden alſo die Erörterung jener Streitfragen nur zur Wiederanfachung der Leidenſchaften benützen. Es ſei alſo offenbar beſſer, auf dem Friedens-Congreß nur über das Verhältniß Deutſchlands zu dem Ausland zu unterhandeln, und die Vergleichung über die Religions-Beſchwerden und andere innere Fragen an einem andern Ort unter den Deutſchen ſelbſt vorzunehmen. So verſtändig alles dieß auch war, und obgleich die Proteſtanten bei der Ueberreichung ihrer Beſchwerden ſelbſt erklärt hatten: „ſie hätten dabei keine andere Abſicht, als den fremden Kronen den Vorwand zur Fortſetzung des Krieges zu beneh-

men,“ ſo beharrten ſie dennoch hartnäckig auf der Berathung über ihre Anträge. Es entſtand nun die Frage: ob man zuerſt über die innern Streitigkeiten, oder über die Entſchädigungs-Anſpruche der beiden Kronen verhandeln ſoll?

Wäre der erſtere Weg beſchloſſen worden, ſo war noch einige Hoffnung für die Rettung der deutſchen Nationalehre gegeben, denn es gab ſowohl bei den Proteſtanten, als den Katholiken eine gemäßigte Partei, welche die innere Verſöhnung aufrichtig wollte. Hätte dieſe Richtung alsdann durchgedrungen, ſo würde die vereinigte Macht Deutſchlands die fremde Eroberungsſucht gar bald zum Schweigen gebracht haben. Unglücklicherweiſe ward aber die gleichzeitige Erörterung der innern und äußern Fragen beſchloſſen, und hierdurch erhielten die Fremden Gelegenheit, ſich fortwährend in die deutſchen Angelegenheiten zu miſchen. Die Verhandlungen des weſtphäliſchen Friedens-Congreſſes nahmen daher ſogleich Anfangs einen höchſt unglücklichen Gang.

Was den weitern Betrieb derſelben betraf, ſo hatten zunächſt die beiden Kronen ihre Antwort auf die Erklärung des Kaiſers abzugeben, und dieß veranlaßte die Nothwendigkeit, daß beide endlich mit einer nähern Angabe ihrer Entſchädigungs-Anſprüche herausstraten. Um über die Abſichten derſelben einen noch deutlichern Wink zu geben, um alſo für alle Fälle ſich Hinterthüren zu eröffnen, gaben die Kronen ihre dießfällſige Erklärung nicht ſchriftlich, ſondern nur mündlich ab. Die Krone Frankreich äußerte ſich zuerſt, und verlangte als ſogenannte Entſchädigung oder Genugthuung mehr nicht, wie ihre Geſandten ſagten, als:

> Ober- und Unter-Elſaß, den Sundgau, Breiſach und den Breisgau, Philippsburg mit dem dazu gehörigen Gebiet und noch außerdem denjenigen Orten, welche zu einer freien und ſichern Verbindung Frankreichs mit Philippsburg nothwendig ſeien [1]).

Am 7. Januar 1646 äußerte ſich auch die ſchwediſche Geſandtſchaft zu Osnabrück, und zwar in einer Weiſe, welche ſchon der Form nach großes Aufſehen machte. Johann Oxenſtierna und ſein Kollege forderten nämlich, daß man über die Ordnung der Unterhandlungen ein für alle Mal ein Syſtem annehme. Sodann ſchlugen ſie vor, die geſammten Traktaten in vier Haupttheile auszuſcheiden, wovon der erſte die innern Reichs-Angelegenheiten (res et negotia imperii), der zweite die Entſchädigung der Kronen (satisfactiones), der dritte die Wiederherſtellung und Sicherung des Friedens (pacis reductionem et ejusdem securitatem), und der vierte die Vollziehung des Friedensſchluſſes (pacis executionem) zum Gegenſtand haben ſoll. Dieſe Forderung zeigte die Abſicht Schwedens vollkommen klar: es ſollte durch die Unzertrennlichkeit der

[1]) Die Forderung der Franzoſen war in nachſtehender Weiſe gefaßt:
Pro ulteriori securitate coronarum et principum imperii fœderatorum, nec non pro debita Galliæ satisfactione, rationi consentaneum esse, præter oblationes jam ipsis factas, (quamvis rerum ab antiquo ad imperum pertinentium), ut cedat Galliæ Alsatia superior et inferior, inclusis Zuntgovia Brisacco et Brisgavia, civitatibusque sylvestribus, cum omni causa omnique jure, quo ante præsens bellum poſſidebantur a principibus domus Auſtriacæ; item maneant in poſſeſſione Philippsburgum cum suo territorio et dependentiis, locisque neceſſariis ad liberam et ſecuram cum regno Galliae communicationem. Si tamen imperator et imperium e re sua esse judicaverint, ut dicta utraque Alſatia, et Philippsburg cum ſuis adhærentibus recognoscantur ab imperio, Gallia non recuſabit, modo ſeſſiones et ſuffragium in diætis habeant, ſicut alii principes et ſtatus imperii. His ſtantibus declarârunt, quod pro bono pacis, reſtituantur, Spira, Wormatia et omnia occupata in tribus Electoratibus imperii, Moguntina, Trevirensi, et Palatinu inferiori, ita tamen, ut reſtitutis quoque fiat eodem tempore ab omnibus adversæ Parti adhærentibus, omnium illorum locorum, quo ipsi detinent in dictis tribus Electoratibus.

Entſchädigungsfrage von den innern Streitigkeiten der Deutſchen die Verſöhnung der letztern unter ſich ſelbſt unmöglich gemacht werden. Nach ſolchen vorbereitenden Schritten erklärte die ſchwediſche Geſandtſchaft:

„Daß ihre Krone **zur Erweiſung ihrer Friedens-Begierde** nicht mehr verlange, als:

ganz Schleſien, Pommern, das Bisthum Camin, die Stadt Wismar mit den feſten Plätzen Pöl, Walfiſch und Varnemünde, und die Stifte Bremen und Verden [2]).“

Als dieſe Forderungen der Schweden und der Franzoſen durch die Mittler den deutſchen Reichsſtänden bekannt gemacht worden waren, ſo befiel die Proteſtanten wie die Katholiken ein Erſtaunen, das die Sprache benahm, und dieſem folgte alsbald der Ausbruch der Entrüſtung, welcher einem Sturme glich. Sowohl die Schweden, als die Franzoſen hatten immer erklärt, daß ſie in höchſter Uneigennützigkeit und nur zur Beförderung der guten Sache, die Schweden alſo der evangeliſchen Confeſſion, und die Franzoſen der **deutſchen Freiheit** zu lieb, in den Krieg ſich eingemiſcht hätten; es gab ferner unter den Evangeliſchen wirklich Viele, welche ſo einfältig waren, jener Betheurung Glauben beizumeſſen. Wie groß war demnach die Beſtürzung derſelben, und welche Rechtfertigung wurde dem Kaiſer zu Theil, welcher vor der Einmiſchung der Fremden in die innern Reichs-Angelegenheiten immer ſo nachdrücklich gewarnt hatte. Für einige Augenblicke regte ſich auch das beſſere Gefühl bei den Reichsſtänden, und man war ziemlich allgemein der Anſicht, daß man die Forderungen beider Kronen ſtandhaft zurückweiſen müſſe, weil Deutſchihnen keine Entſchädigung ſchuldig ſei.

Es gewährt Intereſſe, die deutſchen Reichsſtände bei der Ablehnung der ſchwediſchen und franzöſiſchen Entſchädigungsforderungen in ihrer eigenen, ſo naiven, und unendlich wahren Sprache zu hören:

„Was wollen denn dieſe Schweden? Sie haben ja den Krieg aus **Deutſchlands Gütern und Mitteln** geführet, und durch die erpreſſeten Contributiones ſowohl pro ipsa corona, als pro privatis, ſonderlich aber vor die Militz, genugſame Satisfaktion erhalten; ſo könnten ſie auch dergleichen *ex causis hujus belli* nicht prätendiren, weil der Krieg, nicht dem Kaiſer und Reich, ſondern den Schweden ſelbſt zu imputiren ſei; den Verluſt ihres Königs hielten ſie zwar für unſchätzbar: aber eben darum, weil ſolcher mit keinem Werthe zu erſetzen ſei; ſo könnte keine Satisfaktion, ſie ſei ſo groß, als ſie wolle, davor correſpondiren: die Schweden müßten ſich damit vergnügen, das ſie die Ehre gehabt ihres Königs Tod, ſo ſtattlich und tapfer, wiewohl cum ruina totius imperii, zu rächen. Dergleichen heroiſcher Tod würde und könnte mit nichts anders, als mit der Glorie, nach dem Beiſpiel des großen Alexanders, von deſſen Tugend und Thaten noch immerfort in den Hiſtorien gedacht würde, remuneriret werden; Schweden conteſtire ja allezeit, daß ihre größte Satisfaktion darinnen beſtehe, wann den Ständen Satisfaktion gegeben würde: woferne nun dieſe ſich unter einander vergleicheten, ſo fiele jene hinweg. Die von ihnen verlangte

[2]) Die Schweden drückten ſich alſo aus:

„Zu Erweiſung aber ihrer Friedensbegierde, wollten ſie in Oeſterreich und Mähren innhabende unterſchiedliche anſehnliche Päſſe und Plätze abtreten, und hingegen theils vor ihre Indemnität, theils vor ihre Satisfaktion behalten, ganz Schleſien Pommern, Stift Camin, Wismar mit dem Schloſſe Poel, Fort Walfiſch und Waremünde, wie ingleichen die inhabende Stifter, unter andern das Erzſtift Bremen, und Stift Verden, und dieſſelbe ab imperio in feudum agnosciren; von Osnabrück, Minden und den übrigen Orten und ſonſten, könnten die Intereſſati contentiret werden, dem Reich ginge hierdurch nichts ab, Ihre Kaiſerliche Majeſtät bekämen hierdurch nur vornehme Vaſallen, Ihre kaiſerliche Majeſtät hätten den König in Hiſpanien, und den König in Dänemark zu Vaſallen, warum nicht auch die Krone Schweden, die alsdann Deroſelben gegen den Türken aſſiſtiren könnte, ſo ceſſire der Krieg, und Friede bliebe da.“

Satisfaktion ſei ganz überſchwänglich, und mit der größten Gefahr vor ganz Deutſchland verknüpft; ſie verlangten faſt den dritten Theil von Germanien, 72. Meilen breit an den See-Kanten; etliche 60. Meilweges in der Schleſien, der vielen Stifter nicht einſt zu gedenken, welches zuſammen mehr oder doch beſſer ſein würde, als das ganze Königreich Schweden. Hierdurch würde die ſchwediſche Macht dergeſtalt verſtärket, daß ſolche nicht nur beſtändig dem ganzen Deutſchland, ſondern auch den benachbarten Reichen gefährlich ſein würde; der Commercien nicht zu erwähnen, welche die Schweden, da ſie die Herrſchaft über die Oſtſee erlangeten, ſolchergeſtalt allein an ſich ziehen würden [3]).“

In Anſehung der franzöſiſchen Entſchädigungs-Forderung war namentlich die Abſtimmung des Kaiſers ſo wahr und ſchön, ſo ſcharfſinnig und prophetiſch, daß man ſie heute noch mit goldenen Buchſtaben an unſre öffentlichen Denkmäler ſchreiben ſollte. Nachdem actenmäßig nachgewieſen war, daß die Krone Frankreich bei ihrer Einmiſchung in den Krieg hoch und theuer wider jede Eroberungs-Abſicht ſich verwahrt, und heilig verſprochen habe, bei dem Frieden keinerlei Entſchädigung zu fordern, ſondern vielmehr alle beſezten deutſchen Länder und Plätze redlich zurückzugeben, erklärte der Kaiſer:

„daß die Franzoſen (durch ſolche Verletzung ihres Wortes) in der ganzen Welt einen üblen Nahmen bekommen und pro Defensoribus für Spoliatores möchten gehalten werden: weil es das Anſehen hätte, als wenn ſie das Römiſche Reich und einen Stand nach dem andern unterdrücken wollten. Welches aus der Gefahr, ſo dem Reich daraus entſtehen möchte, abzunehmen: denn ſie könnten der Stadt Straßburg ober- und unterhalb den Rhein, Preüſch, Iller, und ſonderlich die Kinzing ſperren, und ſie dadurch zur Abkauffung mit Gelde, oder aber zur Protection ja folgend wol gar (wie es gemeiniglich dahin aufgenommen zu werden, und eines dem andern zufolgen pflege) forciren. Eben dergleichen Gefahr hätten ſich die Reichs-Städte in der Land-Vogtey Hagenau und daherum, derer 13. wären, zu beſorgen: denn obwol das Hauß Oeſterreich ſchon etliche Gerechtigkeiten, als bey Erwählung der Bürgermeiſter einen Anwald zu haben, hergebracht: ſo hätte es doch noch mehr alte Gerechtigkeiten zu prätendiren gehabt deren ſichs aber bißhero nicht gebrauchet, welches alles hiernächſt die Herren Frantzoſen wol würden hervor zu ſuchen, und aus freyen Reichs-Städten Land-Städte zu machen wiſſen. Nicht weniger hätten ſich auch die benachbarten Chur- und Fürſten am Rheinſtrom zu befahren: Niederland würde ſolchergeſtallt faſt allein in der Frantzoſen-Hände kommen, und alſo ihre Macht, wenn ſie ſolchergeſtalt auch die Deutſche ſelbſt in ihre Hände bekämen, allzugroß und formidable werden; könne dahero nicht ſehen, wie man in dieſes der Frantzoſen Postulatum (es geſchehe Lehn-weiſe, oder in andere Wege) willigen, und des Römiſchen Reichs Suppression, ja wohl gar Translation auf ſich laden ſolle. Denn das ſie ſo weitausſehende Gedankeu führen, geben ſie damit zu verſtehen, daß ſie zu Münſter auf die beſchehene Oblation der 3. Stiffter geantwortet: illa ab antiquo ad Regnum Galliæ pertinere; wenn ſie nun ſolchergeſtallt alles dasjenige fordern und wieder haben wollten, was etwan hiebevorn ihre Vorfahren inne gehabt und beſeſſen, würden ſie auch das Franckenland und den ganzen Rheinſtrom, ja endlich das gantze Reich (weil es etwa beym CAROLO M. und deſſen Nachkommen geweſen) haben wollen [4]).“

Ein beſonderer Umſtand ſchien weſentlich beizuwirken, um auf dem weſtphäliſchen Friedens-Congreß das Nationalgefühl der Reichsſtände ſowie des geſammten deutſchen Volkes zu wecken, und die anmaſſen-

[3]) Meiern Tom. II., pag. 430.

[4]) Meiern Tom. II., pag. 446.

den Forderungen der Franzoſen mit äußerſtem Nachdruck zurückzuweiſen. Die beiden franzöſiſchen Botſchafter, d'Avaux und Servien, wollten nämlich aus guten Gründen die Entſchädigungs-Anſprüche ihrer Krone den Reichsſtänden nicht durch den Kaiſer, ſondern unmittelbar vortragen. Zur Ausführung dieſes Vorſatzes waren ſie aber ſo unverſchämt, eine Deputation der Reichsſtände vor ſich zu beſcheiden, um den Willen Frankreichs zu vernehmen. Nun regte ſich der deutſche Stolz doch auch auf mehrerern Seiten, und man erwiederte den Franzoſen, daß die Reichs-Repräſentation Deutſchlands nicht gewohnt ſei, den Geſandtſchaften fremder Kronen nachzugehen [5]). Die franzöſiſchen Botſchafter ſtellten ſich zwar, als ſeien ſie beleidiget, und ſprachen von Genugthuung, lenkten indeſſen bald wieder ein, und ſuchten den üblen Eindruck ihrer Anmaſſungen durch Nachgiebigkeit wieder gut zu machen, indem ſie nun die Entſchädigungs-Forderung ihrer Krone durch die Mittler an die deutſchen Reichsſtände gelangen ließen. Zu bemerken iſt übrigens, daß ſogar in dieſer Ehrenfrage von einigen Ständen ein zwittermäßiger Mittelweg in Vorſchlag gebracht, und die Würde Deutſchlands vornehmlich nur durch die Abſtimmungen des Kaiſers, der Kurfürſten und der Fürſten gerettet ward [6]).

Mit Erſtaunen und Unwillen hatte alſo die Mehrheit der Reichsſtände die franzöſiſch-ſchwediſchen Entſchädigungs-Anſprüche aufgenommen, und dieß erweckte denn die Hoffnung, daß man die Nationalehre zu wahren wiſſen werde. Verſchiedene andere Umſtände verſtärkten noch für einige Zeit dieſe Hoffnung. Gegen das Ende des Jahres 1645 ſandte der Kaiſer Ferdinand III. auch ſeinen erſten Miniſter, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, nach Osnabrück und Münſter ab, um an den Friedens-Unterhandlungen unmittelbar Antheil zu nehmen. Graf Trautmannsdorf war nicht nur in den Staats-Geſchäften ſehr bewandert, überhaupt erfahren und kenntnißreich, ſondern auch ſehr ſcharfſinnig und aufgeklärt. Noch überdieß trauernd über die Zerrüttung Deutſchlands durch den unglücklichen Religions-Krieg, und voll von verſöhnlicher Geſinnung und Friedensliebe, war der Graf ganz beſonders zur oberſten Leitung des Friedenswerkes berufen. Derſelbe faßte in der That die Sache von dem ganz richtigen Geſichtspunkt auf, indem er aus allen Kräften dahin wirkte, die Deutſchen unter ſich zu verſöhnen und alsdann die vereinigte Macht des Vaterlandes zur Zurückweiſung der franzöſiſchen und ſchwediſchen Entſchädigungs-Forderungen zu verwenden [7]). Nachdem er bei ſeiner Ankunft am Friedens-Congreſſe die Abſichten der Fremden und

---

5) **Meiern Tom. II., pag. 173:**

„Dann, nachdem den 7. **Januar st. n.** derer Cronen Geſandten, ihre **Replic** auf die Kayſerliche Antwort, **ad Protocollum** mündlich gethan hatten, und davon, denen Reichs-Ständen, gleichmäßige Eröffnung thun wollten; So verlangten die Frantzöſiſchen **Legati** zu Münſter, von denen Chur-Fürſten gewiſſe **Deputatos** aus allen 3. Reichs-**Collegiis**, und zwar **utriusque Religionis** an ſie abzuordnen; Es wurde aber von den **Statibus per Majora** geſchloſſen, weil im Reich nicht herkommen ſey, fremder Cronen Geſandten nachzugehen, ſo wäre eine glimpfliche Entſchuldigung zu thun, und hingegen zu bitten, daß die **Insinuation**, durch die Kayſerlichen **Plenipotentiarios** den Ständen geſchehen, oder wenigſtens ihnen dießfalls nachgeſchickt werden möchte."

6) Die Abgeordneten von Konſtanz brachten vornehmlich einen ſolchen unrühmlichen Ausweg in Vorſchlag. Ihr Votum ging nämlich dahin:

„Da man **in puris negativis** beſtehen und beharren ſollte, dörffte man nicht allein Verzögerung des Friedens, ſondern auch Schimpf und Spott einlegen, indem hernächſt, da eine **Deputation** zu den Frantzoſen zu thun, die Nothdurfft erforderte, man von denſelben nicht angehöret werden möchte, hielte derentwegen davor, daß **in via media** zu bleiben, und bey den Frantzöſiſchen die Entſchuldigung dahin glimpflich zu thun, nachdem die Kayſerliche Herren **Plenipotentiarii communicationem Replicarum** der Zeit noch nicht erhalten, dahero **Cæsaris respectus** erforderte, daß ſolches vorhero beſchehe." **(Meiern Tom. II., pag. 176.)**

7) In dieſer Abſicht begegnete er, als Katholik, vornehmlich den Proteſtanten mit der größten Hochachtung. Als

deren geheimes Ränkeſpiel noch näher erforſcht hatte, wandte er ſich nun an die beiden Religions-Parteien, und ſchlug denſelben die Herſtellung eines billigen Vergleiches vor, ermittelt durch gegenſeitige wohlwollende Zugeſtändniſſe. Maximilian von Trautmannsdorf ging bei der Einleitung eines ſolchen Verſöhnungs-Werkes immer von der Schilderung der Gefahren aus, welche bei fortgeſezter Uneinigkeit unabwendbar über das Vaterland hereinbrechen müßten: er wies hin auf die ungeheuren Forderungen der Franzoſen wie der Schweden, und fragte, ob man eine ſolche Verſtümmlung Deutſchlands zugeben könnte? Dann empfahl er die Pflege des nationalen Sinnes und der Vaterlandsliebe als dem einzigen Mittel zur Rettung aus ſo großer Noth. Obgleich eine ſolche Ermahnung in Deutſchland ſelten großen Anklang fand, ſo blieb ſie im vorliegenden Fall gleichwohl nicht ohne alle Wirkung. Die Franzoſen hatten im Geheimen ſo große Ränke augeſponnen, ſo eifrig die Proteſtanten gegen die Katholiken und die Fürſten gegen den Kaiſer aufgehezt, daß endlich auch bei verſchiedenen Reichsſtänden Mißtrauen und eine Regung des Pflicht-Gefühles in patriotiſcher Hinſicht eintrat. Verſchiedene Fürſten zeigten ſich nun gegen die Einflüſterungen Frankreichs ſo lau, daß die Botſchafter d'Avaux und Servien darüber Beſtürzung verriethen. Sie berichteten nämlich ihrem Hof Folgendes:

„Wir müßen vorſtellen daß die Neigung der deutſchen Fürſten ſehr verſchieden iſt von jener der italieniſchen. Nämlich dieſe, als ſehr einſichtsvoll und wohl berathen, billigen und verlangen Alles, was beitragen kann ſie unabhängig zu machen, und wegen dieſes Grundes ſind ſie ſehr froh, daß Frankreich einige Plätze in Italien hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber dieſe Deutſchen ſind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht genehmigen daß Fremdlinge das Reich zerſtückeln, und ziehen, durch eine Politik, ihres Klimas würdig, den Beſtand einer Genoſſenſchaft, deren Mitglieder ſie ſind, allem Vortheile vor, welchen jeder Einzelne von ihnen durch die Zertheilung des Reichs gewinnen könnte. Mit einem Worte, ſie wünſchen wohl in ihre alten Rechte wiederhergeſtellt zu ſeyn, und daß des Kaiſers Anſehn durch des Reiches Geſetze geleitet werde; aber ſie wollen nicht, daß ihnen dieſes Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staats zu Theil werde, oder daß die fremden Fürſten, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizuſtehn, ſich auf ihre Koſten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlaſſen ihnen begreiflich zu machen, daß ſie andere Grundſätze zu ihrem eigenen Heile feſthalten müſſen; aber es wird ſchwer ſeyn ſie deſſen, was wir wünſchen, zu überreden, und zu hintertreiben daß ſie nicht in ihrer Seele lieber alle unſere Eroberungen zurückgeben, als dieſe noch länger in unſern Händen ſähen.“

---

man bei einer berathenden Verſammlung von proteſtantiſcher Seite gegen einen Vorſchlag einwendete, daß hierdurch die Evangeliſchen gleichſam für unfähig erklärt würden, auf der geiſtlichen Bank zu ſitzen, erwiederte Graf Trautmannsdorf lebhaft: „Behüt uns Gott, die Meinung habe es gar nicht. Man halte die Evangeliſchen ja ſo hoch als die Catholiſchen und noch wohl höher, wie dann die meiſten Fürſtlichen Standes und Herkommens wären.“

(Meiern Tom. IV., pag. 45 et 46.)

Neun und fünfzigſtes Hauptſtück.

Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutſchlands.

(Das Jahr 1646.)

Anfangs ſchien alſo die Erfüllung der Aufgabe, welche ſich Graf Trautmannsdorf geſtellt hatte, nicht geradehin unmöglich zu ſein. Leider nahmen aber ſchon im Frühling 1646 die Unterhandlungen auf ein Mal eine unglückliche Wendung. Die Franzoſen hatten ihre geheimen Werkzeuge und Helfershelfer überall; es wurden mit einzelnen Räthen der deutſchen Fürſten vertraute Verbindungen angeknüpft, allerlei Gerüchte und Pläne ausgeſtreut, und zugleich verſchiedene verdächtige Flugſchriften verbreitet. Ja es gewinnt ſogar das Anſehen, als wenn die Franzoſen ſchon damals die revolutionäre Propaganda ſpielen wollten. Zum Mindeſten wurde eine Schrift im Geheimen umgeboten, welche von ſeltſamen Anſchlägen der Schweden und der Franzoſen ſprach. Nach einer vertraulichen Mittheilung des ſchwediſchen Botſchafters Oxenſtierna an die Landgräfin von Heſſen, hätte Jener einen Plan zur Umſtürzung der deutſchen Reichsverfaſſung vorgelegt, welchen Frankreich nicht nur vollkommen gebilliget ſondern auch auf diplomatiſchem Wege ſehr eifrig unterſtüzt habe. Ihm zu Folge ſollte die deutſche Kaiſerwürde, ſowie das Collegium der Kurfürſten aufgehoben und Deutſchland in eine ariſtocratiſche Republik umgewandelt werden. Wenn der Anſchlag von dem Kurfürſten in Baiern entdeckt würde, möge man denſelben durch franzöſiſches Geld ſowie durch die Ueberlieferung der Rheinpfalz zu erkaufen ſuchen. Den deutſchen Fürſten hingegen ſolle man den Rath ertheilen, daß ſie nach dem Beiſpiel der italieniſchen mit dem Auslande ſich verbinden, und mit Hülſe deſſelben in ihren Ländern, gleich Königen, unumſchränkt herrſchen mögen.

Es iſt ungemein auffallend, daß dieſe Stelle der bemerkten Schrift ganz genau mit dem Berichte der Grafen d'Avaux und Servien an dem Kardinal Mazarin übereinſtimmt, die hier entwickelte Politik hingegen in Deutſchland ſpäter von den Franzoſen wirklich durchgeführt worden iſt. Ganz merkwürdig iſt aber vollends folgende Stelle der bemerkten Schrift:

„Die Acten und die Regiſtratur der kaiſerlichen Kammer zu Speier ſollen nach Paris gebracht werden, wo von nun an jeder Reichsfürſt Recht ſuchen könne.“

So hatten alſo die Franzoſen damals ſchon die Abſicht, ſich zu den Herren von Deutſchland aufzuwerfen, und die Fürſten daſelbſt zu ihren Vaſallen zu machen. Ihre Forderung, daß die deutſchen Reichsſtände vor den Gerichtshöfen in Paris erſcheinen ſollen, war ſogar noch anmaßender und unverſchämter, als alles, was in der Art ſpäter geſchah [1]).

[1]) Bei der ungemeinen Wichtigkeit der bemerkten Schrift theilen wir dieſelbe hier vollſtändig mit:

Quo reſpiciant arcana Adverſariorum conſilia, conſtat ex ſequentibus:

Oxenſtirna Plenipotentiarius Suecicus ad tractatum Oſnaburgi, miſit Landgraviæ Haſſiæ inſtitutionem

Ob nun der fragliche Plan eine Wirkung hatte, oder nicht, ſo iſt wenigſtens geſchichtlich ermittelt, daß die Franzoſen die Beſtechung in Deutſchland planmäßig einleiteten, und durch große Summen in der That die Räthe einzelner Fürſten auf ihre Seite brachten. Insbeſondere war der brandenburgiſche Miniſter, Graf von Wittgenſtein, von Frankreich beſtochen, und da das hierauf verwendete Geld bedeutende Zinſen abwarf, ſo beſchloß der franzöſiſche Hof, ſeinen Botſchaftern am Friedens-Congreß noch höhere Summen zur Erkaufung anderer Miniſter oder Geſandten anzuweiſen [2]). Die Grafen d'Avaux und Servien erhielten daher den Auftrag das Beſtechungs-Geſchäft auf das thätigſte zu betreiben.

ſecretam: quam non modo Galli approbârunt; ſed etiam per ſuum Legatum Hagæ Comitis in Hollandia diligenter conſultârunt, cujus Inſtructionis ſumma hæc eſt:

1) Lactari debere nuda ſpe pacis Electores principes et Status Germaniæ, exceptis Haſſis, donec Hiſpani prorſus in Belgio ſint debellati, quod quidem hodie eſt in proxima potentia.

2) Deïnde debere Gallos et Hollandos, qna data porta, in imperium irrumpere, Cæſarem deponere, abolere Septem-virorum Electorale Collegium, imperium ejusque compagem diſſolvere, formare rempublicam ariſtocraticam, ita tamen, ut Gallis Alſatia et quidquid eſt antiqui limitis Gallici, uſque in Geldriam attribuatur; Hollandis vero Epiſcopatus monaſterienſis cum plerisque ditionibus inter Rhenum et Viſurgim, cum reſervatione tamen catholicæ religionis et jurisdictionis ſolum quoad perſonas, et Haſſo-Caſſellenſibus, Calvinianis, Epiſcopatus Paderbornenſis, pars Weſtphaliæ, Colonienſis, una cum Marburgenſi et Darmſtadtenſi ditione cedant.

3) Quod ſi res Bavaro detegeretur, et in Belgio nimis proſpere et ex voto eveniat, ita ut Bavarus alios ad ſe vero neutrales traheret, et potentior evaderet, videndum eſt, ut Bavaro perſuadeatur, ut tum palatinis ditionibus, tum Francica pecunta ejus conſenſus ematur, quo imperium in ſe ſuſcipiat, hocque faſcino quaſi ſoporiſero Staticus catholicis inquietius illudatur, et veternus inducaiur.

4) Cum enim Bavariæ Elector jam devexæ ætatis ſit, ut non procul abſit a morte, dominatus imperatorius brevis erit, ut poſt ejus obitum nullus deïnde imperator futurus.

5) Principibus Germaniæ exemplo eſſe debere Principes italicos, eo quod ipſis integrum erit, cum coronis exteris fœdera inire, imo ſingulis licebit, more italicorum principum, in ſuis ditionibus ſe pro regibus gerere: Suecis denique tota Pomerania cedatur.

6) Acta et regiſtratura Cameræ imperaliis Spirenſis ducentur Pariſios, ubi cuique principum jus erit acquirendum.

Hos articulos Malspurgus Haſſicus commiſſarius generalis, cuidam ex ſuis intimis prælegit ex ſcripto, quod habuit in manibus, addens, jam nihil eſſe, quod de prioris partis executione dubitetur.

7) Fore deinceps in imperio res ſublimes, minores vero ſtatus et præſertim Nobiles Principibus ſubditos, imo mancipia ſuturos, interea nihil ſupereſſe, quod contra opponatur, hæc jam eſſe omnino decreta et conſtituta, ita ut a nemine amplius poſſint interverti.

His itaque pro principio conſtitutis, non contenti adverſarii ulterius nimio et ſolito ſpiritus ſui fervore ad alia conſilia agitantur. Conſtat enim, quod Anglia, Suecia, Hollandia una cum Germanis fœderatis novum Fœdus jam ſanciunt, inſcio et excluſo Rege Franciæ. Cogendum etiam eſſe regem Angliæ ad eum modum, quo coactus est rex Daniæ ad pacem ſimilis normæ faciendam, unde talis rerum conditio naſcetur et formabitur, quæ catholicis admodum durae et exitialis evadat.

Et quamvis Electoris Saxoniae, Hugenottorum Galliae, Hereticorum Hungariae, Poloniae et aliorum ſiat mentio, non est tamen dubium, quin omnes ſint in eadem navi: iisdemque remis incumbant, et non modo catholicae Germaniae, ſed etiam in ipſum regem Franciae et tandem in Italiam et Hiſpaniam, niſi Deus prohibuerit, exitium et extrema quaeque meditentur. (Meiern Tom. II., pag. 208 et 209.)

[2]) Der franzöſiſche Miniſter Brienne ſchrieb nämlich folgendes an die Grafen d'Avaux und Servien:

Il fut reſolu au conſeil tenu lundi, que l'on ferait remettre une ſomme de cent mille francs à Münſter. J'ai rémontré, que c'était peu, et ne ſuis pas hors d'eſpéranc de la faire augmenter. S'il vous plaiſait nous en voyer une mémoire, de gros en gros, comme à dire ce qui a été pour appointements, et en parties ſecrettes, dont on ne déſire pas le menu, cela faciliterait à faire remettre des plus grandes ſommes, Meſſieurs de finances ſe defendent de le faire, parcequ'ils alleguent, que celui qui eſt par dela, n'eſt pas encore con-

Als ſolchem Auftrag beſtens entſprochen, zugleich das Mißtrauen der Stände gegen den Kaiſer und der Proteſtanten gegen die Katholiken fortwährend angeregt, auch andere Ränke geſchmiedet wurden, ſtieß Graf Trautmannsdorf bei ſeinen Bemühungen um Verſöhnung der Religions-Parteien mit einem Mal auf große Hinderniſſe. Derſelbe ging von der richtigen Anſicht aus, daß ein Vergleich der beiden Religions-Bekenntniſſe ohne weſentliche, gegenſeitige Nachgiebigkeit nicht möglich ſei. Als Katholik rieth er nun zunächſt ſeinen Glaubens-Genoſſen die Bewilligung verſchiedener Zugeſtändniſſe von Erheblichkeit. Sobald jedoch ſolche Punkte berührt wurden, zeigte ſich ſtets eine krankhafte Reizbarkeit der Parteien, ein heftiger Widerwille gegen die Darbringung ernſtlicher Opfer. Es gab nämlich ſowohl bei den Katholiken, als den Proteſtanten eine überſpannte Partei, welche ſchon die geringſte Nachgiebigkeit gegen das andere Glaubens-Bekenntniß für einen Verrath an der Religion erklärte. Dieſe erhob denn bei jeder Ermunterung zu einem Zugeſtändniß ſogleich leidenſchaftliche Anklagen. Als nun Graf Trautmannsdorf den Katholiken verſchiedene Bewilligungen zu Gunſten der Evangeliſchen vorſchlug, ſchrieen die überſpannten Katholiken, daß man ihre Religion preisgebe. Empfahl der Miniſter jezt umgekehrt den Proteſtanten mehrere Zugeſtändniſſe, um die Katholiken wieder zu beſänftigen, ſo eiferten die Fanatiker der Evangeliſchen dagegen. Unter den Proteſtanten hatte ſich ohnehin ſchon einiges Mißtrauen gegen den Grafen Trautmannsdorf angeſezt, weil derſelbe früher ihrem Glaubens-Bekenntniß angehört hatte. Daſſelbe wurde von den Eiferern beſtens ausgebeutet, um die geſammte evangeliſche Partei wider den Vermittler aufzuhezen. Gleichzeitig erlangten nunmehr auch die Ränke der Franzoſen die beabſichtigte Wirkung. Als die Grafen d'Avaux und Servien, ſowie der Herzog von Longueville, welcher ihnen zur Verſtärkung beigegeben worden war, den Plan des Miniſters Trautmannsdorf durchſchaut hatten, ſo flüſterten ſie den deutſchen Fürſten ein, daß der Kaiſer nur deßwegen die geſammte Kraft Deutſchlands wider Frankreich und Schweden zu vereinigen trachte, um nach der Ueberwältigung beider Mächte auch die deutſchen Stände zu unterjochen, und eine unumſchränkte Monarchie in Deutſchland herzuſtellen. Um dieſen Plan zu vereiteln, erfordere es das Intereſſe der deutſchen Fürſten auf das dringendſte, daß vor einer Vereinigung mit dem Kaiſer erſt die Entſchädigungs-Forderungen der Kronen erlediget würden. Man erklärte nämlich dieß für das einzige Mittel, der Unterſtützung der Kronen gegen die Unbegriffe des Kaiſers verſichert zu bleiben. Leider fanden ſolche Rathſchläge bei den deutſchen Fürſten Eingang, und die leztern ließen ſich ſogar dazu gebrauchen, die Unterhandlungen über die Entſchädigung der Franzoſen bei den kaiſerlichen Geſandten zu betreiben, und hierdurch das Verſöhnungs-Werk zwiſchen den Deutſchen ſelbſt in den Hintergrund zu ſchieben,

Am 1. Februar 1646 erſchienen Abgeordnete der Kurfürſten und Fürſten bei den Miniſtern des Reichs-Oberhaupts und erklärten:

„Es hätten der Chur-Fürſten und Stände Geſandten und Botſchafften nicht unterlaſſen, die ihnen communicirte Frantzöſiſche und Schwediſche Replicas in Berathſchlagung zu nehmen, auch de *modo et ordine*, was darauf etwa geantwortet werden möchte, zu deliberiren: Und wäre unter ihnen zu Münſter, der Schluß dahin gefaſſet worden, daß man eben derjenigen Ordnung nachgehen wolle, welche in der Cronen Propoſition, dann in Ihro Kayſerlichen Majeſtät Reſponſion und darauf erſtatteten gegentheiligen

ſommé. J'oſe vous le conſeiller et j'ajoute, que les deux mille écus, que vous avez bailléz au Comte de Wilgenſtein ont été très bien employez, et que sa majeſté voudrait bien, que pluſieurs députéz vouluſſent en prendre, celui qui le reçoit ſur l'aſſurance qu'il ſervira se peut contenter de moins que celui, qui demande pour recompense de ce ſervice rendu, en quelque ſorte que vous le diſtribuerez, il ſera toujours avantageuſement dépensé. Lettre de Brienne aux Plénip. du 11. Déc. 1645.

Replicis, zu finden wäre: Jedoch wolle man auch über dieſen Punct, der zu Oßnabrück verſammleten Stände Erklärung vernehmen. Nachdem aber in den Replicis von dem ſchwehrwichtigen Punct der *Satisfaction* gehandelt würde, ohne deſſen Erledigung kein Friede zu erhalten ſtehe; ſo erſucheten Churfürſten, Fürſten und Stände, allhier, die Kayſerliche Herren Geſandten möchten indeſſen, und biß die Reichs-Stände mit den übrigen Consultationibus Replicarum, als in puncto Gravaminum, und was dem mehr anhängig ſey, zu ende kämen, ſolchen punctum Satisfactionis, durch die Mediatores, mit den Frantzöſiſchen Geſandten negotiiren, und, wo möglich, dahin befördern laſſen, daß alle Puncten miteinander zum Schluß gebracht werden könnten [3]).“

Ein ſolcher Schritt war für das Nationalintereſſe Deutſchlands im äußerſten Grade gefährlich, und die Räthe Ferdinands III. boten deßhalb alle Kräfte auf, die Deputation der Fürſten davon zu überzeugen. Zugleich beſchloſſen ſie, noch einen Verſuch zu machen, alle Stände des Reichs um den Kaiſer zu verſammeln und alsdann der Eroberungsgier der Franzoſen mit vollem Nachdruck zu begegnen. Um den nationalen Sinn der deutſchen Fürſten wieder anzuregen, die Unerſättlichkeit der franzöſiſchen Habſucht zu ſchildern, und die Schmach der Zerſtücklung Deutſchlands lebhaft darzulegen, nahmen ſie in folgender Weiſe das Wort:

„Es ſey wohl zu bedenken, daß Ihro Kaiſerliche Majeſtät den Franzoſen durchaus keine Satisfaction geſtändig wären. Zwar ſey nicht ohne, daß der Graf von Trautmannsdorff, den Frantzoſen, durch die Mediatores, die Bißthümer Metz, Tull und Verdun, nebſt den Veſtungen Moyenvic und Pignerol habe offeriren laſſen; dieſes aber wäre gar nicht um deswillen, daß man ſich zu einiger Satisfaction ſchuldig erachtete, ſondern lediglich zu Abſchneidung künfftigen Disputats und zu deſto mehrer Pflantzung eines guten Willens, geſchehen, jedoch alles, auf die Ratification der Stände ausdrücklich geſtellet worden. Anjetzt kämen die Frantzoſen mit ſolchen übermäßigen Forderungen angezogen, welche ſonder allen Zweifel des gantzen Römiſchen Reichs Ruin, Verderben, Schimpf, Spott, Unehr und gäntzlichen Untergang nach ſich ziehen würden, dahero dann wohl fleißiges Nachdenken zu halten, was in der Sache zu thun und zu laſſen ſey. Die Urſachen ſolcher unmäßigen Forderung, kämen allein aus der innerlichen Diffension und Mißhelligkeit im Reich, her; wo man hingegen Ihro Kayſerlichen Majeſtät mit rechter einſamer und einhelligen Meynung an die Hand gienge; ſo würden ſich noch wohl die Mittel finden, ſolche unbillige Forderungen zurück zu treiben, um das Reich vor augenſcheinlichen Untergang zu ſalviren.“

Indeſſen alle Anſtrengungen im patriotiſchen Sinne zeigten ſich ſchon als ohnmächtig; auch jene ſchöne Ermahnung blieb dennach ohne Wirkung, und die Fürſten beſchloſſen ſogar, eine Deputation an die franzöſiſchen Botſchafter abzuordnen. Dieß war eine offenbare Erniedrigung, weil man früher ein ähnliches Verlangen der Franzoſen zurückgewieſen hatte; mit Wärme machten alſo die kaiſerlichen Miniſter die Bevollmächtigten der Fürſten hierauf aufmerkſam, und erwirkten auch das Verſprechen, daß man die Deputation an die Franzoſen zu hintertreiben ſuchen werde. Bald nachher wurde in den Berathungen der deutſchen Reichsſtände von dem Kaiſer das Hauptvotum über die Entſchädigungs-Anſprüche Frankreichs abgegeben, und dieſe Gelegenheit benützt, um wo möglich eine entſcheidende Wirkung auf die Gemüther der deutſchen Fürſten hervorzubringen.

Was die Forderungen der Franzoſen vor allem äuſſerſt gehäſſig machte, war der Thatumſtand, daß dieſelben bei ihrer Einmiſchung in den deutſchen Bürgerkrieg ſo hoch und theuer verſichert hatten,

[3]) Meiern Tom. II., pag. 785.

daß ſie an keine Eroberung dächten, nur die gute Sache beſchützen wollten, und daher alle Plätze und Provinzen Deutſchlands, welche während des Kampfes ihnen in die Hände fallen möchten, bei dem Frieden redlich zurückgeben würden. Dieſe feierlichen Verheißungen waren nicht nur öffentlich gegeben, ſondern auch in den Staatsverträgen als Hauptbedingung eingerückt worden. Ferdinand III. ließ nun in ſeinem Votum über die Anſprüche der Kronen alle Verpflichtungen, welche Frankreich in dieſer Beziehung durch Verträge übernommen hatte, aufzählen, und die Urkunden, worin ſolches geſchah, in den wichtigſten Punkten wörtlich anführen. Das Votum des Kaiſers erhielt dadurch einen merkwürdigen Nachdruck, denn es lautete nun alſo:

„Was aber die Confœderationes belanget, ſo etliche Fürſten und Stände Augſpurgiſcher Confession mit Frankreich getroffen, das iſt gnug offenbar, daß ihre Gedancken nicht dahin gegangen, jener Cron deswegen einige Satisfaction anzuerbieten, oder ſich zu einiger zu obligiren, ſondern vielmehr am Tage, daß der König in Frankreich ſich denenſelben ſelbſten zu einer freywilligen Alliance und Beyſtand zu dieſem Kriege ohn einige Gegen-Recompens ſolchergeſtallt angeboten, daß Er auch mit ausdrücklichen Worten verſprochen, alle und jede Städte, Schöſſer und Veſtungen, Herrſchafften und Güter, welche bey dieſem währenden Krieg in ſeine Gewalt kommen würden, und zu dem Reich und deſſen zugewandten Ständen und Gliedern gehören, auf erfolgenden Reichs-Frieden ſeinen vorigen Herren, ohne Forderung und Abzug einiger Krieges-Koſten, zu reſtituiren und wiederum einzuräumen, in welcher Bekräfftigung Monsieur Feguiert Frantzöſiſcher Geſandter auf dem Tage zu Franckfurth, den II. Junii Anno 1634. öffentlich proteſtiret hat, daß ſein König zu keiner Zeit difficultiren werde, alles zu reſtituiren, was zum Ertz-Stifft Trier, Stifft Speyer, ſowol auch alle Orte, welche zum Elſaß gehören mögen, dem Römiſchen Reich bey zukünfftig ſchlieſſendem allgemeinen Reichs-Frieden wieder einzuräumen, noch einige andere Satisfaction oder Schadloß-Haltung zu prätendiren, ſondern ſich allein mit der Glorie zu contentiren begehre, daß ſein König vorernannten Fürſten und Ständen Regio et constanti animo in ihren Nöthen zu Hülffe kommen mögen. Im folgenden Jahr den 9. Octobr. alß kurtz zuvor auf empfangene Niederlage der Schwediſchen zu Nördlingen, die Schweden gedrungen worden, ihre Trouppen, und was ſie noch in Guarniſon in Elſaß hatten, abzuführen und an ſich zu ziehen, mithin auch die eingehabte Oerter (auſſerhalb Benfelden) den Frantzöſiſchen, gegen ausdrücklichen Revers und Proteſtation, zu überlaſſen, daß ſie ſolche und nemlich nachſtehende Orte, auf erfolgenden Frieden im Reich, ſeinen Eigenthums-Herren und vorigen possessoribus wiederum zu Handen liefern und abtreten ſollen und wollen. Die Formalia lauten in Frantzöſiſcher Sprache in gemeldtem Accord alſo: *Elles seront remises a un chacun, selon le contenu du Traite de paix qui sera faite*, und ſeynd dieſe Orte, ſoviel damals die Schwediſchen inne gehabt, und den Frantzöſiſchen überlaſſen worden, Colmar, Schletſtädt, Türckheim, Kayſerberg, Münſter in St. Georgienthal, Ober-Ehenheim ꝛc. (dieſe ſind zwar Reichs-Städte, aber wegen der Land-Voigtey Hagenau dem Hauß Oeſterreich etlicher maſſen verbunden) item Enſisheim, Tonn, Bolweiler, Hohen-Landsberg, alle zu den Nieder-Oeſterreichiſchen Landen gehörig. Und alß ſolchem nach, noch in dieſem Jahr den 1. Tag Nov. dieſes Fœdus mit dem König zu Paris renoviret worden, in welchem der König verſprochen, daß er mit dem Römiſchen Kayſer brechen, und gegen ihm den Krieg führen wolle, iſt für allen Dingen geſchloſſen worden, daß der König in Frankreich auf ſeine eigene Unkoſten dieſen Krieg führen ſolle, hingegen ihm die Hülffs-Gelder, ſo er den Proteſtirenden ſeines Bundes-Verwandten, biß dato monathlich zu

bezahlen ſchuldig geweſen, von ſolcher Zeit an, nachgelaſſen werden ſollen. Auf ſolches hin, ſo gar Art. 12. diß vorgeſehen, bedinget, und verſprochen worden, im Fall die Veſtung Breyſach in der Cron Frankreich Gewalt kommen ſollte, daß ſolche bey geſchloſſenem Frieden in Deutſchland, ohn einigen Entgeld oder prätendirete Unkoſten reſtituiret werden ſolle, die Worte ſeyn dieſe: *Le roy promet de buene foi de retirer sa Garnison de Brisac et d'autres lieux surdits de Ça et de la du Rin, sans aucune restitution des frais pour en este dispose selon qu'il en sera convenu de la Paix generale* [4]).“

Mußte ſchon dieſe gründliche Nachweiſung des offenen Wortbruchs der Franzoſen und der Unſittlichkeit deren Entſchädigungsanſprüche einen großen Eindruck hervorbringen, ſo ſchien vollends die Correlation des kurfürſtlichen Collegiums der Sache den Ausſchlag zu geben, ſohin alle deutſchen Reichſtände zur Zurückweiſung der Forderung Frankreichs beſtimmen zu müſſen. Dieſelbe lautete nämlich alſo:

„Daß Chur-Fürſten und Stände ſich nicht verſehen wollen, daß die Cronen zu Ihrer Indemnität, vom Reich ſo vornehme Membra begehren, und den Geiſt- und Weltlichen Ständen ihre Kirchen-Stamm-Güter und Landſchafften entziehen werden, weil ſolches ihren löblichen vorigen Conteſtationen zuwider, da ſie ſich mehrmals ausdrücklich erkäret, daß ſie mit ihren Waffen zu keinem Privat-Nutzen, ſondern allein zu Defenſion der Stände Religion und Staats-Freyheit, ins Reich kommen, daß ſie nunmehro und zu keiner Zeit Bedencken haben werden, alle diejenigen Orte, ſo im Reich occupiret, demſelben bey künfftigen Tractaten eines allgemeinen Friedens wieder einzuräumen, wollen auch bey Abhandlung des gemeinen Friedens keine andere Recompens oder Indemnität prätendiren und begehren, als daß Sie die Ehre davon tragen, daß Sie den Reichs-Ständen aufrichtig und mit tapffern Muth, Beyſtand und Hülffe geleiſtet haben. Wodurch denn alles weggeräumet und männiglich zu erkennen gegeben wird, daß die Cronen keiner andern Intention, die occupirte Orte inne hätten, als daß Sie damit den Ständen deſto beſſer daraus aſſiſtiren und deſto mehr Sicherheit verſchaffen können, wann etwa das wandelbare Glück eine Aenderung verurſachen und folglich den Cronen Ungelegenheit zuſtehen ſollte, welchen löblichen Erklärungen gemäß, verhoffentlich die Cronen ſich annoch bey Schlieſſung des Friedens bezeugen werden.“

„Die Affection und das Vertrauen gegen die Cronen wird durch die geſuchte Satisfaction nicht weniger jetzt und bey der Poſterität geſchwächet werden, indem das Reich keinen andern effectum der Königlichen Aſſiſtenz in der That erfahren, als zuförderſt eine erbärmliche Reichs-Devastation, und noch darzu Privation und Abzwackung ſo anſehnlicher Fürſtlicher und anderer Landen: dahero dann endlich erfolgen möchte, daß, daferne Chur-Fürſten und Stände wider beſſer hoffen, ins künfftige vom Oberhaupt oder unter ſich wider Recht und Reichs-Freyheit bedrängt werden ſollten, ehender ihrer ſelbſt eigner Macht und Defension gebrauchen, oder ſich dem Oberhaupte unterwerffen, als bey fremden Potentaten, zu ihrer ſelbſt Unterdrückung, dergleichen hochnachtheilige Hülffe und Aſſiſtenz ſuchen; denn von auswärtigen Potentaten Hülffleiſtung, die hernacher ſolche Satisfaction begehren würden, leichtlich geſchehen könnte, daß von den auxiliirenden Cronen und den Deutſchen geſagt würde, was die Hiſtorien von den Römern und ihren Confoderirten meldeten, Romanos defendendis ſociis totum pene devicisse orbem, subjugando et ſocios et ſociorum hostes [5]).“

Kann man ſcharfſinniger und wahrer urtheilen, als dieß insbeſondere in dem letzten Abſatz dieſer

[4]) Meiern Tom. II., pag. 871 et 872.

[5]) Meiern Tom. II., pag. 922.

Correlation geſchieht? Das war endlich ein Wort zu ſeiner Zeit, und bewies, daß man ſchon damals die Gefahren fremder Einmiſchung in innere Reichsangelegenheiten recht gut kannte, eben ſo die Pflichten gegen die Nationalität klar einſah, und hierüber gerade ſo urtheilte, wie die patriotiſche Richtung nach dem heutigen Geſichtspunkte urtheilen muß. Es iſt ſohin keineswegs einem beſchränkten Ideenkreiſe der damaligen Zeit, oder einer eigenthümlichen Denkungsweiſe derſelben beizumeſſen, wenn ein Theil der Deutſchen damals das Vaterland durch Verſtümmlung beſchimpfen wollte.

Nein, man kannte ſeine Pflichten, aber der Eigennutz verhärtete das Gemüth vieler Reichsſtände, und deßhalb unterſtützten dieſe das Ränkeſpiel der Franzoſen. So verfehlte denn nicht nur das Votum des Kaiſers, ſondern auch die Correlation des kurfürſtlichen Collegiums jede Wirkung, und es ward von Seite eines deutſchen Fürſten jetzt planmäßig, ja ſogar mit leidenſchaftlicher Haſt dahin gearbeitet, den Franzoſen das ſchöne Elſaß mit anderen deutſchen Gebietstheilen in die Hände zu ſpielen. Dieſer Machthaber war ein Mann, welchen man bisher für die feſteſte Stütze des Kaiſers gehalten hatte, der Kurfürſt Maximilian von Baiern.

Ferdinand III. war ſo ernſtlich zur Herbeiführung des Friedens entſchloſſen, daß er ſeinen erſten Miniſter, den Grafen Trautmannsdorf, zum Zwecke der Abkürzung der Unterhandlungen mit ſehr ausgedehnter Vollmacht verſah. Ein Theil dieſer Vollmacht lautete nun dahin, den Franzoſen im Nothfall das Elſaß abzutreten. In Anſehung der Feſtung Breiſach war Trautmannsdorf angewieſen worden, ſo lange, wie möglich zu widerſtehen, und wenn er endlich weichen müſſe, nur Schritt vor Schritt nachzugeben. Er ſollte nämlich zuerſt Zabern und Benfelden, und ſodann noch Philippsburg anbieten. Wollte indeſſen alles nichts helfen, ſo könne im äußerſten Falle auch Breiſach aufgeopfert werden. Der Kurfürſt Maximilian von Baiern hatte ſich von dieſer Inſtruktion des Grafen Trautmannsdorf auf Schleichwegen eine Abſchrift zu verſchaffen gewußt. Welchen Gebrauch machte er nun davon?

Er ſandte ſie an das franzöſiſche Miniſterium, und ſagte in einem Begleitungsſchreiben noch obendrein:

„da alſo der Kaiſer fürſorglich (eventuell) ſchon den Auftrag ertheilt hat, nicht nur das Elſaß, ſondern auch die Feſtung Breiſach abzutreten, ſo möge ſich Frankreich, durch anſcheinende Weigerungen der kaiſerlichen Geſandten nur nicht irre machen laſſen, ſondern unwandelbar auf der Bewilligung aller Forderungen beharren!“

Maximilian von Baiern unternahm dieſen Schritt freilich nur aus Verzweiflung, weil er ſein Land wider die Franzoſen nicht mehr vertheidigen zu können glaubte; doch auch die Annahme der äußerſten Noth kann die Strafbarkeit ſeiner Handlung nur mildern, nicht aufheben, denn es lag darin **der offene Verrath am Vaterlande.**

Was die That noch gehäſſiger macht, war der Umſtand, daß der Kurfürſt von Baiern auch die Abſchrift eines Briefes beifügte, den er ſelbſt an den Kaiſer erlaſſen, und worin er mit dem Anchluß an Frankreich gedroht hatte, wenn Ferdinand III. nicht ſofort das Elſaß und Breiſach preisgebe. So ermunterte denn Maximilian die Franzoſen mit wahrhaft fanatiſchem Eifer zur Verſtümmlung ſeines eigenen Vaterlandes.

Während ſolcher Staatsverrath ſich bereits erfüllt hatte, gaben ſich die kaiſerlichen Geſandten am Friedens-Congreß alle nur erdenkliche Mühe, die Integrität Deutſchlands zu retten. Indem ſie zu dem

Ende ihre fürſorglichen oder eventuellen Inſtruktionen auf das ſorgfältigſte verbargen, brachten ſie immer neue ſchlagende Gründe, warum die Abtretung deutſcher Gebietstheile an Frankreich ein ſchreiendes Unrecht und eine entehrene Schmach für das Vaterland ſei. Doch wie mußten die franzöſiſchen Diplomaten heimlich gelächelt haben, da ſie von den Inſtruktionen des Grafen Trautmannsdorf beglaubigte Abſchriften bereits in der Taſche führten. Ihr Miniſterium hatte ihnen nehmlich das von dem Kurfürſten zu Baiern eingeſendete Exemplar jener Inſtruktionen bereits amtlich zugefertiget. Nun nahmen vollends auch noch die bairiſchen Geſandten Partei wider die kaiſerlichen Botſchafter, und erklärten: daß ihr Herr, der Kurfürſt, einen Separat-Vertrag mit Frankreich ſchließen werde, wenn der Kaiſer nicht ſofort die Forderungen Frankreichs bewillige [6]). Nachdem dieß am 12. April 1646 wiederholt geſchehen war [7]), ſahen die Bevollmächtigten Ferdinands III. keinen Ausweg mehr vor ſich, und willigten endlich mit ſchwerem Herzen in die Abtretung des Elſaßes [8]). Graf Trautmannsdorf und ſeine Collegen wußten nicht, daß ſie verrathen ſeien, und hofften alſo, durch ein ſo wichtiges Zugeſtändniß die franzöſiſche Habſucht zu befriedigen, ſohin Breiſach zu retten. Aber die Franzoſen wieſen unter ſich hohnlachend auf die Inſtruktionen Trautmannsdorfs, und forderten unerbittlich auch Breiſach. Als die kaiſerlichen Bevollmächtigten nachdrücklich widerſtanden, forderten die bairiſchen Geſandten zur Vollendung des Staatsverrathes auch die Abtretung von Breiſach unter der Drohung, auſſerdem ſofort den Separat-Vertrag mit Frankreich abzuſchließen [9]).

Die Lage Ferdinands III. und ſeiner Botſchafter, welche allein für die Integrität und Ehre unſeres

[6]) „Die Chur-Bayeriſchen zeigten anbey ein Churfürſtlich Reſcript vom 21. Martii vor, des ausdrücklichen Inhalts, woferne die Kayſerlichen länger mit Oblation deſſen, ſo Ihro Kayſerliche Mayeſtät ihnen finaliter anbefohlen hätten, zurück hielten, daß ſie alsdann mit den Frantzoſen die Partikular-Tractaten ſchließen ſollten: dieſes könnten ſie nun, ohne ſich verantwortlich zu machen, länger nicht verſchieben, da der Maréchal de TURENNE mit 12000 Mann im Anzug ſey, und ihr Herr der Churfürſt, ſich nicht ruiniren laſſen könne.“ (Meiern Tom. III., pag. 4.)

[7]) „Donnerstag den 12. ejusdem thaten die Chur-Bairiſchen Geſandten bei den Kaiſerlichen abermalige Anregung, von Wiederholung des vorgemeldeten Befehls ihres Churfürſten, und daß ſie nun zu den Paricular-Tractaten mit Frankreich ſchreiten würden, woferne die kaiſerlichen Geſandten keine nähere Declaration gegen die Franzoſen thun wollten. Da nun dieſe ſich mit der Unmöglichkeit, und daß ihre Ordre in specie auf die Beibehaltung von Breiſach gerichtet ſei, entſchuldigten; ſo berufften ſich doch die Chur-Bairiſchen noch immer darauf, daß ihrem Herrn, dem Churfürſten, von dem Kaiſerlichen Hof die Verſicherung gegeben worden ſei, es ſollte Breyſach an Frankreich, auf allen Fall, mit abgetreten werden.“ (Meiern Tom. III., pag. 5.)

[8]) „April 1646. Der Kayſerlichen Memorial über das den Franzoſen offerirte Elſaß und Sundgau.“

»§. 3. His ita reſervatis et praeſuppoſitis, Caeſareani nomine Suae Majestatis conſentiunt, ut Alſatia Superior et Inferior cum Sundgovia, titulo Landgraviatus Alsatiae, eo plane jure, quo hactenus a Domo Auſtriaca poſſeſſus fuit, Regi Chriſtianiſſimo LUDOVICO XIV. cedat, conditionibus infra ſcriptis.«

(Meiern Tom. III., pag. 6.)

[9]) „Dem ohngeachtet ließen die Chur-Bairiſchen nicht ab, die Ceſſion von Breiſach an die Franzoſen, noch weiter zu urgiren, maſſen Samſtags, den 19ten Mai dieſelbe abermal bei dem Grafen Trautmannsdorff anbrachten, daß ihr Herr, der Churfürſt, ihn ſehr erſuchen ließe, den Punctum ſatisfactionis nicht zu ſchließen, es wäre denn die pfälziſche Sache, allerdings auf die bewußten conditiones regulieret: neben dem aber können ſie nicht unterlaſſen zu referiren, daß die Franzoſen unbeweglich auf Breiſach verharreten, und kein Temperament annehmen wollten. Wann nun an dieſem Punct der Friede gäntzlich haffte, ſo hätten ſie Befehl gantz inſtändig zu begehren, daß man ſich doch mit der Einwilligung länger nicht aufhalten möchte, ſonſten würde ihr Herr, der Churfürſt gezwungen, ob er ſich zwar nicht gerne von Ihro Kayſerlichen Majeſtät separirte, ſich anderwerts in acht zu nehmen, weil ihm ſonſt die ganze Gefahr auf den Halß fallen wollte, wie ſie noch aus dem ſchwediſchen Lager gewiſſe Nachricht hätten, daß die Schweden, wann ſie ſich nur im Weſtphäliſchen Crayß refraichiret hätten, mit hellen Hauffen nach Bayern zu marchiren wollten.“

(Meiern Tom. III., pag. 22 et 23.)

Vaterlandes kämpften, war im höchſten Grade mißlich. Graf Trautmannsdorf hielt daher am 22. Mai 1646 mit allen ſeinen Collegen und Räthen eine vertrauliche Berathung: ob man endlich jetzt auch mit dem letzten Theil ihrer Inſtruktion herausgehen, alſo ſowohl Elſaß, als Breiſach abtreten wolle? Je gründlicher man hiebei zu Werke gieng, deſto ſchmerzlicher fühlte man, welch' ein unerſetzlicher Verluſt ſchon die Abtretung des Elſaßes für Deutſchland ſei. Um denſelben in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, um den vollen Umfang ihres Kummers über eine ſolche Verſtümmlung des Vaterlandes darzulegen, entwarfen die kaiſerlichen Geſandten eine Beſchreibung jener ſchönen, ſo ächt deutſchen Landſchaft, welche man nicht ohne Rührung leſen kann [10]. „Ob die Krone Frankreich," hieß es am Schluſſe der Beſchreibung, „durch ihr Benehmen gegen Deutſchland, auſſer den drei Fürſtenthümern Metz, Tul und Verdun auch noch eine ſolche reiche Provinz verdient habe, ob ſie nach dem Völkerrecht zur Abreißung derſelben von ihrem Mutterland befugt ſei, ſtelle man dem höchſten Richter anheim!"

Da indeſſen die Noth ſchon die Erklärung abgedrungen hatte, daß man das Elſaß abtreten wolle, ſo ließ ſich in dieſer Beziehung nichts weiter thun; indeſſen bei der Größe des Opfers wollte man wenigſtens Breiſach noch zu retten ſuchen, obgleich Baiern die förmliche Verbindung mit Frankreich wiederholt angedroht hatte [10]. Sowohl die Wichtigkeit jener Feſtung würdigend, als die Gefahren überſchauend, welche die Feſtſetzung der Franzoſen in einem ſolchen Platze für Deutſchland haben müſſe, ſuchte Graf Trautmannsdorf die franzöſiſchen Geſandten durch die Friedensvermittler zur Billigkeit zu bewegen. Allein nun zeigte ſich die volle Wirkung des Verrathes Maximilians, denn die Mittler erklärten: „jeder Verſuch zur Rettung Breiſachs ſei vergeblich, weil die Franzoſen wüßten, daß die kaiſerlichen Geſandten bereits

10) „Von dieſes Landes Glückſeligkeit, wegen geſunder Lufft und guter Temperatur, Jagdbarkeiten, Eich-Wälder, Mineralien, warmen Bäder und Sauer-Brunnen, zum förderiſten aber Heiliger Orten, Item an Uberfluß und Fruchtbarkeiten aller Sachen, iſt unnöthig ſpecial-Meldung zu thun, weiln bekandt, daß keine Provinz (in ſolcher Größe zu verſtehen) in Deutſchland dieſer gleich, noch eine andere in Europa ſolche übertreffen mag. Und was an fremden Gewächſen, Seyden-Würmen und andern nutzbarlichen Mitteln (ſo per industriam eingeführet worden) in dieſem Lande nicht in Ubung iſt, das kommt nicht aus Mangel des Landes qualität, ſondern der Leute Willen, welche in abundantia rerum erzogen, und weiter nicht begehret haben, ſondern mit den alten Hunnis in den edelſten Ungar-Land davor gehalten, quod ultra Alsatiam non sit vita, aut si, tamen non est ita.

Dahero iſt dieſes Land ſolcher geſtallt erbauet und bewohnet, daß man es ohne beyläufftige Demonſtration nicht wohl glauben kann, inſonderheit, da man den dritten Theil Landes in einem Gebürg gegen den Lotharingiſchen Gräntzen rechnen muß, hat man aber dabey zu wiſſen, daß aus ſolchem Gebürg ein Thal am andern, je zu zwey oder drey Stunden Weges nach der Länge des Landes herunter mit einem flieſſenden Waſſer, eine liebliche planitiem mehrentheils auch mit Wein-Wachs ſowohl als im Land ſelbſten, gegen der Sonnen-Auffgang heraus zeucht, und beneben mit groſſer Viehe-Zucht, Fiſchereyen, Obſt und dergleichen überflüßig verſehen, daß ſolche nicht weniger als das platte Land mit Städten und Dörffern bewohnt ſeyn, ja ſo gar die ſinſtere und dicke Orte, wo gar nichts wachſen kann, von wegen Vielheit der Berg-Wercken, an Kupffer, Silber, Bley und Eiſen, auch Bädern und Heiligen Orten, dahin vor 1200 Jahren ſonderbahrer Heiliger Männer halber, Clöſter-Gebäuen und mit großen Einkommen begabet worden, trefflich bewohnet ſeyn; wie dann ein berühmter Kirchen-Historicus von St. Matern Sancti Petri Apostoli Jüngers Zeiten, ſo der erſte, der in Elſaß geprediget, die Vielheit der Heiligen ſolchergeſtallt beſchreibet, daß Mons Vogesus mit Heiligem Blut alle andere übertreffen thut.

Soviel 1000. Menſchen werden von Herren und Ständen bei den Berg-Wercken in wochentlichem Sold gegen Empfahung der ausgearbeiten Metallen erhalten. Zu geſchweigen der trefflichen Melckereyen, ſo auf den Hoch-Wäldern gezogen werden, und alles ein baar Geld, dergeſtallt, daß man kein Land wird gefunden haben, da bey dem gemeinen Mann mehr Geld geweſen, und über die Commercien, ſo durch die Städte ins Land gezogen, durch die Schweitzer, Schwaben und Lothringen um Wein und Getrayd ins Land gebracht worden, daß durch ſo groſſe Menge des Volcks, Wein und Korn nicht wohl in ſolcher Wohlfeyle, als anders wo ſeyn mögen, und doch an Geld kein Mangel geweſen, ſolches zu kaufen."

(Meiern Tom. III., pag. 24 et 25.)

zur Abtretung von Breiſach ermächtiget ſind [11]). Gleichwohl machte Graf Trautmannsdorf noch verſchiedene Vorſchläge einer billigeren Uebereinkunft: er bot zuerſt Lauffenburg, Rheinfelden, Zabern und Benfelden, doch noch mit einer Einſchränkung, dann Zabern, Benfelden und Philippsburg, endlich die vier erſteren Orte unbedingt; indeſſen alles war umſonſt, die Franzoſen gingen ſtets auf den entſcheidenden Grund zurück, daß Ferdinand III. auch in die Abtretung von Breiſach ſchon gewilliget habe. Auſſer dem Kurfürſten von Baiern kamen nun auch die übrigen Reichsſtände der franzöſiſchen Eroberungsſicht zu Hülfe, indem ſie den Kaiſer durch eine gemeinſame Vorſtellung ausdrücklich erſuchten, wegen Breiſach den Frieden nicht aufzuhalten, auch jene Feſtung ſohin abzutreten.

Von den Schweden und den Franzoſen gedrängt, von dem Kurfürſten Maximilian in Baiern verrathen, von den übrigen Reichsſtänden mit den Bitten um Einigung und Beiſtand gegen die fremden Feinde abgewieſen, blieb jetzt den Botſchaftern Ferdinands III. nichts übrig, als auch die Feſtung Breiſach den Franzoſen zuzugeſtehen. Selbſt hierdurch waren die Begierden Frankreichs noch nicht befriediget; um vielmehr noch feſtern Fuß in Deutſchland zu faſſen, oder neue Eroberungen für die Zukunft vorzubereiten, verlangte jene Macht auch das ewige Beſatzungsrecht von Philippsburg. Bei dieſem Punkt hatten zwar die franzöſiſchen Bevollmächtigten fürſorglich den Auftrag erhalten, im Nothfall nachzugeben; allein der Kurfürſt Maximilian von Baiern ſpielte wiederum den Verräther, indem er den franzöſiſchen Geſandten zu Münſter heimlich vertraute, daß er die Beſatzung Philippsburg's von Seite Frankreichs nicht ſcheue, ſondern im Intereſſe der katholiſchen Religion vielmehr wünſche. D'Avaux und Servien hielten deßhalb mit ihrer Inſtruction ſorgfältig zurück, und erwirkten mit Hülfe der Uneinigkeit der Deutſchen auch in Beziehung auf Philippsburg das gewünſchte Zugeſtändniß.

Jetzt kam die Erledigung der ſchwediſchen Entſchädigungs-Forderung ernſtlich zur Sprache. Kaiſer Ferdinand III. machte in dieſer Beziehung geringere Schwierigkeit; dagegen erhob ſich ein bedeutendes Hinderniß durch den entſchloſſenen Widerſtand des Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Dieſer widerſetzte ſich nämlich der Abtretung Pommerns an Schweden, weil er nähere Anſprüche auf jene Landſchaft habe, und ihrer, wegen der Verbindung Brandenburgs mit dem Meere und Oſtpreußen, durchaus nicht entbehren könne. Es wurden verſchiedene Auswege vorgeſchlagen, z. B. das ſtreitige Gebiet zu theilen, und dem Kurfürſten Hinterpommern zu überlaſſen. Da aber keine Partei auf Stettin verzichten wollte, ſo konnte man ſich auf dieſe Weiſe nicht vereinigen. Auch andere Mittelwege wollten nicht anſchlagen, und die Sache ſchien daher in der Güte nicht zu ordnen zu ſein. Nunmehr vereinigten ſich aber die deutſchen Reichsſtände eben ſo zu Gunſten Schwedens wider Kurbrandenburg, als ſie im franzöſiſchen Intereſſe wider Ferdinand III. ſich verbunden hatten. Das Reichsoberhaupt, welches man bezüglich auf das Elſaß im Stich ließ, erklärte nun ebenfalls, daß man Kurbrandenburg in den Anſprüchen auf Pommern nicht unterſtützen könne. Friedrich Wilhelm, wie früher der Kaiſer, von allen Seiten gedrängt, wurde jetzt ebenfalls gezwungen nachzugeben. Die Schweden ſtanden nun zwar von ihrem Anſpruche auf Schleſien

---

[11]) „Die *Mediatores* meldeten aber dabey alſofort, daß ſie gäntzlich dafür hielten, es werde alle Mühe und Arbeit umſonſt ſeyn, dieweil die Frantzoſen gantz halsſtarrig auf ihrem Proposito mit Breyſach beharreten, und ausdrücklich ſageten, ſie wüſten, daß Ihro Kayſerliche Majeſtät darein willigen würden, und wären ſie überdiß von den Chur-Bayeriſchen Geſandten vertröſtet worden, daß ihr Herr gantz beweglich deſſentwegen an Ihro Kayſerliche Majeſtät geſchrieben hätte, und von ſolcher Intention nicht ausſetzen würden eine Offerte nach der andern thun, und alles vergeben, die Frantzoſen auch eines nach dem andern acceptiren, und ſelbige endlich doch nöthigen, mit Ceſſion die Veſtung Breyſach heraus zu gehen." (Meiern Tom. III., pag. 27.)

ab, erhielten dagegen (28. Januar 1647) Vorpommern, die Inſel Rügen, Stettin, Görz, Damm, Gollnau, die Inſel Wallin, das friſche Haff mit den drei Mündungen, und noch auſſerdem die Erbfolge in Hinterpommern, das an Brandenburg gegeben worden war, bei dem Erlöſchen dieſes Fürſtenhauſes.

Eine ſolche zweifache Verſtümmlung ihres Vaterlandes hatten die deutſchen Reichsſtände nicht bloß bewilliget, ſondern ſogar ſehr eifrig betrieben. Wir geſtehen gerne zu, daß der Friede ein unabweisliches Bedürfniß war, aber er konnte auch bei Bewahrung der Nationalehre erzielt, ja ſogar noch ſchneller herbeigeführt werden, wenn ſich alle deutſchen Stände, nach billiger Vergleichung des Religionshaders, mit den Kaiſer gegen die auswärtigen Feinde verbunden hätten. Eine ſolche Politik überſtieg den damaligen Kreis der Ideen keineswegs, ſondedn wurde vielmehr recht wohl begriffen, ja ſogar den Ständen von Ferdinand III. zu wiederholten Malen auf das dringendſte angerathen. Die Gleichgültigkeit der Fürſten und Reichsräthe gegen die Verſtümmlung des Vaterlandes deutete demnach auf einen tiefen, innern Verfall des deutſchen Volkes, und wie weit es mit ſolchem ſchon gekommen ſei, bewies eine ſeltſame Thatſache in ſchlagender Weiſe:

Da nämlich dem Geſandten der Republik Venedig am weſtphäliſchen Friedens-Congreß der Titel „Excellenz“ gegeben wurde, ſo forderte der Kurfürſt Maximillian von Baiern einen gleichen Titel auch für ſeine Bevollmächtigte; denn es hätte einſt der bairiſche Geſandte auf der Kirchen-Verſammlung zu Trident den Vorrang vor dem venetianiſchen behauptet. Kaum hatten aber die deutſchen Fürſten die Forderung Maximilians erfahren, als ſie ſich derſelben auf das eifrigſte widerſezten. Sie vermutheten nämlich, daß uuter dem Begehren jenes Titels irgend ein Plan zur Erweiterung der kurfürſtlichen Macht verborgen ſei. Als nun die übrigen Wahlfürſten den Titel für ihre Geſandten anſprachen, ſo ging der Streit bald zur wirklichen Leidenſchaft über, und gab ein ſo großes Aergerniß, daß ſich ſogar der Kaiſer einmiſchen mußte. Ferdinand III. ſezte in verſtändiger Weiſe auseinander, wie wenig es der Würde der Fürſten entſpreche, über einen leeren Titel ſo großen Zank zu erheben; doch alle Vernunftgründe blieben vergeblich. Am Ende entzweiten ſich ſogar die Proteſtanten, indem die Fürſten und Kurfürſten dieſes Glaubens-Bekenntnißes auch in Religions-Sachen nicht mehr gemeinſam ſtimmen wollten. Jezt ſtieg die Hitze gegenſeitig auf den höchſten Grad, und nichts vermochte den einen oder den andern Theil der „Excellenz-“ Streiter zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Der Verſtümmlung ihres Vaterlandes ſahen alſo Fürſten und Kurfürſten gleichgültig zu, doch in dem Streit über die „Excellenz“ hätten ſie um nichts in der Welt nachgegeben! Wo ſolche Erſcheinungen auftreten, iſt ein Volk in dem tiefſten Verfalle begriffen, und faſt der Auflöſung nahe!

Während des Jahres 1647 erhob ſich in dem unglücklichen Deutſchland eine lezte patriotiſche Stimme, um das Nationalgefühl anzuregen und auf die Herſtellung der Eintracht hinzuwirken. Es war der edle Waſſenberg, welcher im Kummer über den Verfall des Vaterlandes alſo ſchrieb:

„Mit lauter Stimme rühmen die Franzoſen und Schweden, Deutſchland ſei von ihnen bezwungen, und die durch unſere eigene Hände uns entriſſenen Fahnen zeigt öffentlich Paris und Stockholm. So, thörichte Dienſtleute fremden Ruhmes, zerſtören wir den unſern und unſere Tugend mit unſerem Blute. Könige die ſonſt dem Rufe des Kaiſers Folge leiſten, ſich zur Rechenſchaft ſtellen mußten, entſcheiden mitten in Deutſchland über Deutſchland, berufen Reichstage, ſitzen zu Recht, vermögen mehr als der Kaiſer, und ſind durch unſere Uneinigkeit unſere Herren geworden. Sie rufen und wir erſcheinen, ſie reden und wir horchen ihren Worten wie Orakeln, ſie verſprechen und wir trauen ihren Zuſicherungen als wären ſie gött-

lichen gleich, ſie drohen und wir zittern wie Knechte! Vor uns, über uns verhandeln ſie, in Deutſchland über Deutſchland, und entſcheiden in lezter Stelle, was ſie uns nehmen, was laſſen wollen. Und das heut Beſtimmte wird morgen willkürlich geändert, und wir, im Todeskampfe liegend und den Gott der uns belebte verläugnend, opfern den Götzen anderer Völker alle Freiheit, Ehre, Ruhm, Geiſt und Leben!"

„Wie kann der Einzelne bei ſolcher Lage des Ganzen auf Freiheit rechnen? Unſere Zepter und Adler ſind nicht mehr die unſern, ſondern (das ſagen ſie laut in Worten und Schriften) die Deutſchen Alle, wo und wie ſie ſeien, gehörten ſchlechthin, ganz, unbedingt ihnen!"

„Schon Guſtav Adolph verlangte ſtrenge Unterwerfung, aber er war doch ein König und ein großer König; was aber ſoll man dazu ſagen, daß deutſche Fürſten, Prälaten, Churfürſten, wie Diener einem überſeeiſchen Edelmanne aufwarten, ihm Waſchwaſſer, Mantel, Eſſen reichen, von ihm zurechtgewieſen, ja verachtet werden. Mitten in Deutſchland, das von ſeinem Kaiſer abgewichen, ſchaltet er wie ein Herr, bis die Verheerung, nach welcher der kühne trachtete, ihm ſelbſt zuwieder ward, und er bei Ueberreichung einer Schenkungsurkunde deutſcher Landſchaften an einen deutſchen Fürſten ſagte: ſie bleibe ein Denkmal, daß er von einem ſchwediſchen Edelmanne forderte und dieſer ihm bewilligte, was zu fordern und zu bewilligen thöricht und unbegreiflich erſcheint."

„Wie mit Judasküſſen nahen dieſe unſere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß ſo arge heimtückiſche Feinde uns erretten, daß ſie, die das herrlichſte aller Reiche mit allen Kräften und Mitteln aufzulöſen ſuchten, es heilend herſtellen werden. Sie wollen uns vom Kaiſer, den Kaiſer von uns trennen, reichen uns in geſchmückten Bechern gar mannichfaches, ſüßes, langſames Gift, und erwecken uns mehr als einen Maſſiniſſa, durch welche ſie das ganze Reich zulezt in ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Nordſee und Oſtſee her erſpähen ſie auf ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der da entſteht oder von ihnen herbeigeführt wird, und ſind (wie einſt die Römer in Hellas) erſt freundliche Zuredner, dann Rathgeber, dann Schiedsrichter, endlich Herren!"

„O Deutſchland erwache, gedenke deiner ſelbſt, erſtehe von dieſem tödtlichen Kampfe! Das Reich kann nur durch das Reich, Deutſchland durch Deutſchland wiedergeboren werden, und durch die Sonne der göttlichen Gnade wie ein Phönix aus der Aſche ſeines eigenen Leibes hervorgehen. Nicht Katholiken oder Unkatholiken, nicht Röhmiſche oder Lutheriſche (Namen, den argliſtigen Feinden willkommen) ſollen uns davon abhalten; ſondern als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müſſen ſich alle Deutſche in Liebe umfaſſen, und mit allen Kräften und Tugenden heldenmüthig jenem großen Ziele nachſtreben. Das Vaterland ſchüzen, vertheidigen, erhalten, dazu iſt Jeder, dazu ſind Alle verbunden. Aber nach beiden Seiten zu hinken, bald nach Paris, bald nach Stockholm zu blicken, Landſchaften hingeben und Freiheit erkaufen wollen — bei Gott, das iſt und war nie deutſch! — Von dem Augenblicke an, wo wir das Rechte wollen und wagen, verſchwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; endloſen Kriegsleuten wird ein ruhmvoller Friede folgen, und ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das zweite mit Oelzweigen bekränzt werden!"

Auch dieſe Stimme ſchallte jedoch ohne Wiederhall wie in einer Wüſte, der Geiſt der Deutſchen war öde, und einer patriotiſchen Erhebung nicht mehr fähig. Es blieb bei der Verſtümmlung unſres Vaterlandes, ja es beſchloſſen die Fremden, unter wieder angefachten innern Krämpfen, auch das Mark der Nation noch mehr zu erſchöpfen. Nachdem den Schweden nämlich ihre unmäßige Forderung von Länderbeſitz bewilligt worden war, verlangten ſie einige Monate ſpäter (Juni 1647) auch noch eine Geld-Ent-

ſchädigung für ihre Soldaten, und zwar nicht mehr, als zwanzig Millionen Thaler. Mit einer ſolchen Summe hätte man ſchon bei einer geringen Einigung der Deutſchen ſowohl die Schweden, als die Franzoſen hinausſchlagen und die Integrität des Vaterlandes behaupten können. Von katholiſcher Seite gab man auch wirklich dieſen Rath, leider aber wiederum vergeblich. Die Reichsſtände beſchloſſen vielmehr, ſich auf das Markten zu verlegen, und von der unverſchämten Forderung der Schweden nur ſoviel, als möglich, herunter zu handeln. Es hcb nun eine widerwärtige Schacherei an, indem die Stände erſt zwei, dann drei und endlich vier Millionen Reichs- oder rheiniſche Gulden anboten, Orenſtierna dagegen von zwanzig Millionen ſogleich auf acht, dann auf ſieben und endlich auf fünf Millionen Thaler herabging. Auf die leztere Summe wurde die Entſchädigung des ſchwediſchen Heeres endlich feſtgeſezt, obgleich dasſelbe durch die Erpreſſungen in Deutſchland ſchon bedeutend ſich bereichert hatte. Nach einem Kriege, wie der 30jährige, auch im Friedensſchluß der erſchöpften Nation nur für die feindlichen Soldaten noch fünf Millionen Thaler abzudringen, war äußerſt hart, und vermehrte das allgemeine Elend weſentlich!

Sechszigſtes Hauptſtück.

Abſchluß des Friedens. Inhalt desſelben.

(1648.)

Durch die Erledigung der ſchwediſchen und franzöſiſchen Entſchädigungs-Forderungen waren allerdings ſehr wichtige Punkte des Friedenswerkes bereiniget worden; gleichwohl blieben noch große Streitfragen zurück. Nicht genug, daß einzelne Reichſtände für die abgetretenen Länder an Schweden und Frankreich, oder aus einem andern Grunde Schadloshaltung begehrten, hatte man in dem Religionszwiſt, der doch allein den Krieg entzündete, noch zu keiner Einigung gelangen können. In Anſehung der Glaubensſache ergaben ſich zuerſt Schwierigkeiten unter den Proteſtanten ſelbſt, indem jezt auch die Reformirten das Recht in Anſpruch nahmen, den Unterthanen die Religion des Fürſten aufzudringen. Da inzwiſchen auch Landesherren die reformirte Confeſſion (Zwingliſch-Calviniſche im Gegenſatz der Lutheriſchen) angenommen hatten, ſo ſtand bei Einräumung jenes Rechts zu befürchten, daß die Lutheraner aus ganzen Provinzen vertrieben werden möchten. Solche Beſorgniß ward um ſo größer, als insbeſondere der Kurfürſt von Brandenburg ſehr hartnäckig auf die Bewilligung der beſagten Befugniß drang, welche man das Reformations-Recht zu nennen pflegte. Die Lutheraner widerſezten ſich daher mit Nachdruck, und erklärten, daß ſie lieber das Aeußerſte wagen, als ihre Glaubens-Verwandten in der Mark und in Pommern aufgeben würden. Endlich verglich man ſich in der Art, daß der Kurfürſt von Brandenburg ſeine eigene Confeſſion in ſeinen Ländern einführen, die Lutheriſche hingegen nicht verfolgen dürfe.

Nun beſchloß man, auch die Erledigung der Beſchwerden zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken alles Ernſtes zu betreiben. Die vorzüglichſten Schwierigkeiten lagen in der Frage über die Zuſammenſetzung der Reichsgerichte, und über die Gewiſſens-Freiheit der Unterthanen, welche die Confeſſion ihres Landesherrn nicht theilten. In erſterer Beziehung beſorgten die Proteſtanten eine Verfolgung ihres Glaubens, wenn die Mitglieder des Kammergerichts und Reichshofraths nur Katholiken ſeien, und in der zweiten Hinſicht würde die Verweigerung einer freien Wahl der Religion alles bisher Verglichene wieder in Streit gezogen haben. So einfach nun die Löſung beider Fragen auch zu ſein ſchien, ſo erhoben ſich dennoch ſelbſt am Ende der Friedens-Unterhandlungen noch die größten Schwierigkeiten hierüber. Es ſchien faſt ein neuer Bruch unvermeidlich zu ſein, als mit einem Mal der Kurfürſt von Sachſen energiſch durchgriff.

Der Druck der Schweden gegen die deutſchen Katholiken war ſo groß, daß ſich verſchiedene deutſche Gebietstheile, unter Lostrennung von ihrem Mutterland, an Frankreich zu ergeben drohten. Wohin ſoll das führen, ſprach der Churfürſt von Sachſen, ſoll ganz Deutſchland zertrümmert und aufgelöst werden? [1]) Sein Verfahren wurde nun ächt patriotiſch, edel und ruhmwürdig.

Von dem Grundſatz ausgehend, daß man gegenſeitig Billigkeit gewähren müße, nahm er ſich bei übertriebenen Forderungen der Proteſtanten auf eine rühmliche Weiſe der Katholiken an, und erklärte, daß man die leztern zu Bewilligungen, welche ſie für Verletzungen ihres Gewiſſens hielten, nicht mit Gewalt zwingen könne. Da er zugleich den feſten Vorſatz durchblicken ließ, im Nothfall mit dem Kaiſer ſich zu verbinden, ſo machte ſeine Feſtigkeit Eindruck, und man nahm auch von proteſtantiſcher Seite mit Ernſt verſöhnliche Geſinnungen an. Am 18. Februar 1648 vereinigte man ſich denn zuvörderſt über die Beſezzung des Kammergerichts dahin, daß:

1) dieſer Gerichtshof aus einem Kammerrichter, vier Präſidenten und fünfzig Beiſitzern beſtehen ſoll,

2) zwei Vorſitzer und vierundzwanzig Aſſeſſoren Proteſtanten ſein müſſen,

3) in Streitigkeiten zwiſchen zwei Religions-Verwandten die Entſcheidung durch einen beſondern Senat zu fällen ſei, welcher zur Hälfte aus katholiſchen, und zur andern Hälfte aus proteſtantiſchen Aſſeſſoren gebildet wird.

Bald nachher wurde auch der Streit über die Gewiſſens-Freiheit in der Art verglichen:

daß die Unterthanen katholiſcher Reichsſtände, welche im Jahr 1624 durch Vertrag, Conceſſion, Verjährung oder Obſervanz öffentlich oder privatim die Augsburger Confeſſion ausgeübt haben, auf ewige Zeiten in der freien Uebung dieſes Glaubens geſchüzt werden ſollen.

Den Proteſtanten in den kaiſerlichen Erblanden wurde zwar die Religionsfreiheit fortwährend ver-

---

[1]) „Wegen der Stadt Aach kommt uns Nachricht, wo man ſie allzu hart bringen wollte, ſie zu deſſen Abtreibung, in franzöſiſchen Schutz treten dörffte. Sollte dann Frankreich dieſes uralten kaiſerlichen Stuhls mächtig werden, die katholiſchen Kurfürſten, ehe ſie ſich gänzlich von den Schwediſchen bemächtigen oder niederdrücken ließen, ſich gleicher Geſtalt an Frankreich geben; ſo will uns gebühren, die Augen aufzuthun, unſere ſelbſt eigene churfürſtliche Hoheit wohl wahrzunehmen; dieſes was nächſt göttlichen Beiſtand zu derſelben Erhaltung nunmehr dienlich, ehe alle Gelegenheit vorbeiſtreichet, und wir dem überwindenden Theil zu Raub und Spott werden ſollten, zu ergreiffen, und das widrige nach beſten Kräften unverſäumt abzulehnen: welches nunmehr anders nicht erfolgen kann, denn daß wir denen nicht beipflichten, welche vermittelſt der Schweden Zuthat, die katholiſchen Stände zu endlicher Annehmung ſolchen auswärtigen Schutzes veranlaſſen, und des Reiches gängliche Umſtürzung, über unſer ſo vielmals gethane treuherzige Abmahnung, zu verurſachen nicht aufhören wollen.“

weigert; allein man wollte wegen dieſes Punktes den Frieden nicht aufhalten, alſo hierin den Kaiſer gewähren laſſen.

Nach Vereinigung der Hauptſachen ging man jetzt an die Erledigung einiger untergeordneten Streitpunkte, namentlich die Wiedereinſetzung des kurpfälziſchen Hauſes, ſowie die Entſchädigung der Landgräfin von Heſſen-Kaſſel und des Kurfürſten von Brandenburg wegen Abtretung von Vorpommern an die Schweden. Als auch dieſe Angelegenheiten geordnet, und zugleich der Friede zwiſchen Spanien und den Niederlanden geſchloſſen war, entſtanden noch Schwierigkeiten über die reichsunmittelbaren Herren und Städte im Elſaß, welche nach ihren Verfaſſungs-Rechten keinem Landesherrn, alſo auch nicht dem König von Frankreich unterworfen werden könnten. Man einigte ſich aber auch hierüber, indem jenen Ständen ihre Reichsfreiheit verbürgt wurde.

Schlüßlich wollte man dem verſtümmelten und ausgebeuteten Deutſchland noch dadurch einen empfindlichen Stoß verſetzen:

daß die thatſächliche Lostrennung der Niederlande und der Schweiz vom deutſchen Mutterſtamme auch durch Staatsverträge geheiliget werde.

Solcher Antrag wurde denn geſtellt, und in dem Jammer der Zeit ebenfalls durchgeſezt. Nachdem endlich auch die Stellung des Reichs zu Frankreich bei einem Kriege der leztern Macht mit Spanien zur Sprache gebracht und vertragsmäßig geordnet war, wurden die Friedens-Urkunden am 24. Oktober 1648 unterzeichnet. Man hatte zwei Urkunden ausgefertiget, die eine über den Frieden zwiſchen dem Kaiſer einerſeits und der Krone Schweden ſowie den deutſchen Reichsſtänden andrerſeits, und die andere zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Die erſtere, welche auch die innern Angelegenheiten Deutſchlands berührt, heißt man gewöhnlich das ſchwediſche, und die andere das franzöſiſche Friedens-Inſtrument. Jenes hatte nun im Weſentlichen folgenden Inhalt:

Der erſte Artikel beſagt, daß zwiſchen den ſtreitenden Theilen ein ewiger Friede und aufrichtige Freundſchaft beſtehen ſoll (Pax sit Christiana universalis, perpetua, veraque et sincera amicitia.)

Im zweiten wird allgemeine Vergeſſenheit des Vorgegangenen (Amneſtie) angeordnet, und

im dritten dieſe Vorſchrift dahin näher erläutert, daß alle Reichsſtände und unmittelbaren Reichsritter ſowie die Lehensleute und Unterthanen beider in die Güter oder Rechte wieder eingeſezt werden ſollen, welche ſie aus Veranlaſſung der böhmiſchen Unruhen und des Religionskrieges überhaupt verloren haben.

Der vierte Artikel meldet, daß aus dem vorhergehenden Satz die Wiedereinſetzung eines jeden Beſchädigten freilich von ſelbſt folge, daß man aber Einiger, wegen der Wichtigkeit der Sache, beſonders gedenken wolle. Es wird daher beſtimmt:

daß diejenige kurfürſtliche Würde, welche das pfälziſche Haus bisher beſeſſen habe, mit allen Regalien, Ehren, Auszeichnungen und Rechten, dann auch die ganze Oberpfalz mit der Grafſchaft Cham dem Kurfürſten Maximilian von Baiern verbleiben; dagegen zu Gunſten des rheinpfälziſchen Kurhauſes eine achte Kur errichtet und dem Herrn Karl Ludwig, dem Sohne des vertriebenen Friedrichs V., zugleich die untere Pfalz nebſt allen geiſtlichen und weltlichen Gütern zurückgegeben werde. Bei dem Ausſterben der bairiſch-wilhelminiſchen Linie ſoll die Kurwürde derſelben und die geſammte Oberpfalz an das rheinpfälziſche Haus zurückfallen, und zugleich die errichtete achte Kurwürde wieder eingezogen werden. Der verwittweten Mutter des Herrn Karl Ludwigs läßt der Kaiſer 20,000 Thaler und einer jeden Schweſter deſſelben zur Ausſteuer 10,000 Thaler auszahlen. Den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, welche

im Beſitze von Kirchen waren, unter ihnen insbeſondere den Bürgern von Oppenheim, wird der Beſitzſtand des Jahres 1624 verbürgt; auch Anderen, welche es wünſchen, die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes verſtattet.

Hierauf folgen Beſtimmungen über die Wiedereinſetzung oder Entſchädigung der Rheingrafen, der Häuſer Wirtemberg und Baden, des Herzogs von Croi, ſowie verſchiedener anderer Grafen und Herren.

In Betreff der vertriebenen oder ausgewanderten Erblehensleute und Unterthanen des Kaiſers und des Hauſes Oeſtreich wurde verordnet, daß denſelben freie Rückkehr verſtattet ſei, dieſſelben aber den Landesgeſetzen ſich unterwerfen müßten. Für die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter hätten ſich die ſchwediſchen Bevollmächtigten am Friedenscongreß zwar vielfältig verwendet; da aber der Kaiſer in dieſem Punkte ſich nichts vorſchreiben laſſen wollte, und deßhalb der Krieg nicht fortgeſetzt werden könne, ſollen jene Güter den neuen Beſitzern verbleiben. Dagegen erhalten die öſtreichiſchen Erblehensleute und Unterthanen diejenigen Güter zurück, welche ihnen deßwegen entzogen wurden, weil ſie für die Schweden und Franzoſen gegen das Haus Oeſtreich die Waffen ergriffen haben.

Der fünfte Artikel enthält den endlichen Vergleich über die Religionsſtreitigkeiten.

Zuerſt werden die Uebereinkunft zu Paſſau von 1554 und der darauf folgende Religionsfriede von 1555 beſtätiget, auch die Beſtimmungen, über welche man ſich gegenwärtig zur Beilegung der ſpäteren Streitigkeiten vereiniget habe, auf ewige Zeiten für unverbrüchliches Geſetz erklärt. Dann folgen dieſe Beſtimmungen ſelbſt.

Der Tag, welcher über die Wiedereinſetzung in Kirchenſachen und die hieraus entſprungenen politiſchen Neuerungen entſcheiden ſoll, iſt der erſte Januar 1624. Hiernach ſollen Kurfürſten und Reichsſtände beider Confeſſionen, mit Einſchluß der unmittelbaren Ritterſchaft, rein und vollſtändig, alſo mittelſt Aufhebung aller entgegengeſetzten Urtheile und Verordnungen, in den vorigen Stand eingeſetzt werden.

Die Städte Augsburg, Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg empfangen die Güter, Rechte und die Ausübung des Cultus zurück, wie ſie ſolche am genannten Tage und Jahre beſeſſen haben. Was dagegen den Rath und andere öffentliche Aemter betrifft, ſollen dieſe von beiden Religions-Bekenntnißen in gleicher Anzahl beſezt, alſo die eine Hälfte der Stellen an Katholiken, die andere hingegen an Proteſtanten vergeben werden. In Beziehung auf die Stadt Augsburg wird beſonders verordnet, daß aus den Patriciern ſieben Rathsherren des engern Ausſchuſſes, und aus dieſen zwei Stadt-Vorſteher (Reipublicae præsides) „Pfleger“ genannt, erwählt werden, wovon der eine ein Katholik und der andere ein Proteſtant ſein müſſe. Von den übrigen fünf Rathsherren des engern Ausſchuſſes ſollen drei Katholiken, und zwei Proteſtanten ſein, alle übrigen Rathsherrenſtellen hingegen gleichheitlich von beiden Confeſſions-Verwandten beſezt werden. Alle Aemter, welche der Natur der Sache nach nur von einem Einzelnen verwaltet werden können, ſollen nach einer feſtzuſetzenden Reihenfolge zwiſchen beiden Religions-Theilen wechſeln.

In Dinkelsbühl, Biberach und Ravensburg werden zwei Bürgermeiſter erwählt, wovon einer der katholiſchen, und der andere der evangeliſchen Confeſſion angehört. Die vier Räthe des engern Ausſchußes ſollen halb aus der einen, und halb aus der andern Religionspartei erwählt, und ein Gleiches rückſichtlich der Rathsherren und ſtädtiſchen Richter beobachtet werden. Anbelangend hingegen den vorſitzenden Stadtrichter, den Syndikus und die Sekretaire, ſo ſoll bei jedem Erledigungs-Fall einem Katholiken ein Proteſtant folgen, und umgekehrt.

Wenn die Stadt Donauwörth auf dem nächſten Reichstag wieder in ihre Unmittelbarkeit eingeſezt

wird, ſo ſoll ſie mit den übrigen Reichsſtädten in Kirchen- und Staatsſachen gleiche Rechte genießen.

Anbelangend die Religions-Freiheit ſelbſt, ſo wurde feſtgeſezt, daß, ungeachtet des Reformations-rechts, welches den Landesherren nach der bisherigen Uebung zuſtand, gleichwohl alle Unterthanen katholiſcher Reichsſtände in der freien Ausübung des Augsburger Glaubens-Bekenntniſſes geſchüzt werden ſollen, wenn ſie zu irgend einer Zeit des Jahres 1624 öffentlich, oder im Stillen (privatim), jenen Cultus ausgeübt haben. Diejenigen proteſtantiſchen Unterthanen katholiſcher Reichsſtände hingegen, welche im Jahre 1624 weder öffentlich, noch im Stillen die Ausübung des evangeliſchen Cultus beſeſſen haben, ſollen friedlich geduldet werden, und in ihren Häuſern zur Abhaltung ihres Gottesdienſtes berechtiget ſein, auch ungehindert dem öffentlichen Cultus ihrer Confeſſion in der Nachbarſchaft beiwohnen dürfen.

Kein Unterthan ſoll wegen ſeiner Religion verachtet, oder von den Kaufmannsgilden, Kunſtſtätten, Zünften, Erbſchaften, Spitälern, milden Stiftungen oder irgend einem andern Rechte ausgeſchloſſen werden! [2])

Keine der beiden Confeſſionen ſoll ihre Macht oder Mehrheit zur Unterdrückung der andern anwenden.

Die proteſtantiſchen Fürſten in Schleſien, nämlich die Herzöge in Brieg, Liegnitz, Münſterberg und Oels, nicht minder die Stadt Breslau, werden in der freien Ausübung des Gottesdienſtes nach dem Augsburger Glaubens-Bekenntniß geſchüzt. Was die Grafen und Herren in Schleſien anbetrifft, welche unmittelbar der königlichen Kammer unterworfen ſind, ſowie jene in Niederöſtreich, ſo ſollen ſie weder zur Auswanderung gezwungen, noch an dem Beſuch des evangeliſchen Gottesdienſtes in benachbarten Orten gehindert werden. Auch erlaubt der Kaiſer die Erbauung von drei neuen proteſtantiſchen Kirchen in Schleſien, und zwar zu Schweidnitz, Jauer und Glogau.

Den Geiſtlichen beider Glaubensbekenntniſſe wird ſtrenge verboten, durch Predigten, Lehrvorträge, Disputationen oder Schriften, die Gültigkeit des Paſſauer Vergleichs, des Religionsfriedens oder des gegenwärtigen Friedensſchluſſes zu beſtreiten oder zweifelhaft zu machen.

Bei den Verſammlungen der ordentlichen Reichs-Deputationen ſoll ſtets die Anzahl der Katholiken und Proteſtanten gleich ſein. Wenn die zu erledigenden Geſchäfte bloß die Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten betreffen, ſo werden ausſchließend Proteſtanten, und wo ſie nur die Gläubigen der alten Kirche angehen, nur Katholiken beigezogen. Beziehen ſich die Verhandlungen auf beide Confeſſionen, ſo werden die Verſammlungen zur Hälfte aus Katholiken und zur andern aus Proteſtanten gebildet.

In den Religionsſachen und in allen Geſchäften, wo die **Reichsſtände als Eine Körperſchaft nicht mehr angeſehen werden können**, ſollen die Streitigkeiten nicht durch Stimmenmehrheit entſchieden, ſondern nur durch einen gütlichen Vergleich beigelegt werden [3]).

---

[2]) *Sive autem catholici, sive Augustanæ confessionis fuerint subditi, nullibi ob religionem despicatui habeantur, nec a mercatorum, opificum, aut tribuum communione, hæreditatibus, legatis, hospitalibus, leprosoriis, eleemosynis, aliisve juribus aut commerciis, multo minus publicis cœmiteriis, honoreve sepulturæ arceantur, aut quicquam pro exhibitione funeris a superstitibus exigatur, præter cujusque parochialis ecclesiæ jura, pro demortuis pendi solita, sed in his et similibus pari cum concivibus jure habeantur, æquali justitia protectioneque tuti.*

[3]) *In causis religionis omnibusque aliis negotiis, ubi status tanquam unum corpus considerari nequeunt ut etiam Catholicis et augustanæ confessionis statibus in duas partes euntibus, sola amicabilis compositio lites dirimat, non attenta votorum pluralitate. Quod vero ad pluralitatem votorum in materia collectarum attinet, cum res hæc in præsenti congressu decidi non potuerit, ad proxima comitia remissa esto.*

In Anſehung der unmittelbaren geiſtlichen Güter, es mögen dieſelben Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen oder Abteien ſein, wurde feſtgeſetzt, daß diejenigen, welche ſie am 1. Januar 1624 beſeſſen haben, ſeien ſie nun katholiſche oder proteſtantiſche Reichs-Stände, auch in Zukunft in den Beſitz derſelben geſetzt werden, oder darin verbleiben ſollen.

Dem Kaiſer ſoll das Recht der erſten Bitte, wo er es hergebracht, zuſtehen.

Dagegen werden die Annaten, die Pallien-Rechte, die Papſt-Monate und andere Gerechtſame der Art in Beziehung auf die Proteſtanten aufgehoben.

Den erwählten evangeliſchen Biſchöfen und Prälaten ſoll, nachdem ſie dem Kaiſer innerhalb Jahresfriſt Treue geſchworen, von dieſem die Inveſtitur ohne Weigerung ertheilt werden.

Das Kammergericht ſoll aus dem Kammerrichter, vier Präſidenten, und 50 Beiſitzern beſtehen. Von den Präſidenten ſollen zwei katholiſch und zwei proteſtantiſch, von den Aſſeßoren dagegen 26 katholiſch, und 24 evangeliſch ſein [4]).

Bei allen Streitigkeiten zweier verſchiedener Confeſſionsverwandten ſollen die erkennenden Richter d. h. die Beiſitzer, zur Hälfte Katholiken und zur Hälfte Proteſtanten ſein. Ein gleiches gilt für den Reichshofrath, bei welchem übrigens auch die Proceß-Ordnung des Kammergerichts beobachtet werden ſoll. Die Unterſuchung (Viſitation) des Reichshofrathes gebührt dem Kurfürſten von Mainz, als des Reiches Kanzler. Wenn die Beiſitzer des Kammergerichts über die Reichsſatzungen in der Art verſchiedener Meinung ſind, daß der Gegenſatz zwiſchen den beiderſeitigen Religionsverwandten ſich äußert, die Katholiken ſohin anders ſtimmen, als die Evangeliſchen, ſo ſoll die Sache an den Reichstag gebracht werden.

Der ſechſte Artikel des weſtphäliſchen Friedens betrifft die Rechtsverhältniſſe der Stadt Baſel und der Schweiz, und geſteht ſowohl jener Stadt, als den übrigen ſchweizeriſchen Kantonen, die thatſächliche Ausſcheidung aus dem Reichsverband auch ſtaatsrechlich zu [5]).

---

[4]) Unter den Proteſtanten ſelbſt war die Ernennung der Kammerrichter auf folgende Weiſe vertheilt:

Assessores Augustanæ confessionis præsententur;

ab

Electore Saxonico) Brandenburgico) Palatino)	6.)	
Circulo Superioris Saxoniae	4.)	1. alternando per hos
Inferioris Saxoniae	4.)	duos Circulos.
Circuli Franconici Statibus.		
Augustanae Confessionis	2.)	
Suevici	2.)	1. alternando per hos
Superioris Rhenani	2.)	quatuor Circulos.
Westphalici	2.)	

Et quamvis sub schemate nulla fiat mentio Statuum Imperii Augustanae Confessionis, qui sub Circulo Bavarico comprehenduntur, nihil tamen ex eo ipsis praejudicetur, sed salva maneant horum jura, privilegia et libertates.

[5]) *Cum item Cæsarea Majestas ad querelas nomine Civitatis Basileensis et universæ Helvetiæ, coram ipsius plenipotentiariis ad præsentes congressus deputatis propositas super nonnullis processibus et mandatis executivis, a camera imperiali contra dictam civitatem, aliosque Helvetiorum unitos Cantones, eorumque cives et subditos emanatis, requisita ordinum imperii sententia et consilio, singulari decreto die 14. mensis Maji anno proxime præterito declaraverit, prædictam civitatem Basileam, cæterosque Helveti-*

Im ſiebenten Artikel werden alle Bewilligungen des Friedensſchluſſes ausdrücklich auf denjenigen Theil der Evangeliſchen ausgedehnt, welche man die „Reformirten“ zu nennen pflegt.

Wenn ein evangeliſcher Landesherr zum reformirten Glaubens-Bekenntniß übergeht, oder ein reformirter Fürſt lutheriſche Länder durch Erbrecht oder in Folge des gegenwärtigen Friedensſchlußes erlangt, ſo ſteht ihm frei, reformirte Hofprediger, ohne Belaſtung ſeiner Unterthanen, bei ſich zu haben. Dagegen iſt er nicht befugt, den öffentlichen Gottesdienſt der Lutheriſchen oder deren Kirchengeſetze zu ändern Eben ſo wenig darf er Kirchen, Schulen, Spitäler, Stipendien, Penſionen oder andere Stiftungen den Lutheranern abnehmen und den Reformirten zuwenden. Wenn aber eine Gemeinde aus eigener freier Wahl die reformirte Confeſſion annehmen will, ſo iſt ihr ſolches, auf ihre Koſten und ohne Beeinträchtigung der andern, wohl verſtattet.

Dagegen betrifft der achte Artikel die inneren ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Reichs.

Den Reichsſtänden wird der ungeſtörte Genuß aller hergebrachten Rechte, namentlich der vollen Landeshoheit, verbürgt. Sie ſollen in allen Geſetzgebungs-Gegenſtänden, in den Fragen über Krieg und Frieden, Steuer-Erhebungen, Einquartierungen und Feſtungsbauten auf landesherrlichem Gebiet eine entſcheidende Stimme führen. Außerdem ſoll ihnen das Recht zuſtehen: Zu ihrer Erhaltung und Sicherheit mit auswärtigen Mächten Bündniſſe einzugehen, doch mit dem Vorbehalt, daß ſolche Bündniſſe nicht gegen den Kaiſer und das Reich gerichtet werden [6]).

Sowohl bei den allgemeinen, als den beſonderen Verſammlungen der Stände ſteht den freien Reichsſtädten eine entſcheidende Stimme zu. Dieſelben ſollen ferner in dem ungeſtörten Genuß ihrer Hoheitsgefälle (Regalien), Zölle und aller andern Einkünfte verbleiben, auch gewiſſenhaft im Beſitze ihrer Freiheiten und Rechte geſchützt werden.

Binnen ſechs Monaten vom Tage der Ratification des Friedensſchluſſes an, ſoll ein Reichstag gehalten werden, und in Zukunft ſo oft, als die öffentliche Wohlfart es erheiſchen wird. Auf der nächſten Verſammlung der Stände ſollen die Gebrechen der früheren Reichstäge verbeſſert, über die Wahl des römiſchen Königs, eine bleibende Wahlcapitulation, die Achterklärungen gegen Reichsſtände, die Ergänzung der Kreiſe, die Erneuerung der Reichsmatrikel, endlich über die Verbeſſerung der Rechtspflege und des Sportelweſens bei dem Kammergericht, ſowie über die Herſtellung ordentlicher Reichsdeputationen Vorſchriften gegeben werden.

Während der neunte Artikel zur Beförderung des Handels verſchiedene widerrechtliche Zölle abſchafft, beſtimmt

Der zehnte Artikel die ſogenannte Entſchädigung oder Genugthuung der Krone Schweden. Der Kaiſer tritt mit Zuſtimmung der Reichsſtände an Schweden ab: Ganz Vorpommern mit der Inſel Rügen, und noch außerdem Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Inſel Wollin mit dem friſchen Haff und ſeinen drei

---

orum Cantones in possessione vel quasi plenæ libertatis et exemptionis ab imperio esse, ac nullatenus ejusdem imperii dicasteriis et judiciis subjectos, placuit hoc idem publicæ huic pacificationis conventioni inserere, ratumque et firmum manere, atque idcirco ejusmodi processus una cum arrestis eorum occasione quandocunque decretis prorsus cassos et irritos esse debere.

[6]) *Cum primis vero jus faciendi inter se et cum exteris fœdera, pro sua cujusque conservatione ac securitate singulis statibus perpetuo liberum esto, ita tamen, ne ejusmodi fœdera sint contra imperatorem et imperium pacemque ejus publicam, vel hanc inprimis transactionem, fiantque salvo per omnia juramento, quo quisque imperatori et imperio obstrictus est.*

Mündungen Pein, Swine und Dievenauw: er tritt ab Wismar mit Walfiſch, Pöl und Neuenkloſter, endlich die Stifte Bremen und Verden, ſammt der Stadt Wilshuſen [7]).

Im eilften Artikel werden dem Kurfürſten von Brandenburg als Entſchädigung überwieſen: die Stifte Halberſtadt und Minden, Camin und Magdeburg, letzteres aber erſt nach dem Tode des ſächſiſchen Herzogs Auguſt, und mit Ausnahme der Aemter Querfurt, Jüterbok, Damm und Burg, welche bei Churſachſen bleiben. Dagegen überläßt

Der zwölfte Artikel zur Entſchädigung für Wismar dem Herzog von Meklenburg die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Hiernächſt verleiht

Der dreizehnte Artikel den Herzögen von Braunſchweig die Erbfolge in das Stift Osnabrück, und

Der vierzehnte Artikel dem Markgrafen Chriſtian Wilhelm von Brandenburg einen jährlichen Gehalt von 12,000 Thalern, nebſt Zina und Loburg auf Lebenszeit.

Der fünfzehnte Artikel beſtimmt die Entſchädigung von Heſſen-Caſſel. An die Landgräfin Amalie Eliſabeth und deren Sohn werden überwieſen: die Abtei Hirſchfeld und die Aemter Schaumburg, Bückeburg, Sachſenhagen und Stadthagen. Außerdem wird an Heſſen-Caſſel die Summe von 600,000 Thalern bezahlt.

Im ſechszehnten Artikel wird verordnet, daß unmittelbar nach der Unterzeichnung und Beſiegelung des gegenwärtigen Friedens-Schluſſes, alle Feindſeligkeiten aufhören ſollen. Alsdann folgen die Vorſchriften für die Vollziehung des Friedens-Vertrages.

Der Kaiſer wird Verordnungen (edicta) durch das geſammte Reich ergehen laſſen, daß diejenigen, welche nach dem Friedensſchluß etwas zurückzugeben oder zu leiſten haben, ſolche Verbindlichkeit in der Zwiſchenzeit von dem Abſchluß bis zur Ratification des Friedens unweigerlich erfüllen. Zugleich wird den ausſchreibenden Fürſten und den Kreisoberſten der gemeſſene Befehl ertheilt werden, zur Vollziehung jener Verordnung ihre geſammte Amtsgewalt aufzuwenden. Wo ein ausſchreibender Fürſt oder Kreisoberſter ſelbſt etwas zurückzugeben oder zu leiſten hätte, ſoll er durch die gleiche Behörde eines benachbarten Kreiſes dazu angehalten werden.

Sollte hingegen die Ernennung beſonderer kaiſerlicher Commiſſarien zur Beförderung des Entſchädigungs-Werkes als nützlicher erſcheinen, ſo ſollen auch ſolche erwählt werden, und zwar in der Art, daß beide Theile, der herauszugeben und der zu empfangen hat, einige Mittler vorſchlagen. Aus dieſen er-

---

[7]) *Primo totam Pomeraniam citeriorem, vulgo* Vorpommern *dictam, una cum insula Rugia, iis finibus contentas, quibus sub ultimis Pomeraniæ ducibus descriptæ fuerant; adhæc e Pomerania ulteriori Stetinum Gartz, Dam, Golnau et Insulam Wollin, una cum interlabente Odera et Mari vulgo* das friſche Haff *vocato, suisque tribus ostiis,* Pein, Swine *et* Diewenau, *atque adjacente utrinque terra ab initio territorii Regii usque in mare Balticum, ea latitudine litteris Orientalis, de qua inter Regios et Electorales Commissarios circa exactiorem limitum et cæterorum minutiorum definitionem, amicabiliter convenietur.*

Secundo, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam Serenissimæ Reginæ, ejusque Hæredibus ac Successoribus Regibus, Regnoque Sueciæ, in perpetuum et immediatum Imperii Feudum, Civitatem portumque Wismariensem, una cum Fortalitio Walfiſch *et Præfecturis Poël, (exceptis pagis,* Seheborff, Weitendorff, Brandenhuſen *et* Wangern, *ad hospitale S. Spiritus in urbe Lubeca pertinentibus) et* Newencloſter.

Tertio, Imperator de consensu totius Imperii concedit etiam vigore præsentis Transactionis Serenissimæ Reginæ ejusque Hæredibus ac Successioribus Regibus, Regnoque Sueciæ, Archi-Episcopatum Bremensem et Episcopatum Verdensem, cum Oppido et Præfectura Wilshusen.

nennt der Kaiſer zwei Commiſſarien, indem er aus den Kandidaten, die jeder Theil vorſchlug, einen auswählt. Dabei wird darauf geſehen, daß ſowohl die beiden Confeſſionen in gleicher Anzahl vertreten, als aus den Mittlern, die beide Theile in Vorſchlag bringen, immer gleich viele Kommiſſarien ernannt werden. Wenn ein Theil die Benennung von Kandidaten zu den Vollzugs-Kommiſſarien verweigert oder verſäumt, ſo wählt ſie der Kaiſer, doch mit ſteter Rückſicht auf gleiche Anzahl beider Confeſſions-Verwandten.

Die Gefangenen der kriegführenden Theile werden nach der Verkündung des Friedensſchluſſes ſogleich in Freiheit geſetzt.

Die Berichtigung der Entſchädigung für das ſchwediſche Heer von fünf Millionen Thalern wird auf nachſtehende Reichskreiſe ausgeſchlagen:

1) Den churpfälziſch-rheiniſchen (Electoralis Rhenanus),

2) den oberſächſiſchen,

3) den fränkiſchen,

4) den ſchwäbiſchen,

5) den oberrheiniſchen,

6) den weſtphäliſchen, und

7) den niederſächſiſchen.

Die Zahlung ſoll in drei Terminen erfolgen, und zwar in der Art, daß

1) 1,800,000 Thaler baar, und 1,200,000 Thaler in Anweiſungen auf gewiſſe Reichsſtände in der Zwiſchenzeit von dem Abſchluſſe bis zur Ratifikation des Friedens entrichtet,

2) eine Million Thaler zu Ende des Jahres 1649, und

3) die letzte Million zu Ende 1650 bezahlt werden.

Nach Leiſtung der Baarzahlung von 1,800,000 Thalern des erſten Termines, ſollen ſogleich die Plätze und Gegenden geräumt werden, welche die Schweden beſetzt halten.

Was den bairiſchen und öſtereichiſchen Reichskreis anbetrifft, ſo haben dieſe den Sold des kaiſerlichen Heeres zu entrichten.

Damit die Königin von Schweden wegen der Entſchädigung von fünf Millionen Thaler für ihr Heer vollkommen ſicher geſtellt werde, übernehmen die ſieben Churfürſten, ſowie alle Stände die Gewähr dafür, unter Verpfändung aller ihrer Güter.

Die Unterthanen der Gegenden und Plätze, welche nach den vorhergehenden Beſtimmungen von den fremden Heeren geräumt werden müſſen, ſind verbunden, den abziehenden Truppen die nöthigen Wagen, Pferde und Schiffe nebſt den erforderlichen Lebensmitteln zu liefern.

Endlich beſagt

Der ſiebenzehnte und letzte Artikel[8]), daß der weſtphäliſche Friede ein ewiges Reichsgrundgeſetz ſein ſoll, deſſen Uebertretung als ein Landfriedensbruch zu erachten und zu beſtrafen ſei. Der Beleidigte ſoll zunächſt den Weg der Güte verſuchen, und in Entſchlagung desſelben, die richterliche Hülfe anrufen. Wenn aber dem Beſchädigten innerhalb dreier Jahre weder im Wege des Vergleichs noch des

[8]) Das ſchwediſche Friedens-Inſtrument iſt vollſtändig abgedruckt in:
Acta pacis Westphalicae, von J. G. von Meiern, Tom. VI., pag. 128 usque ad pag. 172.

Rechts Genugthuung geworden ſei, ſo ſollen alle Theilnehmer des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes auf Anrufen des Beleidigten ihre Waffen zur Abwendung des Unrechts vereinigen [9]).

Das franzöſiſche Friedens-Inſtrument hat einen ähnlichen Eingang wie das ſchwediſche, gedenkt dann ebenfalls der allgemeinen Amneſtie, und beſchäftigt ſich hierauf mit den Rechtsverhältniſſen Burgunds und der Stellung Deutſchlands zu Frankreich bei den Kriegen der letztern Macht gegen Spanien.

Nachdem der burgundiſche Kreis auch in Zukunft für ein bleibendes Glied und einen integrirenden Beſtandtheil des deutſchen Reichs erklärt wurde, folgte die Beſtimmung, daß Kaiſer und Reich in die Kriege Frankreichs gegen Spanien ſich nicht miſchen ſollen.

Dagegen wird den einzelnen Reichsſtänden Deutſchlands geſtattet, in den Kriegen zwiſchen Frankreich und Spanien der einen oder der andern Krone Beiſtand zu leiſten, doch nur außerhalb der Grenzen des Reichs, und in Uebereinſtimmung mit der Verfaſſung deſſelben.

Der Streit mit Lothringen ſoll entweder durch gegenſeitig zu ernennende Schiedsrichter, oder durch den ſpaniſch-franzöſiſchen Friedens-Vertrag, oder ſonſt auf gütliche Weiſe geſchlichtet werden. Es ſoll auch den Kurfürſten, Fürſten und Ständen des deutſchen Reichs verſtattet ſein, die Erledigung des Streites durch Vergleich und gütliche Uebereinkunft, nicht aber durch die Waffen oder andere feindſelige Maaßregeln, zu befördern.

Hierauf verbreitet ſich die franzöſiſche Friedens-Urkunde auch ziemlich ausführlich über die innern Reichs-Angelegenheiten Deutſchlands, und kommt erſt am Schluß zu der Hauptſache, nämlich auf die beſondern Friedens-Bedingungen zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Nach dieſen tritt der Kaiſer mit Vorwiſſen, Beirath und Zuſtimmung der Reichsſtände an Frankreich ab:

1) die Bisthümer Metz, Tul und Verdün, mit der Stadt Mojenwik, wie ſie bisher zu Deutſchland gehört haben, jedoch mit Vorbehalt der Metropolitan-Rechte des Erzbiſchofs von Trier,

2) das Eigenthum und die Oberhoheit über Pignerol,

3) die Landgrafſchaft Ober- und Nieder-Elſaß, die Stadt Breiſach, den Sundgau und die Landvogtei Hagenau,

4) das Beſatzungsrecht von Philippsburg [10]).

---

9) Dieſer Punkt des weſtphäliſchen Friedens war einer der wichtigſten, und wir werden ſpäter öfters auf denſelben zurückkommen. Der Text lautete alſo:

Veruntamen si neutro horum modorum intra spatium trium annorum terminetur controversia, teneantur omnes et singuli hujus transactionis consortes, junctis cum parte læsa consiliis viribusque, arma summere ad repellendam injuriam a passo moniti, quod nec amicitiæ nec juris via locum invenerit: salva tamen de cætero uniuscujusque jurisdictione, justitiæque juxta cujusque principis aut status leges et constitutiones, competenti administratione. Et nulli omnino statuum imperii liceat jus suum vi vel armis persequi, sed siquid controversiæ, sive jam exortum sit sive posthac inciderit, unusquisque jure experiatur, secus faciens reus sit fractæ pacis. Quæ vero judicis sententia definita fuerint, sine discrimine statuum executioni mandentur, prout imperii leges de exequendis sententiis constituunt.

10) *Primo, quod supremum dominium, jura superioritatis aliaque omnia in Episcopatus Metensem, Tullensem et Virodunensem, urbesque cognomines eorumque episcopatuum districtus et nominatim Moyenvicum, eo modo, quo hactenus ad Romanum spectabant Imperium, imposterum ad Coronam Galliæ spectare eique incorporari debeant in perpetuum et irrevocabiliter, reserva tamen jure metropolitano ad Archiepiscopatum Trevirensem pertinente.*

Secundo Imperator et imperium cedunt transferuntque in regem christianissimum ejusque in regno succes-

Die Feſtungswerke von Benfelden, welches zurückzugeben iſt, werden geſchleift, ingleichen jene von Rheinau, Zabern, Neuburg am Rhein und Hohenbar; auch dürfen am rechten Rhein-Ufer von Baſel bis Philippsburg keine neuen Feſtungen erbaut werden.

Der Rath und die Einwohner von Zabern werden eine ſtrenge Neutralität beobachten: auch ſoll den Truppen des Königs von Frankreich, ſo oft es begehrt wird, der ſichere und freie Zug durch jene Stadt gewährt werden.

In gleicher Weiſe wird dem Könige von Frankreich der freie Durchzug in den Ländern und auf den Gewäſſern des deutſchen Reichs eingeräumt, um Truppen nach Philippsburg zu führen, oder die Beſatzung allda mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen.

Dagegen gibt Frankreich an den Kaiſer zurück:

die vier Waldſtädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut, die Grafſchaft Hauenſtein, den Schwarzwald, den obern und untern Breisgau, die Ortenau, mit den Reichsſtädten Offenburg, Gengenbach und Zell am Hammersbach.

Von den Schulden der Kammer in Enſisheim übernimmt Frankreich zwei Drittheile, ſowie dieſe Macht noch außerdem drei Millionen Franken an den Erzherzog Ferdinand Karl von Oeſterreich bezahlt.

Allen deutſchen Reichsunmittelbaren im Elſaß, namentlich der Reichsſtadt Straßburg und dem Biſchof daſelbſt, dem Pfalzgrafen von Lützelſtein, den Grafen und Freiherren von Hanau, Fleckenſtein, Oberſtein, der Reichsritterſchaft, den zehn Reichsſtädten, welche zur Landvogtei Hagenau gehören, nämlich Hagenau, Schlettſtadt, Kolmar, Weiſſenburg, Landau, Obereinheim, Roßheim, Münſter im Thale St. Gregori, Kayſersberg und Thüringheim, endlich den Aebten von Murbach, Andlau, Lüders und St. Gregorthal bleibt die Verbindung mit Deutſchland und die Reichsfreiheit geſichert, ſo daß Frankreich keine hoheitlichen Rechte über dieſelben anſprechen dürfe.

Zugleich wurde bedungen, daß die Schiffahrt auf dem Rheine frei gegeben werde, und keinem Theile erlaubt ſein ſoll, die vorübergehenden Schiffe anzuhalten, oder zu beläſtigen, unter welchem Vorwand ſolches nur immer geſchehen möge, die polizeiliche Aufſicht und Unterſuchung der Waaren allein ausgenommen. Auch ſollte keinem Theil die Auflegung neuer Zölle zuſtehen.

---

sores jus directi dominii, superioritatis et quodcunque aliud sibi et sacro Romano imperio hactenus in Pinarolum competebat et competere poterat.

Tertio Imperator pro se totaque serenissima domo Austriaca itemque imperium cedunt omnibus juribus, proprietatibus, dominiis, possessionibus ac jurisdictionibus, quæ hactenus sibi, Imperio et familiæ Austriacæ competebant in oppidum Brisacum, Landgraviatum superioris et inferioris Alsatiæ, Suntgoviam, præfecturamque provincialem decem civitatum imperialium in Alsatia sitarum, scilicet Hagenau, Colmar, Schettstadt, Weisenburg, Landaw, Oberenheim, Rosheim, Münster in Valle St. Gregorii, Kaysersberg, Thuringheim omnesque pagos et alia quæcunque jura, quæ a dicta præfectura dependent, eaque omnia et singula in regem christianissimum regnumque Galliarum transferunt, ita ut dictum oppidum Brisacum cum villis Hochstadt, Nirderimling, Harten et Acharen ad communitatem civitatis Brisacensis pertinentibus, cumque omni territorio et banno, quatenus se ab antiquo extendit, salvis tamen ejusdem civitatis privilegiis et immunitatibus antehac a domo Austriaca obteutis et impetratis,

Quarto Christianissimæ Majestati ejusque in regno successoribus, de consensu imperatoris totiusque imperii, perpetuum jus sit tenendi præsidium in castro Philippsburg, protectionis ergo, ad convenientem tamen numerum restrictum, qui vicinis justam suspicionis causam præbere non possit, sumptibus duntaxat coronæ Galliæ sustentandum.

Patere etiam debebit regi liber transitus per terras et aquas imperii ad inducendos milites, commeatum et cætera omnia, quibus et quoties opus fuerit.

Am Schluße enthält das franzöſiſche Inſtrument über die Vollziehung des Friedens ähnliche Beſtimmungen wie das ſchwediſche, nur mit Hinweglaſſung derjenigen, welche ſich ausſchließend auf Schweden beziehen [11]). Die Vorſchriften über die Gewähr des Friedens, welche oben in der Anmerkung 9 eingerückt wurden, finden ſich in der franzöſiſchen Urkunde wörtlich wiederholt [12]). — —

Bei dem Abſchluſſe des weſtphäliſchen Friedenswerkes fanden ſowohl in Münſter, als in Osnabrück verſchiedene Feierlichkeiten ſtatt. Während die Inſtrumente in Münſter unterzeichnet wurden, meldeten dieß dreifache Salven des groben Geſchützes von den Baſtionen der Stadt den erwartungsvollen Einwohnern. Am andern Tage (25. Oktober 1648) wurde der Friede in Münſter auf feſtliche Weiſe verkündet.

Der Syndikus durchzog zu dem Ende auf einem geſchmückten Pferde die Straſſen der Stadt. Vor ihm ritten ein Heerpauker mit ſieben Trompetern und hinter ihm drei Rathsdiener in rothen Mänteln. An den belebteſten Plätzen las der Syndikus aus einem großen Buche einen gedrängten Auszug des Friedens-Inſtrumentes ab. Während des Leſens gaben Spaliere von Musquetiren eine dreifache Salve, welche das grobe Geſchütz auf den Wällen erwiederte.

In Osnabrück wurden die Bürger am 25. Oktober 1648 vor dem Rathhauſe verſammelt, und benachrichtiget, daß der Friede geſchloſſen und unterzeichnet ſei. Während ein Danklied abgeſungen ward, weinten viele Bürger, doch nicht aus Freude, ſondern aus Betrübniß. Der Beweggrund war zwar nur die Furcht vor einer neuen Zwingherrſchaft ihres Biſchofs; indeſſen ihre Thränen ſchienen die Bedeutung des weſtphäliſchen Friedens für Deutſchland ſinnbildlich auszudrücken:

Denn ſoweit ſein Inhalt die Reichsverfaſſung, die Grenzen und die Macht-Verhältniſſe Deutſchlands betraf, mußte er die geſammte Nation mit tiefer Trauer erfüllen!

---

11) Auch das franzöſiſche Friedens-Inſtrument, gleichfalls in lateiniſcher Sprache verabfaßt, enthält den Vertragspunkt über die Ausſcheidung der Schweiz aus dem deutſchen Reichsverband, und zwar ganz in denſelben Worten, wie der ſechste Artikel der ſchwediſchen Friedens-Urkunde. Es muß alſo hierauf eine große Wichtigkeit gelegt worden ſein, und eine beſondere Uebereinkunft zwiſchen Frankreich und Schweden ſtattgefunden haben.

12) Das franzöſiſche Friedens-Inſtrument ſteht vollſtändig bei Meiern **Tom. VI., pag. 373 usque ad pag. 394.**

Inhalt des dritten Bandes.

Neuntes Buch.

Das Zeitalter der Kirchenverbeſſerung.

(Vom Jahr 1493 bis 1648.)

Seite

Erſtes Hauptſtück. Vorläufer. Geiſtiger Zuſtand Deutſchlands im Zeitraume von 1450 bis 1516. . 5
Zweites Hauptſtück. Auftreten des Reformators. Dr. Martin Luther. (Vom Jahr 1517 bis 1520.) . 16
Drittes Hauptſtück. Aeußere Geſchichte bei Beginn der Kirchenverbeſſerung. Die Kaiſer Maximilian I. und Karl V. (Vom Jahr 1393 bis 1520.) 22
Viertes Hauptſtück. Der Reichstag in Worms. (Das Jahr 1521.) 29
Fünftes Hauptſtück. Ausbruch der politiſchen Bewegung. (Das Jahr 1522.) 34
Sechstes Hauptſtück. Innere Begründung der Reformation. Aeußere Ausdehnung derſelben. (Vom Jahr 1521 bis 1524.) 54
Siebentes Hauptſtück. Erſte Einführung der Reformation in Sachſen. (Das Jahr 1522.) . . . 59
Achtes Hauptſtück. Reichstäge in Nürnberg. Fortgeſetzte Ausbreitung der Lehre Luthers. (Vom Jahre 1522 bis 1525.) 67
Neuntes Hauptſtück. Neue politiſche Gährung. Vorläufer des Bauernkrieges. (Vom Jahr 1524 bis 1525.) 70
Zehntes Hauptſtück. Das Manifeſt der Bauern. (Das Jahr 1525.) 77
Eilftes Hauptſtück. Die Stellung Luthers zu dem Bauern-Aufſtand. 81
Zwölftes Hauptſtück. Ausbruch der Empörung in Schwaben und Franken. (Das Jahr 1525.) . . 88
Dreizehntes Hauptſtück. Entwürfe der politiſchen Reformer. Ausgang des Aufſtandes in Schwaben und Franken. 93
Vierzehntes Hauptſtück. Ausbruch der politiſchen Gährung in Sachſen. (Das Jahr 1525.) . . 99
Fünfzehntes Hauptſtück. Verhältniß der kirchlich-reformatoriſchen Richtung zur politiſchen. Nothwendiger Untergang der letztern. 105
Sechszehntes Hauptſtück. Erasmus und Luther. Streit über den freien Willen. (Vom Jahr 1524 bis 1526.) 114
Siebenzehntes Hauptſtück. Der Abendmahlsſtreit. Reichstäge in Speier. Verhandlung in Marburg. (Vom Jahr 1526 bis 1529.) 124
Achtzehntes Hauptſtück. Der Reichstag in Augsburg vom Jahr 1530. 132
Neunzehntes Hauptſtück. Königswahl. Das Bündniß von Schmalkalden. Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz. (Vom Jahr 1530 bis 1532.) 141
Zwanzigſtes Hauptſtück. Innere Zuſtände Deutſchlands in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. 145

Seite
Ein und zwanzigſtes Hauptſtück. Fortgang der Reformation bis zum Religions-Geſpräch von Regensburg. (Vom Jahr 1532 bis 1546.) 149
Zwei und zwanzigſtes Hauptſtück. Die letzten Lebensjahre und der Tod Dr. Martin Luthers. (Vom Jahr 1544 bis 1546.) 162
Drei und zwanzigſtes Hauptſtück. Ausbruch des Religions-Kriegs in Deutſchland. (Das Jahr 1546.) 170
Vier und zwanzigſtes Hauptſtück. Der Verrath des Herzogs Moriz. Sieg des Kaiſers über die evangeliſchen Stände. (Vom November 1546 bis zum Juli 1547.) 177
Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück. Folgen des Siegs Karls V. Das Religions-Interim von Augsburg. (Vom Jahr 1546 bis 1549.) 185
Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück. Siegreiche Wiedererhebung der Reformation. Die Religionsfriedensſchlüſſe von Paſſau und Regensburg. (Vom Jahr 1549 bis 1555.) . . 190
Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück. Abdankung Karls V. Anerkennung Ferdinands I. als Kaiſer. Innere und äußere Lage des Reichs. (Vom Jahr 1555 bis 1561.) . . . 196
Acht und zwanzigſtes Hauptſtück. Königswahl Maximilians II. Konzilium zu Trident. Vorboten eines Aufſtandes der Niederlande. (Vom Jahr 1562 bis 1563.) 200
Neun und zwanzigſtes Hauptſtück. Die Regierung Kaiſer Maximilians II. (Vom Jahr 1564 bis 1576.) 203
Dreißigſtes Hauptſtück. Ausbruch der Gährung in den Niederlanden. Blutiger Sieg des Königs. (Vom Jahr 1566 bis 1568.) 208
Ein und dreißigſtes Hauptſtück. Erneuerung des Freiheits-Kampfes in den Niederlanden. Friede von Gent. (Vom Jahr 1568 bis 1576.) 219
Zwei und dreißigſtes Hauptſtück. Kaiſer Rudolph II. Vorläufer eines allgemeinen oder des dreißigjährigen Religionskrieges. (Vom Jahr 1576 bis 1612.) 223
Drei und dreißigſtes Hauptſtück. Kaiſer Mathias. Eröffnung des dreißigjährigen Krieges. (Vom Jahr 1612 bis 1618.) 236
Vier und dreißigſtes Hauptſtück. Wichtige wiſſenſchaftliche Fortſchritte. Johann Keppler, der Reformator der Sternkunde. (Vom Jahr 1600 bis 1622.) 243
Fünf und dreißigſtes Hauptſtück. Kaiſer Ferdinand II. Fortſetzung des Kriegs. Niederlagen der Proteſtanten. (Vom Jahr 1619 bis 1625.) 249
Sechs und dreißigſtes Hauptſtück. Der niederſächſiſche Bund. Siege Tylly's und Wallenſteins. (Vom Jahr 1625 bis 1629.) 257
Sieben und dreißigſtes Hauptſtück. Unglückliche Lage der Proteſtanten und des Reiches. Das Reſtitutions-Edikt. Wendepunkt des Kriegs. (Vom Jahr 1629 bis 1630.) 264
Acht und dreißigſtes Hauptſtück. Ausgang Johann Kepplers. (Das Jahr 1630.) 273
Neun und dreißigſtes Hauptſtück. Erſtes Auftreten Guſtav Adolphs in Deutſchland. (Vom Jahr 1630 bis 1631.) 278
Vierzigſtes Hauptſtück. Eroberung Magdeburgs durch Tilly. Niederlage des letztern bei Leipzig. (Jahr 1631.) 284
Ein und vierzigſtes Hauptſtück. Siegreiches Vordringen der Proteſtanten. Rückkehr Wallenſteins zu den kaiſerlichen Heeren. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 289
Zwei und vierzigſtes Hauptſtück. Hochſtrebende Entwürfe Guſtav Adolphs. Diplomatiſche Unterhandlungen. (Vom Jahr 1631 bis 1632.) 293
Drei und vierzigſtes Hauptſtück. Eröffnung des Feldzugs vom Jahr 1632. Schlacht bei Nürnberg. 298
Vier und vierzigſtes Hauptſtück. Die Schlacht bei Lützen. Tod Guſtav Adolphs. (16. November 1632.) 305
Fünf und vierzigſtes Hauptſtück. Ueberſichtliche Würdigung Guſtav Adolphs. Folgen der Schlacht bei Lützen. 341
Sechs und vierzigſtes Hauptſtück. Veränderte Stellung der Parteien. Entwürfe Frankreichs und Schwedens. Diplomatiſche Thätigkeit. (Das Jahr 1633.) 320

Seite

Sieben und vierzigſtes Hauptſtück. Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. Empörung des ſchwediſchen Heeres. Unternehmungen und Anſchläge Wallenſteins. (Vom Jahr 1633 bis 1634.) . 325
Acht und vierzigſtes Hauptſtück. Nähere Unterhandlungen des Herzogs von Friedland mit Frankreich und Schweden. Abſetzung desſelben. 336
Neun und vierzigſtes Hauptſtück. Wallenſteins Ausgang. (Vom 22. bis 25. Hornung 1634.) . . 350
Fünfzigſtes Hauptſtück. Urtheil der Geſchichte über Wallenſteins und des Kaiſers Schuld oder Unſchuld. 360
Ein und fünfzigſtes Hauptſtück. Wendung des Krieges. Schlacht bei Nördlingen. (Vom März bis zum September 1834.) 369
Zwei und fünfzigſtes Hauptſtück. Folgen der Schlacht bei Nördlingen. Bewaffnetes Einſchreiten Frankreichs. Prager Friede. (Vom Jahr 1634 bis 1635.) 376
Drei und fünfzigſtes Hauptſtück. Angriffs-Krieg gegen Frankreich. Politik des Herzogs Bernhard von Weimar. (Von 1635 bis 1636.) 382
Vier und fünfzigſtes Hauptſtück. Deutſche Königswahl. Tod Ferdinands II. Charakteriſtik dieſes Kaiſers. (Vom Jahr 1636 bis 1637.) 385
Fünf und fünfzigſtes Hauptſtück. Fortgang des Krieges. Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. Friedens-Verſuche auf dem Reichstag in Regensburg. (Vom Jahr 1636 bis 1641.) . 389
Sechs und fünfzigſtes Hauptſtück. Erneuerung der Feindſeligkeiten. Allgemeiner Charakter des Kriegs. Ende desſelben. 392
Sieben und fünfzigſtes Hauptſtück. Weſtphäliſcher Friede. Vorſpiel der Unterhandlungen. (Vom Jahr 1641 bis 1645.) 402
Acht und fünfzigſtes Hauptſtück. Eröffnung der Friedens-Unterhandlungen. Entſchädigungs-Anſprüche Frankreichs und Schwedens. 410
Neun und fünfzigſtes Hauptſtück. Unerwartete Wendung der Unterhandlungen. Tiefer Verfall Deutſchlands. Das Jahr 1646.) 417
Sechszigſtes Hauptſtück. Abſchluß des Friedens. Inhalt desſelben. (1648.) 429

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wirth, Johann Georg August,

Die Geschichte der Deutschen

Bd.: 3

Emishofen (1844)

4 Germ.g. 210 m-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10002278-9